Velhagen & Klasings Monatshefte

Digitized by Google

LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Aquarellstudie von Hermann Prell.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XIII. Jahrgang 1898/99. Heft 4, Dezember 1898.

Heilige Weihnacht.

Von

F. Reimund.

Heilige Weihnacht! Christ ist geboren!
Liebe trat aus strahlenden Thoren!
Liebe läßt im Dunkeln und Kalten
Ihre sonnige Allmacht walten,
In die tiefste, dunkelste Nacht
Fällt die stärkste, mächtigste Macht!

In das eisige Flockengewimmel
Fällt ein Leuchten vom hohen Himmel.
Unterm Schimmer der hellen Kerzen
Flutet's heiß von Herzen zu Herzen,
Alles Dunkel ist hold erhellt, —
Liebe kam in die kalte Welt!

Seht ihr alle die Wangen blühen?
Das ist liebender Güte Glühen!
Fühlt ihr den starken Strom, den warmen?
Das ist inniges Menschenerbarmen,
Das ist herrlichste Menschenlust,
Das ist das Beste aus jeder Brust!

Über den Schnee ſolch ein leichtes Schreiten,
Über das Weh ſolch ein ſanftes Breiten,
Über der Seele ſchmerzende Stellen
Solche wärmende, weiche Wellen,
Solche heilende Balſamflut,
Solche tiefe und milde Glut!

Tannen und Herzen, ſo goldbeladen,
Glitzernde, blitzende Liebesfaden,
Strahlende, luſtbeſcheinende Lichter,
Fromme, frohe Menſchengeſichter,
Lieder vom traulichſten, tiefſten Freun,
Glocken, die jubelnden Klang verſtreun!

Heilige Weihnacht! Chriſt iſt geboren!
Unſere Herzen wären verloren,
Wär' nicht das tiefe, wärmende Glühen,
Wär' nicht dies himmliſche, duftende Blühen,
Wär' nicht Erbarmen, warm und weich,
Wär' nicht Liebe das Himmelreich!

LOAN STACK

AP30
V4
v.13:1
pt.2

Hermann Prell.

Von

Adolf Rosenberg.

Mit dem Bilde des Künstlers, zwei Kunstbeilagen und zwanzig Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Wenn wir einen Blick auf die Entwickelung der deutschen Kunst während des Jahrhunderts, das zur Neige geht, zurückwerfen, scheint es uns, als wolle das Ende wieder an den Anfang anknüpfen. In jenem Teile der Kunst wenigstens, die man auch heute noch, nachdem so viele alte Begriffe ihrer ursprünglichen Bedeutungen und ihres alten Wertes beraubt worden sind, die große, die monumentale nennt. Im Anfang dieses Jahrhunderts zog eine kleine Schar begeisterter deutscher Kunstjünger nach Rom, um dort, vom Urquell der Kunst, den Zaubertrank zu holen, mit dem sie dem schwer und fast hoffnungslos erkrankten Körper der deutschen Kunst zu neuem Leben verhelfen wollten. Cornelius und die Seinen sahen das Heil der neuen deutschen Kunst, die sie ihrem tief daniederliegenden Vaterlande bescheren wollten, in dem engsten Anschluß an die edlen Meister, die die italienische Kunst, insbesondere die Malerei, zu jener Blüte gebracht haben, die unter dem weiten Begriffe „Renaissance" noch heute allen als verehrungs- und nachahmungswürdig gilt, die noch immer Schönheit und Wahrheit für die höchsten Ideale der Kunst, für die Grundlagen ihres Wesens und für die Endziele ihres Strebens halten. Wer jenen Meistern nahe kam, der hatte nach der Meinung jener hoffnungsfreudigen Erneuerer der deutschen Kunst schon sein Lebensziel erreicht. Darüber hinaus gab es für sie nichts. Sie hatten nicht einmal erkannt, daß die von ihnen so hochverehrten Meister ihre Kräfte aus der Natur geschöpft und nur in stetigem, unmittelbarem Umgang mit der Natur bis an ihr Ende frisch und lebendig erhalten hatten. Mit Studien nach der Natur gaben sich die weltfremden „Klosterbrüder von Sant' Isidoro", wie man in Rom Cornelius und die Seinen nach ihrem Wohnsitze nannte, nicht viel ab. Höchstens, daß sie gelegentlich einander porträtierten. Trotzdem brachten sie in Rom ein Werk zu stande, das schnell ihren Ruf nach Deutschland verbreitete und dort die frohesten Hoffnungen auf die Zukunft erweckte: die Fresken aus der Geschichte Josephs in der Casa Bartholdy.

Hermann Prell.
Nach einer Aufnahme von E. Bieber, Hofphotograph in Berlin und Hamburg.

Als diese jungen Künstler dann in die Heimat zurückgekehrt waren, erwartete man an vielen Orten ein fröhliches Aufblühen der deutschen Kunst. Es ist bekannt, daß

Abb. 1. Der Pfahlbauer.
Wandgemälde im Architektenhause zu Berlin.

dieſe Erwartungen nicht erfüllt worden ſind. Die Geſchichte der deutſchen Monumentalmalerei weiß während der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts nur von Enttäuſchungen, von Mißhelligkeiten zwiſchen Auftraggebern und Künſtlern zu erzählen, und ſchließlich ging auch das einzige, was jene Künſtler als ſicheren Gewinn aus Rom mit gebracht hatten, die Kenntnis und Übung der alten Freskotechnik, des edelſten Ausdrucksmittels der monumentalen Malerei, verloren.

Jahrzehnte verſtrichen, ehe ſie wieder der Vergeſſenheit entriſſen wurde, ehe ſie wieder der Kunſtübung unſerer Zeit als lebendiges Glied angefügt wurde, und ihre Erneuerung knüpft ſich vorzugsweiſe an den Namen eines Mannes, dem es ein günſtiges Geſchick beſchieden hat, am Ende dieſes Jahrhunderts zu vollenden und in die ſchöne Wirklichkeit zu übertragen, was jene Männer im Anfang des Jahrhunderts — freilich in einem anderen Geiſte und darum vergebens — begonnen hatten.

Bevor Hermann Prell, den wir nicht nur als den Erneuerer der Freskotechnik in unſerer Zeit, ſondern auch als den Künſtler preiſen dürfen, der den monumentalen Stil zuerſt mit modernem Leben erfüllt und ſeine Ausdrucksformen vertieft und erweitert hat, zu ſeinem Ziele gelangte, ſind ihm wie allen Pfadfindern Irrwege nicht erſpart geblieben. Am 29. April 1854 in Leipzig geboren, rheinländiſchen Geblüts,

Abb. 2. Griechenland.
Wandgemälde im Architektenhause zu Berlin.

Digitized by Google

empfand er schon früh den Trieb, zu gestalten, was ihm seine Phantasie eingab, namentlich unter den Anregungen der großen Zeit von 1870 und 1871, die in ihm noch widerhallten, als er 1872 die Dresdener Kunstakademie bezog. Schon durfte er auf eine beträchtliche Anzahl von eignen Erfindungen und Kompositionen zurückblicken, und er hoffte, in Dresden schnell die Förderung zu erlangen, die zur Ausführung seiner Entwürfe nötig war. Er machte auch schnell die Klassen der Akademie durch, weil er die lebhaftes Interesse ein, und aus ihr schöpfte er auch die Motive zu den eignen Arbeiten, die er in Dresden unternahm. So führte er u. a. im Atelier Theodor Grosses, der damals Lehrer der Geschichtsmalerei an der Akademie war, Kartons zum Wielandslied aus; aber Grosse, der ganz in antikisierenden Anschauungen befangen war, hatte für solch phantastische Stoffe kein Verständnis und konnte darum dem jungen Künstler, der vorwiegend das Psychologische in einem Kunstwerk betonen wollte, nicht vorwärts helfen, ihn

Abb. 3. Die Renaissance. Wandgemälde im Architektenhause zu Berlin.

zeichnerische Technik bereits völlig beherrschte; aber die gehoffte Förderung, das was er in seinem dunklen Gestaltungsdrange suchte, fand er nicht. Die Zeit der Romantiker, die in Dresden gewirkt hatten, der Schnorr und Bendemann, war vorüber, und einen Ersatz dafür gab es für Prell nicht, auch nicht in der alten Kunst, die ihm immer nur ein Gegenstand des ästhetischen Genusses geblieben ist und niemals seine persönliche künstlerische Anteilnahme erregt hat. Schon damals flößte ihm die Eddasage ein namentlich nicht auf den Weg führen, der ihm als der einzig richtige vorschwebte. Er wollte die Fülle der Gestalten, die in ihm lebten, zur Erscheinung bringen; aber es fehlten ihm so gut wie alle Mittel der Darstellung dazu. Zeichnen wollte er nicht und malen konnte er noch nicht, und dieser Zwiespalt erschütterte ihn so stark, daß er seitdem einen wahren Haß gegen das zeichnerische Produzieren gefaßt hat und, nach seinem eignen Geständnis, auch heute noch selbst zur geringsten Studie lieber den Pinsel als den Stift ergreift.

Digitized by Google

Abb. 4. Studie zu den Wandgemälden in Hildesheim.

Einen Umschwung in seiner verzweifelten Stimmung brachte ihm erst das Jahr 1875, während dessen er seiner Militärpflicht bei den sächsischen Reitern genügte. Hier hatte er immer Leben, Bewegung und Farbe vor Augen, und als er um dieselbe Zeit zum erstenmale ein Bild des großen Farben- und Malkünstlers Karl Gussow zu Gesicht bekam, hatte er auch den Meister gefunden, von dem jene Mittel zu erlangen waren, mit denen er seinen Gestalten erst den vollen Schein des Lebens geben konnte. Er ging nach Berlin, wurde von Gussow unter die Zahl seiner Schüler angenommen, die bald zu einem mächtigen Faktor in der Berliner Kunstbewegung wurden und unter der Führung ihres Meisters in der Künstlerwelt wie im großen Publikum eine förmliche Revolution herbeiführten. In einem Jahre rastloser Arbeit hatte Prell von Gussow soviel gelernt, daß er sich auf eigne Füße stellen konnte. Noch heute gedenkt er in Dankbarkeit des trefflichen Meisters, in dem er und sein Freund und Landsmann Max Klinger ihren einzigen Lehrer verehren, obwohl er ihnen geistig fernstand und seine Wege nicht die ihrigen waren. Gussow selbst hat die hohen Erwartungen, die er durch seine eignen Werke und durch seine Lehrthätigkeit in hohem Maße rege gemacht hatte, nicht erfüllt. Lange, bevor seine Mission vollendet war, ist er, durch wirkliche oder vermeintliche Kränkungen seines Ehrgeizes verstimmt, aus dem Berliner Kunstleben geschieden; aber noch heute erkennt man die ehemaligen Gussow-Schüler an ihrem eigenartigen Pinselstrich.

Als sie mit ihren ersten eignen Arbeiten auf den Berliner Ausstellungen zu Ende der siebziger Jahre auftraten, gebärdeten sie sich im Vollgefühl ihrer errungenen Kraft, die alles Frühere überwinden zu können glaubte, etwas vorlaut und allzu

Abb. 5. Studien zu den Wandgemälden in Hildesheim.

Abb. 6. König Heinrich IV. und die Bürger von Worms. Wandgemälde im Rathause zu Worms.

dreist. Nur Hermann Prell stimmte in diesen Ton, der zum großen Teil in Berliner Gemütsart begründet liegt, nicht ein. Von Hause aus eine vornehme Natur, fühlte er sich von den robusten Gestalten aus dem Berliner Volksleben, die die meisten Gussow-Schüler grellfarbig in ungebührlicher Größe auf die Leinwand setzten, abgestoßen. Er sah schon damals wie Klinger die Natur als ein Ganzes, die über die künstlerische Rolle, die der Mensch darin zu spielen hatte.

Zu diesem einen modernen Element in seinem Bildungsgange trat bald noch ein zweites, als er nach den Studien bei Gussow sein erstes größeres Bild, „Die letzte Jagd", zu malen begann. Ein Reiter in Renaissancetracht ist in seinem Jagdeifer einem von Hunden gehetzten Hirsche zu weit gefolgt. Plötzlich sieht er einen Abgrund vor

Abb. 7. Hermann der Cheruster übergibt den erbeuteten römischen Silberschatz der Priesterschaft am Galgenberg. Wandgemälde im Rathause zu Hildesheim.

Menschen mit der Landschaft zusammen, und die Augen für diese Zusammengehörigkeit wurden ihm vollends geöffnet, als die intimere Kenntnis der japanischen Malerei zu uns drang. Er und Klinger waren wohl die ersten, die die Naivität und zugleich die Wahrheit dieser Naturanschauung und Naturempfindung erkannten und auf sich wirken ließen. Jetzt wurde sich Prell erst über das Wesen der Landschaft klar und sich, in den Hirsch und Hunde bereits herabstürzen. Vergebens sucht er sein Pferd herumzureißen; im nächsten Augenblick folgt er selbst den Voraufstürzenden. Prell hatte einen ähnlichen Vorgang selbst beobachtet, und als er ihn darstellen wollte, ergab sich die Notwendigkeit, daß er die Vorstudien im Freien, unter der unmittelbaren Einwirkung des Sonnenlichtes machen mußte. Seitdem ist das Malen im Freien für ihn

Ludwig der Fromme und Irmingard verleihen dem Bischof Guntar das

a4 **Bistum Hildesheim.** Wandgemälde von Hermann Prell im Rathause zu Hildesheim.

etwas ſelbſtverſtändliches geworden. Nur hat er nicht viel Aufhebens davon gemacht, wie einige Jahre ſpäter die „Freilichtmaler“, die ſich als ſtolze Entdecker vor ihren Kunſtgenoſſen und dem verblüfften Publikum brüſteten. Als dieſe noch die Wirkungen des Sonnenlichts ſo wiedergaben, daß man aufgewirbelten Mehlſtaub vor ſich zu ſehen glaubte, hatte Prell ſolche Kinderkrankheiten bereits überwunden.

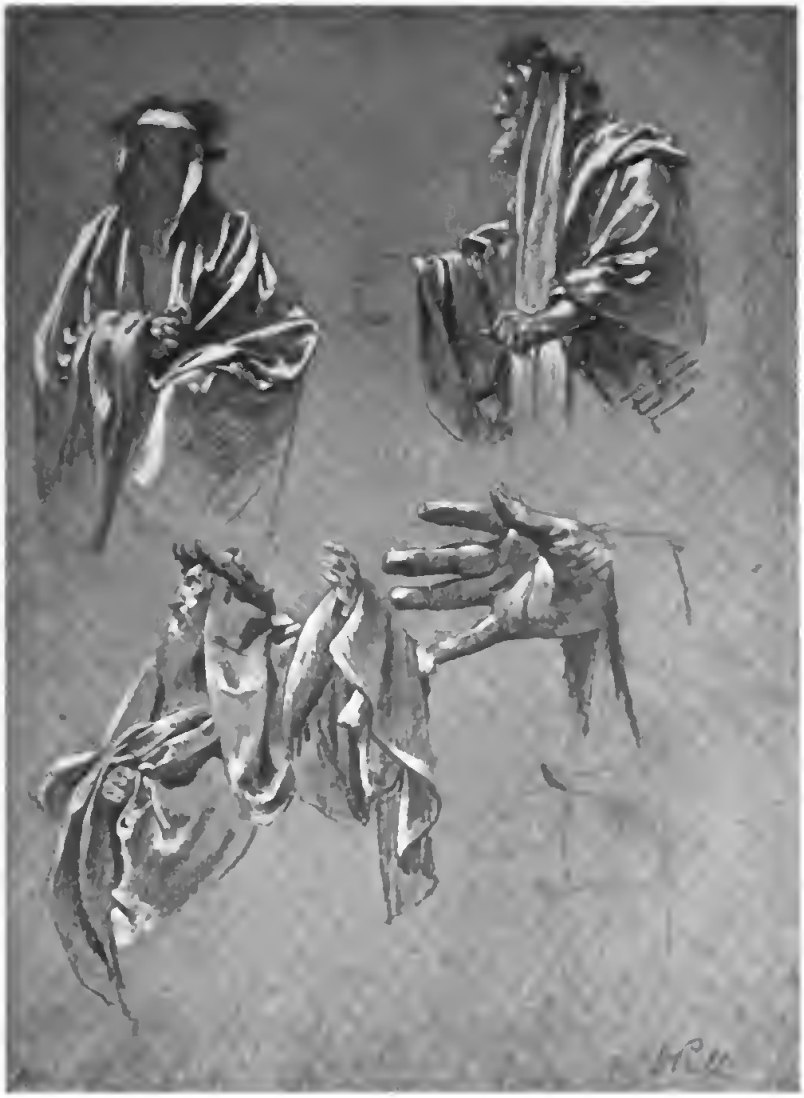


Abb. 8. Studien zu dem Bilde „Hermann der Cheruſker.“ (S. 376.)

Er war ſogar auf den Pfaden, die die Modernen ebenfalls viel ſpäter einſchlugen, noch weiter vorwärts gekommen. Nachdem ihm die japaniſchen Malereien die Brücke zur Landſchaftsmalerei geſchlagen hatten, war er erſt zum vollen Verſtändnis landſchaftlicher Stimmungen gekommen. Nicht mehr in einem auf höchſte Wirkung geſpannten, draſtiſchen Moment ſah er das oberſte Ziel künſtleriſcher Darſtellung, ſondern in der harmoniſchen Verbindung der landſchaftlichen Stimmung mit der menſchlichen Erſcheinung in ruhigem Daſein. Dieſe neue Erkenntnis kam zum erſten Ausdruck, als Prell 1878 an einem Wettbewerb teilnahm, der zur Ausſchmückung des Feſtſaales im Berliner Architektenhauſe ausgeſchrieben worden war und aus dem er ſchließlich als Sieger hervorging. Als Thema für eine Bilderreihe, die die Wände des Saales ſchmücken ſollte, war die Entwickelungsgeſchichte der Baukunſt in ihren Hauptepochen von ihren Uranfängen bis auf die neueſte Zeit gegeben worden, und gerade dieſe Aufgabe bot Prell die erwünſchte Gelegenheit, ſeine Theorie von der auf Stimmung begründeten Exiſtenzmalerei, bei der alles Hiſtoriſche im Detail wie in der Handlung vermieden wird, zu erproben. Daneben hatte er auch zu erwägen, wie die Darſtellung an der Wand wirken ſollte, die ganz andere Forderungen erhebt, als die Tafelmalerei. Mit dem, was er bei Guſſow

Abb. 9. Studie zu den Wandgemälden in Hildesheim.

um zunächst die Freskotechnik dort zu studieren, wo sie sich allein noch — freilich in handwerksmäßiger Übung — erhalten hatte. —

Für die Ausführung der Bilder war nämlich Freskomalerei bestimmt worden, weil die Kosten aus einer Stiftung des Freiherrn von Biel auf Kalkhorst zur Förderung der Freskomalerei bestritten werden sollten. Freilich nur zu einem Teil; einen anderen steuerte die preußische Staatsregierung bei, und hier ist, wie bei allen neueren Monumentalmalereien in Preußen, mit hohem Dank und voller Anerkennung der fördernden Teilnahme und anregenden Mitarbeit des damaligen Decernenten für Kunstangelegenheiten im Kultusministerium, Geheimrats Max Jordan, zu gedenken, der den jungen Künstler auf die litterarischen Quellen hinwies, aus denen er sich Rat holen konnte. Prell, der schon selbst in der Freskomalerei das seinen monumentalen Wünschen am besten entsprechende Ausdrucksmittel erkannt hatte, studierte denn auch mit Eifer alle theoretischen Schriften. Die endliche Offenbarung alles dessen, was ihm noch traumhaft vor Augen gelernt hatte, war hier nichts anzufangen, und was er von modernen Wandgemälden gesehen hatte, konnte ihm nicht als Muster dienen, weil die meisten der neueren Wandgemälde nichts anderes als vergrößerte Staffeleibilder sind. Wandmalereien aus der Renaissancezeit und aus früheren Epochen hatte er damals noch nicht kennen gelernt; aber auch wenn er sie bereits gekannt hätte, würden sie ihm nur wenig Nutzen gebracht haben, weil seine Kunstanschauung auf einem anderen Boden stand. In dieser Not glaubte er den richtigen Ausweg gefunden zu haben, indem er sich entschloß, die Darstellungen als eine Art Flächenornament in großen Lokalfarbenkontrasten zu behandeln, und als gereifter Künstler hatte er später die Freude, zu sehen, daß dieses Prinzip das richtige gewesen war. Noch fehlte aber eines: das Flächenbild mußte so erweitert und vertieft werden, daß sich dem Beschauer die Illusion des Raumes aufdrängte, und das Verständnis dafür ging ihm erst in Italien, in Rom auf, wohin er sich vor dem Beginn der Ausführungsarbeiten begab,

Abb. 10. Studie zum Pilger am Brunnen des Lebens. (Wandgemälde in Breslau.)

Digitized by Google

stand, empfing er aber erst, als er — zunächst zur Erlernung der Freskotechnik — 1879 nach Italien ging. Er empfing jene Offenbarung jedoch nicht, wie Cornelius und seine Freunde und Nachfolger, aus dem Studium der alten Meister, sondern aus den gewaltigen Eindrücken, die Landschaft und Menschen auf ihn machten und hinter denen zunächst seine auf technische Vervollkommnung gerichteten Wünsche zurücktraten. Seinen erstaunten Blicken ging die Logik, das Gesetzmäßige, das Notwendige in dieser Natur und in dieser Menschenrasse auf, und er stieg damit zu den Wurzeln der antiken Kunst herab. Erst jetzt entstand in ihm das Gefühl für das Räumliche, der Gedanke, daß ein Bild ein Stück Welt sein müsse, daß Malerei Aufhebung der Fläche bedeute. Diese Grundsätze sind für sein ganzes späteres Schaffen maßgebend und entscheidend geblieben, und am folgerichtigsten hat er sie gerade in seiner letzten großen Schöpfung, in den Gemälden für den Palazzo Caffarelli in Rom, durchgeführt. Damals sah er in dieser Erkenntnis eine Art von revolutionärer That, den Bruch mit der Überlieferung der beiden letzten Jahrhunderte, mit den Principien des Helldunkels und der linearen Komposition. Später sah er jedoch ein, daß er keine neue Entdeckung gemacht, sondern — unbewußt — an die florentinischen Meister des XV. Jahrhunderts angeknüpft hatte, deren Kunstübung mit Raffael erlosch, um durch eine plastische Richtung in der Malerei verdrängt zu werden. Auch das Malen in freier Natur wurde für Prell in Rom mehr noch als bisher zur unabweisbaren Notwendigkeit. Der Mensch in seinem Verhältnis zur Landschaft kann nur im Freien studiert werden, und an dieser Überzeugung hat Prell bis auf den heutigen Tag festgehalten. Wie sehr diese Studien seiner Kunst zu gute gekommen sind, lehrt uns jede seiner Schöpfungen. Seine Figuren sind nicht willkürlich in die Landschaften hineingestellt, sondern sie scheinen aus ihnen herausgewachsen oder, wenn man will, in sie hineingewachsen zu sein. Für Prell sind Menschen ohne landschaftliche Umgebung gar nicht denkbar, wie er denn überhaupt niemals — als gereifter Künstler wenigstens — sogenannte „Interieurs“ mit Figuren gemalt hat.

Obwohl Prell dann noch in Italien eifrig an den Resten antiker Freskomalereien in Rom und Pompeji studierte und selbst italienischen Malern bei ihren Arbeiten in Kirchen half, um ihre technischen Kunstgriffe kennen zu lernen, hat ihn eigentlich erst die Notwendigkeit eignen Schaffens geschult und zum Meister gemacht. Im Sommer 1881 begann er die Arbeit im Architektenhause in Berlin, und noch vor Ablauf eines Jahres war das Werk vollendet, für Berlin eine künstlerische That, weil es die erste reine Freskomalerei war nach jenen nur noch in traurigen Ruinen erhaltenen Versuchen, die einige Schüler von Cornelius in der Vorhalle des Alten Museums gemacht

Abb. 11. Studie zur Aphrodite auf dem Parisurteil. (S. 380.)

Abb. 12. Das Parisurteil.
Wandgemälde im Museum zu Breslau.

haben. Elf Bilder umfaßt der Cyklus, der an der nördlichen Längswand mit dem Pfahlbau, der ursprünglichsten Form der Baukunst auf deutschem Boden (s. Abb. 1), beginnt und mit dem Richtfest eines gotischen Doms die Entwickelung der germanischen Baukunst, der Baukunst des Occidents, schließt. Die gegenüberliegende Seite führt die Entwickelung der orientalisch-romanischen Kunst von Ägypten über Griechenland (s. Abb. 2) nach Rom vor, und an der Ostwand erreicht die Entwickelung ihren Höhepunkt in der prächtigen Gruppe der Renaissance, die die drei Schwesterkünste vereint auf dem Hintergrunde einer italienischen Landschaft, der Heimat der nordischen Kunst, zeigt und in den drei Gestalten zugleich die vornehmsten Kunstländer des XVI. Jahrhunderts, in der Malerei Italien, in der Baukunst Deutschland und in der Bildnerei Frankreich versinnlicht (Abb. 3). Zwei Felder rechts und links von diesem großen Mittelbilde sind der Rokokokunst und der modernen Baukunst gewidmet, als deren Sinnbild das Eisengerüst einer Bahnhofshalle gewählt worden ist. In jeder Landschaft hat der Künstler eine Stimmung ausgedrückt, die ihm zum Charakter der in ihr dargestellten Kunstepoche zu passen schien. Über den See, auf dessen Pfahlbau sich der Bewohner vor einem Ungeheuer der Tiefe rettet, braust ein Sturm hinweg, über den Trümmern eines ägyptischen Tempels wölbt sich der Sternenhimmel, der junge griechische Bildhauer arbeitet an dem Gesims eines Tempels im Glanze eines heiteren Frühlingsmorgens, und auf die an einem Rokokobrunnen lagernde Nymphe fällt das Licht des Mondes.

Obwohl die zur Verfügung gestellten Mittel trotz der Beihilfe des Staats immer noch beschränkt waren, konnte die Ausschmückung des Saales im Jahre 1885 ihren Abschluß nnd Höhepunkt durch ein Deckengemälde erhalten, das die „Ars victrix“, die „siegende Kunst“ darstellt. Die Idealgestalt der Kunst reicht einem Adler goldene Kränze, um sie zu den Meistern der unten dargestellten Kunstepochen herabzutragen, während Genien mit Posaunen-

ſchall ihren Ruhm verkünden, auf der anderen Seite aber — eine Mahnung für die Werdenden! — Grazien das Ungeſtüm des Pegaſus zügeln.

Wenn auch hier noch nicht das Ideal einer monumentalen Ausſchmückung eines ganzen Raumes erreicht war, ſo war doch immerhin ein verheißungsvoller Anfang gemacht, die Möglichkeit einer künſtleriſchen Ausbildung von modernen Innenräumen im Geiſte der Renaiſſancezeit durch eine herzerquickende That bewieſen worden. Der Eindruck, den dieſe That auf alle gemacht hat, die in Deutſchland für die Kunſt nicht bloß ein fühlendes Herz, ſondern auch einen offenen Geldbeutel haben, ſollte ſich bald bemerkbar machen. Nachdem Prell das ganze Jahr 1883 benutzt, um ſeine Studien nach den Menſchen in der freien Natur fortzuſetzen und zu vertiefen, und nur in einigen kleinen Staffeleibildern von dem Fortgang dieſer Studien Zeugnis abgelegt hatte, erhielt er den Auftrag, auf Koſten eines wohlhabenden Bürgers und der Stadt den großen Saal des Rathauſes in Worms auszumalen oder eigentlich ganz auszuſchmücken. Mit Benutzung älterer Teile war nämlich das Rathaus in Worms von dem Münchener Meiſter Gabriel Seidl faſt völlig neu erbaut worden, und Prell erhielt einen durchaus leeren Raum, den er ſogar einſchließlich der Architektur und der Glasfenſter ausſtatten und ſomit als ein einheitliches Ganze behandeln durfte. Er hat dieſe Aufgabe denn auch bis in die kleinſten Einzelheiten, bis zu den grotesken Köpfen und Geſichtern der Tragſteine durchgeführt. Er hat auch den Karton für das Glasfenſter gezeichnet, das, in alter Technik ausgeführt, den Biſchof Burckard darſtellt; aber ſeine Hauptarbeit ſteckt auch hier in den drei Wandgemälden, von denen zwei, über Thüren, die Gerechtigkeit und die Virtus, die Mannhaftigkeit, durch thronende Frauengeſtalten darſtellen, während uns das dritte, das größte von den dreien, einen bedeutſamen Vorgang aus der Geſchichte der Stadt Worms vor Augen führt. Es iſt eine Epiſode aus dem Leben

Abb. 13. Beatrice und Dante.
Wandgemälde im Muſeum zu Breslau.

Digitized by Google

des unglücklichen König Heinrichs IV., der auf einer der Hetzjagden, die Fürsten und Bischöfe abwechselnd oder gemeinsam gegen ihn veranstalteten, in Worms zur Winterszeit bei den Bürgern Zuflucht fand und ihnen zum Danke dafür eine Urkunde mit Gerechtsamen verlieh, die den Grund zu dem Rheinischen Städtebund legten (Abb. 6). Aus dem Portal des Schlosses, vor dessen Stufen man einen Teppich über den Schnee gebreitet hat, ist der kranke junge König herausgetreten, in lichtem, silberfarbigem Gewande, und reicht dem sich demütig nahenden Stadthaupt von Worms die Urkunde. Auch vor dem Könige in Nöten und Bedrängnis sind deutsche Treue und Ehrfurcht nicht erloschen — das will auch die Gebärde des Führers des Wormser Heerbanns sagen, der wie schützend seine Linke gegen den König ausstreckt, während er sich zugleich rückwärts zu seinen Mannen wendet.

Nach der Vollendung der Arbeiten für Worms kamen wieder mehrere Jahre, während welcher Prell vorzugsweise die Staffeleimalerei pflegte, wobei er aber auch immer auf die Verbesserung der Maltechnik zur Erreichung einer größeren Dauerhaftigkeit bedacht war. Ein Erlebnis auf einer Gebirgswanderung, bei der ihm beim Aufstieg der plötzlich auftauchende Vollmond tiefes Grauen erweckte, gab ihm den Gedanken ein, ein solches Gebirgsthal zum Schauplatz von Judas' Verrat an seinem Herrn und Meister zu machen. So entstand 1886 der „Judas Ischarioth" in der Dresdener Galerie, dessen ganz eigenartige Komposition erst recht verständlich wird, wenn man die Anregung dazu kennt. Der abtrünnige Jünger und zwei Pharisäer, die ihm gefolgt sind, um ihn durch den Glanz ihrer Silberlinge zu verlocken, sind ganz vorn an der Kante des Bildes nur bis zu den Knieen sichtbar. Hinter ihnen steigt die Anhöhe steil empor, anscheinend bis zum Himmel, an dem die Scheibe des Vollmondes steht — in der That eine landschaftliche Stimmung voll unheimlichen Grauens, das für den Beschauer noch durch einen Blick in die wilden Züge des rothaarigen Verräters verstärkt wird, der in schweren Seelenkämpfen mit Gewalt die besseren Regungen in seiner Brust zu unterdrücken sucht. Nach ihrem Ju-

Abb. 14. Die Saga.
Studie zu dem Wandgemälde im Palazzo Caffarelli zu Rom.

halt und ihrer Grundstimmung weitaus erfreulicher sind zwei bald darauf entstandene figurenreiche Bilder: „Annaliese und der Dessauer“ und die „Ruhe auf der Flucht.“ Das erstere, das ganz und gar im Freien gemalt wurde, stellt eine Episode aus der Jugend des „alten Dessauers“ dar, seine Heimkehr von einer weiten Reise, die er auf Befehl des gestrengen Herrn Vaters angetreten, um die schöne Apothekerstochter zu vergessen, die aber ganz und gar das Gegenteil ihres Zweckes erreichte, da Erbprinz Leopold, wie wir auf dem humorvollen, in voller Farbenlust strahlenden Bilde sehen, bei seinem Einritt in die Stadt zuerst an dem Hause des Apothekers hält und seine Annaliese begrüßt. Auf dem zweiten Bilde, das zum Teil aus landschaftlichen Studien erwuchs, die Prell 1887 an der Riviera machte, sehen wir die heilige Familie in einer Abendlandschaft, neben dem Kinde einen musizierenden Engel. Es lag dem Künstler ursprünglich fern, einen bestimmten Vorgang aus der Kindheitsgeschichte des Heilands darzustellen. Er wollte nur im allgemeinen in der Landschaft eine trübe, sorgenvolle Abend- und Wanderstimmung widerspiegeln, in die eine tröstende Melodie hineinklingt. Erst später erhielt das Bild den Namen, unter dem es bekannt geworden ist (im Museum zu Breslau). In diesen Jahren 1885—1888 entstanden auch mehrere Bildnisse, zu deren Ausführung sich Prell gedrängt fühlte, weil er die Notwendigkeit einsah, von der Technik der Wandmalerei gelegentlich auch zur konkreten Wirklichkeit, dem besten Mittel zur Selbstzucht, zurückkehren zu müssen. Unter diesen Bildnissen sind besonders mehrere hervorzuheben, die Kaiser Wilhelm II. in ganzer Figur darstellen und mit Rücksicht auf ihren Bestimmungsort (Marineakademie in Kiel, Generalstabsgebäude in Berlin ꝛc.) gewissermaßen einen monumentalen Charakter erhalten haben.

Abb. 15. Hödur tötet den Sonnengott.
Wandgemälde im Palazzo Caffarelli zu Rom.

Noch im Jahre 1888 machte Prell die

Vorarbeiten, die ersten Entwürfe zu dem dritten monumentalen Auftrage, der ihm — diesmal von der preußischen Staatsregierung — zu teil wurde, zu der Ausmalung des großen, hallenartigen Saals im Rathause zu Hildesheim. Hier war ihm eine bei weitem umfangreichere Aufgabe als in Worms gestellt worden, ebenfalls die vollständige Ausschmückung eines gewaltigen Raums, aber mit einer zusammenhängenden Bilderreihe, in der die Hauptmomente aus der Geschichte der Stadt vor den Augen des Beschauers die ein städtisches Gemeinwesen stark nach außen und blühend und gesund im Inneren machen (s. die Gruppe der drei Tugenden Abb. 18). Alle diese Darstellungen sind durch eine reiche gemalte Architektur mit üppiger Ornamentik im Charakter der deutschen Renaissance zusammengefaßt, so daß jedes Bild so wirkt, als öffnete sich dem Beschauer die Wand und als sähe er einen wirklichen Vorgang in der Natur vor sich.

Der geschichtlichen Zeitfolge nach steht an der Spitze der Bilder die Heimkehr des

Abb. 16. Studien zu den Berg- und Winterreisen.

vorüberziehen sollten, von den Anfängen deutscher Geschichte bis zu den Tagen der neuen Herrlichkeit, die wir selbst erlebt und deren Glanz auch auf das rasch emporgeblühte Hildesheim gefallen ist. Die von Thüren und Galerien vielfach durchbrochenen Wände der Halle, die durch zwei Stockwerke reicht, boten genügende Flächen für sechs große figurenreiche Darstellungen, und zwischen ihnen blieb noch Raum zu allegorischen Figuren, zu Sinnbildern der Tugenden, die die Bürgerschaft und ihre Leiter zieren sollen, siegreichen Cheruskerfürsten aus der Römerschlacht, der den Priestern des Heiligtums am Galgenberge bei Hildesheim den erbeuteten Silberschatz übergibt, der erst in unseren Tagen durch einen Zufall wieder an das Tageslicht gekommen ist (s. Abb. 7 und die Studien dazu Abb. 8); das Ende der Reihe bildet, als Gegenstück zu jenem und zugleich die herrliche Vollendung dessen verkörpernd, was Hermann der Cherusker begonnen — die hohe Gestalt Kaiser Wilhelms I., dem stolze Frauen mit Königs-

Frühling. Erster Aquarellentwurf von Hermann L

Prell zu dem Gemälde im Palazzo Caffarelli zu Rom.

Digitized by Google

und Fürstenkronen, die deutschen Bundesstaaten, und in ihrer Mitte ein zartes Mädchen, die kleine Hildesia, huldigen, während unten im Thal die siegreichen Scharen Alldeutschlands im Vorüberziehen ihrem geliebten Führer entgegenjubeln. Was dazwischen liegt, ist in vier Momente von wichtiger kulturgeschichtlicher Bedeutung für die Entwickelung der Stadt zusammengefaßt: Ludwig der Fromme und seine Gattin Irmingard verleihen dem Bischof Guntar das neugegründete Bistum Hildesheim (s. das Einschaltbild zw. S. 376 u. 377), der Besuch Kaiser Heinrichs II. bei dem kunstfertigen Bischof Bernward, dem Begründer hildesheimischen Kunst- und Gewerbfleißes (s. die Studien dazu Abb. 5 und 9), die siegreiche Heimkehr des Bürgermeisters Brandis aus der Schlacht bei Bleckenstedt 1495 und die Einführung der Reformation in Hildesheim.

Wie im Berliner Architektenhause, so spiegeln sich auch hier in den einzelnen Landschaften Stimmungen wieder, die mit den Vorgängen in innigem Einklang stehen und ihren Eindruck noch verstärken helfen. So hebt sich die mächtige Gestalt des Cheruskers von einem dunklen Abendhimmel ab, an dem eben ein Gewitter vorübergezogen ist, und das edle Herrscherpaar erscheint vor dem begnadeten Bischof auf einer Wiese, aus der die ersten Frühlingsblumen, die Sinnbilder froher Verheißung, emporgeschossen sind.

Während Prell noch an der Ausführung dieser Bilder — ihre Vollendung fällt in

Abb. 17. Kampf des Sonnengottes und der Walküre gegen die Berg- und Winterriesen. Entwurf zu dem Wandgemälde im Palazzo Caffarelli zu Rom.

das Jahr 1892 — arbeitete, traten bereits zwei neue große Aufgaben an ihn heran, von denen er jedoch nur die eine in der volltönigen Sprache der Malerei großen Stils, in Freskotechnik, gestalten konnte. Bei der anderen, zwei Gemälden aus der Geschichte Danzigs für den Stadtverordnetensaal im Rathaus dieser Stadt, verbot es der ungünstig beleuchtete Raum, so daß er sich entschließen mußte, die Bilder in Temperafarben auf Leinwand auszuführen. Das eine dieser Gemälde stellt die mannhafte Ab-

wehr des Sturmes eines polnischen Heerhaufens auf die Feste Weichselmünde im Jahre 1577 dar, ein Bild voll dramatischer Kraft, das das Getümmel der Stürmer und der Verteidiger mit grauenerregender Naturwahrheit schildert. Das andere Gemälde ist dagegen ein Ceremonienbild, das in die Pracht südlicher Farben- und Lichtstimmung getaucht ist, zugleich ein Denkmal der Erinnerung an die stolzeste Zeit der über die Meere gebietenden Handelsstadt: der Empfang einer Gesandtschaft Danziger Ratsherrn in Venedig durch den Dogen Marino Grimani im Jahre 1604 (s. das Einschaltbild zw. S. 400 u. 401).

Die Gemälde, mit denen Prell zwei Wände im oberen Treppenhause des Schlesischen Museums der bildenden Künste in Breslau auszuschmücken berufen wurde, konnte er wieder in Freskotechnik ausführen, in der sich seine künstlerische Persönlichkeit am unmittelbarsten aussprechen kann, weil diese Technik die äußerste Anspannung aller geistigen und physischen Kräfte verlangt. Für die Komposition dieser Bilder stellte sich als erschwerend der Umstand in den Weg, daß die beiden zur Verfügung gestellten Wandflächen bereits durch Halbsäulen in drei oben halbrund abgeschlossene Felder geteilt waren, denen sich die Bilder einzuordnen hatten. Prell wählte aber für seine Komposition nicht die bequeme Dreiteilung, sondern er entwarf für jede Wandseite eine durch ein geistiges Band zusammengehaltene Darstellung, die auch äußerlich durch einen landschaftlichen Hintergrund verbunden wird, dessen Linien sich im großen Schwunge durch die ganze Komposition ziehen. Für den Inhalt der Bilder waren dem Künstler keine Schranken gezogen. Hier trat der Dichter dem Künstler ebenbürtig an die Seite, indem er auf der einen Wand die künstlerischen Ideale der antiken Kultur und auf der anderen ihre Vollendung durch das Christentum zur Anschauung brachte. Dort der Kultus der sinnlichen Schönheit, hier das Ringen und Suchen bedrängter Seelen nach dem Heiland der Welt, der auf dem Mittelbilde tröstend über dem Brunnen des ewigen Lebens schwebt, vor dem ein müder Pilger, „das Symbol der erlösungsbedürftigen Menschheit", niedergesunken ist (Abb. 10). Links von diesem Bilde kämpft ein fahrender Ritter mit den Mächten der Finsternis, während rechts Dante durch Beatrice zu Christus emporgeführt wird (Abb. 13). Im Gegensatz dazu ist das Mittelbild der die antike Kultur umfassenden Komposition der Verherrlichung des geistigen Lichtbringers Apollo gewidmet, der unter den Menschen des goldenen Zeitalters erschienen ist. Links wird der Kultus der Schönheit, aus dem die griechische Kunst erwachsen ist, durch die Schlußscene aus dem Parisurteil symbolisiert, wo der troische Hirt in einem stillen Gebirgsthal der Göttin, die ihm nach der Niederlage ihrer Nebenbuhlerinnen noch den Anblick ihrer Schönheit gönnt, in scheuer Ehrfurcht vor dem herrlichen Bilde den Apfel weiht (Abb. 12 und die Studie dazu Abb. 11), und auf dem rechten Seitenbilde sieht man einen Jüngling, der sich anschickt, mit dem Pegasus in die Lüfte zu steigen.

Hatte der Künstler lange Zeit nur durch das Beispiel seiner Werke auf das heranwachsende Geschlecht gewirkt, so wurde ihm 1892 eine Thätigkeit eröffnet, die ihm gestattete, die Kunst, die er wieder erobert, auch anderen durch mündliche Lehre und praktische Unterweisung mitzuteilen und so in das Kunstleben unserer Zeit einzupflanzen. Er wurde als Vorsteher eines Kunstateliers für Geschichtsmalerei nach Dresden berufen.

Aber auch der beste Lehrer wird mit der Zeit ein trockener Pedant, wenn sich seine eigne künstlerische Kraft nicht mehr bethätigen kann. Die Gunst des Schicksals, die Prell bis zu seiner Übersiedelung nach Dresden begleitet hat, ist ihm auch dort treu geblieben. Aus einer Konkurrenz um die Ausschmückung der Decke des Treppenhauses im Albertinum zu Dresden, deren Mittelfeld eine Darstellung des Titanensturzes aufnehmen wird, ging er als Sieger hervor, und unmittelbar nach Vollendung der Bilder in Breslau (1894) entwarf er die Skizzen zu dem imposanten Bilderschmuck für den Thronsaal des Palazzo Caffarelli, des Sitzes der Deutschen Botschaft in Rom, zu dessen Ausführung ihn das Vertrauen Kaiser Wilhelms II. berufen, der beschlossen hatte, den monumentalen, aber schmucklosen Raum in einer der Machtstellung des Deutschen Reiches würdigen Form auf eigne Kosten ausstatten zu lassen. Ein deutscher Künstler sollte hier vor den Römern von deutscher Kunst, deutscher Geistesart und deutschem Wesen zeugen, und die Grundlage

dazu wurde in der älteſten Urkunde der germaniſchen Stämme, in der Edda, gefunden, nach der Prell die große Naturallegorie, den Wechſel der Jahreszeiten im Spiegel des Kampfes des Sonnengotts mit den finſteren Mächten des Winters, in einem zuſammenhängenden Bildercyklus veranſchaulichte. Da die Geſtalt des Raums ihm nur drei große Wandflächen zur Verfügung ſtellte, beſchränkte er ſich auf die Darſtellung des Frühlings, des Sommers und des Winters, auf drei große Bilder, die, von gemalten architektoniſchen Umrahmungen mit ebenfalls durch Malerei dargeſtellten Bronzegruppen eingefaßt, in dem Beſchauer die Illuſion hervorrufen ſollen, als öffne ſich die Wand zwiſchen den Pilaſtern und als blicke er auf blühende Frühlingsthäler, auf die einſamen Gipfel des Hochgebirges und die umbrandete Küſte des nordiſchen Meeres. Auf die Geſtalt der Saga (ſ. die Studie dazu Abb. 14) folgt der Frühling mit dem jungen Sonnengott, der die von den Winterrieſen gefangene Erdgöttin befreien will (ſ. den erſten Entwurf dazu auf dem Einſchaltbilde zw. S. 381 u. 385). Auf dem ſich anſchließenden Hauptbilde, das von zwei Bronzegruppen, dem Sonnengott mit der befreiten Erdgöttin und dem blinden Hödur, den Sonnengott tötend (Abb. 15), eingeſchloſſen wird, iſt der Kampf des Sonnengottes und der Walküren mit den Winterrieſen dargeſtellt, die in die Schluchten des Hochgebirges zurückgetrieben werden (Abb. 16 und 17), und den Schluß bildet die Trauer der verwitweten Erdgöttin am einſamen Meeresſtrand beim letzten Strahl der verſinkenden, den Winter kündenden Sonne. Eine thronende Germania, von den Geſtalten des Sonnengotts und der Erdgöttin umgeben, die hier Glanz und Reichtum verkörpern, nimmt die Mitte der Fenſterwand ein, gegenüber dem Throne, über dem der junge Sonnengott in goldener Rüſtung ſein Schwert gegen die Dämonen der Finſternis ſchwingt. —

Abb. 18. Stärke, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit.

Jene Fresken aus der Geſchichte Joſephs in der Caſa Bartholdy, mit denen Cornelius und ſeine Freunde eine neue Aera deutſcher Monumentalkunſt eröffnet zu haben glaubten, ſind aus Rom nach dem Vaterlande ihrer Schöpfer überführt worden. Für das Verlorene bietet jetzt die neu erſtarkte deutſche Kunſt, deren Wege ſich freilich weit von denen jener Meiſter entfernt haben, einen Erſatz. Was die deutſche Kunſt im Laufe eines Jahrhunderts aus Rom geſchöpft und in die Heimat gebracht, ſtrömt jetzt in die ewige Stadt zurück, an Kraft und Gedankenfülle noch geſteigert durch die Berührung mit dem vaterländiſchen Boden, durch einen vollen Trank aus dem Jungbrunnen der Natur. In vollem Bewußtſein der großen Aufgabe, die ihm geſtellt worden, hat Prell ſeine Phantaſie zu kühnem Fluge angeſpornt. Wer dieſem Fluge zu folgen vermag, der wird empfinden, daß der deutſche Meiſter vor der ehrfurchtgebietenden Nachbarſchaft Michelangelos und Raffaels nicht beſchämt die Augen niederzuſchlagen braucht.

Weihnachtsbild.

Von

Alice Freiin von Gaudy.

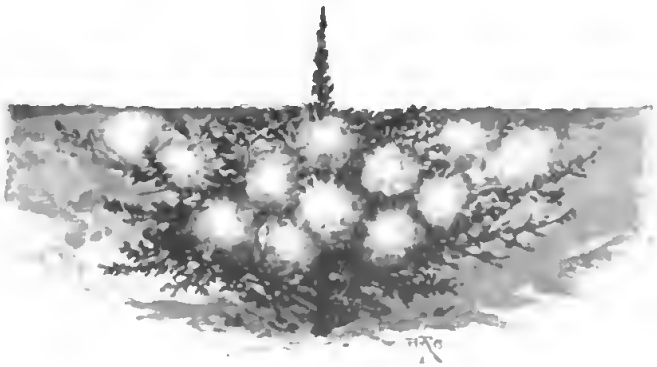
So ſtill der Wald — ſo dicht verſchneit.
In grenzenloſer Einſamkeit
Des Streckenwärters Hütte.
Die Flocken rieſeln dicht und ſacht,
Als ob die weiche Winterpracht
Gemach das Haus verſchütte . . .

Stillleuchtend ſteht in engem Raum
Ein winzig kleiner Tannenbaum,
Mit vier, fünf bunten Lichtern:
Vor ihm ein lieblich Kinderpaar,
Ein Schwarzgelock, ein Goldenhaar,
Mit roſigen Geſichtern.

Die drallen Händchen fromm verſchränkt,
Den Blick zum Weihnachtsbaum gelenkt,
So ſingen ſie mit Schallen
Das alte Engelspſalmenlied
Von Gottesruhm und Erdenfried'
Und Menſchenwohlgefallen.

Der Vater, an der Böſchung Rand,
Hält ſtramm ſein Fähnlein in der Hand
— Jach brauſt ein Zug vorüber.
Die Reiſenden ſind eingenickt:
Wohl keiner hat emporgeblickt
Zum Wärterhaus herüber.

Und doch ſah einer wie im Traum,
Die Kinder und den Lichterbaum,
Das Bild voll Weihnachtsfrieden:
Dem hat die harte Bruſt geſchwellt
Ein Sehnen nach der ſel'gen Welt,
Von der er längſt geſchieden.



Digitized by Google

Rosen im Schnee.

Novelle

von

Goswina v. Berlepsch.

Mit zwei Zeichnungen von **Albert Richter.**

(Abdruck verboten.)

Es klopfte an des Herrn Doktors Thür auf die bekannte vorlauschende Art. Das war natürlich wieder das Vreneli. Was wollte es schon wieder — zum Donner — —

„Herein!“

„Gott grüeßi Herr Doktor!“ — Damit eröffnete das hübsche rotbackige Wehnthaler Meidli jedesmal seine Rede, wenn es dem „Herein“ mehr eine Weisung „Hinaus“ anmerkte. — „D' Fräulein Martha lat frage, ob Sie hüt z' Abig daheim seied, nur wege dem Esse.“

O Weiber! Nur wegen dem Essen — am Sylvesterabend!

„Nein,“ sagte er mit abgewendetem Gesicht, fast ein wenig verlegen, — „ich fahre nach Zürich.“

„So —?“

Ohne hinzublicken sah er ihre Verwunderung.

Eine Pause.

Das Vreneli blieb bei der Thür stehen — weshalb noch?

Da that er einen ungeduldigen Ruck auf seinem Stuhl. Er saß nämlich am Schreibtisch, um an seine Eltern einen Neujahrsbrief zu verfassen, was für ihn immer eine Schweißarbeit war. Er liebte das Briefschreiben nicht, am wenigsten zur Zeit dieser Allerweltsglückwünscherei. Aber einige *mußten* geschrieben werden. Bis heute, am Sylvestertag, hatte er sie hinausgeschoben; jetzt half kein Zögern mehr.

„Ja — was gibt's sonst noch?“ fuhr es ihm barsch heraus.

„Ich han nu glaubt, Sie welled no öppis säg'e —“

Schau! Sie will wissen, wohin er geht am heutigen Abend. Entschuldigen soll er sich. Höflichkeit lehren will ihn dieses Bauernkind!

Digitized by Google

Mit unwirscher Miene sah er sie an, doch im selben Moment zerfloß sein Grimm auch schon. — Dieses enttäuschte Gesicht! Und dasselbe wird sicherlich bei ihrer Herrin der Fall sein, wenn sie erfährt, daß er heute abend fortgeht.

Herrgott! In einem solchen Gehege von Weiblichkeit, von Güte, Liebe und Fürsorge stecken! Tausende würden ihn darum beneiden, und er — so gewöhnt man sich an das Gute — gibt sich nicht einmal Mühe, eine ordentliche plausible Ausrede zu ersinnen für diesen verzwickten Fall, denn — Aber das brauchte das schlaue Vreneli ihm jetzt nicht noch vom Gesicht abzulesen. Diese Frauenzimmer haben ohnehin einen Spürsinn, eine Kombinationsgabe, die ihrem Verstand unter Umständen alle Ehre machen würde.

„Mit dem Fräulein Martha werde ich selbst reden," sagte er nun schon sanfter; „aber vorher, Vreneli, wohlgemerkt! will ich eine Stunde Ruh' haben; ich muß schreiben. Also keine Störung und jetzt — abtreten!"

Er hatte bereits wieder sein freundliches Gesicht. Da lachte auch sie wieder, denn diese Tonart war die gemütliche, und darauf verschwand sie, wie ihr geheißen worden.

Nun war wieder eine Ruhe um den Schreibenden, so tief, wie kein Poet zum Dichten, kein Pastor zum Studieren der Neujahrspredigt sie herrlicher wünschen konnte. Vor den Fenstern die stille weite Schneelandschaft, unten ein Stück Zürchersee, darüber der Höhenzug des Albis, im Duft des Wintertages sich verlierend; im Vordergrund weißes Hügelland, da und dort ein Dachfirst, regungslose Bäume, der verschneite Garten. Und dazu eine urbehagliche große Stube, in welcher die Wanduhr tickt und ein respektables Gebäude von einem Kachelofen Wärme spendet, jene gleichmäßige, Tag und Nacht anhaltende Wärme, die einst unsere Vorväter sorglos genossen, als es in der Welt noch genug Brennholz und noch keine soziale Frage gab.

Nur ein paar Stunden von Zürich entfernt ist das Dorf, wo das Doktorhaus liegt, aber in einer Gegend, durch die bis dato keine Bahn, kein Bähnchen führt, sondern die Poströßlein noch allein und gelassen die Bergstraße hinan und herunterziehen. Darum war auch der junge Doktor nach dem Tode des alten leicht hierher gekommen. Er hatte keine große Konkurrenz gehabt. Man strebt mehr den Ortschaften mit Bahnverbindung, mit Industrie und Wohlhabenheit zu. Nun, was diese letztere betraf, so betteten ihn freundliche Schicksalsmächte gleich in das wärmste Nest, nämlich in das Haus seines verstorbenen Vorgängers, dessen Tochter und einzige Erbin, Fräulein Martha, — ein „Frauenzimmer von bestandenem Alter," wie man im Zürichbiet bezeichnend sagt, — den Unverheirateten aufnahm, der sonst nirgends im Dorf eine recht doktorswürdige Wohnung gefunden hätte. Er, das Fräulein und Vreneli, das Mägdlein, hausten nun schon über zwei Jahre in schönster Eintracht miteinander, und der Glücksmensch hatte sich bald dermaßen in die Gunst dieser beiden Schutzgeister hineingelebt, daß er eigentlich der Herr im Hause, zum mindesten der Wettermacher darin war. Es ging ihm so gut, daß er sich manchmal schon gefragt: Kann man besser bestellt sein? Werd' ich am Ende zwischen dem Butterblümchen Vreneli und meiner verehrten Spätsommerrose, Fräulein Martha, so allgemach ein wohlgenährter alter Knabe werden, der auf seinem Schimmel über Land reitet, die Patienten anknurrt, zweimal die Woche ins Wirtshaus geht und um andere annehmbare Dinge des Lebens sich keinen Teufel mehr schert?

Bis vor drei Monaten hatte ihn zuweilen diese Frage in müßigen Momenten beschäftigt, seither nicht mehr. Denn zu jener Zeit war, — man sollte es in dieser Dorfstille kaum glauben — bereits die dritte seiner Schicksalsgöttinnen aufgetaucht.

In den letzten Septembertagen wurde dem wohlhabenden Landwirt Karrer ein Büblein geboren. Mutter und Kind schwebten in höchster Gefahr. Der Doktor rettete sie; er vollbrachte damals das erste wirkliche Meisterstück seines ärztlichen Berufes. Dadurch erwarb er einen Ruhm, der sich über mindestens vier Gemeinden verbreitete, in der jungen Familie selbst aber eine Verehrung, besonders von weiblicher Seite, die ihn über die Wolken erhob. Dies war nicht allein bei der Patientin der Fall, in gehörigem Maß und Abstand auch bei dem besonnenen Gatten; am hitzigsten trieben

es die beiden allerliebsten drei- und vierjährigen Töchterchen Anneli und Selineli, die den Doktor gleich so zärtlich in ihre kleinen Herzchen schlossen, daß sie ihm überall nachliefen, wo sie nur immer seiner habhaft werden konnten, und dadurch oft dem „Tanteli" das Blut in die Wangen jagten, wenn es gerade auch um die Wege war.

Ja, dieses Tanteli, vorübergehend die Mutter-Stellvertreterin —!

Bertha hieß sie, war die jüngere Schwester der Frau Karrer, zweiundzwanzig Jahr alt und „halt donnersnett zum anluegen". Dazu sprach sie den helllautigen feiner klingenden Dialekt des Kantons St. Gallen, was ihr etwas vom Reiz des Mädchens aus der Fremde gab, obgleich diese Fremde nur ein paar Meilen weit lag. Kurz, das ganze Dorf war einig über ihre Vorzüge, sogar, mit etwelcher Reserve, Fräulein Martha, die hoch über dem Dorfgeschmack stand.

Wie besagte Vorzüge binnen kurzem wirkten, blieb ihr nicht unbekannt, dem Vreneli natürlich noch weniger. Aber weit entfernt von kleinlichem Neid — Fräulein Martha war eine Idealistin, eine schöne Seele, die sich viel mit Büchern, Gedanken, Selbstbildung befaßte, — empfand sie bloß eine gewisse liebevolle Eifersucht, nicht mehr allein das Wohl ihres Herrn Doktors in Händen zu haben. Er brachte jetzt manche Stunde, die er früher daheim gewesen, wenn er nicht auf der Praxis war, drüben in dem Karrerschen Hause zu, wo es ihm zur Winterszeit schier noch gemütlicher dünkte als im Herbst, da hinterm Gartenzaun zuweilen jemand sichtbar geworden war, mit dem man ein Gespräch anknüpfte, das nichtssagendste Zeug oft und doch den inneren Menschen merkwürdig belebend, wie ein Glas Veltlinerwein. Hier saß der herkulische Jünger Äskulaps nun öfter, wenn ihn das Gedeihen des Stammhalters gerade wieder einmal besonders interessierte, in der großen Parterrestube, wo zwischen den Fenstern Geranium blühte und Monatsrosen winzige Knöspleiu trugen, und immer alles wohlgemut beisammen war, die Großen und die Kleinen. Man unterhielt sich von Welt- wie Dorfereignissen, auch von anderen Dingen, und ging der Stoff aus, so spielte er mit den zwei kirschäugigen kleinen Dingern, Anneli und Selineli, und schaute dabei nach Herzenslust das „Tanteli" an.

Jedesmal, wenn er dann heim kam in das stille blanke Doktorhaus, dem nur das Vreneli einige Jugendfarbe verlieh, war ihm, als träte er in ein Kloster, wo er bereits zum hoffnungsvollen Novizen geworden.

Der heutige Sylvesterabend hatte ihm unter diesen Umständen geraume Zeit schon Kopfzerbrechen gemacht. Fräulein Martha erwartete natürlich, daß er ihn wie voriges und vorvoriges Jahr mit ihr verbringe; doch delikat, wie sie war, sagte sie nichts. Und drüben im Karrerschen Hause erwarteten sie ihn auch; sie hatten schon längst gefragt, ob er komme. Seine Antwort ließ noch alle Wege offen, aber der eigentliche Entscheid hatte ihm letzte Nacht eine Stunde Schlaf gekostet. Nun war er entschlossen; er fuhr nach Zürich, obschon er tausendmal lieber dageblieben wäre. Niemand sollte vorgezogen, niemand gekränkt werden. Aber: „O Pantoffel! Der du in allen Formen und Größen die Welt regierst!" dachte er mit grimmigem Humor und ließ dann in aller Frühe gleich durch den Botenmann einige seiner Zürcherfreunde benachrichtigen, daß er komme und daß sie im alten Café Orsini am Fraumünsterplatz, wo sie als Studenten beisammen gesessen, das neue Jahr begrüßen wollten.

* * *

Als die Briefe geschrieben waren, kam der Doktor mit noch erhitztem Kopf von der Anstrengung, die sie ihm gekostet, ins Wohnzimmer zu Fräulein Martha.

„Ja, also —" begann er gleich herauspolternd, um seine Verlegenheit nicht merken zu lassen, „ich fahre also heute abend nach Zürich — weil Sie wegen des Essens fragen ließen —."

Sie sah von ihrer Arbeit auf und lächelte ein wenig, fast wehmütig. „Ich dachte mir's."

Er hustete. „Es sind ein paar Freunde, die ich wieder einmal sehen möchte — der Schlittweg ist gut — ich glaube, sogar Mondschein im Kalender."

„Und hoffentlich braucht oder vermißt Sie niemand bis morgen."

Aha, eine Anspielung!

„Kaum," lachte er: „es ist ja auf vier

Stunden Umkreis momentan alles gesund. Übrigens ich fahre in der Nacht zurück."

„Thun Sie das nicht. In der Neujahrsnacht, wo allerlei Volk unterwegs ist!"

„Pah, ein paar angesäuselte Ehrenmänner."

„Dann nehmen Sie wenigstens eine Pistole mit — bitte!"

„In unserem guten Kanton Zürich bewaffnet reisen? Aber hochverehrte Schutzpatronin!" — Er legte seine hübsche wohlgeformte Hand auf ihre Schulter, worüber ihr, wie immer, wenn er sie so à la Matrone behandelte, die Wangen ein bißchen röter wurden.

Sie beugte sich über ihre Arbeit. „Ich könnte Ihnen etwas erzählen, was mein Vater in der Neujahrsnacht erlebt hat, auf der gleichen Straße, wo Sie fahren müssen, dort hinterm Stocktobel, wo man in den Wald kommt —"

„So? Wie war das denn?" Er nahm einen Stuhl und setzte sich rittlings, die Arme auf der Lehne verschränkt, zu ihr. Er wollte ihr so eine Art Abschlagszahlung von Gemütlichkeit machen.

„Lieber ein andermal."

„Dann hat es keinen Zweck mehr. Warum heute nicht?"

— „Weil es Tage gibt, wo man nicht von alten Zeiten reden mag."

„An den sentimentalen, den Fest- und Familientagen, nicht wahr? — Ich kann mir das ganz gut denken."

Sie schwieg eine Weile.

„Aber da fällt mir gerade ein — warten Sie, ich will Ihnen etwas bringen."

Sie stand auf und ging aus dem Zimmer. Er aber saß da, erleichterten Herzens, daß das Geständnis seiner heutigen Flucht heraus war, und doch ein wenig gedrückt von seiner Untreue. In Gedanken betrachtete er den leeren Lehnstuhl, in dem sie eben gesessen, ein uraltes gesticktes Kissen an der Rücklehne; weiß Gott, wie lange das schon so hier war, — dann das Nähtischchen davor, die vielen kleinen und größeren Familienbilder, meistens Verstorbener, in der Fensternische. Lauter Andenken, Erinnerungen. Und dazu diese Einsamkeit, und Sylvesterabend — und doch noch nicht alt sein — vierzig Jahre! — —

Da kam sie wieder zurück, einen großen Pelzmantel auf den Armen.

— „So — den müssen Sie für die heutige Fahrt über sich nehmen. Er riecht zwar ein wenig nach Kampfer, aber das verfliegt bald. Wir haben jetzt schon sechs Grad unter Null; es wird heute nacht noch ordentlich sinken. Das neue Jahr kommt über einen klingenden Boden."

„Wie schön Sie so etwas sagen können: es kommt über einen klingenden Boden! Das tönt wie lauter Hoffnung."

„Spotten Sie nicht."

„Nein, nein, im Ernst! Sie sagen oft merkwürdig hübsche Sachen. Woher nehmen Sie das nur bei diesem stillen Leben?"

„Ebendaher. Da geht alles nach innen, was andere so nach außen hin verbrauchen."

„Sie sollten sich's doch ein wenig frohmütiger einrichten auf der Welt; Sie hätten das Zeug dazu."

„Wieso?"

„Einen hellen Verstand, ein famoses Herz —"

„Still, still! Was reden Sie da? Meinen Sie, Sie müssen jetzt gleich Vergeltung üben für diesen alten Pelz?"

„Auf Vergeltung habe ich überhaupt schon lange verzichtet Ihnen gegenüber, denn Sie sind ein so ausgezeichnetes Menschenexemplar —"

„Gehen Sie — es ist jetzt genug. Glückliche Reise nach Zürich."

„Und wenn ich nun da bliebe? Und Ihnen Gesellschaft leisten möchte?" Er sah sie gut, fast zärtlich an, so wie ein Bruder die ältere Schwester.

„Nein, nein —" Es zuckte kaum merkbar um ihren Mund; sie wandte den Kopf beiseite. — „Seien Sie nur recht fröhlich. Und wenn es um zwölf Uhr in der Stadt zu läuten anfängt, dann grüßen Sie mir die Glocken vom Peter und Fraumünster. Die tönen so schön zusammen."

„Ja, das will ich." — Er gab ihr die Hand. „Und jetzt danke ich Ihnen einstweilen für alle Gutthaten im alten Jahr —"

„Da gibt es nichts zu danken."

„O doch, sehr viel! — Das Glück fürs neue wollen wir einander morgen wünschen."

Sie nickte und lächelte und ließ einen Moment wie vergessen ihre Hand in der seinen.

* * *

Digitized by Google

In der frühen Dämmerung kam der Schlitten, mit einem wohlgenährten Bauernrößlein bespannt, vors Haus. Das Tier wieherte und spitzte unternehmungslustig die Ohren, als der Doktor, den es schon öfter gefahren, mit seinem mächtigen Pelz herauskam. Er sah so stattlich aus, daß Vreneli ihm völlig stolz nachblickte. Und die Pistole hatte er richtig in eine der Taschen gesteckt, wie immer, wenn er sich zuerst gegen einen Rat Fräulein Marthas auflehnte.

Er grüßte die am Fenster Stehende noch einmal mit dem eigentümlich hellen, jungen Ausdruck, den sein Gesicht oft hatte. Dann nahm er die Zügel, und fort ging's, pfeilschnell in den Nebel hinaus, daß dem Rößlein Schweif und Mähne nur so flogen.

Eine Weile stand das Fräulein noch und sah in der Richtung wie einer Erscheinung nach, einem Phantom der Jugend, des Glückes. —

Dann hieß sie Vreneli, sich zum Sylvestergottesdienste rüsten.

Die Glocken der kleinen Kirche bimmelten schon, soviel sie konnten; es schallte von dem Hügel weit über das nächtige Schneeland hinaus. Als sie verstummten und die Gemeinde versammelt war, wehte von unten noch aus den Ortschaften am See das Geläute herauf. Drinnen im Kirchlein hob der Töchterchor zu singen an, und dann hielt der Pfarrer dem scheidenden Jahr einen Nachruf mit Dank gegen Gott und etlichen mahnungsvollen Anspielungen auf politische und soziale Vorkommnisse im lieben Vaterland.

* * *

Die Freunde des Doktors fanden sich nicht gerade vollzählig im Orsini ein. Der eine und andere hatte eben heute auch seine wichtige oder geheimnisvolle Abhaltung. Dafür stießen ein paar neue dazu, welche die Lücken ersetzten. Man unterhielt sich ausgezeichnet. Der Landdoktor spürte wieder einmal, daß er in der Stadt war. Der alte Student wachte in ihm auf. Warum auch nicht? Ja, Herrgott! Es ist eben doch eine heilsame Abwechslung gegen die Atmosphäre da oben unter den „Kühbuben", deren einer ihm einmal, ein würdiger Herr Gemeinderat, als sie festlich beim Gemeindwirtshause tagten, im Rundgesang bei der Stelle: Bruder, deine Schöne heißt? — Jakob antwortete! — Von Zeit zu Zeit muß man unter *seinesgleichen* sein. Er freute sich, daß dies gerade heute der Fall war, wurde immer vergnügter, immer lebhafter, fing an zu singen und auch mannhaft zu kneipen, wie ehedem. Und als um Mitternacht in der wie bei Tage belebten Stadt das Umherziehen, Feuerwerken und Musizieren anhob, da kam die süße Thorheit von einst auch über ihn, er schloß sich samt seiner Gesellschaft einem lampionstragenden Zug junger Studenten an, der im Gänsemarsch sämtliche Brücken beschritt und in dem alle Weltsprachen geredet wurden. Hernach versammelte man sich noch einmal zu einem Punsch, um das junge Jahr gehörig zu begrüßen, und dann — es war inzwischen drei Uhr morgens geworden — kam der Herr Doktor in angeregtester Stimmung zu seinem Schlitten, vor dem das Bauernrößlein schon geraume Zeit gewartet hatte.

Er klopfte dem braven Kameraden seiner Nachtfahrt den Hals. „So, Hansli, jetzt geht's heim. Jetzt wollen wir vernünftig miteinander kutschieren. Den Weg wissen wir ja beide. — — Ja halt! Zuerst noch eine Cigarre, — — ohne dieses Lichtlein keine Erleuchtung. — — So!"

Er lohnte den Knecht, der sein Fuhrwerk gehütet, königlich. Hierauf stieg er bedächtig ein, hüllte den Pelzmantel fest um sich und ließ den Hansli traben.

Sapperlot, — ja, eisig kalt war's. Das pfiff ins Gesicht. Wenn er den Pelz jetzt nicht hätte! — Die gute Fräulein Martha — wirklich ein — ein famoses Frauenzimmer; an alles denkt sie. — Wenn sie zwanzig Jahre jünger wäre — — na, das ist sie also nicht — und so eine mütterliche Freundschaft ist auch schön. Überdies — haha! — was würde *sie* dazu sagen, die Holde, die Eine mit den lieben, braunen, den waldfrischen Rehaugen — das herzige Geschöpf! — Ganz warm wird einem, wenn man an sie denkt, wahrhaftig! — Wie heißt's im Hebel? — —

Minen Auge g'fallt
Herischried im Wald.
Woni gang, so denk' i dra,
's chummt mer nüt auf d'Gegnig a
Z'Herischried im Wald.

Imme chleine Hus
Wandlet i und us —
Gelt, de meinsch, i sag' der, wer?
's isch e *Sie*, es isch kei Er!

Ja, das ist die Tonart und die Melodie, welche zu ihr passen. Das ist noch Weiblichkeit nach dem Herzen Gottes, wie sie seit Adam und Eva existierte und heute auch noch — obgleich rar geworden. Was modern, — (in Beziehung auf Frauen ein unleidliches Wort!) nervös — studieren — praktizieren! — alle bösen Geister fallen einem ein. Sie weiß nichts davon und ist doch gescheit — hoho! und wie! — — Ob sie bös war, daß er nicht kam? Das ging nun einmal einfach nicht — nein. — Da hieß es, eine salo — salomonische Entscheidung treffen — und sie war salomonisch ausgefallen. — — Freilich, wie mag Fräulein Martha den heutigen, respektive gestrigen Abend zugebracht haben? Er hatte sie herzloserweise gar nicht gefragt. Zum erstenmal ganz allein, was ihm unterwegs erst eingefallen war. Und sie hatte ihn ohne Groll ziehen lassen!! Ja ja, „z'Herischried im Wald", da gibt's noch Frauenzimmer, um die ihn ganz Zürich beneiden kann. — Voriges Jahr — wie war das gleich —? Da war er daheimgeblieben, der Pfarrer mit seiner Frau dabei — ein ziemlich öder Herr. Aber der Wein damals war fein, alter Saſella, den der verstorbene Doktor noch in seinem Kellerlein gepflegt. Der verstand's! — Dann ging man nach zwölf Uhr ins Bett; insofern nicht übel, als einem diese Nachtfahrt erspart war, bei solcher Bärenkälte — Teufel! Wenn das so fortgeht, gefriert der See wieder. — Aber schön war's, brillant unterhalten. Was der eine, der Ingenieur, da von seiner Amerikareise erzählt — fabelhaft! Das sind Kerle da drüben — alles gleich riesenmäßig in der Anlage. Da sind wir noch die reinen — die reinen — — ro, Hansli? Was ist los? — —

Man befand sich vor einer Straßengabelung, wo der Herr nach anderer Richtung wollte als sein Roß.

„Ja so! — — Hast recht, Hansli — hü!" —

Das Sebstgespräch war unterbrochen, die Pistole sogleich dem Doktor eingefallen. Immerhin griff er danach. Richtig, da war sie, die stumme Begleiterin, die jeden Augenblick reden kann, wenn es nötig ist. Man kam ja nun bald an das Tobel, von dem die gute Martha gestern eine Räubergeschichte erzählen wollte. Pah! Es ist hell, der Mond hoch am Himmel und eine Stille, daß man meint, die Sterne droben kuistern zu hören. Das junge Jahr schläft wie ein neugeborenes Kindlein. — —

„Hü, Hansli! Je schneller du läufst, desto balder sind wir daheim."

Und Hansli, der die laute Anrede aus der landwirtschaftlichen Praxis her gewöhnt war, ließ sich das nicht zweimal sagen, schlug plötzlich ein ganz wildes Tempo an, so daß ihm und seinem Lenker darob warm wurde und sie in verhältnismäßig sehr kurzer Zeit das heimatliche Dorf erreichten.

Leise steckte der Doktor dann den großen Hausschlüssel ein und schlich wie ein Dieb nach seinen zwei links gleich neben dem Eingang liegenden Zimmern. Die Frauensleute sollten nicht hören, daß er erst nach fünf Uhr heim kam.

Ach, wie wohlig warm! — Und, schau — der Tisch gedeckt, Theemaschine, Rum, Spiritus, alles bereit, wenn er durchfroren anläme. Und dort, was noch mehr? Ein großes Ding mit einer Stickerei. Ein Fußsack, eine Bescherung!*) O Edelmut, o Martha, nicht umsonst trägst du deinen bibelgeschichtlichen Namen! — Weiße Rosen — oder sind es Ranunkeln oder Sternblumen, — ganz gleich, rührend, wirklich rührend!

Thee? Nein, keinen mehr. Lieber schlafen jetzt. — Es wird köstlich schmecken in dem guten behäbigen Bette.

Ah! — Wie ein Gerechter nach heißem Tagewerk streckte er sich, blies das Licht aus und that einen tiefen, grundzufriedenen Atemzug. — — Eine edle Seele — diese Martha — wirklich! — Man muß ihr morgen — ein bißchen den Hof machen. — — Oder — sollte am Ende — Bertha —? Alles möglich, wenn man sich — — diese lieben braunen Augen — — z'Herischried im Wald — —

Ein halblautes vergnügtes Lachen, wie im Traum, unterbricht den Monolog.

Weiße Rosen? — Immerhin Rosen — — Neujahrstag morgen. — Wie schreibt man jetzt? — Achtzehn — hundert — —

* * *

Es war noch alles mäuschenstill, als Vrenli an des Doktors Thür horchte, be-

*) Alter Züricher Sitte nach ist Neujahr die eigentliche Zeit des Beschenkens.

vor sie mit dem Fräulein zur Kirche ging. Draußen die Holzladen vor seinen Fenstern waren auch noch fest geschlossen.

Das rotbackige Wehnthaler Kind lachte; „Dem wird's hüt nid pressiere!"

Und so schlossen sie das Haus ab und überließen den Langschläfer drinnen seinen guten Geistern.

Der schlief wie ein Gott. Er träumte die buntesten Dinge, machte Reisen in merkwürdige Gegenden, wo Elefanten gemütlich spazieren gingen und Löwen wie Haushunde vor ihm schwänzelten. Dann übersetzte er mit Leichtigkeit Wasserfälle, flog von einer Bergspitze zur anderen, und unten stand Fräulein Martha mit ausgestreckten Händen, da sie sich ja, wie ihm nebenbei einfiel, auf der Hochzeitsreise befanden. Jetzt eben, jetzt träumte er, es werde bei ihm eingebrochen. Er hörte deutlich das leise Geräusch des Feilens und Bohrens. Das sind die Schelme, die im Tobel den alten Doktor überfallen wollten. Halt, die Pistole! Wo ist sie? Nirgends zu finden. Und das Bohren, das Feilen wird immer deutlicher; gleich werden sie im Hause sein. — — —

Der Schläfer erwachte aus einem schweren tiefen Schlaf. Was war los? Einbrecher —? Mit einem Ruck saß er aufrecht im Bette und lauschte. Tiefe Nacht, tiefe Stille. Doch nein, es begann wieder. An einem der Fenster wird richtig gearbeitet — er hat es nicht bloß geträumt.

Jetzt in einem Satz aus dem Bett, nach der Pistole getastet. Aus dem Kästchen, wo sie immer ist, will er sie nehmen — oder, wie ist das gleich? Nein, er hatte sie ja mit auf seiner Fahrt. Draußen im anderen Zimmer, im Pelzmantel muß sie noch sein. — Richtig, er hat sie! Jetzt ist er ganz wach, ganz klar. Er zündet Licht an. Und nun schleicht er, aufgeregt, das Blut pocht ihm in den Adern, von einem Fenster zum anderen.

Hier — hier sind sie! — Horch, ein merkwürdiges Streichen und leises Patschen, ein Probieren jedenfalls — —

„Wartet ihr Schufte! —" Er spannt den Hahn. „Ihr sollt eueren Mann finden."

Und nun die Fenster auf, Doppelfenster, dann die festen eisenbeschlagenen Holzladen — — —

Er prallte zurück — was ist das?

Tag — weißer Nebel — zwei Kindergesichter mit roten Näschen, dicht vor ihm, erschrocken, stumm, dann plötzlich laut lachend: „A glückseligs neus Jahr!" Die zwei Stimmchen rufen es wie aus einem Munde, und kleine Hände in Fäustlingen strecken jedes ein dunkelrotes Röslein empor.

Der Doktor ist wie vor den Kopf geschlagen, sich selber unheimlich. — Alkoholvergiftung? Halluzination? —

Zum ersten legt er vorsichtig die Pistole weg und holt einen Rock, denn es ist bitter kalt.

Anneli und Selineli gucken ihm mit großen Augen nach, krabbeln alsogleich wieder auf den Schiebkarren, der umgestülpt vor dem Fenster liegt, und schlagen das Rütlein mutwillig aufs Fensterbrett, mit dem sie sich zuvor bemerkbar machen und Eingang verschaffen wollten. — „A glückselig's neus Jahr!" tönt es wie Vogelgezwitscher in die Stube, bis der Doktor, einigermaßen gesammelt, gekämmt, in Pantoffeln und Schlafrock zurück ans Fenster kommt.

— „Wer schickt mir die Rösli?" fragte er jetzt mit soviel Würde, als ihm augenblicklich zu Gebote stand.

Sie zogen die Köpfe ein, sahen sich gegenseitig an und kicherten.

„Die Mutter?"

Kopfschütteln.

„Das Tanteli?"

„Mir dürfet's nid säge. 's Tanteli hät g'seit, wir sölled gli wieder heim cho, wil de Vater und d' Mutter in der Chille*) sind."

„So?" sprach der Herr Doktor, indem es ihm auf einmal rosenrot an den Augen vorüberzog. „Ja, dann müßt ihr dem Tanteli freilich folgen."

Er holte das Körbchen mit Näscherei, welches Fräulein Martha ihm gespendet hatte, und ließ die zwei kleinen Rosenboten nach Herzenslust ihre Taschen füllen, worauf sie eilig fortsprangen — und er nun beim Tageslichte, aber noch immer wie aus einem verwirrenden Traum, auf die Uhr sah.

Zehn!

* * *

Anstatt nun mit hellem Kopf die Ereignisse sich zurecht legen, eine schöne Krawatte

*) Kirche.

nehmen und den Huldinnen danken zu können, die ihn an der Schwelle des neuen Jahres so stummberedt mit dem Sinnbild der süßesten Empfindung begrüßt hatten, wurde der Doktor, kaum, daß er angekleidet war, zu einem Bauern geholt, der in der Nacht in einen Bach gefallen war und dabei das Bein gebrochen hatte.

Das Kütschlein stand schon draußen und sollte den Arzt gleich mitnehmen.

Da gab es kein Murren. Das alles war ja Segen, auch das gebrochene Bein. Und so schenkte er sich denn, vorläufig resigniert, ein Gläschen Kognak auf den Weg ein, obwohl ihm innerlich bereits recht warm war; es galt wieder eine Fahrt über Berg und Thal. Vorher aber nahm er noch die zwei kleinen Röslein, denen er mit der Pistolle entgegengegangen war, — jetzt lachte er darob und dachte: *umgekehrt* ist der Schuß gegangen! — betrachtete sie liebe- und gedankenvoll, und stellte sie dann behutsam in einem Glas auf seinen Schreibtisch.

Dem inzwischen heimgekehrten Vreneli trug er einen Gruß an Fräulein Martha auf, die im Pfarrhaus war, und sie möge in Anbetracht seines weiten Weges nicht mit dem Essen auf ihn warten; er werde wohl erst gegen Abend zurückkommen.

„Herrje," rief sie bedauernd, „hüt au wieder?" Aber gleich darauf mit verschmitztem Gesicht: „Die frisch Luft wird Ihne wohl thue!"

Sah ihm das fürwitzige Ding etwas an? Sie lachte!

Alles lachte heut oder schien *ihm* wenigstens zu lachen, der Himmel, an dem sich plötzlich, wie vor einer großen Lichtgewalt, die Nebel teilten; die weiße, glitzernde Welt und vor allem etwas in des Doktors Innerem selber, das er einst kaltblütig *Muskel* genannt. Haha — Muskel! — In seinem Kopf allein war noch eine etwas dunkle drückende Stelle. Die aber hatte mit dem übrigen nichts zu thun und verlor sich mehr und mehr, je weiter der Schlitten über den knarrenden Schnee flog.

War das ein Neujahrstag heute! Die ganze Gebirgskette vom Säntis bis zu Finsteraarhorn und Jungfrau klar, das letzte Spitzchen scharf ins Blau gezeichnet, eine weite, stille Welt. In den Nähen alles dicht bereift, jeder Stein und Busch am Wege, die Wälder märchenhaft zu schauen. Wie Schleier stäubt es nieder, wenn eine Krähe auffliegt. Und in dieser Lichtstille zuweilen ein Geläute, weiß Gott woher und — — zwei frische dunkelrote Röslein daheim auf dem Schreibtisch — — —

Der Bauer lag ächzend im Bett, eine schwere Federdecke bis zur Nasenspitze und warme Umschläge auf dem Fuß. Dazu trank er literweise noch irgend einen Kräuterthee. Es roch wie in einem Heugaden.

Der Doktor schalt über die Roßkur, welche das Weib einstweilen auf eigne Faust mit ihrem Mann begonnen, öffnete zuallererst das Fenster, ließ das Bettzeug wegschaffen und untersuchte dann. Richtig ein Beinbruch.

Da gab es eine Stunde heißer Arbeit, bei welcher der Doktor gleich zu Anfang, wie weiland Doktor Faust, einen kleinen Flug durch die Luft that, aber nicht mit dem Zaubermantel, sondern viel einfacher, durch einen verzweifelten Tritt seines Patienten, der sich mit dem gesunden Bein gegen die Qualen, die ihm das kranke verursachte, schadlos hielt und dabei halt den Herrn Doktor an der Rückseite traf, dermaßen, daß er mehrere Schritte weit gegen den grünen Kachelofen flog, an dessen glatter Fläche er wahrscheinlich abgerutscht wäre, wenn das Weib ihn nicht aufgefangen hätte. Hernach ging aber alles gut. Der Patient war zahm wie ein Lamm, und zum Schluß tischte seine Ehehälfte auf, was sie an Leckerbissen im Haus hatte, Sauerkraut, Schweinefleisch, Birnweggen, Nußwasser und Wein, einen Züricher, den man ordentlich im Gaumen spürte.

Der Doktor hatte Hunger bekommen und ließ sich einen kleinen Imbiß schmecken. Darauf zündete er eine Cigarre an, gab noch einige kategorische Verhaltungsmaßregeln und schied im besten Einvernehmen.

Es war sonniger Nachmittag, als er in dem primitiven Bauernschlitten wieder heimfuhr. Sein Tagewerk hatte er vermutlich für heute gethan, wenn nicht noch einer in der Sylvesternacht irgendwo zu viel links oder rechts abgeschwenkt war. Jetzt kam ein tiefgründiges Wohlgefühl über ihn, ein Behagen und Erwarten der schönsten Dinge, die der Rest dieses Tages noch bringen konnte. Denn was *so* anfängt,

Digitized by Google

pflegt auch außergewöhnlich zu schließen. Und der Doktor hatte das Beste ja noch vor sich.

Die Schneeschatten wurden immer tiefer blau, die Lichter allmählich rötlich und rot, bis die Sonne hinter dem Ütli hinabgesunken war und jede Farbe jäh erblaßte.

Weite Strecken begegnete dem Heimkehrenden kein Mensch auf der einsamen Straße. Alles hielt sich heute in den Häusern und Dörfern zusammen. Der Doktor schlug den Mantelkragen hoch auf und dachte vergnügt: auch wir kommen bald in eine gemütliche warme Stube, es fragt sich nur, in welche zuerst.

Darüber verlor er sich in so angenehme Vorstellungen, daß er aufschrak, als der lange Knecht, der mit seinen ausgiebigen Beinen wie ein Nußknacker über der Deichsel hockte, plötzlich ein rauhes Hoh! rief.

Da vorn schritt jemand eiligen Ganges, der den Schlitten nicht zu bemerken schien. Der Doktor beugte sich hinaus,

Eine Frauengestalt. Rechts am Wege blieb sie stehen, um das Fuhrwerk vorbeizulassen.

Ja — — bis jetzt konnte der heimtückische Punsch von dieser Nacht doch nicht mehr wirken — das ist ja — —

„Halt, Freund!“ rief der Doktor den Langen an. — „Stillstehen, bigott!“ wiederholte er aufgeregt.

Das Rößlein schien indessen keine Lust zu einer Unterbrechung ohne Wirtshaus zu haben.

„Wenn's halt einmal recht im Laufen ist,“ grinste der Lange.

Aber sein Insasse hörte nicht, sondern war bereits mit einem Satz aus dem Schlitten.

— „Sind Sie's oder sind Sie's nicht?“ rief er. — „Guten Abend!“

„Guten Abend.“

„Wie ein Phantom wandeln Sie da in der Einöde!“

Unter einem weißen Capuchon, der ein ganzes Schneegewölk von lustigen Maschen über der Stirn bildete, schaute ein frisches Mädchenangesicht mit ein paar großen braunen Augen hervor.

„Was ist ein Phantom?“

„Zuerst steigen Sie einmal in den Schlitten, dann will ich es Ihnen erklären.“

„Nein, merci.“

„Warum nicht?“

„Ich geh' lieber.“

„Dann begleite ich Sie.“

„Allein käm' ich auch heim.“

„Das glaub' ich schon. Da wir aber die gleiche Richtung haben und ich überdies — à propos: ein glückseliges neues Jahr! Wir haben uns ja noch nicht gesehen seit heute morgen, seit —“

Sie lachte ein bißchen verlegen. „Wir werden jetzt nicht da auf der Straße uns das Gutjahr anwünschen. Steigen Sie nur wieder in Ihren Schlitten — und dann —“

„Was dann?“

„Sie waren gewiß auf der Praxis?“

„Eben d'rum fängt erst jetzt der Feiertag für mich an.“ — Rasch griff er nach einem Trinkgeld für den Rosselenker. „Da, Freund und Ehrenmann, trinkt ein Schöppli und gebt meine Tasche im Gemeindewirtshaus ab.“

„So adies,“ sagte der Lange, der etwas merkte, fuhr davon und kehrte sich, als er eine Strecke weit war, noch einmal nach den beiden um.

Die schienen sich jetzt Zeit zu lassen.

„Soll ich Sie etwa — führen?“

„B'hüetis Gott!“

„Im gleichen Schritt und Tritt ließe sich's sonst besser spröchlen.*) Aber wie Sie wollen.“

Er besann sich jetzt auf etwas Feines, womit das Gespräch ohne Zeitverlust gleich in die gehörige Richtung zu bringen wäre, denn sie näherten sich bereits dem Dorfe. Die Kunst der Rede gehörte aber nicht zu seinen starken Seiten. Und der Gedanke an die kleine Strecke, welche ihm blieb, schlug einige vorüberhuschende Einfälle noch vollends in die Flucht. Da dachte er: Helfe, was helfen mag, gehe es jetzt gerade oder krumm.

„Haben Sie auch schon Wunder erlebt?“ fragte er plötzlich, wie aus dem Stegreif.

„Wunder? — Was für welche zum Beispiel?“

„Erscheinungen am helllichten Tag. Das passiert mir jetzt manchmal.“

*) plaudern.

„Wenn Sie zu lang in Zürich bleiben, wahrscheinlich!!" spöttelte sie.

Er blieb stehen. „Wie ist das gemeint?"

„Auf dem Heimweg halt — so wie jetzt."

„Richtig! Gerad' so wie jetzt!" rief er frohlockend, da er sich auf einmal im Fahrwasser fühlte. „Sehen Sie — so eine Erscheinung sind Sie!"

„Aber ohne Wunder."

„Wie man's nimmt. — Woher kommen Sie?"

„Von der Großmutter im Sonnenbühl."

„Und da müssen wir just so zusammentreffen! Das ist mir wunderbarlich, gerade so wie Rosen, die im Schnee wachsen. Ist Ihnen das schon vorgekommen?"

„Nein."

„Kleine, dunkelrote. Haben Sie das nie gesehen?"

„Nein."

„Nun wird's mir unheimlich!" sprach er feierlich. „Schon wieder geschieht ein Zeichen! — — Eben war ich im Begriff, etwas Verwegenes zu thun, — es soll nicht sein, wie es scheint."

Natürlich erwartete er ihre Frage, was das ‚Verwegenes' sei, aber sie ließ ihn ganz schön ein Weilchen schweigen. Jetzt gab's kein Zögern mehr, nur ein entweder — oder.

„— Ich wollte Ihnen nämlich etwas sagen, kurz und gut, Ihnen, die sich so prächtig verstellen kann —"

Sie lachte hell, aber es klang auch ein wenig Ängstlichkeit heraus. „Das hätt' ich doch nicht ernst genommen."

„Aha, Sie wollen mir meine grobe Ehrlichkeit zurückgeben. — Warum übrigens nicht ernst genommen?"

„Wenn ein Doktor von Wundern redet, und am Neujahrstag, wenn er den Sylvesterabend in Zürich war?!"

Er schaute sie voll Wohlgefallen und Freude an. „Recht haben Sie, bei Gott!" sagte er langsam. „Das kommt von der Schönrederei, wenn man einmal etwas besonders fein sagen möchte. — — Jetzt aber eins — ohne Blume: was ist mit den zwei dunkelroten Röselein, die mir heute früh unter den merkwürdigsten Umständen —"

„Die sind zwischen den Vorfenstern, nicht im Schnee gewachsen."

„Und von wem kamen sie?"

„Von mir."

„Potz tausend! Auf einmal die strikte Wahrheit. Und —" fragte er angelegentlicher, „was — sollte — die Botschaft?"

Eine kurze Pause.

„Dank sagen, daß die Kinder ihre Mutter noch haben, — es fiel mir ein, weil die Rösli gerad' aufgeblüht waren."

„Weiter nichts?"

„— Und halt so — zum Spaß für die Kleinen."

„Wirklich weiter nichts?"

„Gehen Sie! Sie fragen mich aus, als ob ich eine Patientin wäre."

Nun lachte auch er hell auf. „Weil es allerlei Diagnosen gibt. Nein, meine Patientin sind Sie nicht, keine Spur, und ich bin ebenso wenig patiens. Drum fahr' wohl, alles was Patientia heißt! Wir sind gesund und jung und wollen die Zeit nicht länger vergeuden."

„Da kommt jemand."

„Bertha — bisch es Du?" rief eine Stimme durch die Dämmerung ihnen entgegen.

„Ja."

„O Himmel —" murmelte der Doktor.

Es war der Schwager Karrer, der bei zunehmender Dunkelheit es für gut fand, dem hübschen Tanteli entgegenzugehen.

„So so," sagte er ein bißchen anzüglich, „du hast schon Schutzmannschaft bei dir?"

„Der Herr Doktor hat einem da oben das Bein einrichten müssen."

„Wo?"

Der Doktor überhörte die Frage. Erst beim zweitenmale fuhr er auf: „In Nanikon — heißt das nein, in Zollikon."

„Das ist zwar bei Zürich unten."

„Was sag' ich — in —in"

„Macht nüt, Herr Doktor," sagte der Schwager, der gleich merkte, was hier vorgegangen, mit trockenem Humor: „wenn nur das Bein wieder bei einander ist."

Nach kurzer Strecke waren sie beim Karrerschen Haus. Die Lampe in der Wohnstube blinkte traulich zwischen den Blumenstöcken durchs Fenster. Man hörte die Stimmen der Kinder.

Der Doktor ging aber nicht mit hinein.

Digitized by Google

Ihm brannte der Kopf von seiner unterbrochenen Liebeserklärung. Wie stand er nun mit Bertha? Sollte er ein zweites Mal von vorn anfangen, wo ihm das erste schon Mühe genug gemacht?

In einem höchst unbehaglichen und unklaren Aufruhr der Gefühle stapfte er heim.

Hier grüßte ihn abermals traulicher Lampenschein, der, mildgedämpft von grünen Schleiern, in die Dunkelheit hinausleuchtete.

Jetzt auch noch zu ihr müssen, zu Fräulein Martha! Ach, hätte sie doch Zahnweh oder Kopfweh, oder wartete seinetwegen noch einer mit einem Beinbruch auf ihn. Nur jetzt kein ruhiges, sinniges Gespräch führen müssen!

Vorerst ging er einmal wenigstens in sein Zimmer.

Alles schön aufgeräumt, still, warm, kalmierend; der Fußsack schon bescheiden unter den Schreibtisch geschoben, damit er die Füße nur gleich hineinstecken könne. Und die Rotröselein nicht mehr im Wasserglas von heute morgen, sondern in einem schlanken zierlichen Kelch.. Martha wußte sicherlich, woher sie stammten, und that ihnen diese Ehre an! Liegt nicht Größe in solch' einem kleinen Zug?

Nein, er will doch gleich zu ihr hinüber.

Er klopfte.

„Herein!"

Da saß sie wie gewohnt an ihrem Abendplätzchen, ganz allein, mit einem Buch.

Vreneli hatte ihren freien Tag heute.

Es überkam ihn etwas wie Rührung bei ihrem Anblick, dem bläßlichen, verwelkten Jugendantlitz. Wenn sie wüßte! —

„Endlich komme ich zu Ihnen, Fräulein Martha," sagte er, lebhaft einen Stuhl in ihre Nähe rückend.

Sie gab ihm die Hand, und ein stilles, nicht zu verbergendes Leuchten ging, wie jedesmal, wenn er sich so gemütlich zu ihr setzte, über ihre Züge. Sie bemerkte gleich das Feuer, welches in seinen Wangen und Augen sprühte.

„Jetzt haben Sie mir aber auch Schönes zu erzählen." Sie schob das Buch beiseite und lehnte sich in den Schatten zurück.

„Wieso?"

„Ich sehe es Ihnen an; so sieht jemand aus, der allerlei erlebt hat."

Er war betroffen. Dieses milde, verständige Wesen sah ihm richtig wieder seine Verfassung an. Aber es verletzte ihn nicht, im Gegenteil, es that ihm wohl. Wie ein ruhiges Licht drang ihr Blick in seine Seele und weckte das Bedürfnis nach Mitteilung, nach offener Wahrheit. Er wurde plötzlich ganz weich.

„Ach ja, Fräulein Martha," sagte er, „allerlei, Schönes und Verzwicktes. Aber vor allem kommen Sie dran. Sie wissen ja gar nicht, welch' ein Segen Sie für mich sind, in ihrer Liebe und Güte. Ja, weiß Gott! Sie krönen ihr ganzes Geschlecht in meinen Augen. Früher hielt ich meine Mutter für die beste Frau auf der Welt; — seit ich Sie kenne, hat sie eine gefährliche Konkurrenz bekommen —"

Fräulein Martha lehnte sich noch weiter in den Schatten zurück, denn sie fühlte, wie es ihr heiß ins Gesicht stieg.

„Das wäre also der Prolog," sagte sie scherzhaft, „jetzt weiter."

„Nein, noch lange nicht! — — Seit ich in Ihrem Hause bin, geht es mir ja so gut, daß ich — gar nicht an anderes dachte, an gewisse Lebensveränderungen — Heiraten zum Beispiel. Jetzt aber stehe ich an einem Scheideweg. Ich bin kein Mensch, der lange zaudert. — Als ich diese Nacht heimkam und Ihre liebe Bescherung vorfand, die schönen weißen Rosen, die Sie da für mich gestickt haben —"

„Es sind keine Rosen," unterbrach sie leise.

„Was denn?"

„Nur Schneerösli — Helleborus niger—"

„Meinetwegen, das ändert nichts an der Sache. Lieb ist's doch, und riesig gefreut hat's mich doch. Ich merkte daraus, daß Sie mir wirklich gut sind. Und das ist's, sehen Sie, was mich einmal ganz offen zu Ihnen reden läßt, wie zu — — ach, es braucht ja keinen Namen." — Er griff nach ihrer Hand. — „Liebes Fräulein Martha — ich muß Sie etwas fragen, Ihnen etwas beichten — — werden Sie mich nicht auslachen?" —

„Nein."

„Mir offen Antwort und Meinung sagen?"

„So offen," lächelte sie, — „wie es sich für mich schickt."

Sie war ihrer Stimme nicht recht

mächtig; das Herz klopfte ihr unſinnig auf. Aber ſie wollte tapfer ſein.

Er blickte auf ihre Hand nieder, die er in ſeinen beiden hielt, dann raſch empor, ihr in die Augen, klar und fröhlich. — „Ich habe mich verliebt. Iſt's ein dummer Streich, wenn ich dabei gleich ans Heiraten denke?"

— — „Es kommt auf die Perſon an."

„Sie kennen ſie ja — das Tanteli im Karrerſchen Hauſe — ein herziges Geſchöpf!"

Es gab ihr einen Stich. Doch nur im erſten Augenblick benahm er ihr den Atem. „Und jung und lebensfroh!" Sie flüſterte das, wie man von Wunderbarem ſpricht. — „Das iſt die Rechte!"

„Wirklich? Finden Sie das auch? rief er glückſelig. „O, Sie Liebe, Gute, Edle, daß Sie eines Sinnes mit mir ſind!" — Er ſprang auf. „Nun ſollen mir aber nicht umſonſt heute Roſen geblüht haben, Roſen im Schnee! Ich will ſie auch heute noch pflücken. — Geben Sie mir Ihren Segen dazu, Fräulein Martha!"

— „Wenn gute Wünſche Segen bedeuten —"

„Wünſche von Ihnen ganz gewiß."

Auch ſie war aufgeſtanden.

Sie ſchüttelten einander die Hände. Er war auf einmal wie aus dem Häuschen.

„Jetzt gehe ich hinüber, und dann komme ich zurück mit ihr! Sie müſſen die erſte ſein, die auch ihr Glück wünſcht. Und dann plaudern wir, dann erzähle ich Ihnen das Weitere. Ich habe allerlei erlebt ſeit geſtern —"

Stumm — lächelnd ließ ſie ihn gehen.

Er ſtürmte fort.

Gleich hernach fiel die Hausthür zu, und tiefe Stille herrſchte wie zuvor in dem altväteriſchen Zimmer.

Der Stuhl, den der Doktor ſo nahe her gerückt — wie beredt er noch daſtand, — alles rekapitulierte er. — —

Sie blickte eine Weile nach der Stelle.

„Roſen im Schnee," ſummte es ihr im Ohr, als ſie ſich dann wieder zu ihrem Buch und der verſchleierten Lampe ſetzte.

Empfang einer Danziger Gesandtschaft in Venedig durch den Dogen Marino Grimani 1601. Wandgemälde von Hermann Prell im Rathaus zu Danzig.

Digitized by Google

Die Legende vom Junggesellen.

Von

Marx Möller.

Mit einer Zeichnung
von **H. Vogel.**

Es gibt schon immer in jedem Land
Einen recht überflüssigen Stand
Von Leuten, die tausend Schrullen entfalten
Und doch sich für unwiderstehlich halten;
Die immer über das Essen schelten;
Bei denen Familiensitten nicht gelten;
Die oft und in überschwenglichen Weisen
Ihren Stand als den einzigen preisen,
Den gar kein häuslicher Ärger quält,
Und denen's an allen Ecken doch fehlt;
Deren Kleider zu sommerlich oder zu warm sind;
Die pedantisch und doch an Ordnung arm sind;
Die immer äußerst verwöhnt erscheinen,
Und alles besser zu wissen meinen;
Die ihre Bequemlichkeit obenan stellen:
Das ist der Stand der Junggesellen —

Eine Zeit aber ist, da bricht der Bann;
Da wird der Wilde ein zahmer Mann —
Es sei denn, er wäre schon ganz und gar
Jeder menschlichen Regung bar;
Es gibt im Jahr eine heilige Zeit,
Da überfällt ihn sehnsüchtiges Leid,
Da überfällt ihn demütiges Bangen,
Wie weiches, kindliches Heimverlangen, —
Kann er's gleich nicht fassen und deuten, —
Das ist, wenn die Weihnachtsglocken so läuten,
Wenn's wie Engelsgesang durch die Lüfte schwebt,

Digitized by Google

Wenn der Kinderglaube Triumphe erlebt. —
Es iſt ein Wunder um ſolchen Trieb.
Was ſonſt er haßte, wird plötzlich lieb,
Was ſonſt er ſchätzte, könnt' er vernichten.
Dieſes Wunders Urſprung will ich berichten.

Wenn ihr den Segen ſo recht verſteht,
Der zur Weihnachtszeit durch die Lande geht,
Dann wird es vielleicht auch leidlich klar,
Wie's am erſten heiligen Abend war! —
Über dem Haus ſah den Stern man prangen;
Hirten und Könige kamen gegangen,
Sorgen und Zweifel ſchien ewig genommen;
Ein ſeliges Hoffen war allen gekommen,
Ein Ahnen und ein Verlangen zugleich;
Arme fühlten ſich königlich reich,
Große fühlten ſich ſchlecht und klein
Und gingen ſtill in das Haus hinein
Und faßten doch kaum, was geſchehen ſei.
Und immer Neue kamen herbei,
Um je nach Können ihr Beſtes zu bringen,
Um das Kind zu ſehen, um Lieder zu ſingen,
Um abzulegen des Daſeins Laſt:
Ein Zauber hatte alle erfaßt.

Nur ein alter Nachbar blieb unberührt;
Der hatte keinen Zauber geſpürt;
Den hatte kein Sehnen und Hoffen geſtärkt;
Der hatte auch rein gar nichts gemerkt. —
Es war ein Reicher, grämlich geſinnt;
Hatte kein Weib, weder Kegel noch Kind;
Hatte niemanden lieb auf der Welt;
War eben ganz auf ſich ſelber geſtellt;
Wollte nur „ſeinen Neigungen" leben;
War tauſend Grillen und Schrullen ergeben;
Langſam zum Frohſinn, zum Mißmut ſchnell;
Mit einem Wort: war ein Junggeſell. —

Als der nun Nachts im Bette vernahm,
Wie draußen der Schwarm vorüber kam,
Da ärgerte ihn das ſpäte Getöſ',
Und er bat um Ruh', denn „er ſei nervös!"
(Dieſer Grund gilt noch heutigen Tages
Immer bei Leuten ähnlichen Schlages.)
Da nun aber — dies weiß jedes Kind —
Alte Junggeſellen neugieriger ſind,
Und erpichter auf müßigen Zeitvertreib,
Als je nur irgend ein altes Weib,
Beſchloß er, nach dem Grunde zu ſpähen,
Und zog ſich an, um hinüberzugehen.
Dann ging er hinüber, ſo ſchnell er vermochte,
Wo er derb an die Hausthür pochte,
Und eh man noch ihn hereingebeten,
Iſt er polternd ins Zimmer getreten. — —

Da war ſein Ärger auf einmal fort.
Auf ſeinen Lippen erſtarb das Wort;
So Seltſames hatte er nie geſchaut;
Er hat kaum ſeinen Augen getraut;
Hirten und Könige lagen auf Knien;
Ein fremdes Gefühl durchrieſelte ihn;
Er wußte ſich nicht ſeine Stimmung zu deuten;
Er fühlte ſich heimiſch bei fremden Leuten;
Er fühlte ſich arm unter armen Hirten;
Seine Augen im Kreiſe irrten;
Er wollte ſprechen und konnte es nicht;
Er ſah der Mutter verklärtes Geſicht;
Das Kindchen, das ſie im Schoße hielt,
Um deſſen Haupt ein Leuchten geſpielt;
Er ſah und ſtand und ſtand — und ſah —
Und konnte nicht faſſen, was in ihm geſchah;
Und wollte es wiſſen und wollte fragen
Und wagte nicht einen Laut zu ſagen;
Und immer wieder ſah er Marie;
Und immer ſchwerer wurden die Knie;
Und es drückte beinahe zu Boden ihn,
Und er wollte doch ſtehen und wollte nicht knien.
Ihm wurde wirr und ſchwindlicht und ſchwach,
Und alte Bilder wurden wach,
Bilder aus längſt entſchwundenen Tagen,
Wo ihn die Mutter auch ſo getragen,
Wo ſie ihn auch auf Knien gewiegt,
Und auch ſo zärtlich an ſich geſchmiegt. —

Er hatte ein wildes Leben gelebt;
Hatte nach Macht und Beſitz geſtrebt;
Hatte vom rechten Weg ſich entfernt;
Hatte viel Weiber kennen gelernt;
Weiber ſchön und berückend und ſchlau,
Er kannte ihre Schwächen genau,
Er hatte ſie und ſie ihn betrogen.
So waren die Jahre dahingeflogen;
Mehr als Kitzel wollte er nie.
So ſtand er nun da — —
Und ſtand — vor Marie!

Wo moderne Maler die heilige Nacht
Auf Leinwand „naturaliſtiſch" gebracht,
Da malten ſie meiſt einen häßlichen Stall,
Wo in den Ecken uns überall
Armut und Schmutz entgegen grauſen,
Und wo die Menſchen, die drinnen hauſen,
Verhungernden ſchleſiſchen Webern gleichen,
Die faſt ausſehen wie halbe Leichen.
Man darf nicht denken, daß ſo es war;
Mariens Schönheit war wunderbar;
Joſeph hatte ein freundlich Geſicht,
Und ſo ärmlich war's in der Hütte nicht,
Die ſah ganz ſauber und nett ſich an.
Wozu war ſonſt Joſeph ein Zimmermann!?
Der hatte alles in Ordnung gemacht
Und manches hatten die Gäſte gebracht. —
Joſeph war treu und ehrlich und ſchlicht.
Völlig verſtand ſeine Einfalt nicht,
Was für ein Heil ſeinem Haus widerfahren.
Es war ein Mann ſchon von älteren Jahren,
Der lieber fleißig die Hände rührte,
Als daß er viel Worte im Munde führte.
Glück und Unglück nahm duldſam er hin,

Digitized by Google

Schlicht in des Wortes edelſtem Sinn.
(Man ſieht, was Gott von der Schlichtheit hält,
Daß ſolchen Mann er ſo hoch geſtellt!)
Ihn verſchüchterte faſt der Beſucherſchwall;
Er hantierte hinten fleißig im Stall,
Wo beim Öchslein der Eſel angebunden,
Wo er ſeine Werkſtatt gefunden,
Wo er in ehrlicher Arbeit ſchwitzte,
Und für das Kind eine Wiege ſchnitzte;
Und ſchlich nur zuweilen herein auf den Zehen,
Um nach dem Kind und der Mutter zu ſehen;
Recht wie ein Vater ehrlich beglückt,
Mehr behaglich als überverzückt,
So daß der Nachbar dachte, der Mann
Iſt der einzige, der dir's erklären kann,
Und als er wieder nach hinten entwichen,
Iſt der Nachbar heimlich ihm nachgeſchlichen.

Joſeph aber verriet keinen Willen,
Neugier durch langes Gerede zu ſtillen;
Hätte vielleicht es auch kaum vermocht,
Hat gebohrt, gehobelt, gefeilt und gepocht,
Hat an der Schnitzbank das Brettchen getreten,
Und den Nachbarn um nachbarlich Helfen gebeten.
Da hat der Nachbar verlegen geblickt;
Er war zum Helfen zu ungeſchickt;
Solches Talent war ihm nicht beſchert,
Ihn hatte die Liebe nie helfen gelehrt;
Er konnte wohl liſtig planrn und ſtreiten,
Aber all dieſe Kleinigkeiten,
Die Vaterhänden von ſelber gedeihen,
Wenn Liebe und Sorge Kräfte verleihen,
Die hatte er nie an ſich entdeckt. —
Bald hat er die Hand in die Taſche geſteckt,
Und hat ſich nicht mehr zu helfen getraut
Und verlegen auf Joſephs Finger geſchaut;
Und er ſah den ſchlichten, freundlichen Mann
Faſt wie in ſcheuer Bewunderung an,
Der ſo ärmlich war und doch ſo reich;
Und hätte am liebſten wohl gerne und gleich
All ſeine Schätze und Ehren gemieden,
Wär' auch ihm ſo ein Glück beſchieden.
Ihm wurde weich und wehe zu Sinn;
All ſein Ärger war längſt dahin;
Ihn überkam ein Jagen, ein Sehnen,
Seine Augen ſtanden in Thränen,
Thränen, die unaufhörlich rannen;
So ging eine ganze Weile von dannen;
Er ſchien ſich ſelber ſo nackt und bloß,
Und Joſeph ſchirn ihm ſo heilig und groß.
Und plötzlich kniete er vor ihm im Sand
Und küßte die derbe Zimmermannshand.

Die andern Gäſte waren ſchon lange
Wieder auf dem Nachhauſegange,
Und nur der Nachbar war noch geblieben.
Da hat ihn Joſeph zum Aufbruch getrieben.
Da mußte er ſich denn leider bequemen,
Von den lieben Wirten Abſchied zu nehmen.
Und als er nun vor Marien ſtand,
Und nach Worten ſuchte und keine fand,
Da legte die Hand auf ſein Haupt ſie ſacht,
Und ſagte:

„Haſt du gar nichts gebracht?
„Könige brachten köſtliche Gaben,
„Weihrauch, Myrrhen nnd Spezerei'n;
„Arme Hirten und Bettler haben
„Nicht gezandert, ihr letztes zu weihn;
„Weite Wege mußten ſie wandern;
„Haben ſich nicht in Ruhe geſchont;
„Leichter hatteſt du's wie die andern,
„Du haſt in der Nähe gewohnt;
„Alle hatten das Wunder begriffen,
„Als ſie eben das Kind erblickt;
„Du erſchieneſt recht ungeſchliffen
„Und zum Helfen zu ungeſchickt. —
„Doch, daß ich von der Qual dich entlade,
„Sei dir gerne und freundlich verziehn.
„Königen wurde Weisheit und Gnade,
„Hirten und Bettlern Geduld verliehn;
„Und da alle Gaben erhalten,
„Sei auch dir ein Segen beſchert:
„Möge nie die Sehnſucht erkalten,
„Die am Herzen dir heute zehrt!
„Mögen nie die Gluten ſich kühlen,
„Die dein Inneres heute weihn!
„Mögeſt du als ein Armer dich fühlen,
„Und von jetzt an ein beſſerer ſein! —
„Und ein Stück von dem wunderbaren
„Segen, den ich dir eben verliehn,
„Möge noch in kommendrn Jahren
„Immer deinesgleichen durchziehn;
„Daß an dieſem Tage im Jahre
„Wie das welke, gemähte Gras
„All ihr hagerer Stolz zerfahre
„In alle Winde!"

— Und ſo geſchah's. —

Landung des Kaiserpaares in Haifa.
Nach einer Aufnahme von Ottomar Anschütz in Berlin.

Die Kaisertage in Jerusalem.

Von

Professor Dr. Ed. Heyck.

Mit zwölf Abbildungen nach Photographien.

(Abdruck verboten.)

Am Sonntag den 23. Oktober standen wir auf der Spitze der großen Pyramide, dachten des geliebten fernen Vaterlandes und riefen: Es lebe Seine Majestät der Deutsche Kaiser! Bis zu den winzigen Kameltreibern und Reisenden herab, die sich da drunten auf dem gelbroten Wüstensand bewegten, drang unser jubelndes dreifaches Hoch; sie hoben verwundert die Köpfe und winkten. Am Sonnabend darauf, am 29. Oktober, standen wir auf der Mauer zu Jerusalem und sahen den Kaiser, gesund und blitzenden Auges auf herrlichem Rosse, einreiten in die festlich geschmückte und von Völkergewirre aller Art erfüllte Hauptstadt des heiligen Landes.

Jerusalem hat noch keinen solchen Festschmuck gesehen, wie den zu Ehren des Kaisers der Deutschen. Freilich, das Grün der deutschen Laubgewinde tritt hier zurück, davon ist weniges, zugleich verdorrtes Schilf- und Palmenwerk vorhanden, und es paßt auch nicht einmal zu der steinernen Stadt inmitten der Wüste eines steinigen Gebirges. Desto freudiger und üppiger aber weht es mit Fahnen und Fähnchen allüberall von Dächern und Häusern; die christlichen Vorstädte außerhalb der Stadtmauern sind in Flaggenalleen verwandelt, und in der inneren Stadt, wo's nur Gassen und Gäßchen winkeligster Art gibt und überwölbte Gänge gutenteils die Straßen ersetzen, auch da ist keine noch so ärmliche Thür, über der nicht eine Reihe kleiner Fähnchen aufgesteckt wäre. Überall waren die deutschen und die türkischen Fahnen freundschaftlich zusammengemengt, dazwischen aber auch alle sonstigen Far-

Der Kaiser in Tropenuniform.
Nach einer Aufnahme von F. Tellgmann, Hofphotograph, in Mühlhausen in Th. und Eichwege a. Werra.

Digitized by Google

ben der christlichen Nationen des Erdballs, soweit sie Anteil an Jerusalem haben, und unter diesen an Menge in erster Linie die Fahnen von Rußland und Frankreich. Bedeutungsvolle, denkenswerte Wandlungen der Geschichte! Türken aus Turkestan vernichteten die Kreuzfahrerstaaten von Syrien und Palästina und vernichteten das Byzantinertum am Bosporus; durch mehr denn zwei Jahrhunderte war die Hauptsorge der Deutschen Kaiser des Reiches Türkennot; heute flattern in Jerusalem dem Kreuze zu Ehren zusammen die deutsche und die türkische Fahne auf manchem alten Byzantinerportal und über den halben oder ganzen Ruinen der Kreuzfahrerzeit. Und auf den Trümmern der Ordensgebäude der kreuzfahrenden Johanniter, die der Osmanensultan dem Deutschen Kaiser geschenkt, ragt der deutschen evangelischen Erlöserkirche weißschimmernder Turm als ein neues Wahrzeichen im Städtebilde Jerusalems in die Lüfte empor! Durch die Straßen schreitet froh und glücklich der Deutsche, von freundlichen Blicken der türkischen Offiziere und Bewohner geleitet und mit dem deutlichen Gefühl, daß der Muslim ihn heute vor allen Nationen bewundert und gern sieht und daß die Lebenshoffnung des Osmanentums voran auf Deutschlands Machtwort im Völkerrate steht. Lateiner, Armenier und Griechen läuten ihre Glocken unseren festlichen Tagen, von den Türkenkasernen donnern die Böller dem Deutschen Kaiser, ganz Jerusalem beugt sich in einiger Begeisterung und Achtung vor Deutschlands Namen.

Neulich sind wir, zwei deutsche Bekannte, ganz allein vom Jordan her die stille Mondnacht hindurch über das Gebirge Juda geritten, denn den als Führer angenommenen

Einzug des Kaiserpaares durch das Jaffathor in Jerusalem.
Nach einer Aufnahme von Bruno Hentschel in Leipzig und Jerusalem.

Beduinen auf seinem Pferde, das schneller als die unseren war, hatten wir mit einer notwendigen Nachricht vorausgeschickt. Abenteuerliche berittene Trupps mit langen Feuerrohren kamen uns entgegen, an lagernden Horden zogen wir vorüber — aber unsere Revolver lagen ruhig zu Jerusalem im Koffer, wir boten auf deutsch fröhlichen „Guten Abend“ und „Allah jenessik bilchêr, Gott schenke dir einen gesegneten Abend,“ scholl es vielstimmig zurück; wir waren voll seelenruhiger Sicherheit in diesem weiten, öden Gebirge, über dem die Geier kreisten, denn auf unserer Brust blinkte im Sternenschein das deutsche Jerusalemkreuz,

und der Herrscher der Gläubigen am Bosporus hat dem Deutschen Kaiser und seinen Unterthanen allen Geleit verbürgt. Nur derjenige, der all diese großen Tage selber miterlebt, der kann es unmittelbar empfinden, wie Deutschlands Name riesenhaft groß geworden ist durch die Kaiserfahrt in aller orientalischen Welt und wie jeden Orientalen das Gefühl erfüllt und hingerissen hat: Hier ist Macht und ritterliche Ehrlichkeit zugleich! Die Früchte dieser evangelisch-deutschen Tage werden reifen, segensreicher

Der Kaiser zu Pferde beim Einzug in Jerusalem.
Nach einer Aufnahme von Bruno Hentschel in Leipzig und Jerusalem.

als viele Schlachtensiege der großen Geschichte. Germania, die ihre Siege auf Frankreichs Feldern schlug und die groß ward durch die Hohenzollern und durch Bismarck, dessen Namen man uns in elenden Dörfern mit verbeugenden Gesten zurief, die pflückt auch hier aufs neue gegenwärtige und künftige, friedliche Siegesfrucht.

— — Feststimmung jeglicher und jedesmal ergreifender, weihevollster Art! Am Morgen des Tages, da der Kaiser kommen sollte, saß ich auf der Felsenstätte vor dem Damaskusthor, auf jener durch die Jahrtausende hindurch von allem Anbau scheu gemiedenen Bodenerhebung mit gewölbter Schädeldecke und mit den Augenhöhlen ihrer Felsengrotten, die jeden wie mit zwingender Intention empfinden läßt: Hier ist Golgatha! Hier, und vorläufig nicht dort drinnen in der Stadt in jener dumpfen Kirche, wo im IV. Jahrhundert die Beauftragten Kaiser Konstantins das Felsengrab Christi und Golgatha auffanden — gleichviel, ob in oder etwa dennoch knapp vor der herodianischen Stadt: „wider alles Erwarten", d. h. ohne jede Tradition, wie uns der gelehrte Kirchenhistoriker jener Zeit, Eusebius selber, der Bischof des nahen Caesarea, berichtet. Wohl habe als eifriger Besucher auch ich gewissenhaft so ziemlich alles angesehen, was von der christlich-historischen Fremdenindustrie in Jerusalem seit nahezu anderthalb Jahrtausenden dem gläubigen Pilger gezeigt wird: vom Grabe Adams an durch ein wahres Tohuwabohu der Naivität und des allzu beflissenen Eifers hindurch bis in die Kreuzfahrerzeit; und aus der ursprünglichen Verstimmung heraus

Ankunft des Kaiserpaares vor dem Zeltlager.
Nach einer Aufnahme von Bruno Hentschel in Leipzig und Jerusalem.

über das, was man gebildeten Reisenden zu bieten wagt, fand ich die Überwindung, dem Zelotismus des kritischen Historikers an diesen Stätten zu entsagen und die Dinge, wie sie nun einmal erklärt und — verlangt werden, begreifend und logisch einzureihen in die Geschichte und in die abgestuften Gattungen der religiösen Bedürfnisse und Begriffe; indessen ich vermochte mich wohl religions-psychologisch zu interessieren und hier und da ein Legendchen sinnig zu finden, jedoch auch nur ein Teilchen irgend einer weltgeschichtlichen Erhebung vermochte ich in dem chaotischen Religionswirrwarr, wozu man Jerusalem drinnen und draußen gemacht hat, nicht zu finden.

Sie aber fand ich überwältigend und unvergeßlich in der stundenlangen Einsamkeit jenes weltgemiedenen gewölbten Felsenhügels. Er ist es ja, wo Gordon und andere Golgatha gesucht und bestimmt haben, der gleiche auch, der in Piglheins schönem Panorama der Kreuzigung die Stätte vom Leben und Sterben des Heilands bildet. An absoluter, alle Empfindungen erschöpfender Hingabe an die Weihe dieser Stätte hindert ja freilich die immerhin noch nicht unumstößlich gegebene Gewißheit, der bisherige Mangel wirklicher Forschung, welche nur in umfassendsten topographischen Nachgrabungen liegen kann. Aber dort, „nahe", wie das Evangelium des Apostels angibt, liegt Jerusalem, die heiligste aller heiligen Städte, dort im Thale zur Linken im Schatten seiner Bäume liegt Gethsemane gebettet, so unanfechtbar in seiner örtlichen Geschichtlichkeit gesichert, wie der Oelberg selber, der darüber herabschaut, oder wie der Weg, den Christus oft von Bethanien her gen Jerusalem wandelte und zog. Wahrlich, in der Geschichtlichkeit dieses landschaftlichen Gesamtbildes und seiner Erinnerungen liegt für den frommen, wie für den weltgeschichtlichen Sinn eine Größe, die echter und gewaltiger ist, als alles Gewebe des Einzel-

Das Johanniterhospiz in Jerusalem.
Nach einer Aufnahme von Bruno Hentschel in Leipzig und Jerusalem.

Sultan Abdul Hamid.

kultes, welcher seit 1500 Jahren Gebäude und Grüfte drinnen und umher mit oft noch mehr denn kindlichen Mythen überſponnen hat. Stunden reichen nicht aus, die Stimmung dieſes verlaſſenen Felſenhügels und ſeines Umblickes durchzuſinnen.

Jeruſalem ragt auch über Chriſtus zeitlich zurück. Unwirtlichſte aller Städtegründungen inmitten ſolcher Gebirgswelt; eine Stadt, die in ihrer geſamten Exiſtenz nur aus dem Religiöſen heraus zu verſtehen, zu begreifen iſt, eine uralte Schöpfung transcendentaler Vorſtellung und Bewegung, die gerade an dieſen Stätten Gott in der Natur in ſeiner Furchtbarkeit und ſeiner Güte zugleich erkannte. Heilig den Juden wie den Chriſten wie dem Islam; immer aufs neue zerſtört und verlaſſen, immer wieder aufs neue aus unverſieglichem, erinnerungsgetreuem und ſymboliſchem Empfinden aufgeſucht und hergeſtellt. Ein voller großer Stadtbezirk, etwa ein Viertel der heutigen Stadt, iſt jedem profanem Treiben entzogen und liegt innerhalb ſeiner Mauern mit freien weiten Flächen als geweihter Tempelplatz. So ſchuf ihn einſt in grauſter Vorzeit das Judentum; ſo heiligt ihn heute der Kultus des Mohammedanismus, welchem er, nächſt Mekka, als das erhabenſte Heiligtum gilt. Eine mächtige Felſenplatte, ein Gottestiſch der Natur, bildet ſeine Mitte; das war der Brandopferaltar der Juden; heute wölbt ſich hoch über ihm das ſchönſte architektoniſche Wunderwerk Jeruſalems, die edle blaue Kuppel der Omarmoſchee, des Felſendoms.

Nun flattern über alles das hinweg, zwiſchen Kreuz und Halbmond hindurch, die feſtlichen Fahnen im friſchen, kühlenden Oſthauch, der vom Ölberg herüberweht. Und ſelbſt hier, unmittelbar um die Schädelform dieſes Hügels her, den unbewußte Scheu zu meiden ſcheint, iſt Feſtesſtimmung. Denn bis an ſeinen Fuß heran ſchmiegen ſich mauernumhegte Gärtchen mit Häuſern darin; man ſieht in ſie hinein, wie man in Jeruſalem überall von Dächern und Hügeln herab in die Wohnung des Nachbars ſieht. Auch jene ſo liebevoll gehegten, obwohl für unſere Begriffe ſo unendlich dürftigen Gärtchen ſind bewimpelt, und dort im Schatten vor dem Hauſe ſchmücken ſich mit großer Umſtändlichkeit zwei orientaliſche Frauen, um nachher dem Einzug des Kaiſers zuzuſehen. Sie ahnen vielleicht den zufälligen Zuſchauer nicht auf dieſem Hügel, den ſie immer nur einſam wiſſen in ſeiner ſteinigen Leere. Suſanna, Bathſeba! —

Ich entſinne mich nicht genau und kann es heute, da ich hier in der Fremde unter ſtörendſten Umſtänden ſchreibe, auch nicht erkunden, ob es Hegel oder ob es ein an-

Erlöſerkirche zu Jeruſalem, im Hintergrund der Ölberg.
Nach einer Aufnahme von Bruno Hentſchel in Leipzig und Jeruſalem.

Digitized by Google

derer war, der zuerst den Orient starr und entwickelungsbar genannt hat. In der That, alles ist hier wie einst, und was modern ist, das ist fremde und äußerlichste Zuthat. Was vor 3000 Jahren war, ist heute noch, und das Heute schon damals gewesen. Noch deutlicher natürlich, als in völkerpsychologischer Beziehung tritt die Unveränderlichkeit des Orients auch schon dem flüchtigen Reisenden im Tagesleben entgegen.

Neulich ritten wir in der Frühe aus nach Jericho. Noch lag die steinerne Stadt in fahler Dämmerung, nur über den Ölberg glomm ein köstliches Gelbrot, die Sonne kündend, am dunklen Bergessaum auf; allüberall aus den Häusern krähten die Hähne, wie einst zu Jesu und Petri Zeit. Auf ihren Eseln, die hier Droschke, Fahrrad und Drahtseilbahn vertreten, kamen sie uns auf allen Wegen entgegengeritten vom Ölberg und von Bethanien her, Händler und Reisende, der Rabbi dazwischen; auf Schritt und Tritt gehört der Esel dazu, bald glaubt man die heilige Familie, bald die Flucht nach Ägypten zu sehen. Frauen im langen blauen Gewande tragen Thonkrüge uralter Formengebung vom Quell empor, den schlanken, bronzefarbenen Arm zu dem Gefäß emporgehoben. So schritt Rebekka vom Brunnen, und so lagerten am Brunnen auch damals die Kamele. Hirten in der Morgenfrühe sangen ihre Koransprüche, sie waren die Nacht auf dem Felde gewesen. Rebstock, Olive und Feige, Gestein und Erdreich, alles um uns her redet die Sprache der Bilder und Gleichnisse Christi; wir kehren ein, und man bringt uns Wein und Brot, fladenartiges Gebäck, das wir brechen. Und als wir anderen Tages in der Jor-

Von der Einweihung der Erlöserkirche. Excellenz D. Dr. Barckhausen überreicht den Majestäten den Kirchenschlüssel.
Nach einer Aufnahme von Bruno Hentschel in Leipzig und Jerusalem.

danflut baden, tritt ein auf seiner Eselstute, welcher ein Füllen nachläuft, herbeigekommener Araber heran und wäscht mit Dienst- und Bakschischeifer unsere Füße. An allen diesen Stätten ist einst das Tägliche zum Heiligen geworden, und das Heilige wiederholt sich noch heute im Alltäglichen. Römer, Islam und Araber, Seldschuken, Osmanen sind über das gelobte Land der alten Juden hinweggegangen und diese selbst unter alle Völker ausgestreut worden; Leben und Thun aber ist das gleiche geblieben, weil die natürlichen Bedingungen in ihrer Starrheit und ihrer unendlichen Einfachheit

Beduine.
Nach einer Aufnahme von Bruno Hentschel in Leipzig und Jerusalem.

die gleichen geblieben sind und weil der Mensch, gleichviel ob zu der Erzväter Zeit oder ob heutiger Araber und Beduine, nichts thun kann und auch nichts hat thun wollen, als sich nach immer gleichen einfachen Normen in diese stets gleich verbleibende Natürlichkeit schicken. —

Übrigens werden Susanna und Bathseba zu spät für einen guten Platz kommen, falls sie nicht etwa irgendwo auf ein bevorzugtes plattes Hausdach eingeladen sind oder hinter ein befreundetes Gitterfenster, von wo die Frauen in die Straßen sehen. Um ein halb vier Uhr wird der Kaiser mit der Kaiserin einziehen, und schon um ein halb sieben Uhr morgens, sobald die Sonne aufgegangen war, lagerte es überall an der Eingangsstraße in dichtgedrängter Fülle auf Dächern, Mauern und im Staube zur Seite der Straße entlang von verschleierten und unverschleierten Frauen, die der festlichen Stunde mit jener Geduld harrten, welche — auch ihre europäischen Schwestern, wenigstens zum größten Teil, bei ähnlichen Anlässen durch frühzeitige Ausdauer auf Tribünen und Saalgalerien aufzubieten vermögen, wenn auch wohl nicht in gleichem Sonnenbrande. Wie wundervoll stehen die weißen Häuser mit ihren von bunten orientalischen Menschen dichtbesetzten Dachrändern gegen den leuchtend blauen Himmel! Wie das Rot in der Sonne leuchtet und glüht! Das Rot, das hier im Gegensatz zu dem Blau des ruhenden Himmels und zu dem gleichförmigen Weißgrau der Natur und der gesteingeformten Häuser die Farbe der Bewegung und des Lebens ist, die Farbe des Fez, den jeder Mann trägt, der herumgeschlungenen Verzierung der dunkelblauen Kleidertracht, der orientalischen Schärpen, der Plüschmäntel der Juden, die Farbe auch all jener unzähligen Halbmondfahnen, die mit dem Rot in der deutschen Flagge zusammen dies ganze Bild der Freude bestimmen.

Trompetentöne erklingen! Die Spalier bildenden türkischen Soldaten richten sich ein wenig strammer und paffen lebhafter, um ihre Cigarette noch zu Ende zu bringen; die Offiziere gehen musternd die Reihen entlang und weisen da und dort auf einen nicht geschlossenen Knopf oder ziehen einen Mann ein wenig mehr in die beabsichtigte Frontlinie vor. Abermalige Signale, und schon sprengen goldschimmernde Kawassen heran, türkische Kavallerie hinterher und nun auf wundervollen Rossen mit langen fliegenden Gewändern und federgeschmückten, zweimannslangen Lanzen, die sie in den Lüften schwenken, die phantastischen Gestalten von vier Beduinenscheikhs. Dann helle deutsche Uniformen, vom weißen Burnus

Badeplatz am Jordan.
Nach einer Aufnahme von Bruno Hentschel in Leipzig und Jerusalem.

Digitized by Google

umflattert; jetzt schon der Wagen, darin die holdselig lächelnde Kaiserin fährt, und ihr folgend, zu Roß — der Kaiser! Prächtig anzuschauen in Antlitz und Rüstung, ein Herrscher und ein Sieger im Erscheinen. Nicht lauter, sondern eher stiller wird's; eine tiefe Bewegung geht durch die Zuschauer, ein mächtiger Eindruck scheuer Bewunderung der Orientalen, und für uns des deutschen Stolzes, des deutschen Herzensanteils, der vielleicht noch nie so lebhaft und so unmittelbar wie hier inmitten der fremden, grellen, südlichen Seenerie den über die Welt strahlenden Glanz seines

Der Kaiser und die Kaiserin auf dem Ölberge.
Nach einer Aufnahme von Bruno Hentschel in Leipzig und Jerusalem.

Kaisertums empfunden hat. Und der die weltgeschichtliche Bedeutung dieses Moments empfindet, da Jerusalem mit all seinen Völkern, all seinen Religionen und Bekenntnissen in Ehrfurcht und Demut sich vor der glänzendsten gekrönten Fürstengestalt beugt, welche die Stadt seit Saladin und seit Kaiser Friedrich II., dem Stausen, jemals gesehen hat, sich beugt vor dem evangelischen Kaiser der Deutschen. Das ist's, was auf einen Moment alle Gedanken, alles, was sonst durch Kopf und Herzen zieht, in eine stumme Sekunde des Anrempfindens, der Selbsthingabe an die Macht dieses Augenblickes bannt; aber dann bricht jubelnd das vielstimmige deutsche Hurra empor, während die Türken präsentieren und die Kinder des Orients rings umher die Hände heben und ihr Segensruf mit dem unseren zusammenklingt.

Bis ans Jaffathor gelangt der kaiserliche Zug im Läuten der Glocken und unter dem Dröhnen der Böller; durch das innere Jerusalem jedoch und eine in Treppenstufen auf und ab geführte, von Gewölben und engen Schlupflöchern unterbrochene Straße vermag kein Wagen, kein gutes Roß zu gelangen. Kaiser und Kaiserin gehen weiter zu Fuß bis zur Grabeskirche. Mit ernsteren Angesichtern kehren sie schweigend aus dem Portale zurück. Am anderen Tage in Bethlehem, dem freundlich-schönen, weit und frei gebauten Hügelorte mit seiner uralten Geburtskirche — wahrscheinlich der ältest erhaltenen der Christenheit — mit seiner deutschen evangelischen Kirche, seinem deutschen Waisenhause, da hat an dieser unentstellten und für keine echte und tiefe Auffassung getrübten Erinnerungsstätte und Wiege des Christentums der Kaiser laut und offen von der Gemütserschütterung gesprochen, mit der auf ihn die Erniedrigung des christlichen Glaubens und Wesens in den wirren Reliquiengewölben der Grabeskirche habe wirken müssen. Er sprach aus, was jede wirkliche Religiosität, jedes gebil-

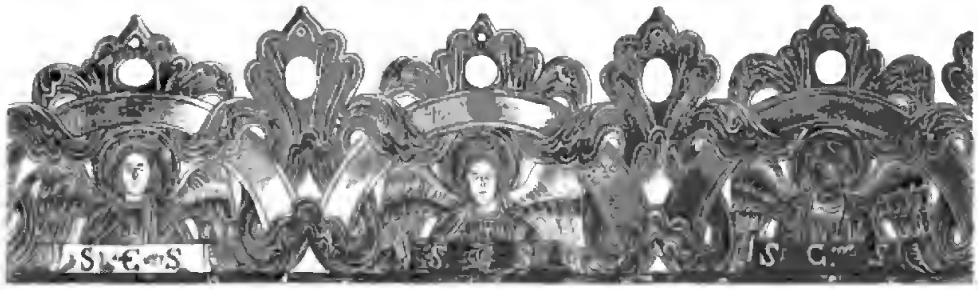
Digitized by Google

detere Denken nicht anders als mit tiefster innerlicher Abwendung empfinden muß.

Einst vor 29 Jahren, in den Tagen, da unseres Kaisers unvergeßlicher Vater in Jerusalem weilte, da wanderte eines Abends eine hohe Mannesgestalt, den verhüllenden Burnus eng um sich gezogen, aus der hochgebauten Stadt ins Thal Josaphat herab und saß in stillen Gedanken auf der Brüstung der Steinbrücke drunten im Thale unterhalb des Ölberges, nahe Gethsemane. Kein anderer war's, als der Kronprinz selber. Hier in Jerusalem ward mir von einem der Wenigen, denen er je davon gesprochen hat, von diesem Abend erzählt. Inmitten des festlichen Lärmes bei seinem Einzuge, inmitten des Durchjagens durch die Fülle all der mehr oder minder wesenlosen Sehenswürdigkeiten von Neujerusalem, inmitten des Getriebes von Würdenträgern und vorstellungsdürstenden Damen und Herren hatte seine edle Seele bisher noch nichts von dem zu finden vermocht, womit sie der Stadt des Herrn entgegengezogen war, nichts von dem erhabenen Bilde, das seit Kindheitstagen in ihr lebte. Nun hatte er sich losgewunden aus all der Kleinheit des ihm Entgegengebrachten, aus all dem Anspruch, der sich um die Hohen und Großen der Erde drängt; er war mit sich allein.

Muselmannen und Christen zogen still im Dunkeln an dem unerkannten hohen deutschen Pilger vorüber. Unter den nahen Bäumen von Gethsemane brannte eine rote Ampel, über dem Ölberg stieg der Mond empor und warf sein weißes Licht auf die Zinnen der ragenden Mauer des Tempelplatzes, über das Stephansthor, über die Schutthalden der Jahrtausende, über die Steingräber umher und über das wasserlose Bett des Kidron. So saß er lange, in sich und sein höchstes Empfinden versenkt, bis er langsamen Schrittes wieder hinaufstieg in die nächtlichdunkle Stadt. Das war des Kronprinzen schönste, unvergeßlichste Stunde in Jerusalem.

Wir haben heute, im Gotteshause um den Kaiser geschart, eine Stunde ganz anderer Art, aber nicht minder erhabener und unvergeßlicher Weihe erlebt. Das war der erste Gottesdienst in der neuen Kirche der evangelischen Deutschen, in der Erlöserkirche zu Jerusalem. Auf der denkwürdigen Stätte, wo einst das Hospital und die Gebäude des machtvollen Ordens der Johanniter sich erhoben, wo ihre Kirche Sancta Maria Latina stand, steigt heute mit schöngefügtem weißem Gestein der deutsche Bau empor, gehalten im romanischen Stil der älteren Kreuzfahrerzeit, aber zugleich in Formen wie in Dekoration der Weise des Südens und des Orients in seinen Andeutungen angepaßt. Hier standen heute, am 31. Oktober, an diesem höchsten Gedenktage des evangelischen Bekenntnisses, all die, die mit dem Kaiser entweder auf seinem stolzen Schiffe, oder mit der offiziellen Festreise und auf anderweitiger deutscher Pilgerfahrt gekommen waren. Die türkischen Soldatenspaliere hatten unserem Einzug in die Kirche Geleit gegeben. Und nun scholl es von drinnen, nach der Weiherede, aus Sängerchören, Gemeindegesang, Orgelton und Bläserklang in einen gewaltigen Sturmakkord evangelischen Bekenntnisses vereinigt, mit allen Strophen von Luthers „Ein' feste Burg" durch die offenen Thüren in die von Muslimen und fremden Christen dicht gedrängten engen Gassen Jerusalems und zu der nahen Grabeskirche der Griechen und Lateiner heraus. Ein herrlicher Gottesdienst des protestantischen Liedes und Wortes, die Herzen in Lob und Dank ergreifend. Und als er beendet und der Segen gesprochen war, da geschah das, was das mächtigste Gefühl bei dieser großartigen Einweihungsfeier erweckte: von seinem Stuhl erhob sich der Kaiser und schritt dem Chor entgegen; im goldenen Küraß, vom Mantel umwallt, stand seine schirmende Gestalt inmitten der berufenen geistlichen Vertreter aus aller evangelischen und deutschen Welt, und hier vom Altar sprach er durch die Kirchenhallen mit heller Stimme, von der Erhabenheit der Stunde fortgerissen, die Worte, die jeder seitdem gelesen hat und kennt: wie die germanischen Nationen groß geworden seien durch das Evangelium, und wie hier zu Jerusalem, inmitten der durch Christi Leben und Leiden geheiligtsten aller Stätten, er, der Kaiser, das Wort seines Vorfahren als Gelübte erneuere: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen." Und dann mit markigem Ton sprach er noch einmal inmitten der tantlosen Bewegung der Versammlung das Lutherlied. „Das Feld wird er behalten!"



Weihnachtsabend im Dome.

Erzählung von

Karl Erdm. Edler.

(Abdruck verboten.)

Langsam schmilzt die glühende Kugel der Wintersonne nieder, immer feuriger loht der Abendhimmel auf. In dem purpurnen Leuchten scheinen die schneegesäumten Gesimse des Domes festliche Rosengewinde, ein violetter Hauch überschleicht das altersgraue Gemäuer und liegt zuletzt darüber hingebreitet wie Alpenglühen auf einer Felswand. Das Radfenster ob dem Portale sieht in die Welt hinaus wie ein Auge, das vom Weinen gerötet ist, herein aber schaut mit flammenden Abschiedsblicken die Sonne. Zwischen dem Maßwerk sich durchzwängend, wühlen ihre Strahlen alle Farben der Gläser auf, untermischen sie mit Purpur und streuen sie dann gleich bunten Blumen in das Kirchenschiff, schräg nach rechts über den letzten Seitenaltar. Seine gewundenen Säulen mit goldenem Rankengewirr, die reichen Gliederungen und geschweiften Linien stehen seltsam fremd inmitten des gotischen Baues; noch mehr befremdend erscheint als Mittelstück ein Glasschrein eingefügt, darin eine Madonna thront; am ärgsten aber verstoßen gegen die herbe Strenge der Gotik an hundert holdselig lachende, rosige, von Lebensfülle strotzende Engel, welche den Altar, jeder in eigenartiger Lieblichkeit, alle mit entzückender Anmut, umflattern — das Ganze ein herrliches Schnitzwerk des Venezianers Brustolone aus dem vorigen Jahrhundert. Jetzt glühen in dem Untergangslicht die Engelgesichtchen wie Feuerlilien auf, goldene Glorien sprühen um weichflatterndes Gelocke, die Gewandfalten scheinen übersäet mit Rubin, Saphir und Smaragd, Opalschimmer spielt über das gewölbte Glas des Schreines, das Kleid der Madonna säumt ein Regenbogen ein.

Alles ist still. Kein schleppendes Schreiten leidbelasteter Beter wird laut, kein Schluchzen aus wehem Herzen, kein flehender Seufzer. Menschenleer dehnt sich der Raum, tiefes Schweigen füllt die Höhe und Weite, Weihrauchduft die Tiefe um Säulen und Altäre.

Plötzlich wird die feierliche Ruhe durch Räderrasseln gestört, immer lauter, immer aufdringlicher, bis es zuletzt im Aufstampfen scharf angehaltener Rosse verrollt. Wieder ist alles still.

Da regt sich der Vorhang über der rechten inneren Seitenthüre. Ein Diener in Livree streift ihn zurück und hält ihn seitwärts gehoben. Eine junge Frau in Trauerkleidung tritt herein, schlank und so hochgewachsen, daß der Diener mit einem jähen Ruck den Vorhang höher lüftet und sie selbst das stolze Haupt noch neigt, um nicht anzustoßen. An der Hand führt sie ein Kind, einen zarten Knaben mit blauen Augen und langgelockten braunen Haaren. Sie schreitet geradeswegs dem Schnitzwerk Brustolones zu: die Seide des Kleides knistert unter dem Pelzmantel und fegt rauschend über den Steinboden. Vor der Altarstufe hält sie an und blickt empor. Auf einmal beugt sich die stolze Gestalt, wie ein schlanker Jungbaum im Sturme, und sinkt in die Knie. Sie betet.

Das Kind beschaut neugierig die bunten Farbenspiele auf dem Altar und tastet mit den Pelzhandschuhen die herrlichen Blumen ab, die dicht neben ihm aus den Stufen

aufblühen. Plötzlich überflutet ein rotgoldenes Leuchten dicht vor ihm den Engel an der Altarkante, ein sonniges Himmelskind mit vollen Gliedern, mit apfelrunden, apfelroten Wangen, mit lachenden Augen und Lippen, so hinreißend lieblich, daß der Knabe ihm das Händchen vertraulich entgegenstreckt und ihm zulächelt. Eben flackert draußen die Sonne noch einmal in mächtigen Todesflammen auf und versinkt. Die farbigen Lichtströme des Radfensters versiegen, Blume und Edelstein verblassen, weiß wie Schwanengefieder erscheint nun der rosige Leib der Engel, bleich wie Lilienblüten ihr Antlitz. Hoch oben zerfließt das letzte mattgoldene Schimmern in fahlem Grau, Dämmerung umschleicht den Glasschrein in der Mitte; aus der Tiefe aber wälzt sich von allen Seiten das Dunkel heran, füllt die ganze Halle mit Schatten und kriecht an den Säulen empor, die in finsterer Geschlossenheit immer näher zusammenrücken.

Die Frau merkt es nicht, sie betet.

Da schwebt es schwankend durch die Luft heran, ein blasses, zitterndes Flämmchen, wie ein tanzendes Irrlicht. Über die Steinplatten schleift ein schlürfender Schritt. Es ist der Küster mit dem brennenden Wachslichtchen auf dem Zündstock. Er bleibt bei der Frau stehen und verneigt sich tief.

Die Frau merkt es nicht, sie betet. Sie blickt erst auf, da sie das Kind mahnend am Kleide zupft.

Der Sakristan verneigt sich abermals tief und reicht ihr den Zündstock. „Es ist alles heute fertig geworden und bereit, wie es Euere Gnaden befohlen haben —“ murmelt er ehrerbietig.

Sie richtet sich auf und nimmt den Zündstock. Dann wendet sie sich zurück gegen die niedrige Brüstungsmauer, welche die Altarnische zwischen zwei einspringenden Pfeilern abschließt. Über dieser Balustrade blinkt rechts und links vom Mittelpförtchen, welches den Zugang freiläßt, die ganze Ausdehnung entlang je ein silberner Aufsatz: eine Hecke von Schlinggewächsen, die in kurzen Abständen immer wieder einen großen Blütenkelch emportreiben. Die Frau drückt dem Knaben den Zündstock in das Händchen und führt dieses lenkend von Kelch zu Kelch. In jedem glimmt alsbald ein Flämmchen auf, und hievon entzündet sich in dem zarten Kindergesicht jedesmal ein Lächeln. Zuletzt brennen in allen den silbernen Blüten die Lampen. Der Lichtschein liegt unten weit über den Boden hin und klettert den Altar empor bis hinauf zu den Engeln der obersten Gesimse; selbst jener, der zuhöchst schwebt, streckt wenigstens ein pralles Beinchen aus der Dämmerung in die Helle herab, als ob er niedersteigen wollte.

Der Küster verneigt sich wieder tief und sagt: „Heute mittags, als der Goldschmied die letzte Hand hier anlegte, haben sich Seine bischöflichen Gnaden vom hochwürdigen Herrn Ceremoniär herführen lassen, trotz des geschwollenen Fußes. Seine bischöflichen Gnaden haben das prachtvolle Kunstwerk aus getriebenem Silber höchlichst bewundert und dem hochwürdigen Herrn Ceremoniär gesagt, daß hochdieselben demnächst bei Euer Gnaden vorfahren wollen, um für dieses kostbare Votiv an die freudenreiche Muttergottes zu danken.“

Sie nickt nur wie zu einer gleichgültigen Meldung. Er verneigt sich noch tiefer und gleitet unter fortwährenden Bücklingen rückwärts, bis er so bei dem gegenüberstehenden Altar anlangt, wo er eine Ampel anzündet. Wieder schwebt es dann schwankend durch die Luft dahin, ein blasses zitterndes Flämmchen, wie ein tanzendes Irrlicht, immer ferner, immer bleicher. Über die Steinplatten schleicht ein schlürfender Schritt, immer ferner, immer leiser. Endlich ist Licht und Laut erstorben.

Hinter der Frau sachern und flackern die silbernen Blütenkelche. Sie faltet dem Kinde die Händchen und hebt es auf ihrem Arm empor, der Madonna im Glasschrein entgegen. Alle Lieblichkeit und Anmut, welche Meister Brustolone an die hundert Engel verschwenderisch verstreut hat, sammelt und vereint er sparsam hier noch einmal in Mutter und Kind. Voll strahlenden Mutterglückes wonnig lächelnd, drückt die herrliche Frau das Jesuskind an die Brust. Und dieses mit den vor Lust strampelnden runden Beinchen, mit den fest umhalsenden vollen Ärmlein, mit Lachgrübchen in den Rosenknospenwangen, lächelt ihr entgegen, kindlich-herzig, himmlisch-heiter. Es ist ein sonniger Glanz in dem Antlitz der beiden, welcher heller schimmert als alle Votive aus Gold und edlem Gestein, die zu ihren Füßen hängen. Das ist wahrhaft „die Freudenreiche“, wie sie das Volk benennt. Und ein

Digitized by Google

Strahl dieser himmlischen Freude strömt aus ihren Augen auf die Beter hinab, unsäglich süß, voll Seligkeit, voll Liebe.

„Sieh, du Freudenreiche" — flüsterte die betende Frau — „am vergangenen Weihnachtsabend stand beim Christbaume mein Mann und hielt unser Töchterlein im Arme. Beide" — ein halbersticktes Schluchzen quillt über die Lippen — „beide, Emil und Mariechen, sind nun tot, beide seit dem letzten Christtag. Jetzt bin ich allein mit Berti. Schütze ihn, bewahre ihn, erhalte mir ihn, du freudenreiche Mutter! Ich habe ja auf Erden nichts mehr als ihn." — Sie reckt sich dabei auf den Fußspitzen und streckt die Arme mit dem Kinde immer höher der seligen Mutter entgegen — die ganze Gestalt rankt sich gleichsam empor mit innigem Gebete. Und aus den Augen dort oben strömt ein Strahl der himmlischen Freude auf sie herab, voll Seligkeit, voll Liebe.

Nun läßt sie den Knaben niedergleiten und führt ihn durch das Pförtchen der Ballustrade zwischen den flammenden Blüten. Dicht bei derselben steht ein kleines Mädchen in einem zerissenen, löchrigen, dünnen Kleide, vor Frost am ganzen Leibe bebend. Ein Strähnlein des sandfarbenen Haares ist an der Stirne hinabgeglitten, schräg über die leisen Kummerfalten, die so ergreifend dastehen in dem jungen Gesichtchen. Die Haut ist bleich und so durchscheinend, daß man vermeint, das Blut durch das blaue Geäder rieseln sehen zu müssen. Die Hand, welche sich der Frau bittend um eine Gabe entgegenstreckt, krampft sich vor Kälte ein, ist bläulich und zittert. Die ganze kümmerliche Gestalt scheint vor Frost in sich zusammengekauert. Nur in den Augen ist eine heiße Lichtgewalt, ein seelenzerschmelzendes Flehen.

Die Frau zieht den kostbaren Pelzmantel dicht an sich, um nicht an die schmutzigen Lumpen des Bettelmädchens zu streifen, und rafft das Kleid zusammen, daß die Seide unwirsch aufrauscht. Und ausweichend schlägt sie den Umweg zur linken Seitenthüre ein. Berti drängt sich eng an die Mutter. Denn aus Portal, Radfenster und Pfeilernische stiert es unheimlich schwarz in das Dunkel herein, weit vorn im hohen Chor ballt es sich schattenhaft, taucht düster empor, kriecht drohend hervor. Plötzlich schreit er auf, preßt die Hände vor die Augen und wankt. Die Mutter hebt ihn auf den Arm. Sein Gesichtchen ist totenblaß und von Schreck entstellt, die Augen starren voll Entsetzen in die Höhe. Sie schaut hinauf, dem qualvollen Blicke Bertis folgend.

Da ist der letzte Seitenaltar links, und auf ihm eine andere Madonna, mit dem toten Christus im Schoß, mit den sieben Schwertern im Herzen. So thronen sie einander gegenüber: die Freudenreiche dort, hier die Schmerzensreiche. Es ist ein ehrwürdiges Kunstwerk, gleichaltrig mit der Kirche, gebräunt durch die Jahrhunderte, heller nur dort, wo die geröteten Wundmale des Gekreuzigten und die sieben Schwertwunden des Mutterherzens klaffen. Aber wer emporschaut, sieht alsbald nur Eins: die Augen in dem nachgedunkelten Antlitz, wie sie ohne Thränen vor sich hinstarren mit dem grauenhaft öden Blick der Trostlosigkeit. Ein Schauder rüttelt dem Beschauer die innerste Seele auf, Entsetzen mischt sich mit schmerzlichem Erinnern an die eigene leidvolle Vergangenheit, mit dumpfem Bangen vor der schicksalschweren Zukunft, mit tiefem Erbarmen für das Weh, welches die ganze Welt überschattet.

Der Lichtschein der grell flackernden Ampel schlägt gerade in diese Augen hinein. Die Frau preßt das Gesichtchen Bertis gegen ihren Pelzkragen, auf daß er nicht noch einmal den furchtbaren Blick erschaue, von dem er noch jetzt bitterlich weint und an allen Gliedern zittert. Und hastig wendet sie sich ab, um wieder auf die rechte Seitenthüre zuzugehen, durch welche sie in die Kirche gekommen ist. Hierbei fällt ihr Blick auf die freudenreiche Madonna gegenüber. Die silbernen Blütenkelche brennen weiter. Vor einem derselben hockt das Bettelmädchen, hält zitternd beide Hände darüber und wärmt sich an der Flamme die erfrorenen Finger.

Die Frau mit dem Knaben auf dem Arm hält inne. Plötzlich eilt sie zu dem Mädchen hinüber, neigt sich und fragt: „Hast du denn keine Mutter, Kind?"

Die Kleine schüttelte langsam den Kopf.

„Aber doch einen Vater?"

Wieder ein sachtes Schütteln. Das sandfarbene Haarsträhnlein glitt dabei zurück, so daß die bleiche Stirn mit der allverständlichen Schrift der Kummerfalten nun offen dalag wie ein trauriges Märchenbuch.

„Wer sorgt denn für dich? Wo bist du zu Hause?" —

„Bei der alten Brigitte.“ —

„Warum bist du dann nicht daheim bei der alten Brigitte, jetzt, abends, in solcher Kälte?“ —

„Ich darf nicht.“ —

„Wie, du darfst nicht? Und warum bettelst du denn?“ —

„Ich muß“ — sagte sie ganz leise.

„Du mußt? Ja, weshalb denn, mein Kind?“ —

Sie antwortete nicht und neigte das blasse Gesichtchen.

Die Frau hielt Ausschau nach dem hohen Chore hin, ob sie nicht etwa den Sakristan rufen könnte, damit er ihr Auskunft über das Kind gebe. Da lag vor ihrem Blick der Schatten des Mädchens gleich einem ungeheueren Gespenst in den Lichtschein der Silberblüten eingeschnitten, und die Brust dieses dunklen Riesenbildes zuckte sacht von einem inneren krampfhaften Schluchzen, ohne daß ein Laut hörbar ward. Bei diesem Anblick wandte sich die Frau rasch wieder dem Mädchen zu, strich ihm lind über die sandfarbigen Härlein und sagte sanft: „So sprich doch, Kind!“

„Sie schlägt mich sonst, wenn ich nicht genug heimbringe“ — hauchte sie kaum hörbar. Dabei hob sie die feuchten Augen zu der schönen hohen Frau empor, und es war in ihnen wieder die heiße Lichtgewalt, das seelenzerschmelzende Flehen.

Da zog die Frau das Mädchen an sich, faßte ihre zitternde Hand und führte sie zu dem Altare gegenüber, Bertis Gesichtchen gegen ihren Pelzkragen lehnend, damit er nicht aufschaue. Dort neigte sie das Haupt tief vor der schmerzensreichen Muttergottes und sagte demutvoll: „Ich danke dir“.

Dann schritt sie hinaus, setzte den warm verwahrten Berti neben sich auf den Seidenpolster des Wagens und das fröstelnde Mädchen in dem fadenscheinigen Fähnlein auf ihren Schoß, eng an ihren warmen Leib gelehnt, ganz vom Pelzmantel eingehüllt. So fuhr sie zur alten Brigitte und wieder mit den beiden Kindern von dieser heim. Nur sagte sie, als sie das Mädchen beim Einsteigen wieder auf den Schoß nahm, weich: „Nun bist du mein“.

Die Dienerschaft hat eben die letzte Hand an den riesigen Christbaum gelegt, als die Glocke des Portiers die Ankunft der Herrin anzeigt. Der Haushofmeister fragt auch gleich beim Öffnen des Wagenschlages, ob die Kerzen des Baumes schon angezündet werden sollen.

„Noch nicht“ — erwidert die Frau im Aussteigen. — „Bis ich läute!“ — Dann geht sie mit beiden Kindern in ihre Gemächer und führt das Bettelmädchen zu dem Schrank, darin sie alle Gewandung des verstorbenen Mariechens als teuerstes Andenken bewahrt. Mit Thränen in den Augen legt sie unter Beihilfe der Kammerfrau Stück um Stück der kostbaren Reliquien dem Bettelkind an. Zuletzt steht es da, ihr und sich selbst unkenntlich verwandelt, ein schwaches, zages Lächeln um die zuckenden Lippen. Die Frau neigt sich und drückt einen Kuß auf diesen armen Mund, der nicht zu lachen wagt. Nun läutet sie und geht, an jeder Hand ein Kind, in den großen Saal. Mit hunderten von flammenden Lichtern besteckt, mit Gold- und Silbergespinst überhaucht, mit allem Erdenklichen, was Kinderlust erregt, bis an den hohen Plafond überladen, ragt in der Saalmitte der Weihnachtsbaum. Unter ihm bleibt die Frau stehen, legt die Hände der beiden Kinder ineinander und sagt zu ihrem Sohn: „Hier, Berti, hast du dein schönstes Christgeschenk — ein Schwesterchen!“ —

Der Dom ist indessen in Nebeln und Dämmerungsdunkel dahingeschwunden; nur das hallende Erz der Abendglocken kündet, daß und wo er noch himmelan ragt. Im linken Seitenschiff lagert schwarze Nacht. Als die Frau mit den beiden Kindern unter dem linken Thürvorhang hinausging, hat der Luftzug die Ampel jählings verlöscht und hierdurch zugleich den schauerlichen Blick der schmerzensreichen Madonna. Gegenüber aber brennen immer noch die silbernen Blütenkelche weiter, und in ihrem Lichtschein glänzt auch jetzt noch das strahlende Glück aus dem wonnigen Antlitz der holden himmlischen Mutter. Sie hat jener irdischen Mutter nachgeblickt, die mit einem Kinde kam und mit zweien ging, sie allein, die freudenreiche, inmitten all des Dunkels rings umher — aus ihren Augen hat ein Strahl der himmlischen Freude sie hinausbegleitet, süß, voll Seligkeit, voll Liebe.

Digitized by Google

Kinderbildnis. Nach dem Gemälde von Hugo König.

Digitized by Google

Philiſter über dir!

Das Leiden eines Künſtlers.

Roman von

Georg Freiherr von Ompteda.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

Niki ſah, wie ihn ſein Schwiegervater beobachtete, offenbar erwartend, daß er die Einladung annehmen ſollte — der Verwandten wegen, denn er hatte wohl bemerkt, daß ſie nicht ſonderlich herzlich miteinander ſtanden, — und Veras halber, worüber beide vorhin geſprochen hatten.

Der Maler ſagte zu.

An dieſem Abend blieb Vera ſeit langer Zeit zum erſtenmal zu Haus. Er ſaß drüben einſam in ſeinem Atelier und blätterte in alten Skizzen. Er wollte ſich allerlei herausſuchen und zuſammenſtellen zu einem neuen Werk. Er mußte Geld verdienen. Die verkauften Skizzen hatten zwar eine hübſche Summe eingebracht, aber ſie ging ſchon wieder auf die Neige: die Miete, Weihnachten, Steuern, Haushalt und Veras Geldforderungen hatten ſie beinahe erſchöpft. Er wollte nicht knauſerig ſcheinen, damit ſie keinen Angriffspunkt fände, und er hatte ihr gegeben für all die Bedürfniſſe an Schneiderin, Hüten, Handſchuhen, Taſchengeld. Immerfort kaufte ſie etwas — er ſagte nichts, es war ihm einerlei. Immer brachte ſie einen Krimskrams mit, an den ſie das Geld verzettelte.

Es war ihm alles gleichgültig, alles einerlei. Eine ſolche Stumpfheit war über ihn gekommen, daß ihm nichts mehr Eindruck machte. Er ſaß in ſeinem Atelier und brütete über Plänen, was er malen ſollte, aber eigentlich that er nichts. Es ſchien, als ob ſeine ganze Thatkraft von ihm gegangen wäre. Er ſaß am Fenſter und guckte in die Winterlandſchaft hinaus, dann wühlte er in den Skizzen, verſuchte ſich an einer neuen Leinewand, aber es wurde nichts, es wurde nichts.

Das einzige, was er noch that, ganz wie früher, das waren ſeine Malſtunden. An dieſen Abenden war er der Alte. Da erwachte er aus ſeiner Lethargie. Da fand er die alte Begeiſterung, die alte Kraft. Dieſe Abende waren ſein Glück. Die Damen meinten es ja alle ehrlich mit der Kunſt, unter ihnen fühlte er ſich wohl. Und weil er merkte, daß ihm in ſeiner jetzigen Stimmung neue Werke nicht recht gelangen, weil er ſeine Schwäche empfand, kam er auf den Gedanken, die Anzahl der Abende zu erhöhen, an denen er Unterricht gab, und damit die Zahl ſeiner Schülerinnen. Das brachte wieder Geld ein. Er wollte ſich ſchon plagen, wenn er nur dadurch die Sicherheit gewann, ſeine Einkünfte zu erhöhen.

Es war eine mechaniſche Arbeit, die ihn nicht bedrückte, während es ihn quälte, malen zu ſollen ums Brot. Das war es, was ihn hinderte, was ſeinen Arbeiten den Wurf nahm.

Einen Studienkopf hatte er vollendet gehabt, das war aber auch jetzt das einzige. Er hatte ihn zu Schulte geſchickt zum Verkauf. Aber er merkte aus dieſen und jenen Urteilen, daß man auch von der Studie nichts hielt.

Digitized by Google

„N. Sandtner hat einen merkwürdig matten Studienkopf ausgestellt, der leider den Ruf des Meisters nicht erhöhen wird," hatte eine Kritik gesagt. Niki zog ihn zurück. Dort stand er in der Ecke. Er wollte keine neue Enttäuschung erleben. Man hatte die Empfindlichkeit von ihm nicht begriffen, der sonst gegen jedes Urteil sich unzugänglich gezeigt hatte.

Niki hatte erwartet, seine alten Freunde würden sich rühren und ihm irgend ein Lebenszeichen über den Studienkopf zukommen lassen. Nein. Sie kamen nicht, sie schrieben nicht und ließen nichts von sich hören. Aber auch er hatte sich nun lange Zeit nicht um sie gekümmert. Sie waren ihm gleichgültig, wie ihm alles gleichgültig geworden war.

Er war müde. Er fühlte sich matt. Zeitig ging er zu Bett, weil ihm alle Glieder wie abgeschlagen waren, doch als er dann in den Decken lag, floh der Schlaf seine Augen. Die Gedanken quälten und verfolgten ihn. Er sorgte sich um das Geld. Er nahm aus dem Nachttischfach Brieftasche und Portemonnaie und zählte nach, wieviel er noch besäße. Er überschlug, was sie brauchen würden bis zum 1. April. Aber dann kamen ja doch gleich wieder die Miete und Veras Rechnungen ... Er mochte gar nicht daran denken ...

Und doch mußte es sein ... Vielleicht brachte die Vergrößerung der Malschule genug ein ... oder er mußte eben doch wieder Skizzen verkaufen ... Aber welche nur? Welche? Es wurde ihm so schwer, sich von ihnen zu trennen. Und das Fürchterliche blieb: er konnte nicht mehr arbeiten. Das war es, was ihn marterte und gänzlich zu Boden drückte. Er, der früher über eine fast unbegrenzte Schaffenskraft geboten, leistete nichts mehr! War er denn fertig und ausgepumpt? Hatte er sich ausgegeben, daß ihm nichts mehr zu sagen blieb?

Dann dachte er wieder an Vera. Er lag hier drüben auf seinem einsamen Lager, und sie fragte nicht einmal nach ihm. Sie wollte nicht nachgeben. Und doch konnte er nach allem, was sie ihm gesagt, nicht wieder den Anfang machen. Er hatte gemeint, sich selber verachten zu sollen bei dem Gedanken. Aber wenn sie zu ihm gekommen wäre — nur eines Wortes hätte es bedurft, und alles wäre vergeben und vergessen gewesen.

Aber Vera kam nicht.

Und das marterte ihn von früh bis abends. Er lauerte auf das Wort der Versöhnung — sie sprach es nicht. Manchmal glaubte er bei irgend einer Gelegenheit, nun würde es fallen — es kam nicht. Sie schwieg, sie blieb starr und steif.

Er konnte oft ihre Ruhe, ihre Sicherheit nicht fassen, wie sie unbefangen that, als wäre niemals etwas zwischen ihnen geschehen, als besäße sie kein Gefühl, als sei sie ein Marmorblock, kalt und regungslos. Er machte sich Gedanken und Vorwürfe, was er nur eigentlich alles verfehlt habe, daß es so hatte kommen müssen. Warum es ihn getroffen, ihn, den Künstler, der Glück brauchte zum Schaffen, Ruhe, Frieden, Gleichgewicht. Er war nun einmal so angelegt, daß er dies Glück brauchte wie die Sonne, um leben und atmen und schaffen zu können.

Es mußte wiederkehren, sie mußte zu ihm kommen — aber sie kam nicht.

Und über diesem Warten verlor er seine Kraft ...

Da ging er daran, wieder die Skizzen zu verkaufen. Diesmal verschleuderte er sie beinahe. Der Kunsthändler spürte, was vor sich ging, und machte danach sein Gebot. Niki gab sie hin, er mußte.

Nur ein Bestreben hatte er noch bei diesem Leid, der Mutter nichts merken zu lassen. Sie kam nie mehr zu ihnen. Vera suchte sie nicht auf, machte nie den Vorschlag, die alte Frau einzuladen. Es schien, als lebte sie nicht mehr für sie. Und das kränkte Niki besonders tief, mit der Mutter traf sie ihn. Und in der Mutter fühlte er sich mehr getroffen, als wenn sie ihn selbst beleidigt hätte. Aber er konnte der Mutter auch nicht zureden, zu kommen. So fuhr er denn hinaus zu ihr nach Schöneberg.

Dort saß er still bei ihr, wortkarg und verträumt. Sie fragte nicht danach, was dem Sohne fehle. Sie wußte es alles. Er kam und küßte sie auf die Stirn, nahm Platz und schwieg. Ab und zu einmal zwang er sich zu irgend einer Frage, wie es ihr ginge, ob die Blumen gut fortkämen, wie der Kanarienvogel den Winter überstände, ob er ihr irgend etwas besorgen dürfe? Dann ging er beinahe ohne ein Wort. Und er schritt nicht mehr wie früher, er schlich gebeugt.

Auch sein Anzug war nicht mehr so sorg-

Digitized by Google

fältig, wie früher. Es war ihm ja ganz gleichgültig geworden. Er hielt ihn nicht mehr in Ordnung. Er gab nichts mehr darauf.

Einmal nachmittags, als Niki im Atelier ſaß und las, nachdem er ſeine Arbeit in die Ecke geſchleudert hatte, trat plötzlich Vera ein. Das war ſo außergewöhnlich, daß Niki ſchon meinte, ſie käme zur Ausſprache, ihm ein Wort zu ſagen. Aber ſie blickte ſich nur flüchtig um, und als ſie gewahrte, daß er las, warf ſie einen kurzen Blick auf das Buch, mit einem lächelnden Zuge um den Mund, der ſo viel hieß als: „Ach, ich denke, du arbeiteſt hier in der Zurückgezogenheit und Weltflucht, und Monſieur lieſt einfach amüſante Geſchichten!“

Niki hatte es bemerkt und fragte kurz:

„Wünſcheſt du etwas von mir?“

„Allerdings.“

„Nun?“

„Ich wollte etwas beſprechen.“

„Und zwar?“

„Gleich . . .“

Sein Ton wurde kälter mit jeder Antwort, die ſie gab.

Vera fuhr fort:

„Du weißt, daß uns Franz Vogelſang einen Beſuch gemacht hat. Er iſt jetzt hier kommandiert.“

„So?“

„Ja, wir werden ihn einladen müſſen.“

„So?“

„Dabei iſt mir etwas eingefallen, was ich dir ſchon längſt einmal habe ſagen wollen. Wenn wir Leute bei uns ſehen wollen, iſt es höchſt unangenehm, keinen Diener zu haben. Die Mädchen können das nicht ſo gut beſorgen, und ein Diener hat überhaupt etwas viel Anſtändigeres. In jedem gut gehaltenen Hauſe iſt ein Diener. Ich habe es von Anfang an eigentlich ſehr ſonderbar gefunden, daß wir keinen hatten.“

Niki zuckte die Achſeln:

„Jeder nach ſeinen Verhältniſſen. Für uns war ein Diener ein unnötiger Luxus. Lohn, Anſprüche, Livree, das alles iſt ganz weſentlich teurer als bei einem Mädchen, das außerdem, da du keine Jungfer haſt, viel nützlicher iſt.“

Vera biß ſich auf die Lippen:

„Das Mädchen behalte ich ſelbſtverſtändlich außerdem.“

„Außer wem?“

„Außer dem Diener.“

„Wir brauchen aber keinen Diener.“

„Bitte, du vielleicht nicht, aber ich.“

„Warum brauchſt du einen Diener?“

„Er ſoll mich abholen aus dem Theater, oder wenn ich bei Ewalds bin, bei Mimmi, bei . . . kurzum . . . ich will einen Diener haben . . .“

„Ein Mädchen thut dasſelbe.“

Sie trat ungeduldig hin und her. Immer lauter hatte ſie geſprochen, nun rief ſie:

„Nein . . . nein . . . nein . . . ein Mädchen halten ſich die Spießbürger. In anſtändigen Häuſern gibt es einen Diener. Aber es iſt ja allerdings Unſinn von mir, mit dir über ſo etwas zu reden, denn du kommſt ja nie heraus, alſo wirſt du auch wohl nicht beurteilen können, welche Leute einen Diener haben. Das habe ich ganz vergeſſen!“

Nikis Erregung wuchs, aber er beherrſchte ſich noch und ſagte bloß entſchieden:

„Wir haben kein Geld, einen Diener zu halten — damit baſta.“

Da ward ſie erregt. Ihre Augen leuchteten, ihre Züge nahmen einen ſcharfen Ausdruck an, und ſie ſchleuderte heraus:

„Kein Geld? So ſorge für Geld. Dazu iſt der Mann doch da. Ein Mann, der nicht einmal etwas verdienen kann — pfui!“

Er maß ſie beinahe verächtlich mit den Blicken. Doch ſie fürchtete, zu viel geſagt zu haben, wollte einlenken und ſagte nun mit einem Lächeln, das halb Überhebung war, halb Mitleid, halb verſteckte Bosheit:

„Vielleicht mußt du dich ausruhen!“

„Ausruhen?“

„Ja, du biſt vielleicht müde.“

Er ſtutzte:

„Wie kommſt du darauf?“

„Ewalds ſagten es neulich.“

„Ewald? Bah . . .“

„Sie hatten eine Kritik da über dich . . .“

Jetzt wurde er aufmerkſam und wollte wiſſen, was für eine Kritik das geweſen wäre? Ewald hätte ſie vorgeleſen, wo ſie geſtanden, wiſſe ſie nicht mehr. In irgend einer Zeitung. Wie ſie gelautet hätte?

Vera ſuchte eine möglichſt gleichgültige Miene anzunehmen. Sie ſprach die Worte, eines nach dem anderen, aber ſie that dabei, als ob ſie ſich des Wortlautes nicht ganz genau entſinnen könne:

„Leider bedeuten die letzten Bilder einen

sichtlichen Rückschritt. Der Künstler scheint müde zu sein. Ein müdes Auge, eine müde Hand hat hier eine nur mäßige Leistung hervorgebracht."

Niki hatte zugehört, ohne mit der Wimper zu zucken. Die beiden standen sich regungslos gegenüber. Es arbeitete in ihm. All das stille Leid, die Qual der Wochen und Monate drängten sich in ihm zusammen, peinigten ihn und rangen nach einem Ausbruch. Also seine Schande stand gedruckt, und die anderen, jeder Mensch, Ewald konnte es lesen. Das empörte ihn, das überwältigte ihn so sehr, daß ihn Atemnot ankam, das Blut zum Hirn und Herzen schoß und er wie taumelnd nach der Stuhllehne griff.

Vera sah seinen Zustand. Sie war noch empört darüber, daß er ihr die Bitte wegen des Dieners abgeschlagen. Nun fühlte sie einen leisen Triumph, daß ihre Worte „gesessen", und fragte spöttisch, indem ihre Nasenflügel bebten: „Ich denke, Kritiken sind dir ganz einerlei?"

Er faßte noch nicht gleich den Ton, der in ihrer Frage lag. Es arbeitete und wühlte noch zu sehr in ihm. Seine Augen hatten sich gerötet, er schluckte schwer, nestelte an seiner Uhrkette herum und rang mit sich um die Antwort. Das war das erste und einzige Mal, daß seine Frau sich um seine Kunst kümmerte, und um ihm das zu sagen! Was ihm wehe thun mußte. Das mußte sie wissen. Das wußte sie auch.

Eine namenlose Wut ergriff ihn, es zuckte ihm in den Fingern, auf sie loszustürzen und sie zu packen und sie zu schütteln, zu schütteln, daß ihr der Atem ausginge, damit sie solches nicht mehr sagen könnte. Aber er durfte sich nicht an ihr vergreifen. Er wollte sie nicht berühren. Er, mit dem sie keine Gemeinschaft der Seele mehr verband, wollte auch keine Berührung. Seine Arme sanken herab. Er fühlte sich unendlich gedemütigt, unsäglich unglücklich, gebrochen, matt und vernichtet.

Da sagte sie ganz ruhig, wie mit einem Tone des Erbarmens, aus dem aber doch etwas klang wie der Sieger zum Überwundenen vor ihm spricht, dessen Kraft er gebrochen: „Du bist müde! Du solltest dich ausruhen!"

Aber kaum waren die Worte über ihre Lippen, als er den Sinn und Ton erfaßte. Der Mann bäumte sich in ihm auf. Er bebte, er hob drohend die Hand, streckte sie gegen Vera aus und rief mit donnernder Stimme: „Teufel! Giftige Schlange! Hinaus aus meiner Werkstatt!"

Sie wich vor Stimme, Blick und Arm zurück. Das Weib in ihr fürchtete, er möchte sie angreifen. Sie ging.

Niki schloß hinter ihr ab, und als er allein war in seiner Werkstatt, fiel er auf die Kniee nieder und versteckte sein Antlitz in den Händen.

24.

Um sein Versprechen einzulösen, begleitete Niki seine Frau zur Soiree bei Ewalds.

Sie sprachen unterwegs in der Droschke kein Wort. Jedes saß in seine Ecke gelehnt, unbeweglich. Es war Niki zu Sinn, als ginge er zu etwas Fürchterlichem, als müßte er sich in die Gesellschaft von Leuten begeben, die eine Sprache redeten, die er nicht verstand.

Als sie eintraten, war fast noch niemand da außer Mimmi von Tiegel und Rittmeister von Vogelsang. Der ging sofort seiner Cousine entgegen, um ihr die Hand zu küssen. Er ließ wohlgefällig sein Auge auf der hübschen jungen Frau ruhen, und sie sprach sofort eifrig mit ihrem Vetter, während Niki in einer Ecke stehen blieb und zusah, wie einer der Eingeladenen nach dem anderen erschien.

Es war eine große Gesellschaft geladen. Der Maler kannte so gut wie keinen Menschen, nur einen Geheimrat von seinem Schwiegervater her, einige Offiziere und zwei oder drei Damen.

Ewald schien glücklich zu sein, den Hausherrn zu spielen. Er war ganz in seinem Elemente, lief von einem zum anderen mit lächelndem Gesicht, um allen Leuten dieselben Schmeicheleien zu sagen oder doch Ähnliches. Er dienerte und verbeugte sich, küßte den Damen die Hand und sagte ihnen Artigkeiten. Dann stand er wieder ein paar Augenblicke in der Mitte des Salons unter dem Kronleuchter, schaute sich befriedigt lächelnd um und überlegte, wen er mit einer Anrede beglücken sollte, wem er ein zweites und drittes Mal etwas sagen müßte oder doch könnte, wo er guten Eindruck machen möchte.

Niki hörte, wie er einer Dame sagte: „Sehen Sie, gnädigste Frau, daß Sie noch gekommen sind, das macht uns eigent-

Digitized by Google

lich heute abend die größte Freude. Nur Sie sollten nicht absagen."

Der Maler ließ sich von Marie vorstellen und dabei war er Zeuge, wie Ewald einer anderen Dame erklärte:

„Gnädige Frau, ich habe meiner Frau schon gesagt, daß wir zwar allerlei Leute einladen müßten, daß es uns aber im Grunde doch nur auf Sie ankäme."

Und der Zufall wollte es, daß ihm Ewalds Stimme, als es zum Buffet ging, von hinten in die Ohren klang:

„Endlich einmal sehen wir Sie bei uns."

Niki mußte lächeln. Es war offenbar guter Ton, so zu sprechen. Und dabei befanden sich doch Ewalds erst seit kurzer Zeit in Berlin. Aber schließlich irgend etwas mußte man ja doch reden!

Während die Herren am Buffet die Speisen aussuchten und die Teller füllten, kam Rittmeister von Vogelsang in Nikis Nähe, klopfte ihm auf die Schulter und sprach:

Aus unserer Studienmappe:

Skizzenblatt von Heinrich Lossow.

„Na, mein alter Niki, ich habe euch neulich einen Besuch versetzt, aber du scheinst gar nicht auf mich zu zeichnen! Hast du mich denn nur ganz vergessen? Übrigens haben wir uns höllisch lange nicht gesehn!"

„Du warst nicht in Berlin ... und sei nicht böse, wenn ich mich noch nicht um dich gekümmert habe ... ich mache eigent-

lich keine Besuche, niemals — aber du kannst doch so kommen. — Ich dächte, zwischen uns bedürfte es doch eigentlich keiner besonderen Einladung ... Wir alten Freunde von Olims Zeiten ..."

„Eigentlich erst von Paris!"

„Ja, von Paris!" antwortete Riki, indem ein freudiger Zug über sein Antlitz ging. Der große Offizier strich sich den Schnurrbart in die Höhe und meinte lächelnd, mit einem Ausdruck, als gedächte er vergangener Zeiten: „War das nicht schön?"

„Ja, das war schön!"

„Möchtest du wieder 'n kleiner Maler in Paris sein?"

Riki antwortete nachdenklich: „Sofort."

„Ohne Namen, ohne Ruhm? Du würdest das alles dran geben?"

„Jeden Augenblick."

„Du bist ja so berühmt geworden ... daß ich schon so und so oft darauf angeredet worden bin, ob du nicht mein Vetter geworden wärest."

Der Maler entgegnete bitter: „Berühmt? Was nützt das! Und wenn ich es wirklich wäre, glaubst du, daß das einen Menschen glücklich machen kann?"

Vogelsang sann nach, dann meinte er: „O ja! Doch! Wenn ich wüßte, daß ich der beste Reiter wäre in der Armee, das würde mich doch glücklich machen. Unbedingt. Das gibt doch ein gewisses Ansehen. Man muß sich doch selbst ganz eigen vorkommen."

Aber Riki sah ihn starr an:

„Ich finde, das macht nicht glücklich. Was die Menschen von einem halten, ist gleichgültig. Sie sind so wetterwendisch. Laune — Mode. Einmal gilt dieses, ein andermal gilt das. Heute dieser, morgen jener. Den wirklichen Wert können nur so wenige beurteilen. Und was hat man denn von der sogenannten Berühmtheit? Daß auf der Straße oder im Theater, oder sonst wo, einmal einer seinem Nachbar die große Mitteilung macht: ‚Das ist der Mann oder jener?' Pah, was nützt das? Höchstens, daß noch der andere in Verlegenheit gerät, weil er nicht weiß, wer eigentlich die Berühmtheit sein soll. Er blickt hinüber und macht verständnisvoll: ‚Ah, ah so.' Und in Wirklichkeit ist er im Zweifel, ob er einen erfolgreichen Cirkusdirektor vor sich hat, einen bekannten Börsianer, einen Mann, der im Reichstage seit dreißig Jahren jede Session einige Reden ‚gegen' hält oder ‚für'. Die sogenannte Berühmtheit an und für sich macht wohl nur solche glücklich, die wie Sänger oder Schauspieler ihren eignen Körper vor das Publikum bringen müssen. Für die ist das alles auch erklärlich ... aber für andere ..."

„Du bist bitter ..." antwortete der Rittmeister, und Riki gab zurück:

„Ich habe Grund dazu ..."

„Nimm mir's nicht übel, aber was sollen denn dann andere sagen! Du hast denn doch schließlich alles, was der Mensch zum Glücke braucht: eine reizende, hübsche Frau, Erfolge über Erfolge, Geld in Hülle und Fülle ..."

Rikis Züge nahmen einen starren Ausdruck an, aber der Rittmeister merkte es nicht, denn er wurde in diesem Augenblick von einem älteren Herrn angesprochen, dem er sich nun ganz widmete. Jener warf einigemal einen Seitenblick auf Riki, dann fragte er Vogelsang gedämpft, aber so, daß es der Maler trotzdem verstehen konnte:

„Sagen Sie mal, Herr von Vogelsang, wer ist denn der Herr, mit dem Sie eben sprachen?"

„Mein Vetter Sandtner ... Er hat eine Cousine von mir geheiratet ..."

„Ach, die Schwester unseres Wirtes?"

„Jawohl."

„Sandtner? Was ist er denn?"

„Der berühmte Maler ..."

„Maler? So ... hm ... Hab' ich nie was von gehört ..."

Der alte Herr schüttelte den Kopf. Riki stand auf, seinen Teller beiseite zu stellen. Er begann hier und da ein Gespräch. Er bemühte sich, liebenswürdig zu sein, aber er mußte sich quälen, ein Thema zu finden, und mehr als einmal setzte er an, ohne dazu zu kommen, etwas zu sagen. Was er hätte reden wollen, erschien ihm so unsäglich thöricht und albern, daß er meinte, sich selber leid zu thun, wenn er solchen Unsinn redete. Darum schwieg er und blieb schließlich in einer Ecke stehen. Er war ja doch überflüssig hier. Was er mit diesen Leuten hätte reden wollen, was ihn beschäftigte, das verstanden sie doch nicht einmal. Wenn er von den künstlerischen Fragen begonnen hätte, die ihm die wichtigsten dünkten, sie hätten wahrscheinlich den Kopf geschüttelt.

Digitized by Google

Und er wiederum begriff sie nicht, denn ihm fehlte die Leichtigkeit, über nichts eine Viertelstunde zu sprechen. Was sie für wichtig und interessant hielten, erschien ihm geisttötend.

Schon die Unterhaltung mit seinem Schwiegervater war schwierig, aber da gab es doch wenigstens noch hundert Dinge, die sie miteinander verbanden, die ganzen Interessen der Familie. Hier fühlte er sich gänzlich ohnmächtig.

Ab und zu wechselte er einmal mit diesem oder jenem ein Wort. Er wurde angesprochen. Die Menschen besaßen Lebensart und ließen niemand so in der Ecke stehen. Doch er war immer glücklich, wenn das vorüberging. Er kannte die Leute nicht, er wußte nicht, wer „Heinrich" war oder „Hertha", wer „Line Serkowitz" sein sollte oder „Excellenz Graff". Das setzten die anderen als selbstverständlich voraus. Sie konnten sich aus ihren Kreisen nun einmal nicht herausfinden und bildeten sich ein, jeder andere müsse ein Interesse daran finden, daß „Käthe Reppien" sich wohl mit „Erich Engelow" verloben würde. Als selbstverständlich nahmen sie Dinge an, die Niki gänzlich unbekannt waren.

Nun, wie immer bei derartigen Festen, endigte es mit Tanz. Irgend jemand schlug es vor, warf nur so die Bemerkung hin, und sofort waren die jungen Leute auch Feuer und Flamme dafür. Es fanden sich welche, die Klavier spielten, und der Walzer fing an.

Vera eröffnete ihn mit Vogelsang. Sie tanzte ununterbrochen, hatte hochrote Wangen bekommen und unterhielt sich königlich. Sie lachte und war so guter Dinge, wie sie Niki eigentlich noch niemals gesehen hatte. Erstaunt blickte er sie an, wie sie von einem Arm in den anderen flog, wie sie scherzte und herumsprang, wie ihr Gesicht, das er nur noch finster und mürrisch sah, strahlte vor Lust und Laune.

Sie achtete seiner nicht. Keinen Blick warf sie zu ihm. Er schien für sie nicht da zu sein.

Da fing ihre Freude an ihn zu ärgern. Er verstand sie nicht, er hätte ihr alles gegönnt, aber er empfand in ihrem Wesen eine Nichtachtung. Er war nicht vorhanden für sie. Das ärgerte ihn. Menschliche Schwäche und Kleinlichkeit gewannen die Oberhand in seinem Herzen, und als diese Gefühle in seiner Seele rangen, wollte er eigentlich zu ihr gehen, das brutale Recht des Mannes ausüben und ihr befehlen, das Fest zu verlassen!

Wenn sie sich nun geweigert hätte?

Es überkam ihn eine Wollust des Gedankens, zu siegen, der Stärkere zu sein. Ihr zu sagen, er sei der Mann, sie habe ihm zu gehorchen. Sie müsse! Er gefiel sich darin und beobachtete sie nun immer mit dem Hintergrund, was sie wohl thäte, wenn er es ihr jetzt sagte.

Aber er konnte doch keinen Skandal hervorrufen. Er war auch überzeugt, daß alle anderen Partei gegen ihn ergreifen würden. Er wäre dann der Tyrann gewesen, der seiner armen Frau nicht einmal das unschuldigste, kleinste Vergnügen gönnte. Und das hätte eine Niederlage bedeutet ...

Jetzt kam sie wieder an ihm vorüber in Franz Vogelsangs Arm. Sie wiegte sich, sie hatte ein glücklich sattes, müdes, mattes Lächeln auf den Lippen, das ihn ärgerte. Sie schien ihn zu reizen. Und nun blieb sie mit dem Rittmeister durch Zufall gerade neben Niki stehen.

Sie himmelte Vogelsang an, wie Niki schien, und er fragte: „Du tanzest wohl furchtbar gern?"

„Für mein Leben gern. Ich könnte den ganzen Tag tanzen."

Da plagte Niki der Gedanke, ihr in unedler Rache zu vergelten, daß sie ihn klein gemacht, gehöhnt, überwunden hatte mit ihrem Wunsche, er möge sich künstlerisch ausruhen, da er, wie es in der Kritik geheißen, müde geworden sei. Er wollte sie nun beugen und ärgern. Eine Kraftprobe sollte es sein. Und er wandte sich zu ihr und sprach:

„Aber für heute hast du genug getanzt. Wir wollen gehen!"

Sie fuhr herum. Sie ahnte nicht, daß er hinter ihr gestanden hatte: „Was? Du."

„Ja. Ich. Wir werden gehen!"

Sie höhnte: „Geh doch, wenn es dir beliebt."

„Ja, das thue ich auch. Also komm!"

„Fällt mir nicht ein."

„Ich sage dir, ich gehe, und du wirst mitkommen."

Doch sie trotzte weiter: „Du kannst ja gehen. Ich bleibe."

Rittmeister von Vogelsang hatte daneben gestanden und die häusliche Scene mit an-

gehört. Es war ihm peinlich. Er wußte nicht recht, wie er sich benehmen sollte. Als unfreiwilliger Zeuge mochte er nicht hineinreden, und er fand auch, die Geschichte ginge ihn eigentlich nichts an. Doch als Niki nun scharf antwortete: „Vera, du hast zu gehorchen!“ Da wandte er ein: „Niki, die ganze Geschichte wird ja überhaupt gleich aus sein.“

„Das ist mir ganz gleich, wir werden jetzt gehen!“

Sie hatten scharf und laut gesprochen, so daß man rundum auf sie aufmerksam zu werden begann, und die Scene drohte peinlich zu werden. Der Rittmeister wollte sich nun nicht hineinmischen und trat zur Seite. Dadurch standen sich die Gatten allein gegenüber.

Niki fragte noch einmal: „Wirst du jetzt mitkommen?“

„Nein.“

„Du verweigerst mir den Gehorsam?“

Vera blies verächtlich die Luft durch die Lippen:

„Ich habe dir überhaupt nicht zu gehorchen! Da müßte ein anderer kommen, als du. Gerade du! Denn du hast ja überhaupt keine Energie. Du bist ja doch wie ein altes Weib, das nicht weiß, was es soll und keinen Willen hat. Nicht mal arbeiten kannst du mehr ordentlich. Müde. Kaput. Unfähig. Ach Gott, und vor dir soll ich Respekt haben? Und du willst mir befehlen? . . .“

Ewald hatte bemerkt, daß mit seiner Schwester und ihrem Manne irgend etwas Unangenehmes vorging. Deshalb lief er mit Marie sofort herum, und forderte seine Gäste auf zu tanzen, damit der Zwischenfall in Lärm und Bewegung möglichst unauffällig vorübergehen sollte. Er ließ die Musik schnell den angefangenen Galopp herunter rasen, daß niemand in dem Drehen und Jagen zu Vernunft und Nachdenken kommen sollte.

Dazu hatten sich der Generalleutnant und Mimmi von Tiegel vor die streitenden Gatten gestellt. Der General sagte ernst:

„Kinder, das könnt ihr bei anderer Gelegenheit abmachen!“

Vera wendete sich sofort ihrem Vater zu: „Papa, er ist gemein gegen mich!“

Niki aber erklärte mit vor Erregung bebender Stimme:

„Die Sache ist kurz die, daß ich gesagt habe: wir werden nach Haus gehen — Vera sagt nein. Es ist mir äußerst peinlich, hier eine Scene zu verursachen, aber ich verlange, daß sie gehorcht.“

Der Generalleutnant antwortete:

„Du hast durchaus recht, lieber Sohn. Sie hat sich dir zu fügen. Eine andere Frage ist es, ob heute abend der richtige Moment ist, um ihren Willen zu brechen. Vielleicht hättest du so einen Versuch bei passenderer Gelegenheit anstellen können! Jetzt jedenfalls, wo schon so wie so die ganze Gesellschaft aufmerksam geworden ist, wollen wir die Sache ins Gleis bringen. Jetzt kannst du unmöglich verlangen, daß sie geht.“

Aber Niki meinte fest: „Ich verlange es aber doch!“

Er wollte nicht nachgeben. Auf keinen Fall. Er fand, er dürfe es nicht. Mochte Ewalds thörichte Gesellschaft hier sich dabei denken, was sie nur wollte. Das war ihm ganz gleichgültig. Darum wiederholte er:

„Vera, du kommst mit mir!“

Nun legte sich auch Mimmi von Tiegel ins Mittel:

„Herr Sandtner, seien Sie doch vernünftig . . .“

Das hätte vielleicht etwas geholfen, wenn nicht Ewald in diesem Augenblick hinzu getreten wäre, als käme er zu Hilfe. Er nahm eine seiner gezierten Stellungen an und näselte:

„Das ist ja 'ne ganz unmögliche Geschichte. Ich danke für Unannehmlichkeiten in meinem Hause. Solche peinliche Scenen . . . ich denke doch die Rücksicht auf uns . . .“

Nun fühlte sich Niki besonders gereizt. Diesem Menschen gegenüber gab es kein Nachgeben. Die Röte stieg ihm in die Wangen, und er sprach zu seinem Schwager:

„Ich brauche keinen Ratschlag von deiner Seite, ich weiß, was ich zu thun und zu lassen habe.“

„Das scheint mir nicht so,“ antwortete achselzuckend Ewald, indem er sich ängstlich umblickte, ob auch die Scene nicht zu viel Aufmerksamkeit errege. Niki entgegnete heftig:

„Was dir scheint oder nicht scheint, ist mir gleichgültig. Aber da du mich nicht zu verstehen scheinst, werde ich deutlicher reden müssen und sage dir hiermit, daß ich mir jede Einmischung von deiner Seite in meine Angelegenheiten ein für allemal verbitte!“

Digitized by Google

Johannes. Nach der Aquarellſtudie von Franz Simm.

Digitized by Google

Eine solche Gereiztheit, Wut, Erbitterung war über den Maler gekommen, daß ihn ein Zittern befiel und seine Unterlippe wie im Krampfe zuckte. Das ganze Zimmer drehte sich um ihn im Kreise. Er fühlte sich so gebeugt, gedemütigt, zermorscht und nervös, so herunter in Haltung und Selbstgefühl, so geknickt im Wollen, zerstückelt in der Kraft, unglücklich, empört, beleidigt, zum Äußersten getrieben, daß er sich am liebsten auf seinen Schwager gestürzt hätte, ihn zu Boden zu schlagen. Und daneben stand Vera, steif, höhnisch, blaß vor Wut neben ihrem Bruder, als gehöre sie gar nicht zu ihrem Manne, sondern als stelle sie sich dorthin, wohin sie eigentlich hinpaßte, unter die Oevelhorsts, von denen sie bloß ein unseliger Zufall diesem reizbaren, müden Farbenklexer in die Arme getrieben hatte.

Der General wußte gar nicht, wie das nur gekommen war. Er las nicht unter der Oberfläche. Er hatte kaum gemerkt, wie die Spannung zwischen Niki und Vera allmählich zugenommen hatte, wie seines Sohnes Stellung zu seinem Schwiegersohne war. Nun stand er ganz erstarrt und begriff nicht, was da eigentlich vor sich ging zwischen seinen Kindern.

Er wollte Frieden stiften und schob Vera durch die Thür in das Nebenzimmer. Niki ging hinterdrein. Ewald blieb zurück. Der Ausdruck höchster Entschlossenheit auf Nikis Gesicht hatte ihn stutzig gemacht. Bei solch einem bodenlos heftigen Menschen konnte man ja gar nicht wissen, wozu der sich etwa noch hinreißen ließ!

Daß die anderen Eingeladenen nun doch noch aufmerksam geworden, war gar nicht zu verhindern gewesen. Jetzt galt es nur noch, den schlechten Eindruck zu verwischen. Darum suchte er, so gut es ging, den Tanz von neuem in Gang zu bringen.

Währenddessen folgte der Generalleutnant Vera und Niki ins Nebenzimmer.

„Schockschwerebrett, was habt ihr denn nur?“ fragte er ganz außer sich. Vera behielt ihre spöttische Miene. Aber es wurde ihr schwer, so kochte die Wut in ihr. Sie sagte so ruhig als möglich, aber doch mit bebender Stimme:

„So lasse ich mich nicht behandeln!“

„Und ich nicht mich!“ antwortete Niki sofort. Der General warf dazwischen:

„Sie hat dir doch jetzt nichts gethan!“

„Aber ... du weißt nicht, was vorher gewesen ist.“

„Gehorchen soll sie ... Da gebe ich dir Recht ...“

Und er versuchte, seiner Tochter zuzureden, sie möchte nun, ob im Grunde dieser recht habe oder jener, mit ihrem Manne gehen. Es wäre viel besser, sie verschwänden ganz ruhig, ohne viel Aufhebens zu machen, denn die Sache sei doch schon genug bemerkt worden. Als Vera sich aber weigerte, brachte das den alten Herrn zum Aufbrausen:

„Du hast deinem Manne zu folgen. So befehle es ihr doch, Niki!“

„Er hat mir nichts zu befehlen, Papa!“

„Doch! Das wollen wir mal sehen.“

Aber Niki befahl ihr nicht. Er sagte, er hätte es ihr schon befohlen, er brauchte es nicht zu wiederholen. Er that nicht, als stünde seine Frau neben ihm, sondern streckte seinem Schwiegervater die Hand entgegen:

„Gute Nacht, Papa. Es thut mir leid, wenn ich dir einen peinlichen Augenblick bereitet habe, und ich bitte dich um Entschuldigung. Sei mir darüber nicht böse!“

Der General gab ihm die Rechte:

„Ich kann mich nicht in euere Angelegenheiten mischen. Macht das untereinander ab, nur — darum darf ich wohl gebeten haben — nicht hier.“

Damit verschwand er ins Nebenzimmer, und Niki blieb mit seiner Frau stehen. Es war ein Umschlag in seiner Stimmung eingetreten. Er fühlte sich so angeekelt von diesem Abend, daß sein Zorn verflogen war und er nur noch eine Sehnsucht empfand, fortzugehen. Alles war ihm gleichgültig. Ob Vera jetzt mit ihm kam, ob er seinen Willen durchsetzte oder nicht, berührte ihn nicht. Ganz gleichgültig schien es ihm, was sie that. Sein Gefühl der Empörung, der Rache, war gewichen, er wollte nur eines noch haben — Frieden.

Wenn er jetzt mit ihr gegangen wäre, so sah er voraus, daß der Streit auf dem Heimwege, im Wagen wieder beginnen müßte. Dann säße er an ihrer Seite, dicht, eng — das empfand er wie körperliches Unbehagen. Alle Schönheit dünkte ihm von ihr gewichen, er sah in ihren Zügen nur noch die Leidenschaft ihre Furchen graben, er spürte in ihr nichts mehr von der Rasse,

Digitized by Google

der Formenschönheit, die einst sein Malerauge entzückt — er erblickte in dieser Frau nur noch das wilde Tier, das Lust hatte, ihn zu zerfleischen, seine Peinigerin, die ihm Ruhe, Schöpferkraft, Glück — alles geraubt hatte.

Darum richtete er kein Wort an sie, sondern wandte sich um, ließ sie stehen und ging.

Vera stampfte mit dem Fuße auf, als die Thür sich geschlossen. Sie fingerte an ihrem Kleide, sie fuhr sich ins Haar, sie warf sich in einen Stuhl und starrte ihm mit großen, offenen Augen nach. Ihre Lippen zuckten, sie biß auf ihr Taschentuch. Empört war sie, daß er sie derartig bloßgestellt, daß sie zum Gespött der Leute werden sollte, zum Gespräch in der ganzen Gesellschaft. Sie schämte sich ihres Mannes. Er beleidigte ihr Gefühl. Er knechtete sie, er wollte ihr kein Vergnügen gönnen. Keinem ihrer Mädchenträume hatte er Erfüllung gebracht, dieser Mann, der die Frau offenbar ansah wie ein gutes geduldiges Haustier, das ihm nur die Suppe kochen und hübsch zu Hause bleiben sollte.

Was war er denn? Was bedeutete er? Wie hatte sie sich nur überrumpeln lassen können von ihm, Frau Sandtner zu werden und damit basta! Die wenigsten in der Gesellschaft wußten etwas von ihm. Sie hatte doch geglaubt, er würde einmal eine Rolle spielen können und sie mit ihm. Sie, als die Frau des berühmten Malers.

Aber sie hatte sich bethören lassen, nichts war an ihm, nichts. Kein Hahn krähte nach ihm. Er zeigte sich nicht. Er wurde nicht gesehen. Man kannte ihn nicht. Und dazu hinderte er sie noch, dort zu verkehren und sich wohl zu fühlen, wohin sie gehörte. Herabziehen wollte er sie.

Diese Mutter sollte sie lieben, an der er so hing, diese langweilige, philiströse alte Posträtin. Posträtin! Schon allein der Gedanke! Und wie sie bloß für ihren Sohn besorgt war! Immer für den Sohn allein! Nichts als den Sohn! Und Schmutzschoner hatte die Alte auf den Möbeln. Pfui Teufel, wie gemein!

War sie denn ganz blind gewesen, in solche Verhältnisse zu treten?

Eines hatte sie wenigstens erwartet: Gut leben zu können! Sotch ein Künstler mußte doch viel verdienen! Aber auch das ging nicht einmal. Er arbeitete ja nicht. Er verkaufte nicht. Er verdiente nichts. Sein Ruhm ... erlosch ... ging bergab. Er hatte sich schon ausgegeben. Er war müde und stumpf. Die Kritiker sagten es ja auch. Man hielt nichts mehr von ihm. Lächerlich.

Und der wollte sie knechten? Der wollte sie hindern, sich ein bißchen zu unterhalten?

Wenn er sich nur noch durch die Malschule erhielt, wo blieb dann der Ruhm? Dann war sie bald nichts anderes als die Frau eines gewöhnlichen Zeichenlehrers. Und dazu hatte sie ihn wahrhaftig nicht genommen.

Er hatte sie nervös und reizbar gemacht, ganz kaput. Nun hatte sie ihm aber ihre Überlegenheit gezeigt und ihn gedehmütigt, und daß er sie hier bloßstellte und anherrschte wie ein Sklavenhalter, dafür würde sie schon Vergeltung finden.

Sie war entschlossen, ihm diesen Abend nie zu vergeben.

„Du bist noch hier?“ fragte Mimmi von Tiegel, indem sie die Thür öffnete. Vera stand auf:

„Sind noch Fremde da?“

„Nein, alles ist gegangen.“

„Und Papa?“

„Dein Vater ist auch gegangen. Er meinte, ihr wäret fort.“

„Mein Mann, ja ... er hat mir ja zuerst ‚befohlen‘, mitzukommen, — und jetzt hat er geruht, mich stehen zu lassen. Kannst du so etwas begreifen?“

Mimmi von Tiegel meinte nachdenklich ausweichend: „Hm .... er war sehr aufgeregt.“

Vera blickte sie an: „Ja ... allerdings ... seltsam aufgeregt ...“

Nun kamen Ewald und Marie herein. Ewald zog bedenklich die Augenbrauen in die Höhe: „Weißt du, liebe Vera, offen gestanden, ich weiß gar nicht recht, was ich eigentlich von deinem Mann denken soll ... Ich kann mir das doch eigentlich nicht gut so ruhig gefallen lassen. Er fängt hier Krakel an ... die Gäste laufen mir fort ... jeder hatte irgend einen Grund, zu gehen. Keine Stimmung kam mehr auf. Es ist wirklich, als ob der Blitz in die ganze Gesellschaft gefahren wäre. Soll ich mir das ruhig gefallen lassen, daß so ein Störenfried in unsere Familie einbricht, der im Grunde genommen wirklich gar nicht hinein gehört ...“

Digitized by Google

Rittmeister von Vogelsang, der neben Mimmi als einziger dageblieben war, meinte: „Na, Ewald, du mußt immer daran denken, daß er der Mann deiner Schwester ist . .“

„Er soll nur ruhig reden! Laß Ewald sprechen. Er hat ganz und gar recht,“ warf Vera dazwischen, und Ewald sagte achselzuckend: „Wie er sich benimmt, gibt es nur eine Erklärung: er muß etwas nervös überreizt sein.“

Das griff Vera auf, und weil noch immer die Wut in ihr kochte, rief sie: „Nervös überreizt, sagst du? Verrückt ist er . . .“

Die anderen schwiegen: nur Ewalds Frau schüttelte den Kopf, doch sie sagte nichts. Mimmi und der Rittmeister wollten sich aber nicht hineinmischen. Sie nahmen Veras im Ärger gefallene Ausdrücke nicht so tragisch. Mimmi wurde vom Diener abgeholt, und da die Nacht schön war, ging sie mit dem Rittmeister zu Fuß und ließ den Bedienten folgen, während Vera nach der anderen Richtung nach Hause fuhr, von ihrem Bruder begleitet.

„Was hat der Niki nur eigentlich? Finden Sie nicht, daß Vera fürchterlich scharf ist?“ fragte Vogelsang, während sie durch die menschenleeren Straßen gingen.

Mimmi von Tiegel antwortete nur: „Scharf? Das ist sie immer gewesen. Nur hatte sie früher — Corpsgeist möchte ich es nennen. Ich bin ihre älteste Freundin. Absichtlich sage ich nicht beste, denn eine beste hat sie gar nicht. Das ist überhaupt keine Natur, die eine Freundin brauchte . . . aber trotzdem glauben Sie, daß ich aus dieser Ehe je etwas erfahren hätte? Sogar ihrem Vater hat sie nichts verraten. Höchstens vielleicht dem Ewald. Die waren ja immer unter einer Decke. Und gut geht die Geschichte nicht mit ihrem Mann, das fühlt doch der Blinde mit dem Stocke . . . Die passen auch gar nicht zu einander.“

„Warum nicht?“ fragte der Rittmeister in Gedanken.

„Für die paßt ein ganz anderer Mann.“

„Wer?“

„Einer, der Haare auf den Zähnen hat. Ein nüchterner Gesellschaftsmensch. Vielleicht ein Offizier, der keinen Widerspruch verträgt — ein Kraft- und Gewaltmensch . . . der was ist, der etwas in der Gesellschaft bedeutet, und sich was einbildet.“

„Hm, aber Niki . . . Niki ist doch ein großer Künstler? Ich verstehe gar nichts davon, aber man hört's doch allgemein!“

Mimmi von Tiegel blieb stehen. Als ihr Diener in Gedanken weitergegangen war und nun zu nahe hinter ihr stand, drehte sie sich um und sagte zu ihm in ihrer entschiedenen Art: „Friedrich, zwanzig Meter Abstand! Das sind fünf!“

Dann wendete sie sich zu Vogelsang: „Sehen Sie mal, Herr von Vogelsang, es kommt ganz darauf an, was für'n Künstler! Dieser Sandtner ist ein Riese in seinem Fache — das weiß jeder, der sich nur ein bißchen um Kunst gekümmert hat. Wenn Sie einen Franzosen oder xbeliebigen Ausländer nach den besten Malern fragen, so weiß der, wenn er gut unterrichtet ist, vielleicht drei bis vier Namen. Aber der Name Sandtner ist darunter. Ich sage das, um seine Stellung in der Kunstwelt zu bezeichnen. Mein Mann hat mir das gesagt, es kommt nicht von mir. Als der hörte, daß die Vera den Niki Sandtner heiraten sollte, da freute er sich auf den Verkehr. Und mein Mann hat dienstlich so viel zu thun, daß er sich sonst auf Verkehr nie freut. Er besucht doch auch nur die großen Gesellschaften, die er als Unterstaatssekretär besuchen muß. Sonst bin ich ja immer allein, wo ich hingehe . . . Na, kurzum, glauben Sie denn nun, daß dieser Herr je zu uns gekommen wäre? Nie . . . Na und so'n Mann, der paßt eben nicht zu so'ner Frau wie Vera. Mein Mann macht's ja dienstlich gezwungen ähnlich, aber ich bin dafür anders wie Vera. Mit Veras Mann würde ich auskommen, sie aber mit meinem auch nicht. ‚Man will doch von der Berühmtheit oder hohen Stellung was haben!‘ würde sie sagen. Vera braucht einen Mann. Und dieser Niki ist kein Mann.“

Der Rittmeister machte „oh, oh,“ so daß Mimmi fortfuhr: „Nein, er ist kein Mann. In seiner Kunst ist er, wie ich schon sagte, ein Riese, aber im Leben eine Null. Er vergeudet all seine latente Energie an seine Kunst, für seine Frau bleibt ihm nichts übrig.“

„Aber verzeihen Sie, gnädige Frau, er hat doch eben gezeigt, daß er wahrhaftig energisch sein kann!“

„Pardon, verehrter Herr von Vogelsang, das war keine Energie, das waren Nerven! Reizbarkeit! Heftigkeit! Wut!“

Digitized by Google

Aus unſerer Bildermappe:

Jagddowle in Altſilber.
Entworfen und modelliert von Albert Mayer-Geislingen.

„Pardon, gnädige Frau — ſtammt das von Ihnen?“

„Pardon, Herr von Vogelſang — eignes geiſtiges Eigentum.“

Sie hatten ſich im Gehen bei dem jedesmaligen „Pardon“ eine Verbeugung gemacht. Nun fingen ſie an zu lachen. Dann ſetzten ſie ſchweigend ihren Weg fort, nachdenklich in der Stille der Nacht, bis der Rittmeiſter plötzlich ſagte: „Gnädige Frau, ich glaube, ich hätte ſie untergekriegt.“

Groß, kräftig, entſchieden ſtand er da und hatte mit der Sicherheit geſprochen, die ihm eigen war.

„Glauben Sie nicht?“ fragte er noch einmal.

Digitized by Google

„Soviel ich Ihren Charakter kenne — vielleicht."

„Pardon, gewiß."

„Pardon, ich gebe nur etwas auf Thatsachen . . ."

„Ja, das kann ich nun freilich nicht beweisen. Heiraten kann ich sie nun doch nicht mehr, da sie nun mal verheiratet ist. Das hätte ich mir doch früher überlegen müssen. Ich habe ja im Gegenteil eigentlich das Paar zusammengebracht, indem ich meinem alten Freund Niki bei meinem Onkel die Brücke getreten habe, obgleich mir's gar nicht so leicht wurde."

„Warum?"

„Na, ich hätte sie ganz gern selbst gehabt. Ich wollte doch heiraten. Mir drohte die kleine Garnison!"

Mimmi machte ein spöttisches Gesicht: „Ach so, nur deshalb."

„Sie sind wirklich schlecht, gnädige Frau. Ich kann Ihnen aber sagen, daß ich mir's doch noch dreimal überlegt haben würde."

„Weshalb?"

„Weil sie meine Cousine ist. So nahe Verwandtschaft thut nicht gut."

Da fing sie an zu lachen: „Gott, sind Sie vorsichtig. Sehen Sie, wahrhaftig, Sie hätten für Vera gepaßt. Herr Sandtner hat sich gewiß nicht solche Spitzfindigkeiten überlegt!"

„Nein, der ist mit dem Kopf voran ins Verderben gesprungen!"

„Da hätten Sie ihm und Vera vielleicht einen besseren Dienst geleistet, wenn Sie Ihrem Onkel abgeredet hätten!"

Der Rittmeister ging nachdenklich weiter. Nach einer Weile sagte er: „Hoffentlich renkt sich's wieder ein."

Aber Mimmi von Tiegel gab ernst zurück: „Ich will für beide Teile hoffen — nein."

25.

Nun begann ein Kampf zwischen Niki und Vera von früh bis abends. Ein stummes Ringen, denn seit jenem Abend sprachen sie nicht mehr miteinander.

Vera brachte täglich Besuch mit und fehlte dann zur Essenszeit. Aber sie ließ ihre Abwesenheit nicht mehr entschuldigen wie früher, sondern Niki erfuhr gar nichts. Sie fehlte eben.

Und er freute sich darüber. Er freute sich, allein zu sein. Er hätte sich gefürchtet, einen langen öden Mittag ihr stumm gegenüber zu sitzen. Doch es blieb nicht dabei, sondern schließlich bestellte sie ihm kein Essen. Als er sich zu Tisch setzen wollte, sagte das Mädchen: „Auf den Herrn sei nicht gerechnet worden, die gnädige Frau habe kein Mittagessen befohlen."

Niki ging ins Restaurant.

Am nächsten Tage wiederholte es sich. Er ging wieder fort, und als es ihm ein paar Tage darauf von neuem geschah, daß er abends nach dem Damenkursus weder eine Flasche Bier bekommen konnte, noch ein Stück kaltes Fleisch oder dergleichen, da sagte er dem Mädchen: „Ich werde nicht mehr zu Haus essen!"

„Aber gnädiger Herr!" antwortete das Mädchen, ein gutes braves Geschöpf, das, wie er gemerkt hatte, immer mit einer gewissen Bewunderung an ihm emporsah — wahrscheinlich weil das einfache Ding nicht begreifen konnte, wie es möglich wäre, malen zu lernen. Sie mußte ja wissen, was zwischen den Gatten vor sich ging von dem Tage ab, da er in das andere Zimmer hinüber gezogen war. Aber er mochte ihr doch nicht sein Unglück offenbaren, darum sagte er nur: „Reden Sie nicht davon. Andere Menschen brauchen nicht zu wissen, daß ich in meinem eignen Hause nicht bleiben kann."

„Ich habe nie gegen jemand ein Wort gesagt, gnädiger Herr."

„Schon gut."

„Soll die Minna nicht Rührei machen? Ich kann doch kalten Aufschnitt holen. Ich werde recht schnell machen. In drei Minuten bin ich wieder da!"

Niki schüttelte den Kopf: „Nein, ich will gehen!"

So fing er allmählich an, wie in alten Zeiten im Restaurant zu essen. Sein Frühstück machte er sich wieder selbst. Er holte den alten Spirituskocher hervor aus seiner Junggesellenzeit, brachte sich selbst von seinen Ausgängen Thee und Kakao mit und Eier und Butter und Brot. Die Küche war das Gebiet der Frau, da hinein wollte er sich nicht mengen. Aber bitten mochte er nicht um den Bissen Brotes.

Er zahlte Vera das Wirtschaftsgeld aus, indem er es in verschlossenem Umschlag auf den Schreibtisch legte, und als er nach einigen Tagen eine Karte von ihr erhielt, auf der gekritzelt stand: „Ich brauche noch

150 Mark," antwortete er in der gleichen Art und Weise: „Das Wirtschaftsgeld ist, da eine Person weniger zu ernähren, völlig ausreichend."

Von da ab schwieg jeder Verkehr. Niki hatte ganz seine Junggesellengewohnheiten angenommen, nur war er weniger im Atelier als früher. Bloß der Malkursus, der jetzt viermal wöchentlich stattfand, hielt ihn fest. Sonst suchte er die Wohnung überhaupt zu fliehen. Er konnte doch nicht arbeiten, das wußte er. Es schien, als ob seine Kraft gelähmt sei, er war unfähig, einen eignen Gedanken zu fassen. Er hatte sich an Kopien versucht, indem er eigne ältere Bilder wiederholte. Aber es wurde nichts daraus, und er schämte sich auch, in seiner künstlerischen Ohnmacht zum eignen Plagiator zu werden.

Das Rätsel seiner Unfähigkeit hatte er gefunden: er hatte überhaupt keine Lust mehr an seiner Arbeit. Der Trieb fehlte ihm zum Schaffen. Das Bedürfnis, das ihn früher von einer Arbeit zur anderen geführt, war ihm abhanden gekommen. Er hatte das Gefühl, daß seine Arbeit doch nichts werden könnte, schon ehe er sie begann, und in diesem Bewußtsein schwächten sich Mut und Fähigkeiten.

Der große Rausch des Schaffens, den er einst gefühlt als das tiefste Erdenglück des Menschen, war dahin.

So blieb er länger und länger im Wirtshaus sitzen. Wenn er im Anfang nur seine Mahlzeiten dort eingenommen hatte, so fing er nun an, nach Tisch die Zeitung zu lesen, und wenn er ein Blatt zu Ende gebracht, ein zweites und drittes. Eine Cigarre zündete er sich an, lehnte sich in die Ecke und begann zu sinnen; er fühlte sich so müde, so gleichgültig, so matt und abgeschlagen in den Gliedern. Es war ihm, als ob er nicht einmal mehr zu denken vermöchte. Und doch dachte er immer, immer, immer an sein Unglück. Er brütete über seine Verlassenheit. Er sah Vera vor sich, wie sie ihm bei ihrem Bruder entgegengetreten war. Dann veränderten sich ihre Züge und nahmen den höhnischen Überwinderausdruck an, als sie ihm mitleidig geraten, er sei müde und möchte sich ausruhen.

Dieses Gesicht verfolgte ihn immerfort, überall hin. Er konnte es nicht mehr loswerden.

Da meinte er sein Weib zu hassen. Ja, er haßte sie. Er empfand keine Liebe mehr für sie. Schon lange, lange nicht mehr. Nur hatte er es sich noch nicht klar genug gemacht. Aber jetzt wußte er es: er haßte sie. Er haßte ihre schleichenden Bewegungen. Er haßte sie, wenn sie auf dem Sofa lag wie eine Fürstin, keinen Finger regte, sich bedienen ließ und einen Diener verlangte. Er haßte ihren Gang, ihr Sprechen, ihr Lachen, o ihr Lachen! Er haßte diesen geschmeidigen, überschlanken Körper. Er haßte ihre Art, mit anderen zu sprechen, ihr süßliches Lächeln, ihr Lachen, o ihr Lachen! Er haßte ihre oberflächliche Art, die bei allem nur eine Sekunde blieb, der alles zu viel war, die sich nicht vertiefte, die flatterhaft heute dieses wollte und morgen jenes! Er haßte die Manier, wie sie zu ihm sprach, wie sie sich lässig dehnte und streckte. Er haßte ihre langen schmalen Finger, in denen nur müde, alte, überlebte Rasse saß und keine Kraft, keine Frische. Er haßte diese gebogenen Katzennägel, die ihm schienen, als sollten sie sich einbohren in sein Fleisch.

Er haßte sie, haßte sie aus tiefster Seele.

Sie hatte ihm seine Kunst geraubt, sein Höchstes, sein Bestes, sein Größtes. Denn im Haß konnte er kein reines abgeklärtes Kunstwerk schaffen. Sie hatte ihn klein und schwach gemacht, feige, ohnmächtig.

Er haßte sie, haßte sie im tiefsten Herzen.

Sie hatte ihm Finger, Auge, Hirn gelähmt, daß er sich in Scham verbergen mußte vor dem Kleinsten in seiner Kunst, der doch wenigstens arbeiten konnte. Sie hatte ihm Ekel und Müdigkeit in die Seele geträufelt, Gleichgültigkeit, Menschenverachtung und Haß. Sie hatte ihn bengen wollen unter ihr Joch, sie hatte ihn, den Künstler, ausgeliefert den Philistern, da seine Kraft von ihm genommen.

Nun waren seine Augen, seine hellen, scharfen Künstleraugen, die in der Natur mehr sahen als andere Augen, geblendet, ausgelöscht, daß sie der Hand nicht mehr den Weg zeigen konnten zur Arbeit.

Und wie er nun seine Niedrigkeit fühlte, seinen Unwert, seine Kleinheit und Schwäche, da wuchs in seiner Seele der Gedanke, sich zu befreien von ihr. Jetzt erstickte er, jetzt kam er um, so konnte er nicht länger leben. Er wollte frei sein. Den Entschluß trug er tagelang mit sich herum. Nur einen

Anstoß mußte er haben, dann würde er es ihr sagen, er selbst, kühl, ruhig und bestimmt.

Vera war mit Ewalds auf einem Balle gewesen, dann im Theater, in Gesellschaften und wieder auf Bällen. Immer auswärts, immer unterwegs. Niki setzte sein Dasein fort. Er sah sie überhaupt nicht mehr. Eines Abends nach dem Damenkursus, als er fortgehen wollte, blieb Fräulein Coldewey zurück:

„Ich möchte Ihnen gern etwas sagen, Herr Sandtner . . ."

„Bitte schön . . ."

Und sie traten in sein Atelier:

„Mit was kann ich Ihnen zu Diensten stehen?"

„Eine Privatangelegenheit . . ."

„Bitte . . ."

„Es ist schwierig . . . Sie dürfen mir nichts übel nehmen, nicht wahr?"

Niki meinte lächelnd, seiner ältesten, besten Schülerin würde er niemals etwas übel nehmen. Aber es schien, als habe das Fräulein im letzten Augenblick doch noch der Mut verlassen. Nun drängte er aber, sie müßte es sagen, und sie fing mit Verlegenheitsredensarten, einer großen Unsicherheit und Zittern der Stimme an, zu erklären, man habe in der Malstunde über ihn in der letzten Zeit gesprochen. Und zwar nichts Günstiges . . .

Darin fand er nichts Außergewöhnliches. Geredet würde so wie so immer, von den verschiedensten Leuten. Daran dürfe sich keiner stoßen, der in der Öffentlichkeit stünde, und er, als Künstler, müsse es sich schon gefallen lassen, in den Streit der Meinungen zu geraten. Am besten wäre es immer, man hörte von solchen Dingen nichts. Daß geredet würde, daß es immer Leute gäbe, die sich anderer Köpfe zerbrächen, daß es förmlich berufsmäßige Klatschmäuler gäbe, Neidbolde, Ehrabschneider, Verleumder, alte Kaffeetanten, das wisse ja jeder Mensch, der eine Weile im öffentlichen oder sogar nur im privaten Leben gestanden. Genaueres über diese Mundverrenker zu erfahren, habe gar keinen Sinn, denn man könne ihnen ja doch nicht an den Leib, oder es lohne sich der Mühe nicht. Ehre sei dabei kaum zu holen.

Niki dachte, diese Redereien liefen auf seine Unfähigkeit hinaus, seine Unthätigkeit, seine schweigende oder schwache Produktion. Er zuckte die Achsel und meinte:

„Solche Burschen, die dem Künstler etwas anhängen wollen, kann man doch nicht fassen. Käme so einer direkt zu mir und sagte etwas Beleidigendes, so schickte ich ihm entweder den dritten Mann, oder schlüge ihm ins Gesicht, je nach dem Standpunkt, den er einzunehmen wünscht. Aber sie kommen ja nicht. Sie schimpfen über unsereinen hinter dem Rücken, wollen's nicht gewesen sein, wenn man sie zur Rede setzt. Oder man erhält eine Mitteilung darüber — ohne Namensnennung. Da ist es doch viel besser, man erfährt es gar nicht. Das geht jedem so, dem Schriftsteller, Bildhauer, Maler . . ."

„Das ist es aber nicht," antwortete Fräulein Coldewey verlegen, faßte plötzlich Mut und sagte, eine der Damen hätte erzählt, eine Verwandte von ihr hätte Frau Sandtner öfters mit ihren Geschwistern Oevelhorst in Gesellschaft getroffen. Man wundere sich allgemein, daß Frau Sandtner ohne ihren Mann erscheine, aber es hätte geheißen „der Maler stünde dem Welttreiben fern!" Dann „er könne nicht ausgehen, er sei etwas sonderbar," endlich „er wäre nervös überreizt, menschenscheu und wohl ein bißchen verdreht wie ein Künstler!"

Niki nahm alle Kraft zusammen, um seine Fassung zu bewahren, und als Fräulein Coldewey nun noch mehr Mut faßte und gestand, das Gerücht sei so weit gegangen, daß man die arme junge Frau auf das tiefste bedauere und den Maler eigentlich schon für anstaltsreif halte, da wäre es beinahe zum Ausbruch gekommen. Doch er konnte sich noch so viel zusammennehmen, um ihr ruhig für ihre Mitteilung zu danken. Beinahe scherzend sagte er, sie an die Thüre geleitend:

„Da sehen Sie das alte, ewig neue Vorkommnis im Leben: die Spatzen pfeifen es beinahe von den Dächern, nur der unglücklich Betroffene weiß nichts davon. Ich danke Ihnen von Herzen, daß Sie den Mut gehabt haben, es mir zu sagen. Kein anderer hatte den Mut. Ich danke Ihnen tausendmal. Sie sehen, es ist kein Tobsuchtsanfall erfolgt, kein Bote zur maison de santé war erforderlich, es ist ganz ohne Zwangsjacke abgelaufen, und wenn etwas Krankhaftes an mir gewesen ist, so seien Sie versichert, daß Sie mich geheilt haben."

Als Fräulein Coldewey mit der Bitte,

Studienkopf von Adolph Oberländer.

Digitized by Google

ihre Offenheit ja nicht übel zu deuten, gegangen war, trat Niki in ſein Atelier zurück, blieb regungslos am Fenſter ſtehen und ſtarrte in die Nacht. Er dachte nicht mehr an ſein Abendeſſen, das er im Reſtaurant hatte einnehmen wollen, er dachte nur noch an die Worte, die er finden mußte, um Vera zu ſagen, daß ſie ſein Haus zu verlaſſen hätte.

Es war ein langer, harter Kampf. Seine Schläfen hämmerten, vergeblich ſuchte er ſich ſelbſt Ruhe zuzuſprechen: ſeine Nerven waren ſo erregt, daß er den Verſtand nicht ſprechen laſſen konnte. Wenn ſie jetzt herein getreten wäre, er hätte ſie niederſchlagen mögen wie einen tollen Hund. Ja, jetzt hatte ſie ihn unter, ganz unter, ganz gebrochen war er, vollkommen vernichtet. Sie hatte ihm alles genommen, die Kraft des Leibes und der Seele.

Und in dieſem Augenblick klingelte es draußen. Er lauſchte. Es konnte Vera ſein, die zurückkehrte. Nach einer Weile rief er das Mädchen:

„Iſt meine Frau zurück?“

„Jawohl, in dieſem Augenblick.“

„Dann ſagen Sie ihr, ich ließe bitten, ſie möchte einen Moment herüberkommen.“

„Jawohl.“

Das Mädchen ging. Niki wartete im Atelier, auf und nieder gehend. Es klangen Schritte, und das Mädchen kam zurück:

„Die gnädige Frau läßt ſagen, ſie käme nicht. Wenn der Herr etwas von ihr wollten, ſie wäre im Salon.“

„Es iſt gut!“ antwortete Niki und ging entſchloſſen hinüber. Aber durch den Zwiſchenfall mit dem Hinundherſchicken, der ihm in anderer Stimmung eher komiſch vorgekommen wäre, fühlte er ſich ruhiger und trat mit möglichſter Faſſung ein.

Vera lag auf dem Sofa und that, als leſe ſie einen Roman. Niki begann ſofort:

„Ich habe mit dir zu ſprechen.“

„So?“

„Ich verlange deine Aufmerkſamkeit auf ein paar Minuten. Du brauchſt nicht Angſt zu haben, daß es zu lange dauert.“

„Meinetwegen! Alſo, was iſt es?“ antwortete Vera, blieb unverändert in ihrer Stellung und klappte nur das Buch zu, indem ſie den Finger zwiſchen den Seiten behielt. Niki wußte trotz aller Ruhe nicht, wie er beginnen ſollte. Endlich ſagte er aufs Geratewohl:

„Es kann nicht ſo weiter gehen zwiſchen uns, und ich habe mich entſchloſſen ein Ende zu machen ... Wir verſtehen uns nicht mehr, wir gehen nebeneinander her wie zwei Wildfremde, aber nicht wie Mann und Frau. Längſt haben wir keine innerliche Gemeinſchaft mehr, nun auch keine äußerliche. Du gehſt zur einen Seite, ich zur anderen. Es iſt nichts Gemeinſames mehr zwiſchen uns, gar nichts. Daß wir noch zuſammenleben, ſoweit man das ſo nennen kann, iſt die reine Komödie. Und dieſe Komödie muß ein Ende haben.“

Er machte eine Sekunde Pauſe. Vera war liegen geblieben, ohne ſich zu rühren. Nun ſagte ſie bloß nachläſſig:

„Wie du willſt.“

Dieſe Ruhe reizte ihn, ſo daß er ſofort das letzte Wort fand, auf das er eigentlich erſt hatte vorbereiten wollen:

„Wir werden auseinander gehen.“

Sie antwortete nur:

„Das habe ich erwartet.“

„Dann hätteſt du es doch ſagen können.“

„Nein, es ſollte von dir kommen.“

„Nun kommt es alſo von mir. Wir werden uns ſcheiden laſſen.“

„Schön. Es iſt gut, daß du es ſagſt, denn du biſt ſchuld. Du, der Mann.“

Er ſtutzte:

„Das haſt du nicht aus dir ſelbſt. Das iſt ſpitzfindige Juriſterei. Das kommt von deinem Bruder.“

Sie antwortete nicht, nahm ihr Buch wieder auf und that, als begänne ſie von neuem zu leſen. Aber er wollte ſie nicht ſo davon laſſen:

„Antworte!“

„Wir ſind ja fertig. Was ſoll ich noch groß ſagen?“

„Du ſollſt antworten, woher du dieſe Weisheit haſt! Ich weiß ſchon, daß ſie von meinem Schwager ſtammt, und noch etwas anderes weiß ich, eine Neuheit, ein Gerücht, das von ihm ſtammt. Aber du kannſt ihm ſagen, daß ich mir ſeine Einmiſchungen verbitte, verbitte, verbitte ...“

„Er miſcht ſich nicht ein. Ewald kümmert ſich gar nicht um dich.“

„So, weshalb dann die Weisheit, daß ich die Schuld tragen ſoll?“

„Weil du der Schuldige biſt, ganz einfach.“

Da verließ Niki ſeine bisherige Haltung:

„Ich schuld? Ich?“

„Ja du, du, du, du!“

Vera ließ ihr Buch fallen. Niki trat auf sie zu:

„Du wagst es, zu behaupten, ich hätte die Schuld? Ich? Und du hast mich gequält und gepeinigt, hast dich nicht um mich gekümmert, mich nicht verstanden, hast mich ... mich ... mich... Nein, das ist unerhört, unerhört ... Du die Schuld nicht ... sondern ich ... ha ... ha ... ha ...“

Jetzt richtete sie sich auf:

„Weil du mich hast einsperren wollen, weil du mir jedes Vergnügen, jede kleine Freiheit versagen wolltest. Du hast mir nicht gegönnt, daß ich mich amüsieren sollte ...“

„Vera, das ist ungerecht ... das lügst du ...“

„Du lügst! Du! Ich soll noch die Schuld tragen. Ich? Ich soll wohl auch noch schuld sein, daß du faul bist und nicht arbeitest.“

Da verlor der Maler alle Fassung. Er entfärbte sich, seine Augen lohten, und er schrie sie an:

„Faul? Weil dieser Kampf mich aufreibt. Weil du mir meine Kunst genommen hast. Weil du mich entnervst, mich unglücklich gemacht hast, und man Ruhe, Glück braucht zum Schaffen! Weil es meine verlassenste, unselige Stunde war, als ich daran dachte, du solltest meine Frau werden ...“

Vera stand auf:

„Dann will ich dir nun auch sagen, was du bist. Nichts bist du, eine Null. Ohne Energie, ohne Kraft, nichts, nichts! Du bist nichts und leistest nichts mehr. Wenn du etwas könntest, so wärest du wenigstens Professor, oder man hätte dir irgend einen Titel gegeben. Nicht einmal einen Orden hast du bekommen. Man kennt dich nicht, man sieht dich nirgends, man weiß nichts mehr von dir. Siehst du, irgend einer, irgend einer, z. B. Franz Vogelsang ... ja, Franz z. B., das ist ein Mann, ein Mann, und du bist ein ... altes Weib ...“

Niki hatte sie reden lassen. Sie sprach in immer größerer Hast mit blitzenden Augen, und wie dieses Weib vor ihm stand, mit ihren langen Bewegungen, den Kopf etwas gesenkt, das Haar wirr von der Spitze, die sie nach dem Theater in der Droschke abgeworfen hatte, deuchte sie ihm wie eine Katze, die zum Sprunge bereit vor ihm stand. Sie erregte seine Nerven, sie machte ihn rasend. Alles, was er Monate und Monate gelitten, drängte sich in ihm zusammen, daß er die äußerste Kraft zusammennehmen mußte, sie nicht zu züchtigen.

Vera fuhr fort, Vogelsang zu rühmen, als wolle sie Niki eifersüchtig machen. Sie sagte, er sei stattlich, schön, groß, energisch, er wisse, was er wolle, kurzum, er wäre ein Mann. Er wäre nicht nur ein „Herr Sandtner“, er könne an den Hof gehen, er habe Titel, Rang und Stellung in der Welt. Solch einen Mann möchte sie haben. Der könne einer Frau gefallen.

Und wie sie ihn so trieb mit ihren Worten und seine Seele zerplagte und ihm Stich auf Stich ins Herz gab, indem sie ihm schilderte, wie der sein müßte, der ihr gefiele, da verlor sein blutüberfülltes Hirn die Besinnung. Er stürzte sich auf sie, nahm sie bei den Händen, drückte mit aller Kraft ihre Knöchel gegeneinander, daß sie laut schrie:

„Weib, mache mich nicht rasend!“

„Lasse mich,“ flehte sie, denn ihre Hände schmerzten, aber er ließ sie nicht, sondern rief:

„Du sollst sehen, wer der Herr ist.“

„Laß los!“

„Jetzt bist du feige ...“

Doch immer mehr siegte in ihr die schwache Frauennatur, und sie flehte wieder, indem sie sich aufs äußerste anstrengte, ihre Gelenke frei zu machen: „Du thust mir weh!“

„Das will ich. — Du sollst sehen ...“

Da überkam sie plötzlich eine fürchterliche Angst. Sie sah seine herausquellenden wie blutunterlaufenen Augen. Sie spürte seinen Atem. Sie fühlte den unerträglichen Schmerz in den Gelenken unter dem Griff dieses Mannes, und in ihrer Furcht kreischte sie: „Minna! Hilfe! Hilfe! Er ist verrückt geworden! Minna!“

Durch den Schrei kam es ihm plötzlich zu Sinnen, daß er mit männlichen Kräften ein körperlich schwaches Weib bedrohte. Die furchtbare Spannung seiner Nerven ließ nach, seine Finger öffneten sich, und sie war frei.

Auf den Ruf erschien niemand. Die Mädchen mochten schon zu Bett gegangen sein.

Vera wich gegen das Sofa zurück. Dort kauerte sie sich hin, immer Niki im Auge, lauernd, als erwarte sie jeden Augenblick einen Angriff von ihm. Sie zitterte

Digitized by Google

am ganzen Leibe, rieb ſich die Hände, und langſam lieſen Thränen über ihre Wangen.

Er blieb mit finſterer Miene ſtehen. Er war ruhiger und ruhiger geworden, nur ſein Atem ging noch heftig und ſchnell. In wenigen Sekunden ſchoſſen ihm tauſend Gedanken durch den Kopf: was werden ſollte, wie ſich eben die ganze Scene abgeſpielt, was er ihr jetzt noch ſagen ſollte, ob er ihr in Wahrheit körperlich wehe gethan habe? Nur das peinliche Gefühl blieb ihm, daß er einem Weibe mit männlicher Gewalt entgegengetreten ſei.

Als müſſe er das wieder gut machen, ſagte er: „Ich werde die Schuld auf mich nehmen.“

Vera ſtotterte nur: „Allein . .“

„Ganz allein. — Und du wirſt ſofort das Haus verlaſſen.“

Sie konnte kaum ſprechen, ſo kämpfte ſie mit ihren Thränen: „Jetzt in der Nacht?“

„Du haſt recht. Jetzt nicht. Morgen früh.“

„Morgen früh!“ wiederholte ſie nur. Sie wagte nicht mehr zu reden. Sie blickte ihn noch immer ſcheu an. Sie fürchtete ſich vor ihm. Sie hatte den Mann erkannt, den brutalen, eiſernen, rückſichtsloſen, den ſie ſelbſt in dem weichen, träumenden Künſtler geweckt. Er ſagte beſtimmt: „Du wirſt bis morgen früh neun Uhr das Haus verlaſſen haben.“

Vera antwortete nichts. Er drehte ſich zur Thür, um zu gehen. Unbeweglich wartete ſie und ſchrak zuſammen, als er ſich noch einmal zurückwandte. Was er jetzt Hartes gegen ſeine Peinigerin, ſeine Geißel gethan, wollte er dämpfen. Er hatte doch auch glückliche Stunden mit ihr verlebt. Er hatte, meinte er, ihr dennoch auch manches zu danken.

Er überwand ſich und ſagte, ohne ſie anzuſehen: „Ich danke dir für das Glück, das du mir früher geſchenkt haſt, ich bitte dich um Verzeihung, wenn ich dir jetzt körperlich weh gethan habe. Ich bin ein empfindlicher, reizbarer Künſtler, und ich weiß, daß ich gegen dich gefehlt habe, wie du gegen mich. Wir haben uns gegenſeitig — einander viel zu vergeben. Vielleicht werde ich dir einmal wünſchen, daß du glücklich werden ſollſt. Heute abend kann ich es noch nicht. Ich verlange, ich hoffe, ich weiß, wir werden uns in dieſem Leben nicht wieder begegnen. Vergiß, was ich dir gethan habe. Ich werde verſuchen, zu vergeſſen, was ich von dir habe leiden müſſen. Gute Nacht!“

Sie antwortete nicht. Er ging langſam mit gebeugtem Haupte, müden Schrittes davon. Vera folgte ihm furchtſam mit den Blicken.

Als er draußen ſtand, hörte er noch, wie ſie haſtig die Thür hinter ihm abſchloß.

26.

Nun war es ſtill im Haus geworden. Vera war fort. Niki allein. Er hatte die Vorderzimmer abgeſchloſſen, wie damals, als ſeine Frau zur Hochzeit ihres Bruders gereiſt war. Es war wieder ſein Junggeſellenheim wie einſt. Dann ließ er Maurer kommen und die durchgebrochene Thür zuſetzen, nachdem er jeden Gegenſtand, der ihm gehört, aus den Zimmern hatte nehmen laſſen, Bilder und Rahmen, darunter ſein Brautbild, den „Abend“. Schmerzlich bewegt ſah er es an, dann ſtellte er es ins Atelier, das Geſicht gegen die Wand.

Er entließ die Mädchen, nachdem er ihnen bis Oſtern den Lohn bezahlt. Seine alte Aufwarteſrau kehrte wieder, als ob das Jahr der Ehe, das dazwiſchen lag, gar nicht geweſen wäre.

Sie fragte: „Soll ich das Bett nicht wieder an die linke Wand ſetzen, wie früher?“

Er lächelte müde: „Wie früher, ja.“

Sein erſter Gang, nachdem alles entſchieden, war zur Mutter geweſen. Er brauchte ihr gar nichts zu ſagen, ſie las alles in ſeinen Mienen. Nachdem er eingetreten und ſein Geſicht an der treuen Mutterbruſt geborgen hatte, ſprach er nur tonlos: „Sie iſt fort, Mutter!“

Und die alte Frau ſtreichelte ihren Sohn mit den einzigen Worten: „Ich habe es längſt kommen ſehen. Und es iſt gut, Niki, daß es ſo gekommen iſt. Es iſt gut für uns alle.“

Dann weinte er ſich aus, wie ein Kind. Die Nerven forderten ihr Recht.

Mit ſeinem Schwiegervater hatte ſich Niki ſchnell auseinandergeſetzt. Er hatte ſich vergewiſſert, daß Vera nicht zu Haus wäre, wenn er käme, dann hatte er den alten Herrn beſucht und ihm alles erzählt, viel Schuld auf ſich genommen, vieles verſchwiegen, was zu ihrem Nachteil geſprochen hätte. Er fühlte keine Rachſucht, er fühlte

nur Erleichterung, daß es endlich zu Ende sein sollte.

Der General hörte ihn schweigend an. Seine Augen waren gerötet, und er sprach: „Es ist zwar ein Schimpf für einen alten Soldaten, so weich zu werden, aber du wirst dich nicht wundern, wenn diese Sache nicht so ganz spurlos an mir vorübergeht. Ich habe ja in letzter Zeit geahnt, daß nicht alles in Ordnung wäre, aber daß es so kommen sollte, habe ich allerdings nicht gewußt. Es ist meine Pflicht, als Vater dich zu fragen: willst du es nicht noch einmal versuchen?"

Der Maler schlug die Augen nieder. Noch nie war ihm der alte Herr so weich erschienen. Er hatte in ihm stets einen liebreichen Vater gehabt, nicht überaus zärtlich, nicht sehr teilnehmend, aber beides doch nach seinem Vermögen. Es that ihm weh, dem alten Mann ein „nein" zu geben, aber er konnte nun einmal nicht anders, er sprach entschieden: „Nein!"

Der General erklärte: „Ich habe Vera auch gefragt. Sie sagt gleichfalls nein. Ich habe geglaubt, es mit euch beiden recht zu machen, und ich habe es falsch gemacht. Man kann sich irren, man steckt nicht darin. Aber ich bin vielleicht leichtsinnig gewesen. Ich hätte nicht so schnell zustimmen dürfen. Ich habe dir wohl nie von Veras Mutter gesprochen? Ich war sehr unglücklich mit dieser Frau, und die Vera ist ihr Ebenbild. Das hätte mich vorsichtig stimmen müssen. Ich bin dreimal leichtsinnig gewesen in meinem Leben. Einmal als junger Leutnant, als ich in Potsdam bei der Garde stand und dreißig Thaler Schulden gemacht hatte. Dreißig Thaler! Und obgleich sie sofort bezahlt wurden, versetzten sie mich zur Linie. Dann verliebte ich mich in meine Frau. Nach zwei Tagen hielt ich an, und euch habe ich gleich die Zustimmung gegeben. Und das war falsch. Es rächt sich alles, alles ... Aber ich glaubte gerade, wenn einer käme, wie du — und da sie behauptete, sie müsse dich haben, da wäre es bei ihr Unsinn gewesen, nein zu sagen. Nun ist es für mich schlimm, dich durch mein Jawort unglücklich gemacht zu haben."

Niki war beschämt über diese Worte, wo er einen kalten Empfang gefürchtet hatte, vielleicht Vorwürfe und Streit. Darum nahm er noch einmal alle Schuld auf sich: er sei der Ältere gewesen, der Mann in der Ehe, er habe Vera vielleicht von Anfang an nicht richtig behandelt, sie nicht geformt und gebildet, nicht erzogen. Er bäte um Verzeihung, nicht Vera, sondern ihm, dem Vater gegenüber, der nun großmütig nichts wissen wolle von seiner Schuld.

Da reichte ihm der General die Hand: „Schon gut! Schon gut! Bitter ist es wohl, wenn einem die Tochter ins Haus zurückkommt, wie ein unbrauchbares Stück, und man fragt sich, was man denn wohl nur verfehlt hat an der Erziehung. Du magst auch Schuld haben. Du bist schlapp gewesen einmal, da warst du der Maler, und dann hast du wieder mal den alten Soldaten herausgesteckt. Ruhe, Gleichmäßigkeit, Haltung, das ist die Hauptsache. Aber ich bin kein Freund vom Klugreden hinterher. Nun, wo die Sache einmal so steht, machen wir'n Strich drunter. Wir müssen jetzt auseinandergehen. Ich kann als Vater der Frau, von der du dich scheiden ließest, nicht weiter mit dir verkehren. Das siehst du ein. Das verbietet Sitte, Herkommen, Anstand. Entweder ich muß auf der Seite stehen oder auf jener. Und das Blut treibt mich dorthin. Du bist ein Mann, du wirst deinen Weg im Leben gehen. Vera ist Frau. Die bedarf meiner mehr. Darum gehöre ich zu ihr. Jetzt lebe wohl. Die officiellen Dinge müssen nun ihren Lauf gehen durch den Rechtsanwalt. Du wirst wohl auch dich vertreten lassen. Mögen die Rechtsmenschen das in Ordnung bringen! Ich habe dich während dieses Jahres achten und schätzen gelernt. Lebe wohl, mein Sohn!"

Damit drückte der General kräftig Niki die Hand, der ganz bewegt war und beschämt. Noch in der Thür hielt ihn der alte Herr zurück:

„Noch ein letztes. Wir werden nun ganz auseinander kommen. Wir werden uns wohl nicht wiedersehen und nie wieder sprechen. Es ist wohl schicklicher. Aber schreiben kannst du mir einmal, wie dir's geht, was du machst. Ich werde mich freuen, von dir Nachricht zu bekommen. Nun Gott befohlen!"

Und jetzt ging alles seinen Lauf. Veras Rechtsanwalt verlangte, Niki müsse die Schuld auf sich nehmen. Des Malers Rechtsbeistand riet ihm, das ruhig zu thun. Ihm würde es nichts schaden, die Leute würden sich so

wie ſo den Mund zerreißen über den Fall, und was ſie redeten, könne ihm ganz gleich ſein, während, wenn die Frau Schuld bekäme, leicht ein Makel auf ihrem Ruf ſitzen bleiben könnte, den ſie nicht verdient habe.

„Ich habe mich ſchon bereit erklärt, der ſchuldige Teil zu ſein!“ antwortete Niki.

Darauf erfolgte die förmliche Aufforderung an den Maler, ſeine Ehefrau wieder bei ſich aufzunehmen. Niki erklärte ebenſo förmlich, er weigere ſich, dieſes zu thun, und die Eheſcheidungsklage wurde durch den Oevelhorſtſchen Vertreter eingereicht.

Nun holte man Veras Eigentum ab, und bald ſtand die Wohnung leer. Als die zu gewärtigende Eheſcheidung bekannt wurde, liefen eine Anzahl Rechnungen ein über allerhand Ausgaben Veras. Niki hatte wieder einiges verkauft, ſo daß er Barmittel beſaß. Ohne ein Wort zu verlieren, zahlte er alles, aber er erſchöpfte doch beinahe ſein Haben.

Da wurde ihm ein äußerſt günſtiges Angebot auf den „Abend“ gemacht. Ein Bankier aus Kiew, der das Bild ſeiner Zeit auf der Ausſtellung geſehen hatte und es erworben hätte, wenn es nicht den Vermerk „unverkäuflich“ getragen, pochte auf ſein Geld. Er wollte dies Bild für ſeine Galerie moderner Meiſter, die er mit Millionenaufwand zuſammengebracht, in der jedoch deutſche Kunſt nicht ſonderlich vertreten war, bis auf Böcklin, Uhde, Kuehl und Dill. Berliner Maler fehlten ihm gänzlich: einen guten Menzel hatte er nicht bekommen können, einen Liebermann erſt in Ausſicht. Einen Sandtner wollte er haben, denn Leute, die das Gras wachſen hören, hatten berichtet, Sandtner ſei im Niedergang und werde kaum mehr Bedeutendes ſchaffen.

Er bot zehntauſend Mark. Niki verlangte fünfzehn. Sie einigten ſich auf zwölfeinhalb Tauſend. Nicht mit einem Blick ſah der Maler ſein Bild an. Er wollte an nichts mehr erinnert ſein, und daß es nach Rußland ging, war ihm gerade recht, dann ſah er den „Abend“ nie wieder. Nach Kiew würde ihn ſein Schickſal wohl nie verſchlagen.

Es war Niki, als ſei nun beinahe alles in Ordnung und ins Gleichgewicht gebracht,

Aus unſerer Studienmappe:

Ägyptiſche Tänzerin.
Nach der Ölſtudie von Adolph Achleitner.

und mit den Äußerlichkeiten beruhigte sich allmählich der Sturm in seiner Seele. Er ging aus, schlenderte durch die Straßen hinab und blieb so viel als möglich in freier Luft. Ein paarmal war ihm der Gedanke gekommen zu verreisen, etwa nach dem Süden oder nach Paris, aber dann kam es ihm vor wie eine Flucht, er schämte sich dessen und blieb.

Da traf er ganz unversehens auf der Leipzigerstraße Vera mit ihrem Bruder Ewald und dessen Frau. Sie fuhren in einem herrschaftlichen Wagen, den sich Ewald wahrscheinlich zugelegt hatte. Niki war in Gedanken gewesen, nun tauchten sie überraschend vor ihm auf. Schnell blickte er nach einer anderen Seite. Aber er wußte, er fühlte es, daß sie sich gegenseitig erkannt hatten. Es schien ihm sogar, als habe Vera ein spöttisches, ein verächtliches Gesicht gemacht. Den Gedanken wurde er nicht wieder los. Die Möglichkeit, sie irgendwo zu treffen, war ihm peinlich, schmerzhaft. Er wollte ihr Gesicht nicht sehen, wollte verschont bleiben von ihrem Anblick, denn es war ihm, als würde dann alles in seinem Inneren aufgeweckt, was nun kaum zu schlafen begonnen hatte.

Er zitterte geradezu vor der Möglichkeit, Vera wieder zu treffen, und dieser Gedanke verleidete ihm Berlin. Es war vielleicht doch besser, er zog fort. Nur schien es ihm furchtbar schwer, Berlin zu verlassen, aber er machte sich doch mit dem Gedanken vertraut. Wenn er nun ganz außer Landes gegangen wäre — nach Paris, nach der Stadt der Kunst und der Künstler, wo er als junger Mensch so glücklich gewesen war? Doch er war kein junger Mensch mehr. Seitdem hatte sich auch dort vieles geändert, er war anders geworden, er verlangte anderes vom Dasein als früher, er sah die Welt mit anderen Augen, er fühlte sich als Deutscher. Früher — das waren die Lehrjahre gewesen, heute war er älter. Dann fiel ihm die Mutter ein. Konnte er von der alten Frau verlangen, daß sie ins Ausland gehen sollte? Und allein lassen durfte er sie nicht.

München war sein nächster Gedanke — aber nein, er fühlte sich zu norddeutsch. Dort wollte er nicht hin. Das einzige wäre Dresden gewesen. Er hatte einmal unter der Hand einen Antrag gehabt an die dortige Akademie, aber abgelehnt, weil er sich von Berlin nicht zu trennen vermochte. Er glaubte, daß die offene Professur inzwischen besetzt worden sei. Aber konnte er nicht „unter der Hand“ anfragen?

Sofort setzte er sich hin und schrieb. Kaum war der Brief fort, als die Nachricht in den Zeitungen stand, der alte neunundsechzigjährige Hofrat Professor Seidel, der Landschafter, sei in Dresden gestorben. Die möglichen Nachfolger wurden auch schon genannt, die unwahrscheinlichsten Namen. Niki war nicht darunter. Aber wieder nach einigen Tagen kam die Antwort, wenn er annähme, hätte man die Absicht, ihn in erster Linie vorzuschlagen.

Da ging Niki zur Mutter und sprach von der Möglichkeit, Berlin zu verlassen, und die alte Frau hatte nur die Antwort:

„Wo du hingehst, mein Sohn, da gehe ich auch hin.“

„Dann ziehen wir aber zusammen, Mutter!“

„Ich weiß nicht, ob das gut thut.“

„Mutter, das darfst du nicht sagen.“

„Gut, aber wir haben getrennte Wirtschaft.“

„Das wird sich finden.“

Nach vierzehn Tagen kam die Berufung, gerade als der Damenabend zu Ende ging, und Niki konnte sofort den Damen die Abschiedsrede halten. Er sagte, zu seinem Leidwesen wäre er gezwungen, den Damenkursus vom ersten Mai ab aufzuheben.

Die Damen waren ganz erschrocken und wollten es kaum glauben. Fräulein Coldewey machte ein Gesicht, als würde sie den Schlag nicht überleben. Aber Niki hatte noch mehr Ruhe und Sicherheit durch die Sicherung der Zukunft zurückgewonnen. Es machte ihm nicht einmal Eindruck, als er einen Zeitungsausschnitt erhielt des Inhalts, das Befinden des „geschätzten“ Malers R. Sandtner ließe zu wünschen übrig, ein Zustand höchster Nervenüberreizung habe sich seit diesem Winter herausgestellt und mache es nötig, daß der Künstler sich ganz von der Arbeit fern halte und einen stillen Aufenthalt zu seiner Erholung aufsuche.

Niki dachte: das stammt von Ewald, so ist die Scheidungsgeschichte aufs beste erklärt. Er ärgerte sich nicht, nahm nur einen Briefbogen und schrieb:

Digitized by Google

Sehr geehrter Herr Redakteur,
eine Notiz in Ihrem geehrten Blatte beschäftigt sich mit mir in unrichtiger Weise. Mein Gesundheitszustand läßt nicht das mindeste zu wünschen übrig. Wie wenig begründet die liebenswürdige Besorgnis Ihres Mitarbeiters ist, mag aus dem Umstande hervorgehen, daß ich eine Berufung an die Dresdener Kunstakademie für ersten Mai dieses Jahres erhalten habe und mich freuen werde meine Kräfte und Erfahrungen dem Kgl. Institute als Lehrer zur Verfügung zu stellen.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Professor R. Saudtner.

Der Maler konnte den Gedanken nicht unterdrücken, daß er nun das bekommen hatte, was Vera so sehnlich gewünscht — einen Titel. Aber sie trug ihn nicht mit, nur würde sie es lesen können. Doch wenn er recht daran dachte, so war es ihm eigentlich gleichgültig — auch das. Er dachte an Vera nicht mehr feindlich, er dachte an sie wie an ein beinahe fernes Erlebnis. Ein Jahr war es nun her, daß er geheiratet, daß er die glücklichste Zeit seines Lebens durchgemacht hatte und dann die unglücklichste.

Künstlerisch hatte er in diesem Jahre nichts gewonnen, menschlich viel verloren, das tiefste Leid durchgekämpft, das zwei Menschenkindern beschieden sein kann auf dieser Erde: in engster Gemeinschaft als Feinde zu leben. Aber vielleicht kam es seiner Kunst zu gute, daß Schmerzen und Kummer ihn bedrängt hatten.

Der Abschied von Berlin war kurz. Seinen Schülerinnen sagte er Lebewohl nach der letzten Stunde. Dabei war er doch bewegt. Er hielt eine kleine Ansprache, und Fräulein Coldewey, als die älteste, antwortete. Es war eigentlich ziemlich Unsinn, was sie sagte, aber gut gemeint. Die anderen meinten im Scherz, mit der Abschiedsrede wäre es ihr eben doch nicht ernst gewesen, denn nun da ihr „geliebter Meister" davon ginge, würde sie bestimmt binnen kurzem ganz zufällig ihren Wohnsitz auch nach Dresden verlegen.

Dann nahm Niki Abschied von den Freunden. Sie kamen eines Abends noch einmal zu ihm wie in früheren Zeiten, alle drei, des Bildhauers Frau dazu. Gerstenstock meinte:

„Du hast uns zwar riesig geschnitten, Niki, während du verheiratet warst, aber wir nehmen's dir nicht übel und kommen doch immer wieder, alter Kerl!"

Und der schöne Gumpinger sagte:

„Dresden is ja a nett weit, woas?"

Kühne, der Schriftsteller, schwieg still. Er hatte seines alten Freundes Niki Unglück von weitem kommen sehen, alles im stillen verfolgt. Nun hatte er seinen traurigen Tag, wo er grübelte über den Wert des Daseins, über die Hinfälligkeit des Glückes. Nur am Schluß, als die Freunde gingen und Niki sie zur Thür begleitete, sagte er im Dunkel des Flures mit einem festen Händedruck zum Abschied:

„Was wir leiden als Menschen, kommt uns als Künstler zu gute, Niki."

„Wie meinst du das?"

„Ich meine, es vertieft unsere Kunst. Der Künstler muß erleben, weniger äußerlich — so meine ich es nicht — als im Inneren. Die Kämpfe im Kämmerlein reifen den Jüngling zum Mann. Die Kämpfe, die keiner sieht, das sind die gewaltigsten. Aber der Mensch ist nun einmal Kämpfer. Sonst wäre das Leben Dreck, und man könnte sich nur lieber gleich an den nächsten Baum hängen."

Niki hielt des Freundes Hand fest. Er lauschte nach der Treppe hinunter. Man hörte die anderen lachen und unten die Hausthür aufschließen. Sie achteten offenbar gar nicht darauf, daß einer fehlte, und wenn sie es auf der Straße merkten, so wunderten sie sich weiter nicht, der Freund Dichter war seine eignen Wege gegangen, wie immer.

Niki zog Kühne herein.

„Wir wollen noch einen Augenblick plaudern!"

„Gern."

Dann setzten sie sich wieder und steckten sich eine Cigarre an. Niki war das Herz übervoll. Er wollte sich aussprechen, und mit den beiden anderen, so gute Menschen es waren, konnte er das nicht. Mit dem stillen Schriftsteller konnte er anders reden, und er begann langsam ihm die Geschichte seiner Ehe, seiner Liebe, seines Leides zu erzählen.

Manchmal konnte er nicht weiter und mußte absetzen, aber der andere unterbrach ihn nicht. Er rauchte nur schweigend, und

Digitized by Google

ab und zu rieb sich der kleine schmächtige Mann die Stirn, als dächte er nach.

Als Niki geendet, fragte er:

„Was sagst du zu meiner Geschichte?"

„Du hast Unglück gehabt — aber auch Schuld!"

„Ja, ich habe manches verfehlt. Ich war reizbar, ungeduldig. Vielleicht bin ich auch hier und da egoistisch gewesen . . ."

„Darauf beruht der Künstler, auf dem großen Egoismus, dem größten. Wie die Mutter egoistisch wird für ihr Kind, alles vergißt, nur noch das sieht, was es angeht, was ihm frommt, so muß der Künstler nur für sein Werk da sein. Was uns am Werke hindert, müssen wir beiseite stoßen. Müssen wir, müssen wir! Wir alle. Sonst tragen wir es nicht aus, und es muß ersticken und umkommen aus Mangel an Nahrung. Und wahrscheinlich wir mit ihm."

Niki sprach:

„Aber es ist ungerecht . . ."

„Mag sein. Ist aber Naturgesetz. Unsere Liebe ist die Kunst, nach ihr erst kommt die Frau."

„Wir sollen eben nicht heiraten."

„Doch, nur müßte es eben die richtige sein."

„Wo soll man die finden?!"

Der Schriftsteller blieb die Antwort schuldig. Er schien zu sinnen und sagte nach einer Weile langsam, fast feierlich, während er immer heftiger Wolken dichten Tabakrauchs von sich blies:

„Ich habe ja auch daran verzweifelt. Ich möchte sie ja finden und finde sie nicht. Es müßte eine Frau sein, die hingebend ist und gut, die einen versteht, die einen umfängt mit Liebe und Güte. Sie soll eine Kameradin sein und Freundin. Sie soll Weib bleiben, sie soll Mutter werden und egoistisch in ihren Kindern. Sie soll des Mannes Kunst lieben und bewundern, aber nicht mit helfen wollen. Sie muß ihn aufrichten, wenn die Not des Schaffens ihn beugt. Sie muß mit ihm jubeln können, wenn ein Werk gelungen ist. Ernst muß sie mit ihm sein, wenn er Ernst verlangt, aber sie soll mit ihm lachen können, wenn ihm die Freude des Lebens, wenn ihm Daseinsdrang und Mut einmal das Herz schwellen läßt. Sie soll nicht eifersüchtig sein auf die Kunst ihres Mannes, sondern stolz, und wenn ein Werk, ein großes, ein ganzes Werk geboren ist, dann muß es ihr sein, wenn sie auch nichts dazu beigetragen, als ob sie es mit geboren hätte."

Es war lange Zeit nachdenkliche Stille, endlich fragte Niki den kleinen Freund:

„Aber wie soll eine Frau das alles erfüllen?"

„Durch die Liebe!"

„Liebe?" meinte zweifelnd der Maler. Der andere geriet beinahe in Erregung:

„Ja, Niki, durch die Liebe! Durch die Weibesliebe, durch die Gattenliebe. Durch die Liebe, die alles glaubt, die alles leidet. Wir können ja gar nicht so lieben wie ein Weib! Die Frauen sind ja doch viel selbstloser, viel besser als wir . . ."

Niki wußte nichts zu erwidern. Er fragte nur:

„Wie kommst du auf alle diese Gedanken?"

Der kleine Schriftsteller blickte ihn von der Seite an:

„Ich habe mir darüber den Kopf zersonnen. Es ist mein Beruf, und vielleicht möchte ich einmal einer solchen Liebe begegnen."

Da faßte Niki plötzlich ein großes Zutrauen zu dem Seelenkünder an seiner Seite, den er, wenn er einen Abend hindurch geschwiegen, manchmal für den Geringsten unter ihnen gehalten hatte. Er gestand ihm mit bebenden Worten, daß es sich wieder rege in seiner Seele, daß die Gedanken kämen, Pläne auftauchten, daß es ihm von neuem dränge zur Arbeit, daß die Heilung sich vollziehe in ihm. Er schüttelte seine Hände, er straffte seine Arme, er griff nach einem Bleistift und drückte ihn zwischen den Fingern. Dann packte er den Freund bei den Armen und rief jubelnd:

„Die Kraft ist wieder da! Die Kraft! O, die Schöpferkraft — das Beste, das Größte, das Schönste auf dieser Erde!"

Sterbskameraden.

Ein Capriccio von

Frida Schanz.

Mit zwei Zeichnungen von **Friedrich Stahl.**

So waren sie denn auseinander gegangen,
Mit ruhigen Herzen, mit kühlen Wangen,
In lobenswerter Verständigkeit,
Als Freunde, treu und für alle Zeit,
Als Kameraden, gute Genossen, —
Etwas Anderes, Süß'res sei ausgeschlossen!

Die Ehe sei ein zu großes Wagen.
Sie hatten beide schon Fesseln getragen,
Fesseln, die sie gar wund gescheuert,
Wie sie sich gegenseitig beteuert.

Sie hätten beide zu Trübes erlebt,
Zu heiß nach inn'rer Freiheit gestrebt,
Sie hätten auf Liebe für ewig verzichtet,
Sie seien auf Glück nicht mehr eingerichtet!

Doch Freunde, Freunde wollten sie bleiben!
Regelmäßig einander schreiben
Über all' ihr Streben und Wagen,
Uber alle Ewigkeitsfragen.

Ehe sie schieden, die beiden Genossen,
Hatten sie noch einen Pakt geschlossen.
Wem zuerst einst der Tod begegne,
Wer zuerst „das Zeitliche segne",
Solle an der Ewigkeit Stufen
Rasch den Anderen zu sich rufen,
Daß er ihm das Scheiden verschöne
Durch liebe Worte, durch gold'ne Töne,
Daß er ihn heiter hinüber geleite
Über die Schwelle ins Ewigweite.

Drauf hatten sie sich die Hand gegeben. —
Vorerst wollten sie aber leben.
Er wollte noch manche Rechtsstreite schlichten,
Sie wollte noch viele Romane dichten,
In Arbeit wollten sie beide prassen,
Im Strom der Freiheit sich's wohl sein lassen,
Ihre Glückesgaben genießend in Frieden.

* * *

So waren sie voneinander geschieden. —
Oft dachten sie zu einander hin. —
Lebendig stand sie vor seinem Sinn,
Ihre schöne Gestalt, ihr blondes Haar. — —

Da ging's ihm plötzlich ganz wunderbar.
Sein Herz war bei ihr durch alle Ferne, — —
Eine tief verachtete, unmoderne,
Altmodische Macht hatte ihn bezwungen!
Zum Trotz ihren schönen Abmachungen,
Zum Trotz ihrem freien Freundschaftsband,
Zum Trotz ihrem beiderseit'gen Verstand,
Ihrem beiderseitigen Freiheitstriebe,
Erkannte er, daß er sie zärtlich liebe.

Er wollte sein thörichtes Herz verlachen,
Doch es ließ sich in diesem Falle nichts machen.
Es brannte heißer, es stürmte wilder,
Es verfolgten ihn schöne, traute Bilder. —
Er schrieb. — — Er drang auf die Freundin ein.

Sie sandte ein höchst verwundertes Nein!
Wie käm' er auf solche Thorengedanken?
Sie wollte die Freiheit ohne Schranken!
Sie wollte, sie wollte — — —

Es war ein Brief,
Wie ein Bronnen, so kühl und klar und tief,
Gefaßt in ein Becken von Stein und Eisen.

Er wollte den Fall ihr anders beweisen,
Er litt, er fieberte mehr und mehr.
Ein paar Schreiben flogen noch hin und her,
Bis sie sich endlich so hoch verstieg
In eiskalte Luft, daß er trauernd schwieg.

Digitized by Google

Tiefe Schwermut lag nun in ſeinen Gebärden.
Er Thor! Er konnte nicht fertig werden,
Unmögliche Wonne ſich auszumalen,
Er ſchwelgte in den bitterſten Qualen,
Er dachte mit der Wonne des Leids
Zuletzt ſich hinein in des Sterbens Reiz.

Sterben! — Und ſie bei dem Sterbenskranken!

Er ſpielte mit dem ſüßen Gedanken,
Er ſpielte und ſpielte, — bis in das Spiel
Plötzlich ſchreckliche Wahrheit fiel,
Bis ihn ein Schlag aus den Wolken traf.

Botſchaft brachte der Telegraph,
Kurz, bündig ——: „Ich ſterbe. Komm ſchnell.
Iſolde. — Lugano. — Seehotel."

Er las die Depeſche, wie von Sinnen,
Er fühlte alle Gedanken verrinnen;
Vergeſſen ſein Schmachten, vergeſſen ſein Wollen,
Kein wilder Wunſch mehr, kein Haß, kein Grollen,
Nur eilen! Nur dort ſein! Nur bald, nur bald!
Nur ſeh'n noch die teure Frauengeſtalt,
Nur zart die furchtbare Brücke ſchlagen,
Nur einmal noch alles, alles ſagen! — —

In Fieber reiſte der arme Mann.
An mondhellem Abend kam er an,
Er ſtürzte bebend ins Krankenzimmer. — — —

Da, heller roſiger Lampenſchimmer,
Und, — nein, er traute den Augen nicht!
In roſigem Kleid in dem Zauberlicht,
Mit einem Blick, einem ſonnenwarmen,
Eine Geſtalt mit offenen Armen,
An die klopfende Bruſt ihm fliegend,
Lachend an ſeinem Herzen liegend.

„Liebſter, aus Liebe war ich geſtorben,
Vor lauter Sehnſucht war ich verdorben,
Ich hatte dich lieber, lieber und lieber,
Ich ſtarb an flammendem Herzensfieber:
Du weckſt mich nun aus dem Schlummer tief.
Die höchſte Zeit war's, daß ich dich rief!" — —

Da begriff er ſein Glück allmählich.
Und ſie wurden zuſammen ſelig,
Wurden argen Wankelmutes ſchuldig,
Aber trugen ihr Kreuz geduldig,
Nicht mehr ganz auf Verſtand geſtellt. — — —
Irgendwo wandern ſie durch die Welt,
Treu zuſammen auf goldnen Pfaden,
Sterbe- und Lebenskameraden!

Digitized by Google

Vom Schreibtiſch und aus dem Atelier.

Der alte Gubitz.

Aus der Zeit meiner Lehrjahre.

Von

Rudolph Genée.

Mit einem Bildnis und zwei faksimilierten Nachschnitten von Robert Edler in Leipzig.

(Abdruck verboten.)

Als meine „Lehrjahre“ — im engeren und gebräuchlichen Sinne — will ich hier bestimmte Jahre meiner Jugend bezeichnen, in denen ich in Berlin, in einem Hause der Kochstraße, einen wirklichen „Meister“ hatte, bei dem ich für eine bestimmte Kunst unterrichtet wurde. Der Meister war Friedrich Wilhelm Gubitz, der anerkannte Wiedererwecker und hochverdiente Förderer der seit langer Zeit vernachlässigt gewesenen und mißachteten Holzschneidekunst.

In meinem unlängst erschienenen autobiographischen Buche „Zeiten und Menschen“ (Berlin 1897) habe ich meines alten Lehrers nur in Kürze gedenken können. Aber Gubitz verdient es, in seiner vielseitigen Bedeutung, in seiner künstlerischen und litterarischen Thätigkeit wie auch als eigenartiger Charakter, eingehender gewürdigt zu werden.

Mein Vater, der seit 1830 an dem einst berühmten Königsstädtischen Theater am Alexanderplatz in Berlin als Darsteller und erster Regisseur eine hervorragende Stellung einnahm, war mit Gubitz, der neben seinen vielen anderen Berufsgeschäften auch der Theaterkritiker der „Vossischen Zeitung“ war, bekannt geworden. Ich war Schüler des Gymnasiums zum „grauen Kloster“; aber trotz meines Fleißes war ich etwas schwerfällig im Lernen, und da ich außerdem von schüchterner Natur war, galt ich, besonders in meiner Familie für wenig begabt. Eine bestimmte Neigung aber trat bei mir auffällig hervor. Wenn ich allein war und keine schriftlichen Arbeiten zu machen hatte, beschäftigte ich mich aus eignem Antrieb sehr eifrig mit Zeichnen und Tuschen. Ich war darin so emsig, daß mein guter Vater aus diesem Umstand meinen Lebensberuf zu erkennen glaubte. Bei vier Kindern und einem dafür nicht großen Einkommen wäre es ihm überdies schwer geworden, mich bis zur akademischen Laufbahn fortbilden zu lassen. So führte denn seine Bekanntschaft mit Gubitz zu dem mit diesem getroffenen Übereinkommen, mich ihm als Schüler für die Holzschneidekunst anzuvertrauen. Da ich zu einem anderen Lebensberuf keine ausgesprochene Neigung hatte, ließ ich mich auch willig dazu bestimmen. Infolgedessen habe ich meine Gymnasialbildung auf dem grauen Kloster nicht vollenden können, — wie ich hier beiläufig bemerken will, zum großen Bedauern meines Klassenordinarius Professor Wilde, der mir

Der alte Gubitz

ein großes Wohlwollen, ja eine liebevolle Teilnahme bewiesen hatte.

In Gubitz erhielt ich einen Lehrmeister, der auf mich nur einen günstigen Einfluß haben konnte, denn er war ein in reichen Lebenserfahrungen geschulter, reiner und ausgeprägter Charakter, ein streng rechtlich denkender Mann von urdeutschem Wesen. Daß er mit seiner ehrlichen Derbheit auch ein starkes Selbstbewußtsein verband, war begründet durch sein ganzes Leben, indem er, aus den dürftigsten, ja wahrhaft kümmerlichen Verhältnissen hervorgehend, durch Verstand und unermüdlichen Fleiß, immer nur seiner eignen Kraft vertrauend, sich zu einer so angesehenen Lebensstellung emporgearbeitet hatte. Nicht ohne Bewunderung ersieht man dies aus seiner Autodiographie, die er erst in seinem 81. Lebensjahre unter dem Titel „Erlebnisse" in drei Bänden erscheinen ließ. Als Kind eines Schriftsetzers bei Breitkopf in Leipzig war er im Alter von acht Jahren mit dem Vater nach Berlin gekommen, wo dieser in der Ungerschen Buchdruckerei angestellt war und neue Typen zu schneiden und zu gießen hatte. Der Knabe Gubitz erhielt in Berlin Aufnahme in einer Freischule, ließ aber seine freien Stunden nicht unbenutzt, um seinem Vater behilflich zu sein im Gußabbrechen, Schleifen und Ordnen der gefertigten Buchstaben. Wie ja im Holzschnitt und in der Buchdruckerkunst auch in den frühesten Anfängen eine Gemeinsamkeit und gegenseitige Förderung bestanden hat, so war es auch für den jungen Gubitz nahe liegend, sich selbst im Formschneiden zu üben. Bei seinem großen Eifer darin hatte er es auch bald so weit gebracht, von seinen selbstgefertigten Holzschnitten Abdrücke herzustellen, die ihm auch die noch vorhandenen Mängel zeigen konnten. Durch diese seine Ausdauer, und obwohl er mit noch sehr einfachen Instrumenten arbeitete, hatte er sich in kurzer Zeit so sehr vervollkommnet, daß er in seinem 14. Lebensjahre es wagte, die Abdrücke einiger seiner in Holz geschnittenen Vignetten dem damaligen Vicedirektor der Königlichen Akademie der Künste, dem Maler Frisch, zu zeigen, der so erstaunt darüber war, daß er die Abdrücke zur nächsten Kunstausstellung empfahl, wo sie denn auch erschienen, und wobei im Katalog auf das jugendliche Alter des Künstlers hingewiesen ward.

Lange Zeit hatte Gubitz den sehnlichsten Wunsch gehegt, Landprediger zu werden, und er hatte es, trotz seiner geringen Mittel, durchgesetzt, sich auf der Universität in Jena darauf vorzubereiten. Aber seine großen Erfolge in der Holzschneidekunst, die ihm neben wiederholten Unterstützungen von seiten des preußischen Hofes unter anderem auch das sehr warme öffentliche Lob Goethes eintrugen, kreuzten diesen Plan. Nachdem ihm zuerst ein Antrag aus Paris von Firmin Didot gemacht worden war, hatte in Berlin der Minister Hardenberg in einem sehr eingehenden Schreiben ihn bewogen, in Berlin zu bleiben. Entscheidend für ihn wurde bereits 1805 seine Berufung an die Kunstakademie, als ordentliches Mitglied derselben. Gubitz stand damals erst im Anfang seines 20. Lebensjahres, und drei Jahre später (verzögert durch die Kriegsjahre) wurde ihm der Professorentitel verliehen.

Daß die Holzschnitte von Gubitz damals Aufsehen machten, lag zunächst darin, daß diese im XVI. Jahrhundert in hoher Blüte stehende nachbildende Kunst seit anderthalb Jahrhunderten mehr und mehr in Verfall und endlich fast in Vergessenheit gekommen war. Illustrationen zu Büchern, ganze Titelbilder und selbst bloße Vignetten — alles wurde in Kupferstich und Radierung ausgeführt, wie man aus den älteren Ausgaben auch unserer klassischen Dichterwerke ersehen kann. Der Kupferstich aber erfordert bekanntlich ganz besondere Vorrichtungen für den Druck, weshalb wir auch häufig die ganze Titelseite eines älteren Buches durch eine Kupferplatte hergestellt sehen. Selbst eine bloße Vignette auf dem Titelblatt mußte erst durch den Kupferdruck aufs Papier gebracht sein, ehe dazu die Schrift im Typendruck hinzugefügt wurde. Gubitz war nun vor allem bestrebt, den Holzschnitt als den treuen Begleiter der Buchdruckerkunst dieser wieder zurückzuerobern, und zwar durch eine vollendetere künstlerische Ausführung, als man bis dahin kannte. Man darf deshalb behaupten, daß Gubitz durch seine neue Methode den Holzschnitt nicht allein vervollkommnet, sondern daß er ihn neu entdeckt und ihm seine eigentliche Bestimmung als einen Zweig der Buchdruckerkunst wiedergegeben hat. So waren denn seine Holzschnitte jener ersten Periode meist Vignetten für Büchertitel, Bücher-Umschläge, Festkarten und dergleichen. Alles aber war bei ihm mit so musterhafter Klarheit und Schärfe ausgeführt und bei aller Feinheit mit so wirksamem Ausdruck, daß diese Holzschnitte beim Kenner noch heute Bewunderung erregen müssen. Ich selbst besitze einige saubere Abdrücke solcher Holzschnitte, die er in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts lieferte, und das Berliner Kupferstichkabinett hat davon eine sehr umfangreiche Sammlung. Von den bloßen Vignetten, die oft von hohem künstlerischen Werte sind, ging er bald zu größeren Blättern über. Schon im Jahre 1804 hatte er zu der Ausgabe von Schillers Tell die Holzschnitte zum bildlich verzierten Umschlag — Vorder- und Rückseite desselben — geliefert. Später fertigte er zu einer Ausgabe von „Hermann und Dorothea" (bei Vieweg 1820) mehrere Illustrationsblätter, wie auch dazu die schön ausgeführten Umschlagsholzschnitte. Außerdem hatte er schon 1807 für den Farbendruck die ersten Versuche gemacht, indem die verschiedenen dazu bestimmten Farbentöne durch mehrere Platten hergestellt wurden.

Im Gegensatze zu den Holzschnitten der früheren Zeit, namentlich der Dürerschen Schule, hatte Gubitz in den ersten Jahrzehnten seiner Thätigkeit die einfachere Methode gewählt, alle Schraffierungen nur in glatten Linien, mit Vermeidung aller Kreuzlagen, auszuführen, und es ist bewundernswürdig, was er in dieser einfachen Linienführung sowohl in der Zartheit wie in der Kraft des Ausdrucks leistete. In der ersten Zeit arbeitete er fast ausschließlich mit einem kleinen, dafür besonders geschliffenen Messer, und erst später wurde bei ihm der Grabstichel das Hauptinstrument.

Um den Wert dieser Holzschnitte ganz zu würdigen, ist es nötig, von der Technik des Holzschnittes eine Vorstellung zu haben. Die Schwierigkeiten desselben bestehen darin, daß auf die Fläche des dafür zubereiteten Buxbaumholzes nicht die Zeichnung selbst mit dem Stichel eingegraben wird, sondern daß die Zeichnung auf der glatten Oberfläche unberührt stehen bleibt, während alles, was *nicht* Zeichnung ist, was also beim Drucke weiß erscheint, aus der Platte herausgegraben werden muß. Eben durch dies Verfahren ist es ermöglicht, den Holzschnitt mit der Buchdruckerpresse und — wo dies erforderlich — gleichzeitig mit den Schrifttypen zu drucken.

Als ich zu Gubitz in die Lehre kam, war er ein Mann in der Mitte der Fünfziger und schon seit 35 Jahren Professor der Kunstakademie, obwohl er dort nicht mehr selbst unterrichtete. Und da sein sehr volles und gelocktes Haar schon früh ergraut war, so wurde er schon damals von anderen meist „der alte Gubitz" genannt. Meinen Unterricht empfing ich in seinem eignen Hause, Rochstraße Nummer 70, das noch bis vor wenigen Jahren gestanden hat, bis die benachbarte Mittlersche Hofbuchhandlung und Buchdruckerei sich so weit ausdehnte, daß die Nebenhäuser fallen mußten, um den schönen und zweckmäßigeren Einrichtungen Platz zu machen.

In dem ersten Stockwerk des alten Hauses war die Privatwohnung von Gubitz, in dem langen Seitengebäude des Hofes, wo auch des Meisters zweiter Sohn Anton wohnte, waren noch ein paar Zimmer für Eleven der Holzschneidekunst, und dann folgten die tiefer gelegenen Räume für die Druckerei, Schriftgießerei und Stereotypie. Im Parterre des Vorderhauses befand sich die von Gubitz begründete Verlagsbuchhandlung unter der Firma „Vereinsbuchhandlung". Diese diente fast ausschließlich dem Vertrieb der von Gubitz geleiteten periodischen Druckwerke: des „Gesellschafter", des im Jahre 1822 gegründeten „Jahrbuchs deutscher Bühnenspiele" und des erst seit 1835 erscheinenden „Volkskalenders". Der „Gesellschafter", der viermal wöchentlich in nur einem halben Bogen von vier Quartseiten erschien (ursprünglich in der Maurerschen Buchhandlung in der Poststraße) hatte sich bald nach seiner Begründung ein bedeutendes Ansehen verschafft, so daß er schon in den ersten Jahren Beiträge vieler namhafter Autoren brachte, so von Adolf Müllner, Langbein, Wilhelm Müller (u. a. dessen „Glockenguß zu Breslau"), Achim von Arnim, Karl Müchler und noch vielen anderen. Seit dem Jahre 1821 war auch Heinrich *Heine* mit den Gedichten seiner Jugendperiode häufig im „Gesellschafter" erschienen, und auch ein paar seiner prosaischen Aufsätze wurden zuerst von Gubitz aufgenommen. In seinen Briefen an andere schrieb Heine damals über Gubitz mit den lebhaftesten Ausdrücken der Anerkennung, bezeichnete ihn als einen scharfen und geistreichen Kritiker und schilderte ihn (1822) als einen Mann „in den besten Jahren, unbefangen, lebensfreudig, enthusiastisch für alles Herrliche, und auch in seiner Persönlichkeit lebt jener heitere, anakreontische Geist, der in seinen Poesien so charakteristisch hervortritt." Durch Gubitz' Vermittelung war die erste Ausgabe Heinescher Gedichte 1823 im Verlag von Maurer in Berlin erschienen, im folgenden Jahre brachte der „Gesellschafter" 33 Lieder aus Heine's „Heimkehr" und 1826 den ganzen Liedercyklus der „Harzreise". Bei Übersendung der Handschrift hatte Heine selbst den „Gesellschafter" als die Wiege seines Ruhmes bezeichnet.

In das zuerst von Holtei herausgegebene „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele" wurden die Theaterstücke vieler bekannter Autoren aufgenommen. Wir finden darin nächst Holtei unter anderem Albini, Ludwig Robert, die Birch-Pfeiffer, Ernst Raupach. Die beiden letzteren wurden von Gubitz besonders begünstigt, und mit Raupach war er auch noch in späteren Jahren nahe befreundet geblieben.

Das einträglichste der Gubitzschen Unternehmen wurde aber sein „Volkskalender". Für den dem astronomischen Kalender sich anschließenden Inhalt, der dem Unterhaltenden und Belehrenden gewidmet war, wußte Gubitz den volkstümlichen Ton auch in seinen eignen litterarischen Arbeiten glücklich zu treffen, während er für die Illustrationen meist die vorgeschrittenen seiner Eleven arbeiten ließ und sie dafür honorierte. Von seinen älteren Schülern, die zu meiner Zeit schon selbständig arbeiteten, waren die bedeutensten Fr. Unzelmann, Vogel und Müller. Unzelmann war der Sohn der berühmten Schauspielerin Friederike Unzelmann, späteren Bethmann, die in ihren letzten Lebensjahren († 1814) mit Gubitz noch befreundet war. Unzelmann und A. Vogel, zu denen sich dann noch Kretschmar gesellt, waren schon an Menzels köstlichen Illustrationen zu Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen hervorragend beteiligt gewesen, ebenso an dem späteren großen Prachtwerk. In welcher Weise Menzel den Holzschnitt seinem künstlerischen Willen dienstbar machte, ist bekannt. Durch die Schärfe seiner Zeichnung und die darin angewendete Linienführung hatte er der Holzschneidekunst neue Aufgaben gestellt. Von dem bis dahin festgehaltenen Charakter des Holzschnittes, wie er den Bedingungen seiner durch das Material bestimmten Technik entsprach, wich er insofern erheblich ab, als er ihm die Wiedergabe in der Schärfe der Federzeichnung oder Kupferradierung mit den kompliziertesten Linienkreuzungen zumutete. Aber die genannten ausgezeichneten Holzschneider folgten seinen Vorschriften aufs genaueste, was nur dadurch möglich war, daß neben dem Grabstichel das Messer vorherrschend angewandt wurde. Gubitz dagegen hatte, wie schon hervorgehoben wurde, in der ersten Zeit bei seinen Holzschnitten die Kreuzlagen gar nicht angewendet. Wenn er in späterer Zeit, erst seit den dreißiger Jahren, in den Zeichnungen die Kreuzlagen der Linien nicht gemieden hat, so hielt er sie doch in dem einfacheren Charakter des Holzschnittes, wie dieser schon im XVI. Jahrhundert, namentlich durch Dürer, Scheuffelin u. a., zur künstlerischen Wirkung gekommen war. Wenn im Gegensatze dazu seine Nachfolger — besonders in der Ausführung der Menzelschen Zeichnungen — die Freiheit der Federzeichnung und Radierung erstrebten und darin auch wahrhaft Erstaunliches leisteten, so ist

Digitized by Google

dabei zu berücksichtigen, daß auch die Instrumente sich immer mehr vervollkommnet hatten, so daß es durch die mannigfach geformten Grabstichel und Messer erleichtert wurde, auch den kompliziertesten Schraffierungen die erforderliche Schärfe und Klarheit zu geben.

In den ersten Jahren meiner Lehrzeit arbeitete ich in nächster Nachbarschaft meines Lehrmeisters und also unter seiner unmittelbaren Beaufsichtigung. Zunächst hatte ich die sichere Handhabung des Grabstichels durch fortgesetzte Uebung zu erlernen. Das war allerdings nur allmählich zu erreichen, denn anfänglich fuhr mein Stichel nicht nur im Holze häufig weiter, als er sollte, sondern der spitze Stahl geriet auch wiederholt in den Zeigefinger der linken Hand, mit dem ich die Holzplatte festzuhalten hatte. Das Messer, eine in den Horngriff eingespannte und scharf geschliffene Uhrfeder, hatte ich nur in seltenen Fällen zu gebrauchen, für die ich die Anweisung erhielt.

Das Arbeitszimmer von Gubitz, in dem sich auch seine Handbibliothek befand, stand mit meiner Hinterstube in unmittelbarer Verbindung. Gubitz selbst hatte nur noch selten eigne Holzschnitte gearbeitet, aber zwischen seinen litterarischen Arbeiten korrigierte er noch die von seinen Schülern ausgeführten Holzschnitte mit großer Genauigkeit. Die Lupe gebrauchte er nur bei solchen Korrekturen. Obgleich er sehr kurzsichtig war, trug er doch grundsätzlich niemals eine Brille, und für die Nähe hatte er, wie alle Kurzsichtigen, ein ungemein scharfes Auge.

Während meiner Arbeiten am Holzstock hörte ich oft Menschen zu ihm kommen und wieder gehen. Die Besuche betrafen manchmal Theaterkritiken der „Vossischen Zeitung," für die Gubitz schon seit einer langen Reihe von Jahren das kritische Richteramt übernommen hatte. Manche der Besucher kamen auch in geschäftlichen Angelegenheiten, so auch in Sachen des „Gesellschafters" und des Volkskalenders. Für die Holzschnitte zum Kalender war sein Hauptzeichner ein Maler Holbein, der die Zeichnung mit Bleistift auf die weiß grundierte Holzplatte brachte und von dem ich sehr vieles ausgeführt habe, für den Kalender noch bis zum Jahre 1851.

Gubitz, obwohl nur von untermittelgroßer Gestalt, hatte eine sehr kräftige und volltönende Stimme, und da er gern in seinem Wesen eine ehrlich deutsche Derbheit hervorkehrte, sprach er auch meist sehr laut, und um so lauter, wenn er einem anderen mit seiner Meinung widersprach. Er that dies häufig mit einem gewissen jovialen Behagen, immer aber mit jener Bestimmtheit einer fest gegründeten Überzeugung, die ihm seine reichen Erfahrungen und das berechtigte Bewußtsein des eignen Wertes verleihen durften.

Nicht allein durch seine Eigenschaft als Kritiker, sondern außerdem auch durch seine Verheiratung war Gubitz in Beziehung zur Geschichte des Königlichen Theaters gekommen. Seine Frau, eine geborene Fleck, war die Tochter des berühmten Schauspielers, dessen junge Gattin, Luise Fleck, nach dem sehr frühzeitigen Tode des großen Künstlers den Kammermusikus Schröckh geheiratet hatte. Ihrer Tochter Ehe mit Gubitz entsprangen drei Söhne. Der älteste war Notar geworden und befand sich zu meiner Zeit nicht mehr im Hause. Der zweite Sohn Anton hatte die Kunst seines Vaters erlernt, war aber bald, wie dieser, in litterarische Thätigkeit gekommen. Als ich im zweiten Jahre meiner Lehrzeit in ein Zimmer versetzt wurde, das neben seiner Arbeitsstube lag, kam ich wiederholt mit ihm in Gespräche, sowohl über litterarische wie über theatralische Verhältnisse. Da er mir sowohl in den Jahren wie auch im Wissen voraus war, konnten diese Gespräche für mich nur belehrend sein, und es war mir dies um so wertvoller, als er in seiner Persönlichkeit etwas anmutend Liebenswürdiges hatte.

Weil ich wegen der großen Entfernung des Gubitzschen Hauses von meiner Eltern Wohnung (am äußersten Ende der neuen Königsstraße) über Mittag nicht nach Hause ging, sondern bis nachmittags im Gubitzschen Hause verblieb, mit dem eingewickelten Frühstück, einer „Klappstulle", versehen, so hatte ich während der dortigen Mittagszeit in der Bücherei von Anton Gubitz stöbern und dabei auf mancherlei meine Aufmerksamkeit richten können. An zwei Tagen in der Woche hatte ich aber auch die Königliche Kunstakademie als Schüler zu besuchen, da auch für die Holzschneidekunst die Ausbildung im Zeichnen eine notwendige Grundlage ist. Ich hatte deshalb in der Akademie zwei oder drei Zeichenklassen durchgemacht.

Als ich von Gubitz für meine Holzschnitte schon honoriert wurde, arbeitete ich nicht mehr in seinem Hause, sondern in meiner eignen Wohnung, und so hatte ich noch einige Jahre sowohl für Gubitz, wie auch für andere Auftraggeber Holzschnitte geliefert. So wie Gubitz, nach seinem eignen Berichte, in noch jungen Jahren durch eine schriftliche Verteidigung des Holzschnittes gegen die von seiten einzelner Kupferstecher erhobenen Angriffe in die Schriftstellerei geraten war, so ist es auch mir bei einer ähnlichen Gelegenheit ergangen. Meine Abwehr aber richtete sich nicht gegen den Kupferstich, sondern gegen eine neue Technik, durch welche Zeichnungen vermittelst eines chemischen Verfahrens auch für die Buchdruckerpresse vervielfältigt werden sollten. Jenes Verfahren wurde „Chemietypie" genannt, und als einmal in einer neu begründeten Berliner Zeitung, der „Zeitungshalle," eine Reklame darüber erschien, worin es hieß, daß die Chemietypie den Holzschnitt bald entbehrlich machen würde, da griff ich zur Feder, und meine Abwehr fand auch im Feuilleton derselben Zeitung Aufnahme. Das war im Januar 1848, also vor fünfzig Jahren. Die Chemietypie ist längst durch andere aus der Photographie hervorgegangene Erfindungen (Zinkographie, Autotypie ꝛc.) in Vergessenheit gekommen, aber der Holzschnitt hat daneben nicht nur seinen Platz behauptet, sondern er hat sich im Laufe der Zeiten zu so hoher Vollendung weiter entwickelt, daß er gegenwärtig siegreicher als jemals dasteht.

Meine späteren Beziehungen zu Gubitz waren nur zeitweilige und mehr litterarische. Neben seinen zahlreichen Schauspielen, von denen in früherer Zeit auch mehrere im Königlichen Theater zur Aufführung kamen, hatte er auch sehr viele

Gedichte verfaßt, die er aber erst später sammelte und im Jahre 1860 in zwei Bänden herausgab. Unter den Gedichten sind viele, die wohl eine größere Aufmerksamkeit und weitere Verbreitung verdient hätten, als sie gefunden haben. Die Form beherrschte er mit vollkommener Sicherheit, und aus allem spricht eine gesunde Lebensphilosophie und ein fröhlicher Sinn in der Anschauung aller Dinge. Mir hat er noch ein Exemplar der Gedichte mit einer geschriebenen Widmung zum Geschenk gemacht.

Seitdem waren viele Jahre vergangen, bis ich wieder mit ihm zusammentraf. In dieser Zeit war aber der „alte Gubitz" nicht nur an Jahren älter geworden, sondern auch in seinem Empfinden, denn er stand der neuen Zeit jetzt fremd gegenüber. Sein berechtigter Stolz auf das, was er, der aus den kümmerlichsten Verhältnissen sich emporgearbeitet hatte, ganz aus eigner Kraft geworden war, hatte ihm ein starkes Selbstbewußtsein verliehen, zugleich aber auch in dem Festhalten an den einmal gewonnenen ethischen und künstlerischen Anschauungen eine Hartnäckigkeit, die ihn unnahbar für jede andere Meinung machte. Diese starre Einseitigkeit blieb auch nicht ohne schlimme Folgen für den Gang seiner geschäftlichen Unternehmen. In seiner streng konservativen Natur widersetzte er sich allem, was unter dem Einfluß der neuen Zeitströmungen in mannigfacher Art sich geltend machte. Seine Opposition betraf nicht allein die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse, sondern sie wirkte auch auf den Betrieb seiner verschiedenen geschäftlichen Unternehmungen, die sich nicht mehr auf der einstigen Höhe erhalten konnten. Sein trefflicher zweiter Sohn Anton, der eigentlich dazu bestimmt war, die Geschäfte fortzuführen, denn er hatte nicht nur den Holzschnitt, sondern auch den Buchhandel erlernt, war leider schon im Alter von fünfunddreißig Jahren gestorben. Es wäre ihm aber auch ohnedies sehr schwer geworden, mit seinen Anschauungen gegen den Eigenwillen des Alten durchzudringen. Dieser konnte sich nun einmal in die neue Zeit nicht finden, er wurde verbittert und kam dabei in seinem Wohlstande immer mehr zurück. Der „Gesellschafter" teilte nur das Geschick der Mehrzahl solcher Blätter, für die bei dem Überfluten der auf den Augenblick berechneten Tageslitteratur die ruhige Beschaulichkeit verloren ging. Das „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele" hatte er noch bis zum Jahre 1865 erhalten können. Als er mir 1861 den Rest des Honorars für ein fünfaktiges Lustspiel „Ein neuer Timon" schickte, klagte er mir über die „deutsche Lauigkeit," indem das Publikum „das gedruckte Drama, wenn es nicht zum Kladderadatsch gehört, fast gar nicht mehr beachtet."

Mitte der sechziger Jahre hatte er, gedrängt durch seine immer schlechter gewordenen Einnahmen, sein Haus in der Kochstraße samt Druckerei, Schriftgießerei 2c. verkauft und war nach dem Bauhof Nr. 2 gezogen. Am empfindlichsten war für ihn der allmähliche Rückgang des Volkskalenders, der bei seiner einstigen großen Verbreitung ihm auch am meisten Gewinn gebracht hatte. Gubitz hatte es nicht verstanden, den wachsenden Ansprüchen gegenüber ihm durch Entgegenkommen das alte Ansehen zu erhalten. Er wurde altmodisch und ward deshalb durch zahlreiche Konkurrenzunternehmen überflügelt. Nur mit großer Mühe konnte er bis zum letzten Lebensjahre des Herausgebers, 1870, erhalten werden.

Mit der größten Zähigkeit hielt Gubitz an seiner Thätigkeit als Theaterkritiker der „Vossischen Zeitung" fest. Zu seinen Eigenheiten gehörte es auch, daß er in seinen kritischen Besprechungen ein eignes Deutsch reden wollte, wodurch er oft sehr schwer verständlich wurde. Aber trotz seines unerquicklichen, durch Gesuchtheit schwülstigen Stils war sein Urteil meist ein treffendes, denn er hatte für Vorzüge wie für Schwächen einen sicheren Blick, der sowohl durch seine allgemeine Bildung wie durch reiche Erfahrungen geschult war. Sobald es sich um einen Stoff handelte, der seinen ethischen Anschauungen widerstrebte, war er keineswegs schonend, aber unter allen Umständen war er ein ehrlicher Kritiker, dessen Urteil einzig durch seine innerste Überzeugung zu bestimmen war. Aber solche Vorzüge genügten nicht mehr in einer Zeit, in der man auch vom Kritiker vor allem eine pikante Schreibweise verlangte. In den Foyers des Königlichen Schauspielhauses war Gubitz in seinen letzten Lebensjahren, mit der tief gebeugten Gestalt und mit den länger gewordenen, sein ehrwürdiges Haupt lose umflatternden weißen Haaren, schon eine fast vorweltliche Erscheinung geworden. Den Neulingen im Theater und den Fremden mußte er auffallen, aber die Stammgäste des Theaters kannten den „alten Gubitz" und respektierten ihn, wenn man auch über den geschraubten und wunderlichen Stil seiner Kritiken lächelte. Für die Redaktion der Vossischen Zeitung war es natürlich eine Pflicht der Pietät, dem alten Gubitz sein Richteramt nicht zu entziehen. Als die Zeitung ihn in früherer Zeit für sich gewonnen hatte, war Gubitz nach anfänglichem Sträuben darauf eingegangen mit den Worten: „Nun, so will ich bleiben, bis Sie mich fortschicken." Da aber die Zeitung ihn nicht „fortschicken" mochte, so gefiel er sich in dem Gedanken, durch seine damals gegebene Zusage gebunden zu sein. Als ich ihn einst — es war noch in der Kochstraße — besuchte, sprach er zu mir darüber und sagte: Er habe das ihm lästig gewordene Amt der Kritik schon aufgeben wollen. Da habe ihm aber jemand gesagt (wie ich glaube, nannte er Raupach): „Ein ordentlicher Feldherr verläßt seinen Posten nicht." „Nun," fügte Gubitz hinzu, „so will ich denn bleiben, solange es geht." Und so geschah es auch. Im Mai 1870 hatte Clara Ziegler ein langes Gastspiel im Königlichen Schauspiel begonnen. Gubitz, der sich seine Billets von der Redaktion der Zeitung holen ließ, sah an einem der Theatertage so gebrochen und elend aus, daß seine für ihn sorgende Schwiegertochter ihm dringend zuredete, nicht ins Theater zu gehen. Da er aber hartnäckig darauf bestand, weil er es für seine Pflicht hielt, schickte man heimlich das Billet an die Redaktion zurück. Gubitz ging in der That nicht mehr aus, und wenige Tage danach, am 5. Juni 1870, war er still aus dem Leben geschieden.

Digitized by Google

Was Gubitz einst für die Förderung des litterarischen Lebens geleistet hatte, ist heute vergessen. Aber in der Geschichte der deutschen Holzschneidekunst soll ihm für alle Zeiten ein Ehrenplatz gesichert bleiben. Und im Gedächtnis derer, die ihn noch gekannt haben, verdient er diesen Ehrenplatz auch als ein fester und reiner Charakter, voll Treue und unbeugsamer Rechtlichkeit. Daß er in der letzten Zeit seines Lebens schwer zu ringen hatte, ist bei einem solchen Manne gewiß zu beklagen. Aber das, was ihn bedrückte, hätte er mit den Worten des Hebbelschen Tischlermeisters sagen können: „Ich verstehe die Welt nicht mehr."

Wintersonne.

Wir sitzen am Fenster und schauen hinaus,
Sind mutterseelenallein im Haus.

Grau ist der Tag und abscheulich das Wetter —
Gelt, Margarete, wie ist es doch schön,
Daß wir den Wind und die wirbelnden Blätter
Nur durch die schützenden Scheiben sehn!

Wär' ich dort draußen und arm und zerrissen,
Möcht' mich kein Mädelchen herzen und küssen,
Spielten nur Regen und flimmernde Flocken
Um meine Wangen statt blühender Locken.
Und meine Sehnsucht, die trieb durch das Wetter
Ziellos und müde wie fallende Blätter.

Aber hier drinnen ist Frühlingszeit —
Würden auch Wege und Stege verschneit,
Wenn auch die Wände, die bildergeschmückten,
Uns immer näher und näher noch rückten,
Sähen wir nichts auch als Flocken und Scheiben
Und dürften so bei einander bleiben:

Marga, mein Mädchen, das dünkte mich hier
Schöner als Reben- und Rosenspalier,
Trüg' keine Sehnsucht und fänd' keine Klage,
Bis an das Ende der irdischen Tage.

Georg Busse-Palma.

Waſſerſcheu. Nach der Gruppe von Georg Wrba.

Digitized by Google

Der ſtandhafte Zinnſoldat.

Von

Hanns von Spielberg.

Mit dreiundzwanzig Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

In Berlin iſt ſeit einiger Zeit ein höchſt merkwürdiges militäriſches Kunſtwerk, — man darf dieſe Bezeichnung wohl gebrauchen — ausgeſtellt, das vorausſichtlich ſpäter auch in den anderen großen Städten Deutſchlands gezeigt werden wird. Ein öſterreichiſcher Kavallerieoffizier, Rittmeiſter Baron von Kometer, hat während einer längeren Leidenszeit, der Folge eines ſchweren Sturzes, mit künſtleriſchem Geſchmack, tüchtigem militäriſchem Wiſſen und geradezu erſtaunlicher Geduld ein Relief der Erſtürmung von St. Privat am 18. Auguſt 1870 hergeſtellt. Das höchſt eigenartige Gebilde — ich kenne kein ähnliches — gibt den Augenblick wieder, in dem die preußiſche Garde nach vielſtündigem, blutigem Ringen in das tapfer verteidigte Dorf von Weſten her eindringt, unterſtützt durch die von Nordweſten vorſtoßenden ſächſiſchen Bataillone. Das Ganze nimmt den Raum eines kleinen Zimmers ein und iſt im Verhältnis 1:1000 der Natur in horizontaler, 1:500 in vertikaler Richtung mit liebevollſter Sorgfalt, unter Berückſichtigung der geringfügigſten Einzelheiten des Geländes gearbeitet. Die Truppen aber ſind durch ungefähr 18000 Zinnſoldaten — etwa ein Achtel der wirklichen Stärken bei der Infanterie, ein Drittel bei der Artillerie und Kavallerie — dargeſtellt.

Reiterfigur aus Blei.
Gefunden in den Tumuli bei Roſſegg in Kärnthen.

Das hübſche Werk kann dem ernſten Manne das lebhafteſte Intereſſe einflößen. Aber ich möchte einmal den deutſchen Jungen ſehen, deſſen Herz bei ſeinem Anblick nicht in lauten Jubel ausbräche. Achtzehntauſend Zinnſoldaten auf einmal! Und wie prächtig „aufgebaut“ — und wie köſtlich ausgeführt! Da ſehen wir den franzöſiſchen Führer, Marſchall Canrobert, mit ſeinem Stabe, die Befehle zum Rückzug erteilend; den Kronprinzen von Sachſen, den verehrten König Albert, den Prinzen Friedrich Karl und den Prinzen Auguſt von Württemberg, den Kommandeur des Gardekorps; die zurückflutenden Franzoſen, die deutſchen Krieger im Vorſtürmen gegen die brennenden Gehöfte, jeder Truppenteil deutlich erkennbar; der Boden iſt bedeckt mit Toten und Verwundeten; die Artillerie raſſelt heran oder iſt ſchon in Stellung; in langen Linien rücken die Reſerven nach. Und jede Figur iſt eigens für den Zweck dieſes Werkes gezeichnet, gegoſſen, gemalt, jeder Zinnſoldat in das Geſamtbild hineingepaßt.

(Siehe Seite 453.)

Prinz Wilhelm, fünf Jahre alt, und ſein Bruder, der Kronprinz Friedrich Wilhelm, mit Bleiſoldaten ſpielend.
(Nach einer zeitgenöſſiſchen Silhouette.)

Alt-Nürnberg hat dieſe prächtigen Soldaten geliefert. Von dort aus ziehen ja jährlich ganze ungeheure Heere, wohl ausgerüſtet mit Geſchütz, Munitionswagen, Feldbäckereien, Pontons, kurz mit allem, was eine moderne Armee im Felde gebraucht, in alle Welt hinaus — um die Kinderherzen zu beſiegen. Ganz international und unparteiiſch geht's dabei

Digitized by Google

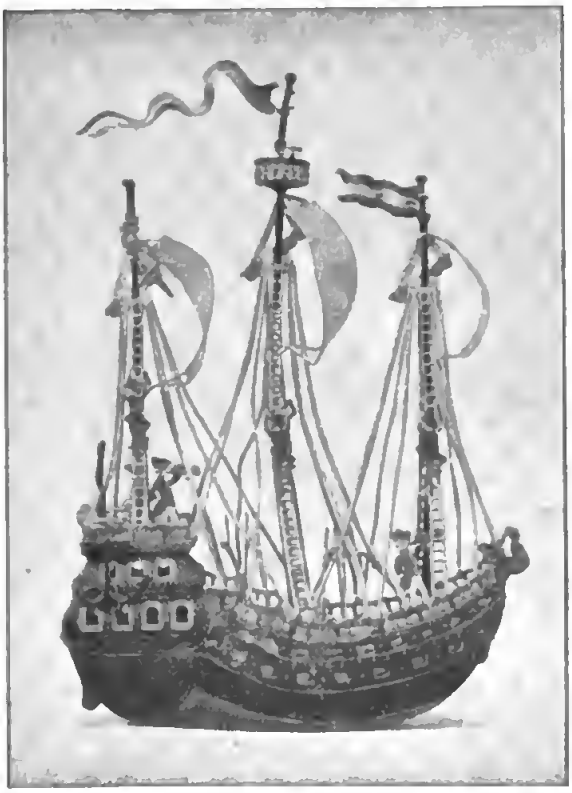
Husaren Friedrichs des Großen. Aus dem Germanischen Museum zu Nürnberg.

zu: die Soldaten des Dreibundes werden mit derselben Liebe gefertigt wie die von Rußland und Frankreich; der Spanier gilt soviel wie der Amerikaner, und selbst die exotischen Kriegsleute, vom Chinesen bis zum Schwarzen, der sich die Segnungen der Kultur nicht aufoktroyieren lassen will, kommen nicht zu kurz. Die weiland freie Reichsstadt sorgt für die Pflege des Militarismus auf der ganzen Erde.

Es scheint mir sogar, als sei der standhafte Zinnsoldat, der übrigens zum guten Teil aus Blei ist, eine Nürnberger Erfindung. Sehr gelehrte Herren haben zwar behauptet, daß schon die kleinen Söhne der großen Römer, bei denen man ja allerdings ein starkes militärisches Interesse voraussetzen könnte, mit Bleisoldaten gespielt hätten, und man hat sogar in einem Grabe bei Pesaro einen Cäsar zu Roß gefunden, den die einen als Spielzeug ansehen, während die anderen ihn einfach als eine kleine Statuette bezeichnen, was wohl auch auf den Reiter zutreffen mag, der bei Rossegg in Kärnthen gefunden wurde. Jedenfalls sind uns Beweise für das Vorhandensein der Zinnsoldaten aus dem Altertum und dem Mittelalter nicht überkommen, wobei freilich

Generale der Fridricianischen und Napoleonischen Zeit. Aus dem Germanischen Museum zu Nürnberg.

zu berückſichtigen iſt, daß die Kinder ja wohl ſchon damals ihr Spielzeug ſo lieb gehabt haben könnten, daß nichts von ihm übrigblieb. Ja, ſogar aus der Zeit vor dem XVIII. Jahrhundert ſind uns keine Streiter aus Blei oder Zinn überliefert worden, und dann tauchen ſie ganz plötzlich auf — als Nürnberger Fabrikat und ohne allen Zweifel als ein Wiederklang der Siege Friedrichs des Großen. Die erſten Zinnſoldaten dürften alſo ungefähr gleichzeitig mit den erſten Weihnachtsbäumen auf den Gabentafeln des ſchönſten aller Feſte erſchienen ſein, und ſie teilen ſich mit den lichterſtrahlenden Tannen in den Ruhm, daß man ſie für älter hält, als ſie in Wirklichkeit ſind.



Segelſchiff.
Aus dem Germaniſchen Muſeum zu Nürnberg.

Im Germaniſchen Muſeum zu Nürnberg kann man ſie noch ſehen, dieſe Reiter Zietens, auch ein Kriegsſchiff jener Zeit, fein ſäuberlich gegoſſen und prächtig bemalt, und daneben — beiläufig bemerkt — gleichzeitige höchſt merkwürdige Reiter, aus Papier in ſo origineller Weiſe geknifft, daß es verwunderlich erſcheint, daß unſere findige Spielwareninduſtrie ſie nicht ſchon wieder nachgeahmt hat. Wir kennen auch noch den Namen des größten Nürnberger Zinnſoldatenfabrikanten der Tage Friedrichs des Großen. Er hieß Johann Georg Hilpert und ſcheint in ſeiner Art ein wirklicher Künſtler geweſen zu ſein. Im Jahre 1794 ſtarb er, und als ſeine Erben 1804 das Geſchäft auflöſten, geſchah das mit Hilfe eines Kataloges, in dem ſchon ſo ziemlich alle Truppenteile der damaligen europäiſchen Mächte vertreten waren. Aus ſeiner Fabrik mögen die Kriegsleute hervorgegangen ſein, mit denen, — wie eine alte von uns wiedergegebene Silhouette beweiſt — Kaiſer Wilhelm der Große als Kind geſpielt hat.

Übrigens erwähnt Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ oder genauer geſagt in dem eingeſchalteten Knabenmärchen: „Der neue Paris“ die Bleiſoldaten bereits als ein beliebtes Spielzeug. „Sie (Allerte) brachte darauf einige Kaſten hervor, in denen ich kleines Kriegsvolk übereinander geſchichtet erblickte, von dem ich ſogleich bekennen mußte, daß ich niemals ſo etwas Schönes geſehen hatte ... es waren nicht etwa flache, bleierne Reiter, wie die unſrigen, ſondern Mann und Pferd rund und körperlich und auf das feinſte bearbeitet.“ Seine Phantaſie läßt dieſe Soldaten dann Schlachten ſchlagen, ſogar mit Geſchütz, trotzdem es ſich um Amazonen und griechiſche Reiterei handelt. Die kleinen Achatkugeln pfiffen nur ſo in die Reihen der Feinde, aber die Niedergeſchmetterten gewannen immer aufs neue Leben.“ Das dürfte die erſte litterariſche Würdigung des Spielzeuges geweſen ſein, dem dann Anderſen in ſeinem prächtigen Märchen vom „ſtandhaften Zinnſoldaten“ ein unvergängliches Denkmal geſetzt hat.

Die bedeutendſte Zinnſoldaten-Fabrik Nürnbergs iſt heute die von Ernſt Heinrichſen, der auch die reizenden Figuren für das Relief der Schlacht von St. Privat lieferte. Nicht im Herzen der erkerreichen

Aus dem trojaniſchen Krieg.

Stadt, ſondern draußen vor den Thoren, auf der Burg, wo einſt die Patricier ihre Sommerhäuſer hatten, heute allerdings auch ſchon mitten in einem Häuſermeer, liegt das Etabliſſement der Firma, und zwar ſelbſt in ſolch einem alten Patricierhauſe mit einem großen, märchenhaft im Epheu eingeſponnenen Garten.

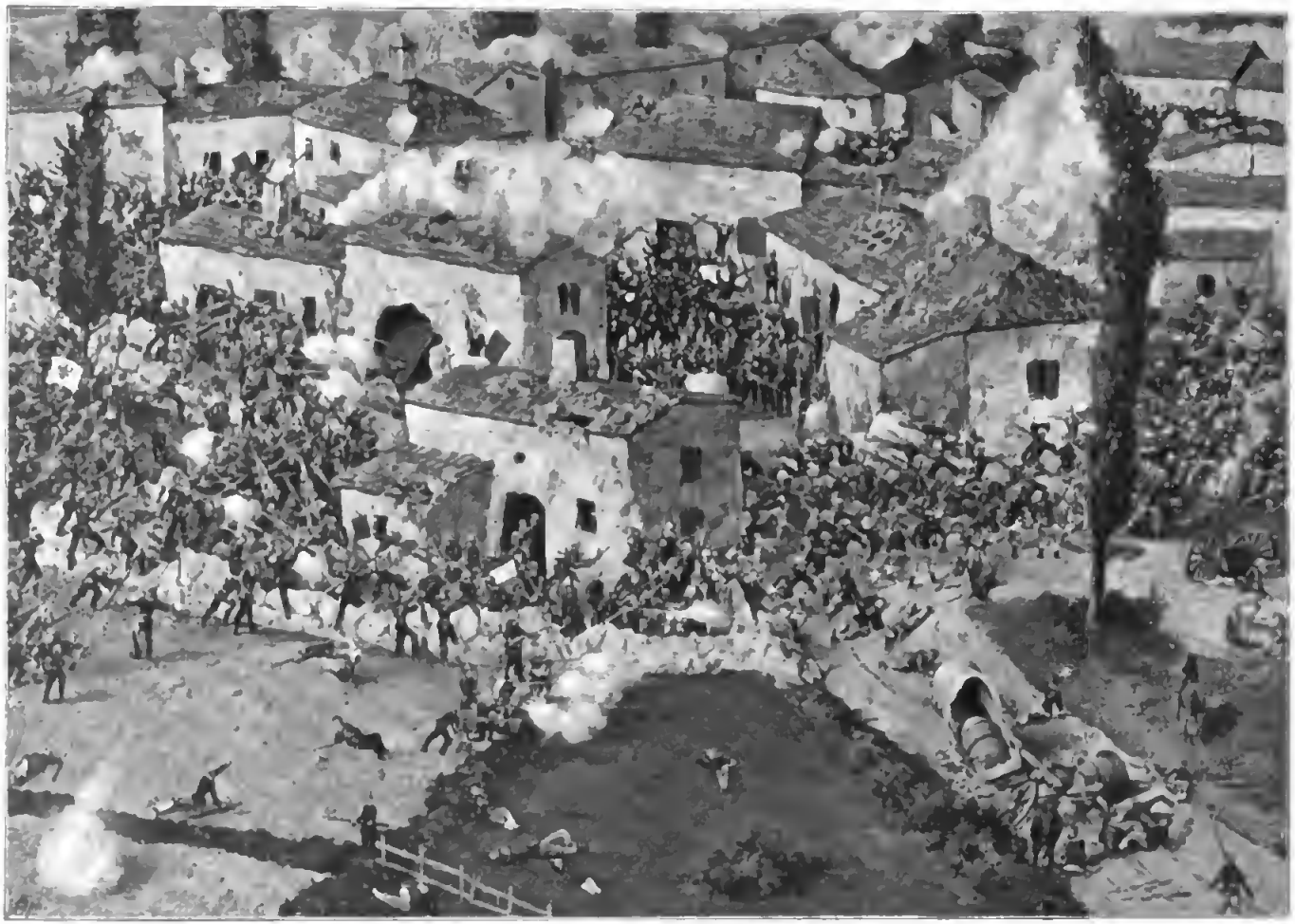
Man darf ſich, ſo bedeutend das Geſchäft iſt, freilich keine ſehr umfangreiche Fabrikanlage vorſtellen. Die vielen Armeekorps, die alljährlich hier erzeugt und ausgerüſtet werden, entſtehen — ſoweit nicht die Hausinduſtrie mithut — in wenigen Räumen. Aber um ſo überſichtlicher iſt die Fabrikation und um ſo intereſſanter iſt's, einmal zuzuſehen, „wie denn eigentlich der ſtandhafte Zinnſoldat gemacht wird". Intereſſant ſollen es auch die kaiſerlichen Prinzen gefunden haben, für die Herr Heinrichſen ſo manche Truppe ins Feld geſtellt hat, und die vor einigen Jahren ſelbſt kamen, um einen ganzen Nachmittag dem Werden der kleinen Figuren zuzuſchauen und

Fahnenträger aus der Zelt des Herzogs Max Emanuel von Bayern.

in den großen Ausſtellungsräumen die bunte Mannigfaltigkeit der Fabrikate mit lachenden Kinderaugen zu durchmuſtern. Daß für Zollernſöhne auch die Zinnſoldaten ihren beſonderen Reiz haben, iſt ja ſo erklärlich — und nun gar, wenn ſie, ſo zu ſagen, unter dem Schatten der alten Nürnberger Zollernburg entſtehen. —

Ritter zum Turnier reitend.

Gute Vorlagen! Das iſt der erſte leitende Geſichtspunkt, unter dem die Fabrik arbeitet. Erfreulicherweiſe haben ſich denn auch Künſtler erſten Ranges in ihren Dienſt geſtellt. So zeichnete Profeſſor Wanderer die Vorlagen für den trojaniſchen Krieg, eine der beliebteſten Serien, Profeſſor Paul Ritter, der große taubſtumme Meiſter, die Geſtalten für die Schlachten des Prinzen Eugen und Wallenſteins Lager, Profeſſor W. von Camphauſen, der gefeierte Schlachtenmaler, manche andere Vorlagen, u. a. die köſtlichen Figuren für Guſtav Adolf bei Lützen. Übrigens iſt Herr Heinrichſen sen. ſelbſt ein überaus tüchtiger Zeichner, deſſen Geſtalten nicht nur in allen militäriſchen



Fragment aus dem Relief „Die Erstürmung von St. Privat".

Einzelheiten sehr genau entworfen, sondern auch voll Schwung in der Durchführung sind.

Man übersieht leicht, wie getreu bei den Zinnsoldaten, die aus guten Fabriken hervorgehen, die Uniformen wiedergegeben sind. Soweit es die Kleinheit der Figuren erlaubt, werden alle Details, auch

Reitersmann aus dem 30jährigen Krieg.

in der Ausrüstung und Bewaffnung, berücksichtigt, und zwar nicht nur bei den deutschen, sondern auch für die ausländischen Truppen. Die Erfahrung lehrt, daß die Kinder in dieser Beziehung merkwürdig strenge Beurteiler sind —

Gruppe aus „Wallensteins Lager."

wer als Kind gern mit Soldaten spielt, beschäftigt sich meist auch sonst mit dem lieben Militär und weiß oft überraschend gerade in den Einzelheiten der Uniformierung Bescheid.

Die Vorlagen werden auf zwei starke Schieferplatten, Vorder- und Rückseite ganz genau korrespondierend, umgezeichnet und derart ausgraviert, daß die beiden Platten aufeinander gelegt, die Gußform ergeben; selbstverständlich wird dabei eine feine Gußrinne von einem Teile der Figur bis zum Plattenrand mit eingraviert. Nachdem die vertieften Partien der Platten zur Erleichterung des Gusses mit Ruß geschwärzt und die Platten zusammengefügt sind, wandern sie an den Gußtisch, in dessen Mitte über einem gleichsam ewigen Feuerchen der Tiegel mit der flüssigen Metallmischung — Zinn und mehr oder weniger Blei, oder auch bei den ganz billigen Sorten: Blei und mehr oder weniger Zinn — bereit steht. Ein Griff mit der Kelle in die glühende Masse, und der geübte Arbeiter hat die Form gefüllt; der Guß erkaltet sehr schnell, die Platten werden voneinander gelöst,

Mit Beute heimkehrender Musketier aus „Wallensteins Lager."

Fahnenjunker aus „Wallensteins Lager."

der kleine Zinnsoldat fliegt im schimmernden Silberglanz seiner unbefleckten Reinheit auf einen ganzen Haufen Kameraden, an dem schon eine geschickte Frauenhand thätig ist, den von der Gußrinne herstammenden Ansatz, den Grat, abzubrechen, kleine andere Unebenheiten auszuputzen oder, wenn die Gußfigur, wie z. B. bei Lafetten oder Wagen, flachlinig gegossen ist, sie in die richtige Form zusammenzubiegen.

Der standhafte Zinnsoldat kommt, wie andere Erdenkinder auch, unbekleidet zur Welt oder trägt doch wenigstens nur die Konturen seiner Gewandung

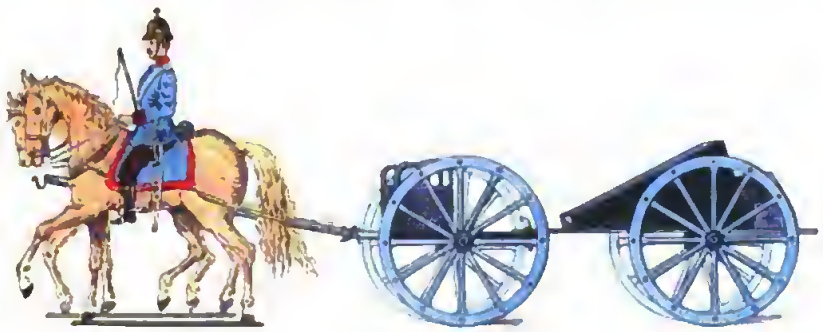
vorgezeichnet. Aber es iſt ſchon alles für ſeine Uniformierung vorbereitet. In ganz Nürnberg verteilt ſitzen die Schneiderinnen bereit, ihn mit Farben und Pinſel „anzuziehen“. Das geht noch fixer, als das Einkleiden der Rekruten auf der Kompaniekammer. Es wird immer gleich eine ganze Reihe Krieger auf ein Stäbchen befeſtigt, die Schneiderin hat eine Anzahl Schälchen mit verſchiedenen Farben vor ſich, und nun paßt ſie den jungen Männern ihre Uniform auf den Leib — im Handumdrehen, ſozuſagen, iſt die Korporalſchaft fertig, und dank der großen Übung ſitzt die Uniform ſofort ſo tadellos, daß auch der ſtrengſte Kommandeur bei der Muſterung nicht Fehl noch Tadel finden könnte. Man hat mir geſagt, daß die Nürnberger Arbeiterinnen in einem Tage bequem eine Armee von 100000 Mann bekleiden könnten.

Grenadier aus der Zeit Friedrichs des Großen.

Die geſchilderte Arbeitsmethode trifft hauptſächlich auf Flachfiguren zu, bei den vollen, körperlich ausgewachſenen Soldaten ändert ſie ſich ein wenig. Aber die flachen Figuren beherrſchen ja auch den Markt; die Rundfiguren — ſo hübſch ſie zum Teil ſein mögen — ſind zu teuer und nehmen nicht nur beim Spiel zu viel Raum ein, ſondern auch in ihren Kaſernen: den Schachteln und Kiſtchen nämlich, in die ſie verpackt werden. Für den Umfang dieſer Schachteln, die faſt ausnahmslos aus der induſtriereichen Umgegend von Sonneberg in Thüringen kommen, iſt die Größe der Soldaten maßgebend. Der Fabrikant unterſcheidet dabei meiſt zwiſchen der Nürnberger und zwei Berliner Größen; bei jener mißt der Infanteriſt 30, bei dieſen 40 und 50 Millimeter — den Berlinern ſcheint alſo das Gardemaß vorzuſchweben. Nebenbei bemerkt, fertigt allein die Fabrik von Heinrichſen 4—5 Millionen Stück Soldaten im Jahr, und es koſtete im Engrospreis die billigſten das Gros (12 mal 12 Schachteln, 1440 Figuren) etwa 6 Mark; bei den teuerſten aber erhöht ſich der Preis für die gleiche Anzahl bis auf 180 Mark. Es gibt eben auch hier wahrhafte Elitetruppen.

Ulan und Huſar.

In alle Welt, ſagte ich, gehen die Nürnberger Zinnſoldaten. Der Export iſt in der That ſehr bedeutend — am bedeutendſten dann, wenn irgendwo auf unſerem Planeten ein Krieg entbrannt oder ſoeben beendet iſt. Zur Zeit freilich, hat man mir geſagt, iſt, abgeſehen vom deutſchen Bedarf, der Rußlands am ſtärkſten. Merkwürdigerweiſe kaufen die Ruſſen aber trotz der fränkiſchen Allianz nur ſehr wenig franzöſiſch uniformierte Kriegsleute, während umgekehrt die Franzoſen viele ruſſiſche



Feldſchmiede.

Soldat der Feldbäckerei.

Ordonnanz zu Rade.

Engliſcher Kolonialſoldat.

Truppen beſtellen. Es iſt das wohl ein ganz charakteriſtiſches Zeichen, ein guter Gradmeſſer für die gegenſeitige Liebe, und vielleicht dürfte es ſich empfehlen, daß die Diplomaten Europas ſich von Zeit zu Zeit bei dem Zinnſoldatenmann in Nürnberg über die politiſchen Konſtellationen auf unſerem Erdteil Auskunft holen.

Bemerkenswert erſcheint mir in der gleichen Richtung, daß in neueſter Zeit in unſerem Vaterlande die Matroſen und Seebataillöner eine hervorragende Rolle ſpielen und auch kleine Kriegsſchiffe viel verlangt werden. Vielleicht klingt gerade in unſerer lieben Jugend das Kaiſerwort am ſtärkſten nach von Deutſchlands Zukunft, die auf dem Meere liegt. Ein tiefer Sinn liegt ja bekanntermaßen oft im kindiſchen Spiel — jedenfalls iſt die Jugend heut entſchieden für die Flottenverſtärkung.

Nun darf man aber nicht etwa denken, daß nur dieſe liebe ſpielfrohe Jugend dem ſtandhaften Zinnſoldaten huldigt. Im Gegenteil, der Brave hat viele, ſehr viele erwachſene Freunde. Unter den regelmäßigen Abnehmern des Herrn Heinrichſen ſind faſt alle Stände vertreten. Manch alter penſionierter Offizier ſammelt heimlich Zinnſoldaten, exerziert, in ſchönen Erinnerungen ſchwelgend, mit ihnen, oder er ſchlägt gar mit ihnen in aller Stille unblutige Schlachten — eine der größten Sammlungen aber ſoll ein ſächſiſcher Geiſtlicher beſitzen und durch alle Neuerſcheinungen mehren. Wenn dagegen behauptet wird, daß auch der aktive Offizier für das Kriegsſpiel die Zinnſoldaten benutzt, ſo trifft dies wenigſtens für die in der deutſchen Armee eingeführte Form des Spiels nicht zu; bei dieſem dienen je nach den Truppengattungen verſchieden bemalte, nach der Größe der Abteilungen verſchieden große Plättchen zum Markieren.

Franzöſiſcher Infanteriſt.

Franzöſiſcher Reiteroffizier.

Franzöſiſcher Fahnenträger.

Der Zinnſoldat iſt, wie wir ſahen, wenig mehr als ein Jahrhundert alt. Ich ſchätze aber, daß er noch weitere Jahrhunderte ausdauern wird, ſelbſt wenn die internationale Friedensliga Acht und Bann über den kleinen Kerl verhängen ſollte. Dafür iſt er ja eben der ſtandhafte Zinnſoldat — gerade ſo ſtandhaft in ſeiner Art, wie es meines Erachtens die ſtehenden Heere unſerer Tage auch ſein werden, den ſchönſten Abrüſtungsvorſchlägen zum Trotz.

Chineſe.

Der Weihnachtsabend.

Von

Ernst Eckstein.

Mit zwei Zeichnungen von **Werner Zehme.**

(Abdruck verboten.)

Es klingelte. Camilla trat aus dem großen Salon, wo sie, wie alljährlich, die Weihnachtsbescherung aufbaute. Sie öffnete selbst. Es war ihr Mann, der von seinen Krankenbesuchen heimkehrte. Die Uhr neben der Küchenthüre schlug vier.

„Schon zurück?“ sagte sie freundlich. „Geh' nur gleich in dein Zimmer! Und hörst du: strenge Klausur! Du darfst nicht einmal auf den Vorsaal.“

Franz gab ihr lächelnd einen flüchtigen Kuß auf die Stirn und schwenkte nach rechts ab. Er kannte das ja von früher. So lange Camilla mit diesem Aufbauen beschäftigt war, blieben die Kinder in ihrer Kinderstube und er in seinem Arbeitsgemach. Was er selber für seine Frau bestimmt hatte, das stand bereits seit dem Vormittag im Bescherzimmer, — mit Leintüchern verhangen und durch eine große spanische Wand von dem übrigen Raum abgesondert.

Camilla trat wieder in den Salon zurück, wo es noch vollauf zu thun gab. Jeden Moment erwartete sie die Blumen und Blattpflanzen, mit denen sie den Tisch ihres Gemahls künstlerisch einrahmen wollte. Auch an dem reichgeschmückten Tannenbaum hatte sie noch im letzten Augenblick einige Änderungen geplant, die noch nicht fertig waren; ganz abgesehn von dem Kindertisch, der diesmal ganz besondere Schwierigkeiten verursachte.

Während Camilla den Riegel vorschob und dann am Kronleuchter eine Gasflamme ansteckte — denn es begann jetzt langsam zu dämmern — trug das Stubenmädchen den Kaffee und eine brennende Kerze ins Zimmer des Hausherrn. Dies Gemach war von dem großen Salon durch das Eßzimmer und das Wartezimmer getrennt.

Franz schritt ein paarmal gedankenvoll über den großblumigen Brüsseler Teppich. Nach kurzer Frist kam ihm die Luft in dem verschlossenen Raum drückend und dumpfig vor. Er öffnete die Balkonthür und blieb eine Weile vor der eisernen Brüstung stehen. Draußen herrschte ein milder Frost. Auf dem prächtigen Square lag eine dünne Schneedecke. Drüben in der vielstöckigen Häuserreihe, jenseits des Platzes, glänzten hier und da bereits Lichter. Auf dem Bürgersteig hasteten eifrige Menschen, manche mit Paketen beladen, alle in ihren Bewegungen stetig und zielbewußt, als ob heute etwas Besonderes im Werke sei.

Nur da unmittelbar vor dem Nachbarhaus rechts, das einem großen Fabrikbesitzer und mehrfachen Millionär gehörte, schlich ein schäbig gekleideter Arbeiter in etwas scheuer unsicherer Haltung herum. Er sah aus wie ein Mensch, der wartet und späht, der unschlüssig ist und doch wieder mit stets erneuter Hartnäckigkeit zu einem halb schon aufgegebenen Gedanken zurückkehrt. Von Zeit zu Zeit warf er lauernde Blicke auf den Palast des Fabrikherrn, zumal auf den großen Thorweg, dessen steinerne Vorplatte mit der Aufschrift Salve in monumentaler Großartigkeit zu Franz heraufschimmerte.

Was wollte der Mann?

Franz schaute ihm ein paar Minuten lang zu. Dann ward es dem jungen Arzt doch zu kalt in der frostigen Weihnachtsluft. Er trat zurück und schloß die Balkonthür. Es war ja auch gleichgültig. Vielleicht stierte der Bursche nur etwas neiderfüllt zu den behaglich erleuchteten Prunkfenstern empor. Vielleicht erwog er, ob er am heiligen Weihnachtsabend, der die Herzen ja weich macht, bei dem reichen Kommerzienrat betteln solle. Vielleicht auch wartete er auf irgend ein weibliches Wesen, mit dem er in zarten Beziehungen stand.

Franz warf sich in seinen Lehnstuhl, zündete sich an der trübflackernden Kerze eine Havanna an und schlürfte bedächtig die bauchige Tasse leer. Es war ihm seltsam zu Mute. Halb wehmütig, halb freudigerregt. Nun dachte er an die Kinder. Er wollte sie holen lassen und bis zur Bescherung mit ihnen plaudern und spielen. Dann aber fühlte er sich zu abgespannt und erholungsbedürftig. Sein Tagesdienst war seit dem Morgengrauen angestrengter gewesen als je. Mit jeder Sekunde wuchs sein Verlangen nach Einsamkeit, nach Selbstbetrachtung und Sammlung.

Die Cigarre war ausgegangen. Er legte sie auf die Untertasse und holte, die Hände über der Brust gefaltet, schwer Atem. Die Erlebnisse der letzten fünf Jahre zogen vor seinem Geiste vorüber. Und zwar überwog in diesen Erinnerungsbildern unverhältnismäßig das Ernste und Trübe. Noch einmal sah er die bleiche Gestalt seiner teuren Camilla am Sterbebett des ältesten Knaben stehen, der vor drei Jahren so grausam dahingerafft worden war. Noch einmal empfand er die Qual des Augenblicks, da er, fünf Monate später, von einem fröhlichen Ausflug zurückkehrend, die kleine Melitta, sein drittes Kind, kalt und tot fand. Wie heldenhaft hatte sich damals die unglückliche Mutter gebärdet, die mehr um ihn und seine Verzweiflung, als durch den eignen, unermeßlichen Schmerz zu leiden schien!

Es waren traurige Weihnachten gewesen, die damals auf diese furchtbaren Schicksalsschläge gefolgt waren . . . Nur um des kleinen Hans willen, der doch nicht leer ausgehen sollte am Fest der allgemeinen Glückseligkeit, hatte man sich aus seiner bleischweren Niedergeschlagenheit aufgerafft und pflichtgemäß einen Baum geschmückt. Aber trotz der Freude des kleinen Lieblings war es den Eltern unmöglich gewesen, über die maßlose Trübsal hinauszukommen. Ein Druck des Jammers lag über ihren Gemütern, so dumpf und qualvoll, daß beide nur in Gegenwart des jauchzenden Knaben ihre Thränen zurückhielten.

Im folgenden Jahre freilich kam wieder Sonnenschein in das verödete Haus. Die kleine Marie, das jüngste Kind, ward geboren und gewann sich sofort die heißeste Liebe des Vaters.

Der junge Arzt entsann sich jetzt mit greifbarer Lebhaftigkeit aller Einzelheiten aus ihrem ersten Lebensjahr. Aber auch jetzt verweilte er nachhaltiger bei den Sorgen und Kümmernissen als bei den Lichtblicken. Zwei schwere Krankheiten, die nur mit Hilfe der aufopferndsten Pflege besiegt worden waren, drängten sich vornehmlich seinem Bewußtsein auf und erfüllten ihn ganz unlogisch mit einer bohrenden Angst, bis er sich endlich durch einen starken Ent-

ſchluß dieſer beklemmenden Eindrücke entledigte.

Er kehrte zurück in die Gegenwart. Eine Zeitlang ſchwelgte er im glücklichen Vorgefühl der Beſcherung. Diesmal war ja die Jüngſte ſchon groß genug, um die volle Feſtfreude mit zu genießen. Das würde ein herrlicher, zauberiſcher, unvergleichlicher Abend werden!

Die Dämmerung ſank draußen tiefer und bleigrauer. Im Zimmer glänzte faſt melancholiſch der trübrötliche Schein der Kerze. Rings umher tönte ein ſeltſames Schwirren und Summen, wie das Zirpen der Grillen an ſchweigenden Sommertagen. Der junge Arzt, von ſonderbarer Ermattung heimgeſucht, ſchloß allmählich die Augen.

Da plötzlich ging mit leiſem Geräuſch die Thür auf. In wallenden weißen Hemdchen traten zwei wohlbekannte liebliche Kindergeſtalten herein. Aber es waren nicht Hans und Marie, ſondern die beiden Toten, Kurt und Melitta, die nun ſo lange ſchon draußen im kühlen Grab ruhten.

Franz begriff nicht, daß er ſo gar nicht über das Unerklärliche ſtaunte. Das war ja augenſcheinlich die barſte Unmöglichkeit. Und doch, ſo zweifelnd er auch zu den teuren Verſtorbenen hinüberſtarrte: es war Thatſache. Wenn er aber nicht ſtaunte, ſo erfaßte ihn deſto unwiderſtehlicher ein ſüßes Weh, eine heiße unermeßliche Sehnſucht, die ihm das Herz zu zerbrechen drohte. Er wollte emporſpringen und den Kindern entgegengehen. Aber er war nicht imſtande, ſich zu rühren. Nur die Arme ſtreckte er weit von ſich ab, als wolle er die Ewigverlorenen inbrünſtig an ſich reißen.

Die beiden Kinder blieben ſtumm in der Nähe des Eingangs ſtehen. Die lieben Geſichter mit den großblickenden Augen und den blühenden Lippen ſahen völlig wie früher aus. Alle Spuren der letzten verheerenden Krankheit waren hinweggetilgt. Ernſt und freundlich ſchauten ſie nach dem Vater hinüber, der ſich vergeblich mühte, ihnen ein ſchluchzendes Wort des Willkomms zuzurufen.

Eine Zeitlang verharrten die Kinder regungslos. Nur mit den langen braunen Wimpern blinzelten ſie wie ſchlaftrunken. Der Knabe hielt ſein Schweſterchen fürſorglich bei der Hand, wie dies bei Lebzeiten ſein Stolz und ſeine Freude geweſen. Das Mädchen neigte den ſüßen Blondkopf zur Schulter herab und ſchaute zuletzt an ihrem Bruder hinauf, als erwarte ſie von ihm die Worte der Aufklärung.

Endlich begann der Knabe mit ſeiner helltönigen Kinderſtimme, die in dem Halblicht des ſtillen Raumes merkwürdig zitterte:

„Wir kommen, um dir und der lieben Mama und den beiden Geſchwiſtern Glück und Segen zum Weihnachtsabend zu wünſchen. Es iſt ſchon ſo gar lange her, daß wir euch nicht geſehen haben. Da hat uns furchtbar nach euch gebangt. Und weil wir ſo innig darum gebettelt haben, ſo kam ein Engel des Herrn und hat uns die Himmelspforte geöffnet. Wir ſind auf dem letzten Strahle der Abendſonne herabgeſtiegen, um noch einmal das alte liebe Haus zu betreten, wo wir ſo oft geſpielt und gelärmt und gelacht haben. Wir wollten euch ſagen, daß wir auch da drüben noch euch gehören und euch in Ewigkeit dankbar ſind für all das Liebe und Gute, was ihr uns auf Erden erwieſen habt. Und wir bitten euch, ja nicht wieder ſo traurig zu ſein wie damals am erſten Weihnachtsabend, wo ihr beide im ſtillen geweint habt, du und die liebe Mama. Denn uns geht es nun wohl, und wir kennen jetzt keinen Schmerz mehr. Sogar die Sehnſucht nach euch iſt wie ein kleiner Hauch, der nur um die Weihnachtszeit ſtärker und heftiger wird. Und deshalb wollten wir fragen, ob ihr's erlaubt, daß wir diesmal, wenn ihr den lieben Geſchwiſtern beſchert, ſtill von einer Ecke aus zuſehen?"

Der kleine tote Kurt ſchwieg. Der Vater aber fühlte wie ihm das Herz krampfte und zuckte vor wildem, heißem Verlangen.

„Kommt doch näher, ihr lieben Kinder!" raunte er zitternd und hob wieder voll Inbrunſt die Arme. „Kommt, ſetzt euch auf meinen Schoß wie vor Zeiten und lehnt eure Köpfchen freundlich an meine Bruſt!"

„Wir möchten wohl," verſetzte die kleine Melitta, „aber wir dürfen nicht."

„Wer unterſagt's euch?"

„Das iſt ein Gebot des Jenſeits," erklärte der Knabe. „Wenn wir uns jetzt wie einſt an deine Bruſt ſchmiegten, dann würdeſt du uns ſo lieb haben, daß uns der Rückweg zu ſchwer fallen würde. Oder du ſelbſt bekämſt vielleicht gar das Verlangen uns nachzufolgen und die Geſchwiſter und die liebe Mama hier auf Erden allein zu laſſen. Der himmliſche Duft, der unſeren

Locken entſteigt, würde dich ganz berauſchen. Es iſt der Odem der ewigen Seligkeit, der uns umweht, und dieſer Odem iſt nicht gemacht für Menſchen, die noch im irdiſchen Licht wandeln. Aber horch! Draußen ſchlägt's von den Türmen ſchon ſechs! Gleich beginnt die Beſcherung. Dürfen wir zuſchauen?"

„Zuſchauen?" rief der Vater in überſtrömender Liebe. „Teilnehmen ſollt ihr von Anfang zu Ende, und die Gaben, die eure liebe Mama aufgebaut hat, mitgenießen, ſolange euer Herz begehrt! Wenn ich geahnt hätte, daß ihr zu dieſem Feſtabend aus euren lichten Höhen herabſteigen würdet, ich hätte wahrlich beſſer für euch geſorgt. O meine lieben Kinder, wie macht ihr mich glücklich!"

Die beiden wandten ſich nach der Thüre.

„Alſo komm, Vater!" ſagte die kleine Melitta ſich umblickend.

Franz erhob ſich. Er konnte jetzt ungehindert und frei dahinſchreiten. Aber der Kopf wirbelte ihm unbeſchreiblich. Auch war ihm zu Mute, als ſpüre er einen leiſen Duft von Cypreſſen und Asphodelosblüten.

Er ſah noch, wie der Knabe die Hand auf die Thürklinke legte. Dann waren die zwei Geſtalten in den wallenden weißen Hemdchen plötzlich verſchwunden — wie in die Erde geſunken. Nur ein flatterndes Wölkchen ſchwebte noch eine Sekunde lang über der Stelle, wo ſie geſtanden hatten.

„War das ein Traum?" fragte er ſich beſtürzt und fuhr ſich mit der Hand über die brennende Stirn.

Aber das dunkle Gefühl, die Kinder ſeien vorausgeeilt nach dem Beſcherungsraum, wollte ihn nicht verlaſſen, obgleich er ſich jetzt wirklich darüber klar ward, daß er im Halbſchlaf eine Viſion erlebt hatte, wie ſie uns ſonſt mit gleicher Lebendigkeit nur bei Alpdrücken heimſucht.

Unwiderſtehlich trieb es ihn nach der Thür des Salons. Er klopfte.

„Camilla!"

„Was gibt's denn?"

„Biſt du fertig? Es iſt ſchon ſechs!"

„Keine Idee! Eben hat's fünf geläutet."

In dieſem Moment erfolgte ein furchtbarer Donnerſchlag. Das Haus wankte in ſeinen Grundfeſten. Das Arbeitsgemach, wo Franz noch eben in ſeinem Lehnſtuhl geſeſſen, war vollſtändig zertrümmert. Die Außenwand und die des Untergeſchoſſes lagen weit über dem Straßendamm. Der Fußboden glich einem grauſig ſplitternden Chaos.

* * *

Wie ſich ſpäter herausſtellte, hatte der lauernde Anarchiſt, den Franz von ſeinem Balkon aus beobachtet hatte, in blinder Wut gegen ſeinen ehemaligen Arbeitgeber, den reichen Beſitzer des prunkvollen Hauſes zur Rechten, ein Dynamitattentat in Scene geſetzt, das die Hälfte jenes Palaſtes in Stücke ſchlug und einen Teil des Nebenhauſes mit ins Verderben riß.

Am Brunnen. Nach einer Aufnahme von W. von Gloeden-Taormina.

Für einen Pfennig Wohlverſtand.

Von

Ernſt Muellenbach.

(Abdruck verboten.)

„Wofern ein Lorcher Bürgersmann
In Sorgen fiel und ſtillen Gram;
Wofern ihn Zweifel überkam,
Den er allein nicht löſen kann:
Da ſoll'n die Nachbarn insgemein
Aufdringlich nicht, doch hilfreich ſein.
Derſelben einer komm' und ſag':
›Nicht länger, Freund, ich's anſeh'n mag, —
Mich dünkt, Ihr keltert gar zu ſchwer.
Sprecht, ob ich Euch willkommen wär',
Und wen ich weiter noch ſoll laden
Zum Nachbarnrat in Euern Gaden?‹
Die der Betrübte dann erwählt,
Drei, vier, auch ſieben wohlgezählt,
Die kehren abends bei ihm ein
Und raten, wie das Ding zu wenden;
Ein Fäßlein guten Lorcher Wein
Wird er zur Sitzung willig ſpenden.

— So war's Geſetz zu Lorch am Rhein,
Und oftmals ſchlug es beſſer ein
Als Pfaffentroſt und Amtsgericht; —
Iſt auch noch ganz vergeſſen nicht.

Und um Lätare ſo geſchah's,
Als ſechzehnhunderteins man ſchrieb,
Daß eine Tröſterrunde ſaß
Dem Schöffen Reichard Bühl zulieb
In des Betrübten Gartenhaus
Beim wohlbeſtellten Abendſchmaus.

Ein Abend war's, wie ſie der März
Dem Bruder Mai wohl ſtiehlt im Scherz,
Sein feuchtes Kleid damit zu ſchmücken,
In Lenzestraum uns zu entrücken.
Tagsüber warm die Sonne ſchien,
Vom glatten Strom zurückgeſpiegelt;
Nun flammt ein Feuer im Kamin,
Doch bleibt das Fenſter unverriegelt.
Ein laues Lüftchen ſpielt herein
Und erſter ſanfter Sternenſchein.
So ruhig rauſcht der Strom herauf;
Wie hingemalt, ſo ſcharf und ſchön
Reckt jenſeits über Rebenhöhn
Die Feſte Fürſtenberg ſich auf. —
Ein Ketzerbollwerk, oft umſtritten.
Calvin und Rom trennt hier der Rhein;
Doch Vorduft friedlich weht inmitten:
Bald kommt der Mai, dann blüht der Wein!
Dem Fenſter nächſt, doch abgewandt,
Beſchäftigt nur mit Trank und Speiſ',
Saß wohlbeleibt ein muntrer Greis,
Herr Jakob Rambaß zubenannt;
Ein wackrer Ratsmann, ſtarker Eſſer,
Und, wenn er Gabel ſtreckt' und Meſſer,
Ganz unbeſiegbar hinterm Glaſe.
Wie Elfenbein ſein Gläţzchen ſchimmert,
Vom roſ'gen Ampellicht beſtimmert,
Und rötlich blühen Wang' und Naſe.

Zur Linken ſitzt mit Schärp' und Schwert
Marx Hilgen, Vogt im Lorcher Amt,
Aus ritterlichem Blut entſtammt,
In manchem Krieg und Sieg bewährt;
Nur heißt's am Hof in Mainz, er ſei
Vielleicht im Glauben etwas frei.
Zur Rechten ſtreicht das Doppelkinn
Mit weißer, weicher Prieſterhand
Des Ortes trefflicher Dechant,
Hochwürden Herr Matthias Sinn.
Dann neben ihm am runden Tiſch
Der Hausherr ſelbſt: noch jung an Jahren,
Mit braunem Bart und braunen Haaren,
Die Züge männlich ſchön und friſch,
Wie eines, der mit Vollbehagen
Des Wohlſtands Bürde weiß zu tragen.
Doch manchmal ſpielt ein Lächeln drüber,
Erzwungen faſt, von fremder Art;
Und der Dechant hat's wohl gewahrt:
„Wart," denkt er, „Freund, dich hol' ich über!"

Ein Nachbar noch und Ratsgenoß
Links von Herrn Marx die Runde ſchloß.
Gar ſchweigſam war er und beſcheiden
Und wie ein Haarſtrich lang und ſchmal.
Der Abendlampe vollen Strahl
Pflegt' er wie heute zu vermeiden,
Saß lieber abſeits am Kamin,

Der wärmte ſeinen Wein und ihn;
Denn, was in Lorch faſt Unnatur,
Rotwein, vom herbſten, trank er nur.
Ein Kapitän war er und Reeder,
Im Leben wie in Sturmeswellen
Still, ernſt und treu den Fahrtgeſellen.
Den langen Joching nannt' ihn Jeder.

* * *

Sie haben abgeſpeiſt. Nach deckt
Der Diener ab, ſetzt den Konfekt,
Bringt friſche Römer, volle Kannen
Und macht ſich leiſen Gangs von dannen.
Sanft lächelnd der Dechant hebt an:
„Nun wär's, Herr Reichard, an der Zeit!
Ihr rieft uns, wir ſind hörbereit:
Friſch denn, was habt ihr auf der Pfann'?"

Woranf Herr Reichard erſt erblaßt,
Dann rot wird, wie ein Mägdlein faſt,
Am Römer nippt, auf Worte ſinnt
Und ſtockt, und endlich doch beginnt:

„Ihr Herrn und Nachbarn, Dank! und gar
Dank Euch, Hochwürden, allermeiſt!
Nun daß ich leere Worte ſpar',
Nenn' ich das Ding Euch treu und dreiſt, —
Vielmehr den Anfang, nicht das Ding — —:
Es war zu Lichtmeß vor'ges Jahr,
Daß zum Geſindemarkt ich ging
Gen Eltville. Denn die Urſel war,
Die Schaffnerin, zu alt und ſchwach,
Nicht mächtig mehr allein der Sach'.
Gut war zu ſelber Zeit der Wein
Gereift, doch minder das Geſinde,
Und wie in Lorch ich keine finde,
Find' ich in Eltville auch nur ein'.
Ich dachte: Hilf, Sankt Theaneſt!
Man nimmt, was juſt ſich kriegen läßt!
Wir wurden eins, und mit mir ging
Die Walpurg —"

„Ei, das ſchmucke Ding,"
Rnft Jakob Rambaß drähnend aus,
„Das Euch ja trefflich Küch' und Haus
In Ordnung hielt?"

Und lächelnd nickt
Hochwürden: „In der Kirche draben
Hab' ich ſie Sonntags gern erblickt
Und nie vermißt, das muß ich loben,
Zumal ſie nie beim Beten ſchlief. . . ."

Den Römer leert Herr Marx: „Auch lief
Sie niemals, dünkt mich, mit Soldaten,
Was leider oft zu Narrenthaten
Und böſen Strafen Urſach gibt.
In Euer Haus ſchien ſie zu paſſen.
Was Teufel, Herr, wenn's Euch beliebt,
Was focht Euch an, ſie zu entlaſſen?"

Herr Reichard ſenkt die Stirn: „Ihr fragt
Mit Unrecht nicht. Denn, wie Ihr ſagt,
Sie war ja ſchmuck und wohlgethan,
Nahm ſich des Dienſtes treulich an,
Und wußte bald ja gut Beſcheid
Und hatte ſtets zu helfen Zeit,
Daß ich am End' dem ganzen Haus
Als Schaffnerin ſie vorgeſetzt.
Denn mit der Urſel war's nun aus, —
Im Kreuzkonvent, dort lebt ſie jetzt,
Kauft' ich ſie ein. — Nun war's doch eigen,
Wie gleich im Haushalt jedes Ding
Manierlicher und beſſer ging,
Seit die Walpurgis führt' den Reigen.
Der Knecht ward höflich, flink die Magd.
Mir ſelber ging's wie dem Geſind:
Wenn ſie mit ihrer Stimme lind
Nur eben guten Tag geſagt,
Fühlt' ich von Herzen mich geſtärkt,
Als hätt' ich Rebenduft vermerkt.
Ich war zufrieden und bewies
Mit manchem Herrenlab ihr dies;
Dann blickte ſie ja ſelig drein,
Als ſchenkt' ich ihr den Zoll am Rhein.
Doch — — ſeltſam wandte ſich's gemach:
Wenn ich ihr recht zu Labe ſprach,
Ward ſie verwirrt und ſtand erſchreckt,
Sah auf den Boden, nach den Wänden,
Als hätt' ich, ſtatt ihr Ruhm zu ſpenden,
Auf böſen Werken ſie entdeckt.
Ich ſann: »Iſt's nur Beſcheidenheit?
Ward ihr wahl gar die Stelle leid?«
Und wie ich's dacht', empfand ich ſehr,
Wie leid mir ſolches ſelber wär'.
Nun traf ſich's auf Dreikönigsmorgen,
Ich ſaß beim Frühſtück ganz allein
Am Ofen warm und ohne Sorgen,
Da trat die Walpurg juſt herein.
Wahl aus der Kirche kam ſie grad,
In ihrem beſten Sonntagsſtaat
Und nach die Pelzkapp' auf dem Scheitel,
Die ich geſchenkt zum neuen Jahr:
Die ſtand zu ihrem lichten Haar
So ausgewählt, faſt wurd' ich eitel.
Ich ſprach: »Walpurgis, hör mich an!
In Lichtmeß iſt nun voll dein Jahr,
Du weißt, daß ich zufrieden war,
Und wie du's allen angethan:
Bleib, wenn du willſt, auf immerdar —«
Und nahm ſie freundlich bei der Hand —
»Ich geb' fünf Gulden mehr aufs Jahr
Und Schuh' und Werkeltagsgewand!«
Sie aber griff mit nichten zu,
Ward blaß und rot in einem Nu, —
»Nein!« ſprach ſie flüſternd wie für ſich;
Zur Thür ſie minder ſchritt als ſchlich,
So zittrig — das Gebetbuch fiel
Aus ihren Fingern auf die Diel'.
Sie hob es taſtend auf und ſprach
Ein Staßgebetlein abgewandt, —
Lang klang es wunderlich mir nach:
Für einen Pfennig Wohlverſtand!«

Nun war ich doch verdroſſen faſt, —
Am meiſten für uns Junggeſellen
Gilt's »Neue Köchin, neue Laſt!« —
Und ſich ſo kindiſch anzuſtellen!
Doch dacht' ich: Laß ſie's überlegen,
Am Ende widerruft ſie's doch.
Will ein paar Gulden mehr ſie noch,
Ich kann's und geb' ihr's, — meinetwegen!

So ſchwieg ich, und ſie wich mir aus,
Kühl, bläßlich wie der Schnee vorm Haus,
Acht Tag' und drüber. Mählich ſchien
Die alte ſie: flink wie 'ne Bien'
Und wie ein Röslein ſtill und froh.
Darauf an Sankt Antoni Tage
Fand Zeit ich's, daß ich nochmals frage.
Doch ſie: »Nein, Herr, 's iſt beſſer ſo,
Viel Dank für alles, — nehmt's nicht krumm,
Zu Lichtmeß iſt mein Jahr herum.«
„Schwer fällt Dir, ſcheint's, der Wechſel nicht!«
Rief ich, vom Unmut übermannt.
Da ſah ſie mir ins Angeſicht,
Daß ich verſtummte wie gebannt,
So traurig war und treu zumal
Der grauen Augen ſanfter Strahl.
Und wie ſie ſchweigend ſich gewandt —
Im Garten war's — und fürder ſchritt,
Wie Seufzerwind im Rohr klang's mit:
»Für einen Pfennig Wohlverſtand!«

Nach klang's im Herzen, und es ſprach
Wohl unbewußt der Mund es nach;
Denn ſelben Tages auf der Jagd
Lacht mich mein Diener an und fragt:
»Ei, Herr, ſcheucht Ihr die Grillen auch
Mit Jungfer Walpurg's Spruch und Brauch?
Wenn ihr ein Ding nicht folgen will,
Wenn ſchon im Zorn ihr zuckt die Hand,
Dann lächelt ſie und flüſtert ſtill:
Für einen Pfennig Wohlverſtand!
Und alles kommt in's rechte Gleis.
Auch morgens ſie dies Sprüchlein ſpricht
Und abends, eh' ſie löſcht ihr Licht.
Sie wähnt wohl, daß es niemand weiß;
Doch lauſcht' ich wohl und prägt's mir ein:
Es muß ein Hexenſegen ſein.«

Ein Hexenſegen! Jäh durchfuhr
Das Wort mich: fänd' ich hier die Spur?
Seltſame Bilder wurden wach
In meiner Bruſt. — 's iſt möglich ſehr, —
Es ſchwant mir ſo und quält mich ſchwer —
Daß ich behandelt ſie danach,
Getadelt, ungerecht geſcholten,
Mit Argwohn gar ihr zugeſetzt,
Was ſie doch keineswegs vergolten,
Geduldig ſchweigend bis zuletzt.
Und als der letzte Tag vergangen,
Sie Lohn und Abſchied ſchon empfangen —
Sie wollte morgen zeitig gehn —
Da — ſchwierig fällt mir's zu geſtehn — —
Da ſchlich ich vor ihr Kämmerlein
Ans Schlüſſelloch und lugt' hinein.

Unabgelegt noch Kleid und Schuh',
Kniet' ſie vor ihrer kleinen Truh',
Ein ſilbern Büchslein in der Hand,
Sie küßt' es oft und ſeufzte ſchwer
Und ſprach, wie Weinen klang es mehr:

»Für einen Pfennig Wohlverſtand!
Hab Dank, mein lieb Großmütterlein!
Schwer fiel es mir, doch mußt' es ſein,
Für einen Pfennig Wohlverſtand!«

Sie ſchwieg: — doch plötzlich, ob ſie's ahnte,
Daß ihr ein Lauſcher nahe ſei,
Ob irgend ein Geräuſch ſie mahnte,
Fuhr ſie empor mit leiſem Schrei,
Und — liebe Herren, mich gereut's,
Bin ſonſt nicht feig — ich ſchlug ein Kreuz
Und ſchlich mich ſacht in mein Gemach.
Dort lag ich bis an Morgen wach.
Als ich dann ſpät vom Sonnenſchein
Erwachte, war Walpurg verſchwunden. —
Es hieß, ſie habe jenſeits Rhein
Gleich einen neuen Dienſt gefunden.

Auch ich fand eine neue leicht,
Der Urſel Schweſter; — na, es reicht.
Im Hauſe geht es wie zuvor,
Eh die Walpurgis kam in's Thor:
Die Magd oft faul, der Knecht zu grob,
Wie überall; — nicht klag' ich drob.
Allein mich ſelber drückt und plagt
Ich weiß nicht was, daß mir die Kraft
Und Luſt zum Werke matt erſchlafft,
Die Muße minder noch behagt.
Mich dünkt, auch Euch, Ihr Herren, muß
Mein Weſen werden zum Verdruß.
Stets wieder fällt mir's ſchreckhaft ein:
Verherten kann's nicht anders ſein.
Doch dieſen Knoten aufzudröſen,
Bin ich zu ungelahrt. Ihr ſeht,
Liebwerte Herr'n, wie's um mich ſteht:
Helft, bitt' Euch, mir dies Rätſel löſen!"

* * *

Herr Reichard ſeufzt, trinkt, ſchaut ſich um.
Die andern ſchlürfen ihre Neigen
Gleichfalls und ſchenken ein und ſchweigen.
Hans Zoching nur erhebt ſich ſtumm,
Blickt lang durchs Fenſter mit Bedacht
Und ſpricht: „'s gibt Regen noch heut nacht!"

Zuletzt begann doch der Dechant:
„Ich war ihr Beicht'ger nicht, doch bin
Ich überzeugt: fromm war ihr Sinn.
Zwar — — alles iſt nur Gott bekannt.
Wie's mit dem Spruch und Büchslein war,
Bekenn' ich frei, — mir iſt's nicht klar.

Anbetung der heiligen drei Könige. Nach dem Gemälde von G. Tiepolo.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Das andre alles unſchwer wär'
Zu deuten naturaliter.
Exempel freilich gibt's von Weiben,
Die einem Haus und Herz beglückten,
Ihn über die Natur entzückten,
Nur um ihn Satan zuzutreiben,
Wenn er kein Glück mehr gnügend fand
Nach jenem, das ſo jäh entſchwand. . . ."

„Doch," ruft Herr Rambaß, „gibt es traun
Exempel auch von Zauberfrau'n,
Die ohne Satansziel und -ſchlingen
Dem, der ſie herbergt, Segen bringen;
Und heimiſch ſind ſie gern am Rhein.
Man nennt ſie Elfen oder Fei'n,
Den Heinzelmännchen nah verwandt — —"

Scharf unterbricht ihn der Dechant:
„Herr Rambaß, das ſind Ketzerei'n,
Nachſpuk vom alten Heidengraus!
Ein Chriſt kennt Hexen, keine Fei'n,
Und weiß, der Teufel ſchickt ſie aus!"

Indes die zwei noch ſtreiten fort,
Spricht Junker Marx ſein kräftig Wort:
„Ihr habt, Herr Reichard, fein beſchrieben,
Wie's geht, wenn Leute ſich verlieben
Und ſelbſt nicht wiſſen, daß ſie's thun.
So ging's auch mir in jungen Jahren,
Ganz ohne Hexerei. Was nun
Die Hauptſach' iſt: Ihr wollt erfahren,
Wie's mit dem Spruch und Büchslein ſei,
Und ob ein Zauberſpuk dabei.
Das kann und konnt' Euch alle Tag'
Am beſten doch das Mädel ſagen;
Drum wär's das Nächſte, zu erfragen,
Wo die Walpurgis ſtecken mag?"

Sie ſchau'n ſich an, und jeder meint,
Daß dies auch ihm das Nächſte ſcheint.
Ja, wo? Sie raten kreuz und quer.
Gelaſſen ſpricht's vom Fenſter her:

„Wenn ſie ſich Walpurg Roſen ſchrieb, —
Die ſitzt zu Bacharach im alten
Verließ. Es heißt, ſie ſei ein Dieb,
Und morgen wird Gericht gehalten."

Vom Seſſel fährt Herr Bühl, erblaßt,
Als ſäß' der Tod bei ihm zu Gaſt:
„Und das habt Ihr nicht eh'r geſagt?!"

„Ihr habt nicht eh'r danach gefragt,"
Spricht Zoching ruhig, ohne Hohn.
„Auch weiß ich's ſelber erſt ſeit heut,
Paul Hamm aus Boppard ſprach davon,
Der neben mir ſein Schiff vertäut.
Ihr wißt, ich bin im Reden ſchwach
Und langſam; lieber hör' ich zu
Und d'nk' — auch das geht langſam — nach.
Nun weiß ich, wo Euch drückt der Schuh;
Beliebt's, fahr' ich Euch morgen gern
Gen Bacharach. Man kennt Euch dort
Und von Gewicht iſt Euer Wort.
— Ihr fahrt doch mit, Nachbarn und Herrn?
Mir ahnt, ſie wird nicht ſchuldig ſein."

Wenn Zoching ſpricht, dann ſpricht er gut. . .
„Sie kann's nicht ſein! — Herr Reichard, Mut!
Was fällt den Bacharachern ein?! —
Wir fahren mit! —" Die Römer klingen:
„Zu gutem Rat ein friſch Gelingen
Und frommer Saat ein froh Gedeihn!"

Und nichts von Hexen mehr und Fei'n.

* * *

Zwei Fürſten herrſchen angeſtammt
Im Bacharacher Oberamt,
In den vier Thalen, wie man's heißt:
Der Kurfürſt Pfalzgraf und der Wein.
Doch überwiegt des Weines Geiſt,
Dieweil er ſelbſt im Lande wohnt
Und Gold und Silber bringt herein,
Der Kurfürſt fern am Neckar thront.
Nur wer im Weingeſchäft reell
Und unter Kennern gilt als Licht,
Kommt hier zu einer Ratsherrnſtell'
Und ſitzt als Schöffe zu Gericht.
Müßt' ich jetzt Walpurg Roſen ſein,
Bedrängt von Schmach und harter Straf',
Mir wär's ein Troſt und Hoffnungsſchein,
Daß juſt zu Bacharach mich's traf.
Zwar düſter iſt der Saal, ſogar
Der Tiſch verhängt mit ſchwarzem Tuch,
Und ſchwarz darauf das Bibelbuch
Und ſchwarz des Richters Amtstalar,
Doch weht ein Duft vom Ratsweinkeller
Manchmal herauf; dann werden heller
Der Schöffen falt'ge Amtsgeſichter,
Und wie ein Onkel fragt der Richter.

Im Hintergrund viel Hörer ſtehn,
Herr Reichard auch und ſein Geleit,
Doch von Walpurgis ungeſehn, —
Die lehnt vorn an der Sünderbank,
Und vor ihr auf dem Tiſch gereiht
Liegt Linnen, Goldſchmuck blink und blank, —
Das fand man all in Walpurgs Truh',
Doch ihrer Frau gehört es zu.

Der Frau thut's leid. Nie hätte ſie —
Schier weinend ſagt ſie's — nur im Schlaf
Geträumt, daß eine Diebin die,
Die ſich ſo ſittſam gab und brav.
Auch als die Sachen fortgekommen,
Hat ehr in Argwohn ſie genommen
Babettchen, die ſchon ſieben Jahr
Ihr dient und ſtets die Frömmſte war,
Die Sonntags nur in Schwarz zu ſehn

Und Pſalmen ſingt beim Schlafengehn.
Nur daß ſie nicht parteiiſch ſchein',
Sucht' beider Truhn zugleich ſie durch; —
Babettchens Truh' war ſündenrein,
Das Diebsgut fand ſich bei Walpurg.
Noch hätte faſt der falſchen Magd
Die gute Frau den Raub verziehn,
Stillſchweigend nur ſie fortgejagt;
Doch — unverſchämt! — ſie leugnet ihn!

Ein Silberbüchschen lag dabei,
Ein Biſambüchslein, wie's zu ſchau'n
Am Gürtelſchmuck der Edelfrau'n,
Das, ſagt die Dirn', ihr eigen ſei.
Auch wollte ſie ſich nicht bequemen,
Es auszuliefern, bis zuletzt
Man ihr's gewaltſam mußte nehmen; —
Da, vor dem Richter, liegt es jetzt.
Sie ſtahl's vielleicht bei andern Leuten.
Doch gibt Babettchen zu Vermerk:
Ob's auf papiſtiſch Hexenwerk,
Auf Diebrszaubrr nicht zu deuten?
Denn heimlich hat ſie oft geſehn,
Wie's die Walpurgis fromm beſtaunt
Und rinen Spruch dazu geraunt, —
Den konnt' ſie aber nie verſtehn.

— Herr Reichard hebt die Hand und bricht
Die Ordnung faſt. Ein weiſ'rer Mann,
Der Richter, winkt ihm ab und ſpricht:
„Nun, Inculpata, kommt heran!
Was iſt's mit dieſem Kleinod, ſprecht?
Verhehlt uns nichts! Es geht ums Recht!"

Beſcheiden trat ſie vor und ſtand,
Gar hold im ärmlichen Gewand,
Wie Unſchuld heitren Angeſichts
Dem Frager ſteht: „Ich habe nichts
Zu hehlen, wie ich nichts entwandt.
Als Erbgut und als Segenspfand
Ließ mir's die Ahn', die mich erzog
Und ſicher, ſterbend, nicht betrog.
Drum, ſchließt es ein Geheimnis ein,
So wird es doch nichts Böſes ſein.

Mein Vater Martin Roſen war,
Der Hauptmann einer Reuterſchar,
Die lag zu Bonn in Garniſon
In Kurfürſt Grbhards Dienſt und Lohn.
Doch als der Fürſt vom Papſttum wich,
Mit der Äbtiſſin ſich vermählte —
Die Chronik beſſer Euch's erzählte,
Klein war ich, kaum entſinn' ich's mich, —
Da gab es Krieg, er ward vertrieben.
Mein Vater iſt im Kampf geblieben;
Die Mutter ſtarb in Not und Gram;
Die Ahne doch mit mir entkam
Durch Wintersmühn und Kriegsgefahr
Gen Eltville, wo ſie heimiſch war,
Kirchſtuhl und Armenrecht brſaß.

Im Pfründnerhäuschen vor der Stadt
Sie nähte, ſpann, — wir wurden ſatt,
Gott ſeiner Armen nicht vergaß.
Zur Schule hat ſie mich gethan;
Was man im Haus braucht ab und an,
Hat ſie daheim mich treu gelehrt.
Als Kochfrau half ſie manchmal aus
Bei Hochzeit, Tauf' und Reueſchmaus —
Denn ihre Kochkunſt war geehrt; —
Da lernt' ich denn ein wenig auch
Vornehmen Haushalts Koſt und Brauch.
Ich wuchs heran, — ihr Lebenslicht
Nahm langſam ab, — noch merkt' ich's nicht.
Doch auf Dreikönigen vorm Jahr
Sprach ſie: »Nimm meiner Worte wahr,
Walpurg! Ich mein', es naht die Zeit,
Da Gott mich ruft zur Ewigkeit.
Dann mußt du für dich ſelber ſtehn,
Als Magd zu fremden Leuten gehn.
Bleib fromm und ehrlich, wie du biſt!
Doch mächtig die Verſuchung iſt;
Drum nimm dies Silberbüchschen hin:
Ein ſeltner Zauber liegt darin.
Früh, wenn zur Arbeit auf du ſtehſt,
Spät, wenn du müd zu Ruhe gehſt,
Dann nimm dies Kleinod in die Hand,
An Gott und deine Todten denk',
Sprich: Herr, was ich bedarf, mir ſchenk'!
Für einen Pfennig Wohlverſtand!
So wird dir leichter all dein Thun,
Sanft nach dem Tagwerk wirſt du ruhn.
Auch wird's von ſondrer Wirkung ſein,
Prägſt du dir recht dies Sprüchlein ein
Und beteſt oftmals es im Innern
Und denkſt, woran's dich ſoll erinnern.
So wenn, wie's oftmals ja geſchieht,
Ein Werk, ein Kunſtſtück dir mißriet,
Mißmut und Zorn dein Herz vrrſtockt;
Wenn Sinnenluſt dich reizt und lockt;
Wenn dir erträumtes Glück zerrinnt,
Die Schwermut düſter dich umſpinnt:
Beſinn dich, ſprich nur kurzer Hand:
Für einen Pfennig Wohlverſtand!
Und ſei getroſt und thu das Dein' —
So wird der Zauber wirkſam ſein.«

So ſprach, die mir dies Kleinod gab.
Im ſelben Mond ſank ſie ins Grab.
Nach Lorch als Magd ich mich verdang.
Mild war mein Herr, geduldig ſehr;
Mich ſelber quält' es um ſo mehr,
Daß anfangs mir ſo viel mißlang.
Doch half mein Sprüchlein mir und Hort,
Und mählich kam ich recht ins Gleis."

Der Richter nickt und lächelt leis.
„Weshalb denn aber gingt Ihr fort?"

Verwirrung färbt ihr Angeſicht.
„Weil — weil — — um Böſes war es nicht. . ."

Sie ſtockt in ſüßen Schreckens Bann —
Herr Reichard Bühl ſteht neben ihr
Und ſchaut ſie innig fragend an.

Der Richter ſpricht: „Ihr wünſchtet hier,
Herr Reichard, Zeugnis abzulegen;
Gericht und Recht iſt nicht dagegen.
Die Jungfer hat bei Euch als Magd
Gedient, ein Jahr: was könnt Ihr ſagen
Von ihrem Weſen und Betragen?"

„Wenn ich das ſo bei kleinem ſagt',
Ihr Herr'n, zu lang wär' der Bericht
Und ſchien Euch wohl ein Lobgedicht.
Doch faſſ' ich's all in einen Kern:
Dem Haus erſtrahlt ein guter Stern,
Das dieſe Jungfrau tugendſam
Zur Herrin, nicht zur Magd bekam.
O möcht' es doch das meine ſein!
Führt' ich noch einmal dich hinein,
Vereint mit dir durch heil'ges Band,
Walpurgis!"
Doch ſie wich zurück:
„O Gott ... es kann nicht ſein ... das Glück ...
— Für einen Pfennig Wohlverſtand!"

Nun war's nicht bloß des Weines Duft
Und Faßgeroll aus Kellergruft,
Was heimlich ſchmunzeln ließ den Richter.
Doch faßt er ſich, und würdig ſpricht er:

„Dies Zeugnis ehrt die Jungfer ſehr.
Zur Sache doch! Geſetzt, ſie wär'
Schuldlos, — ſie ſtahl das Schmuckzeug nicht:
Wie kam es denn in ihren Schrein?"

„Mit Gunſt, Ihr Herrn," Marx Hilgen ſpricht,
„Mir ſchwant — vielleicht kann's dienlich ſein —,
Ich ſah ſchon mal vor langen Jahren,
Als wir ins welſche Land gefahren,
Bei einem Juden in Pallanz
Ein Büchschen, ähnlich dieſem ganz, —
Wohl gar dasſelbe. Das beſaß —
Ob das die Jungfer nur vergaß,
Ob ſie's nicht weiß — noch eine Kraft:
Wenn ſein Beſitzer kommt in Haft
Und leugnet, was man ſchuld ihm gab,
So dreh' er nur den Deckel ab:
Dann fährt heraus ein ſcharfer Wind,
Der macht den wahren Thäter blind.
Verſucht's, Ihr Herrn! Gleich wird ſich finden,
Ob ſie, ob ſonſt wer muß erblinden."

Und: „Thu's getroſt, Walpurgis!" ſpricht
Herr Reichard, „dich gefährdet's nicht!"

Der Richter zieht die Stirne kraus:
„Das ſchmeckt nun faſt nach Hexerei, —
Doch meinethalb! ſo kommt doch 'raus,
Was Wunders an dem Büchschen ſei.
Hier, Jungfer, nehmt!"
Mit feſter Hand
Nahm ſie's. Herrn Reichard ſah ſie an:
„Mein Herr befiehlt's!" Und leiſer dann:
„Für einen Pfennig Wohlverſtand!"
Und dreht.
Aus leerer Höhlung quillt
Ein Biſamduft, ſo ſchwach, — ein Traum
Vom wahren Dufte nur ... da ſchrillt
Babettchens Angſtſchrei durch den Raum:

„Ich that's! Ich that's! Schraub zu geſchwind!
Lieber in's Raſpelhaus als blind!"

Von Glück und Grauen übermannt,
Walpurgis ſchwankt'. Ihr klang's im Ohr:
Gekreiſch, Befehlwort, Jubelchor, —
Dann nichts mehr; all ihr Sinnen ſchwand.
Sie lag, gelehnt ihr Angeſicht
An Reichard's Bruſt, — und wußt' es nicht.

* * *

Wann längs dem Strom auf grauem Stein
Wildroſe blüht und Edelwein,
Noch glutlos mild der Himmel blaut, —
Zu Pfingſten wurden ſie getraut.
Da ward von weiſer Gäſte Zungen
Marx Hilgens Liſt gar hoch beſungen,
Und auch der Ahne frommer Trug.
„Sie hat," ſprach der Dechant, „ganz klug
Geſtützt der Tugend ſchönſte Trauben
Mit — einem Stöckchen Aberglauben. — —"

Und als verhallt der letzte Reigen, —
Die beiden ſchau'n in ſel'gem Schweigen
Vom Fenſter dort im Gartenhaus
In roſ'ge Abendpracht hinaus, —
Da ſchallt und wallt ob Strom und Thal
Der Lorcher Glocken Maichoral. ...

Die Lorcher Glocken läuten voll
Allabends eine Stunde lang,
Solang' die Reben blühn im Mai'n;
Das iſt der Kirche Dank und Zoll,
Für Winzers Mühn, ihr Weihgeſang,
Und wogt ſo weich und ſchallt ſo rein
In Walpurg's Traum...
Sie flüſtert leiſe:
„O all dies Glück, verdien' ich's dann?
Was thörte dich, du trauter Mann,
Daß ſich dein Herz die arme Waiſe,
Zur Herrin ſich die Magd erkor?"
Da hält er liebend ſie umſpannt
Und wiſpert lächelnd ihr ins Ohr:
„Für einen Pfennig Wohlverſtand!"

Prinz Louis Ferdinand.

Von

Max Tangenberg.

(Abdruck verboten.)

Eine der ritterlichsten Erscheinungen des nachfridericianischen Preußens und eine in dürrer und schwungloser Epoche von echter Poesie umstrahlte Persönlichkeit ist Prinz Louis Ferdinand von Preußen. Eine Fülle vaterländischer Erinnerungen knüpft sich an diesen Namen und seinen Träger, der, bei Mitwelt und Nachwelt viel mehr verkannt, als bekannt, ein Leben voll unendlichen Sturmes und Dranges, das zu den glänzendsten Hoffnungen berechtigte, durch den Heldentod auf dem Schlachtfelde abschloß. Ihm war damit das tragische Los aller derer gefallen, die vor ihren Augen das herrlichste Ziel sahen, dessen Erreichung aber ihnen ein neidisches Geschick versagt, — das tragische Los aller derer auch, die bei ihren Lebzeiten trotz aller Anstrengungen die Stelle nicht finden können, auf der sie ihre große Begabung segensreich zu entfalten vermöchten. Es war die Misere gerade der Generation in Preußen, in welcher dieser Fürstensohn lebte und starb, daß sie, völlig aufgegangen und sich vergrabend teils in die zersetzenden Ideen des englisch-französischen Materialismus, teils in die reiche Gedankenwelt, welche damals im Blütenalter der deutschen Litteratur von Weimar und Jena aus in machtvollem Bau vor den Augen der Zeitgenossen emporstieg, keinerlei Verständnis mehr übrig hatte für die großen politischen Interessen jener Tage, und daß fast alle die Männer, welche die letzteren scharfen Blickes erkannt, nicht zu der Stelle und zu der Bedeutung gelangen konnten, die ihnen gebührten.

Prinz Louis Ferdinand.
Nach dem Stich von W. Astor.

Und welch eine Fülle von Talenten lag doch gerade in diesem nach fridericianischen Preußen unbenutzt! In dem Preußen, welches dieser regenerierenden Talente doch so sehr bedurft hätte! Da schritt, nur erst von wenigen verstanden und begriffen, Scharnhorst, still und schweigsam eine Welt in sich tragend, als unbekannter Lehrer an der Kriegsakademie durch die Menge; da fand Steins gewaltiger Genius, dem flügelmüden Geschlechte weit voraus eilend, nur erst ein kärgliches Feld der Bethätigung; da lebte, ohne Aussicht auf Verbesserung seiner Lage, weit hinten in einem kleinen schlesischen Neste der ewige Hauptmann Neidhardt von Gneisenau und drillte Rekruten; da gab der kommandierende General in Münster, Gebhard Leb-

recht von Blücher, erdrückt von dem öden Einerlei des Gamaschendienstes, die reiche Fülle seiner unverwendeten und überschüssigen Kraft in nächtelangen Spiel- und Trinkgelagen aus; und da irrte der Edelsten einer, ein märkischer Edelmann, der nebenbei „leider auch Poet" war, Heinrich von Kleist, ausgestoßen aus seinen eignen Kreisen, auf trostlosen Wanderfahrten durch eine kalte, über ihn spöttelnde Welt.

So suchte auch Louis Ferdinand nach dem Platz, der ihm gebührte. Aber während jene, mit Ausnahme von Kleist, ihn endlich fanden, freilich erst nach Jahren voll unendlichen Kummers und Elends, blieb dem Prinzen der heißersehnte Erfolg seines Dichtens und Trachtens versagt, und gerade in den Tagen trat der Tod an ihn heran, als er sich aus stürmischer Gärung zu innerer Läuterung und Festigung des Charakters durchgerungen hatte.

Eine Jugend voll Sturm und Leidenschaft lag hinter ihm. Friedrich Louis Christian, als Sohn des jüngsten Bruders Friedrichs des Großen, des Prinzen Ferdinand, dessen Namen man später seinem eigentlichen Namen Louis hinzufügte, am 18. November 1772 geboren, war ganz nach französischen Grundsätzen erzogen worden, wie sie damals an allen Fürstenhöfen üblich waren. Schon frühe traten bei dem reichbeanlagten, aber eigenwilligen Knaben alle jene Fehler hervor, welche ihm später verhängnisvoll werden sollten: ein unbeugsamer Trotz, eine zügellose Flüchtigkeit, ein Haschen nach diesem und jenem, ohne bei dem Erwählten auszuharren, ein feuriges, aber oft maßlos und jäh aufbrausendes Temperament. Die Erziehung selbst ist zudem außerordentlich mangelhaft gewesen; es ist zweifellos, daß der Prinz mit seinen eignen späteren Klagen darüber das Rechte trifft: „Man habe es," behauptet er, „an aller Folgerichtigkeit fehlen lassen, die verschiedensten Methoden an ihm erprobt, unaufhörlich mit Systemen und Hofmeistern gewechselt und die eben getroffene Wahl jedesmal wieder bereut." Mit anderen Worten heißt das: der Prinz wurde sehr bald mit seinen Erziehern, seine Erzieher aber wurden nicht mit dem Prinzen fertig.

Von üblem Einfluß auf ihn, der bereits im Jahre 1789 als Kapitän im Regiment Möllendorf, das in Berlin garnisonierte, in die Armee getreten war, ist auch ein Aufenthalt in den damaligen Mode- und Luxusbädern Spa und Aachen gewesen, wohin er 1791 mit Eltern und Geschwistern reiste. Hier verkehrte er viel mit den französischen Emigranten, welche diese Bäder überschwemmt hatten, und in ihren Kreisen wurde er eingeführt in die Sitte und Sittlichkeit stürzenden Lehren der Philosophie des Jahrhunderts; insbesondere auch wurde ihm die gefährliche Doktrin von der rücksichtslosen Entfaltung der eignen Individualität und dem ungehinderten Sichausleben des eignen Ich — eine Doktrin, für die in dem Staate Friedrichs des Großen nie und nimmer ein Platz war — durch die zügellose Libertinage der Seigneurs des „ancien régime" eindringlich gepredigt. In dem gärenden Gemüte des Prinzen fanden solche Anschauungen über Leben und Lebensgenuß den günstigsten Boden, und in der That wollten denn auch scharfe Beobachter bald nach der Rückkehr nach Berlin bemerken, daß er ein anderer geworden sei und in der äußeren Lebensführung, wie in der Richtung seines Geistes den französischen Prinzen und Herren nachzueifern sich bestrebe.

Auch der im Jahre 1792 ausbrechende Krieg der ersten Koalition gegen das revolutionäre Frankreich vermochte dem Prinzen kein Gegengewicht gegen die einmal aufgenommenen Lehren zu bieten. Um so weniger, als ja gerade die Hauptquartiere der verbündeten Armeen mit Emigranten dicht bevölkert waren, die als unverantwortliche Ratgeber, als Dränger und Treiber gegen ihr eignes Vaterland, sich überall einnisteten und überall ihre Existenz zum Unheil des Ganzen bewiesen. Von einer bei der Belagerung von Mainz erhaltenen Verwundung ließ sich der Prinz in den Armen einer schönen Französin, Frau von Contades, in Mannheim wiederherstellen und wurde — das ist bezeichnend! — ziemlich ungehalten, als ihn der Befehl traf, zur Armee zurückzukehren.

Den Feldzug von 1793/94 machte er in der am Rhein stehenden Armee unter Hohenlohe mit, und hier wurde er bald der allgemein bewunderte und gefeierte Liebling der Truppen. Seine Tapferkeit, sein leutseliges Wesen auch gegen den gemeinen Mann, der bestrickende Zauber, der von seiner Person ausging, gewannen ihm im Fluge aller

Herzen und, was mehr war, bewahrten sie ihm auch. Freilich war gerade die Armee am Rhein nicht der rechte Ort für einen Charakter, wie der des Prinzen war. Hier hatte sich, besonders nach dem Weggang des Königs, eine Art militärischer Republik gebildet, in der gewisse Faktionen deutlich hervortraten. Es gab keine strenge Unterordnung unter den Willen und die Autorität eines einzelnen; hier wollte jeder Stabsoffizier selbst Feldherr sein, selbst ein Urteil haben und diesem folgen, selbständig befehlen und Schlachten schlagen. Schon lange vorher war Louis Ferdinand über die militärische Führung der Preußen in diesem unheilvollen Kriege aufgebracht gewesen und hatte seinem Groll wiederholt in scharfen Worten Luft gemacht. Das that er denn nun um so mehr hier und bezeigte überhaupt ein solches Verhalten, daß er dafür wiederholt, auch vom Feldmarschall Möllendorf, zur Verantwortung gezogen werden mußte. Dagegen empörte sich sein unbeugsamer Trotz um so heftiger, als ihm wohl bekannt war, daß ihm in der Armee Recht gegeben und das von ihm kritisierte Verfahren des Oberkommandos ins Unrecht gesetzt wurde. Eine bedenkliche Gleichgiltigkeit gegen Tadel und Urteil der Vorgesetzten griff in ihm Platz, und wenn er auch bei Bobingen, Edinghofen, Kaiserslautern überall der erste am Feind war, so änderte das doch nichts an der Thatsache, daß solche Elemente, wie der Prinz, in der Armee Friedrichs des Großen notwendig zur Zersetzung des Geistes widerspruchsloser Unterordnung unter den Willen eines einzelnen, wie ihn der Große König zum Heil Preußens wachzurufen und zu erhalten gewußt hatte, beitragen mußten.

Wie weit Unbotmäßigkeit und offener Widerspruch in Louis Ferdinand stiegen und wie wenig er es verstand oder verstehen wollte, sich einem großen Ganzen unterzuordnen, trat aber noch klarer zu Tage, als nach dem Frieden von Basel (1795), über den die ganze Armee sich entrüstete, der Prinz in großer Gesellschaft laut ausrief: Das Heer möge sich weigern, den elenden Frieden anzunehmen, er selbst wolle sich dann an seine Spitze stellen und es von neuem gegen die Feinde führen!

Auf derartige Aufwallungen des Prinzen wird es zu beziehen sein, wenn in jenen Tagen einmal der spätere Generaladjutant Friedrich Wilhelms III., der damalige Major von dem Knesebeck, zu ihm das bedeutsame Wort sagte: „Sie haben einige orleansche Regungen, aber die taugen nicht!“ —

Voll Groll und Erbitterung kehrte der Prinz nach dem Frieden in seine Garnison, damals Magdeburg, zurück, wo er in seinem Landhaus in Schricke im Kreise gleichgesinnter Freunde jene vielberufenen attischen Symposien feierte, in denen er musikalische Wettkämpfe mit dem Klaviervirtuosen Dussek, einem seiner Vertrautesten, ausfocht, während auf der Tafel der Champagner strömte und die Würfel klapperten, die Frauen aber, „auf den Sofas in antiker Freiheit gelagert, scherzten, entzückten, hinrissen“.

Doch bald schon wurde er zu dem unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig (1796) zusammengezogenen Observationskorps kommandiert, welches dazu bestimmt war, bei dem noch immer währenden Kriege der Franzosen mit dem Deutschen Reiche eine Demarkationslinie zu bilden und die westlichen und nordwestlichen Grenzen der preußischen Monarchie vor Übergriffen der kriegführenden Parteien zu schützen. Der Prinz kam zunächst nach Lemgo und dann nach Hoya ins Quartier, und hier war es, wo er zum erstenmal mit dem Freiherrn von Stein, damals Oberpräsident der westfälischen Kammern, in persönliche nähere Berührung trat. Stein, welcher die ungewöhnliche Begabung des Prinzen längst erkannt hatte, richtete ernste und mahnende Worte an ihn. „Mit jenem großartigen Freimut, wie er nur Stein eigen war, eindringlich und beredt, erinnerte er ihn an die Pflichten gegen den Staat, gegen die Eltern, mit denen der Prinz wegen seiner Lebensführung Zerwürfnisse gehabt, warnte ihn vor der Leidenschaft des Spiels und riet ihm, in der Verbindung mit einer liebenswürdigen Frau das häusliche Glück zu suchen, welches er — der Prinz — selbst in der Familie seiner Schwester, der Prinzessin Luise Radziwill, so sehr verehre.“

Noch aber waren die Tage nicht gekommen, in denen der Prinz solch goldene Worte zu Herzen genommen hätte. Wohl befaßte er sich gelegentlich mit ernsteren Studien, ließ sich die Pflege der Musik, in der er es zu hoher Meisterschaft brachte, angelegen sein und versuchte auch, einige

Zeit still und zurückgezogen zu leben, aber es bedurfte doch erst eines gewichtigeren Ereignisses, um ihn zur Ein- und Umkehr zu bewegen. War doch auch gerade der persönliche Verkehr, den er damals pflegte, ganz und gar nicht dazu angethan, ihm eine solche innere Wandlung nahezulegen! In jener Zeit nämlich, da der Prinz in Lemgo und Hoya lag, besuchte er sehr häufig Hamburg und Altona, wo er in außerordentlich lebhafte Beziehungen zu den dort wohnenden Emigranten trat. Die Gesellschaft war verlockend genug für einen Mann von solchen Gaben, wie der Prinz sie besaß. Waren doch die durch Geburt und Geist glänzendsten Vertreter der alten französischen Aristokratie hier anwesend: Frau von Vaudemont, Larochefoucauld, Montmorency, Caraman, Brétenil und, alle durch Geist und Witz überragend, der Vicomte de Rivarol. Sollte in diesen Kreisen, die die Kunst des Lebens gelernt hatten unter dem ancien régime und die als feinsinnige und freisinnige Schüler und Schülerinnen Epikurs sich über das Leid der Verbannung zu trösten wußten, nicht ein so verwandter Geist, wie der Louis Ferdinands, sich wohl und bald heimisch fühlen? Fand er hier nicht in reichem Maße das, was er nach der Eintönigkeit seines militärischen Dienstes suchte: eine glänzende Ringbahn für seine geistigen Gaben, in der von berufenen Richtern die Preise ausgeteilt wurden?

Wie er in den Häusern der Aristokraten ein- und ausging, so suchte er auch den Verkehr mit deren Gegenfüßlern, den Demokraten. Lebten doch gerade in Hamburg zwei der berühmtesten Männer aus den ersten Zeiten der Revolution, die beiden Lameth, und außer diesen zählte der feine und talentvolle Parandier, der, derselben politischen Richtung, wie die Lameths, angehörig, für einen Agenten der republikanischen Propaganda galt, zu seinem vertrauten Umgang.

Es konnte nicht fehlen, daß dieser häufige Aufenthalt und intime Verkehr eines preußischen Prinzen in den Salons der Emigranten beider politischer Richtungen, der royalistischen, wie der republikanischen, vielfach bemerkt und Veranlassung zu mancherlei Erörterungen wurde. „Der eine", so schreibt Louis Ferdinand selbst, „sagt, ich gebe ein rasendes Geld aus, der andere, ich lebte wie ein Bauer, ein dritter, ich hätte maßlosen Ehrgeiz, andere wieder, ich hätte gar keinen, sei ein wütender Republikaner, andere, ich verkehrte nur mit Aristokraten — es gibt keine Dummheit, die man nicht sagt, und alles ist so widerspruchsvoll, daß es einem leid thut, es zu hören." Zweifellos aber ist, daß man in Berlin ganz und gar nicht mit dem Leben des Prinzen einverstanden war; man klagte — und in diesem Punkte offenbar mit Recht — über Vernachlässigung der militärischen Pflichten, über demokratische Gesinnungen, die der Prinz durch unverkennbare Geringschätzung von Rang und Stand bethätigte, über seine oft taktlosen Spötteleien, über die verschwenderische Lebensweise, die ihn in Schulden verwickelte. König Friedrich Wilhelm III., der Todfeind alles „genialischen Wesens", der inzwischen (1797) den Thron bestiegen hatte, ließ dem Prinzen sehr ernste Weisungen zugehen und befahl ihm schließlich, als Louis Ferdinand jenen Anordnungen nicht nur nicht nachkam, sondern ihnen zum Trotz doch wieder nach Hamburg ging, auf der Stelle in sein Standquartier zurückzukehren und fortan sich von dort nicht mehr zu entfernen. In offenem Ungehorsam gegen den bestimmten königlichen Befehl blieb der Prinz dennoch in der alten Hansestadt.

Da trat die Katastrophe ein.

Im Februar 1800 erhielt der Oberst von Massenbach von dem aufs höchste aufgebrachten Friedrich Wilhelm III. den bestimmten Befehl, den aufsässigen Prinzen „mit Güte oder Gewalt" von Hamburg fort nach Magdeburg zu bringen, wo eine Art gelinden Stadtarrestes über ihn verhängt werden sollte. Massenbach, der dem Prinzen seit dem Rheinfeldzug nahe stand, war, wie sich leicht denken läßt, über diesen ihm zu teil gewordenen heiklen Befehl nicht besonders erbaut, kam ihm aber nach einigem Zögern doch nach. Er begab sich nach Hamburg, und es gelang ihm, nach vielem Hin- und Herreden, wobei es sehr stürmisch zugegangen sein soll, den Prinzen „nicht ohne Schwierigkeit" zu veranlassen, ihm nach Magdeburg zu folgen. „Bitterlich," so erzählt er selbst, „weinte der Prinz, als er sich in der Stadt in den Wagen setzen mußte. Unversiegbar schien die Quelle dieser Thränenbäche zu sein. Auf der zweiten oder dritten Station wurde starker Punsch gemacht. Seine Königliche Hoheit wurde

sehr heiter, sprach mit vieler Heftigkeit über Krieg und Politik, über Bonaparte, den er damals wohl leiden mochte, und schlief endlich ein."

Die leise Ironie, die in dieser Schilderung liegt, scheint Massenbach nicht gemerkt zu haben. Der preußische Staat hat diesem Manne, dem späteren konfusen Strategen von Jena und Auerstedt, nichts Gutes zu verdanken; um so lieber erinnern wir uns deshalb bei dieser Gelegenheit der schönen Worte, welche er in diesen Tagen dem unglücklichen Prinzen zurief; sie sind der Aufbewahrung wohl wert: „Auf dem Wege, auf welchem Sie seit mehreren Jahren wandeln, ist noch kein großer Mann, kein großer Feldherr gebildet worden. Ihre Lektüre ist nicht geordnet, ist Stückwerk, daher sind Ihre moralischen und wissenschaftlichen Grundsätze schwankend und unstet. Sie fliehen die Einsamkeit, und nur in der Einsamkeit reift der Mann, der seinem Vaterland wahrhaft große Dienste leisten und den Ehrgeiz haben will, neben den großen Männern der Jahrhunderte und aller Nationen zu glänzen. Alle edlen Männer des Vaterlandes trauern um Sie, der Sie mit eigner gewaltsamer Hand die Talente, mit denen die Natur Sie ausgerüstet hat, zerstören und sich auf solche Art dem Dienste des Vaterlandes und Ihres Königs entziehen. Welch unglückbringende falsche Philosophie ist es, die Sie antreibt, alle Pflichten, die den Menschen heilig und ehrwürdig sind, mit Füßen zu treten? Ist das die Philosophie der Mark Aurel und Julian, die Sie studiert haben wollen? Treten Sie auf diese Art in die Fußstapfen der großen Männer des Altertums und der großen Männer, welche Ihre eigne Familie aufzuweisen hat?"

Diese Worte fielen auf einen fruchtbaren Boden. Denn das gewaltsame Vorgehen gegen ihn hatte auf den Prinzen doch Eindruck gemacht und eine seelische Erschütterung in ihm bewirkt, die ihn zu einer Einkehr in sich selbst führte. So sehen wir denn bei ihm in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts nach mancherlei seelischen Kämpfen eine Läuterung eintreten, durch die er fähig werden sollte, selbst in den großen Kampf der Meinungen jener Tage einzugreifen und schließlich zu sterben, wie ein Held.

II.

In Magdeburg begann der Prinz nunmehr sich ernsthaften, militär-wissenschaftlichen Studien zu widmen, in seinen Mußestunden pflegte er die geliebte Musik, spielte Klavier, Geige und komponierte auch selbst. Eine ganze Zahl Musikstücke, oft von tiefer und inniger Empfindung, stammt von ihm und vorzugsweise aus jener Magdeburger Zeit.

Auch mit Scharnhorst, in dem er mit dem scharfen Blick des Genius den Meister erkannt hatte, trat er in persönlichen Verkehr. Er legte ihm seine militärischen Arbeiten vor und hatte die Freude, sich von dem unbestechlichen Beurteiler und kargen Lober gelobt und anerkannt zu sehen. Vom Jahre 1800 an wohnte der Prinz, während sein Regiment in Magdeburg blieb, längere Zeit mit Genehmigung des Königs in Berlin und war dort in der Hofkreisen ein gern gesehener Gast, obwohl er dem sittenstrengen Friedrich Wilhelm insbesondere wegen der mancherlei Liebschaften, in die er verwickelt war, wiederholt zu Mißfallen Anlaß gab.

Louis Ferdinand gehörte zu den Männern, die ohne Frauenliebe nicht sein können und durch deren ganzes Leben sich wie ein roter Faden die Neigung zu dem weiblichen Geschlecht zieht. Von allen den Frauen aber, die ihm im Leben ernster oder flüchtiger nahe getreten sind, haben, soweit das äußerlich erkennbar ist, doch nur zwei einen nachhaltigen Einfluß auf ihn ausgeübt: Rahel Levin und Pauline Wiesel.

Rahel, die „liebe Kleine" des Prinzen, die bedeutendste unter den schöngeistigen Frauen des damaligen Berlin, hatte etwas von einer modernen Aspasia, und ihr Haus in der Jägerstraße war der Sammelpunkt alles dessen, was in Berlin die Fahne des Geistes hochhielt. „Nicht schön, aber fein und zart gebildet, von angenehmem Ausdruck," hielt sie hier ihren Hof und übte durch ihren Geist und durch den Zauber ihres Wesens eine Herrschaft über alle, die ihr nahten. Kein Mann und keine Frau von Bedeutung, die nach Berlin kamen, sind an ihrem Hause vorübergegangen, und unendlich waren die geistigen Beziehungen, welche sich von dort aus über das gesamte litterarische und künstlerische Deutschland und weit über dessen Grenzen hinaus spannen. Das Wesen Rahels hatte mancherlei Verwandtes mit dem des Prinzen; auch in ihr

lag eine gewisse Unruhe und Unstetigkeit, auch ihr waren die verschiedensten und reichsten Gaben verliehen, von denen keine zu rechter Entfaltung gelangte, auch sie war im tiefsten Grunde ihres Herzens trotz alles äußeren Glanzes zeitlebens tief unglücklich. Schnell wurde sie die Vertraute des Prinzen; ihr schüttete er sein Herz aus und nahm von ihr Trost und Zuspruch entgegen. Sie selbst schreibt über ihn und ihr Verhältnis zu ihm: „Er war die feinste Seele, von beinahe niemand gekannt, wenn auch viel geliebt und viel verkannt.“ Weiterhin nennt sie ihn mit tiefem Sinn einen „Vielverworrenen“ und beklagt, daß er vor dem Ausmarsch 1805 alle seine Papiere verbrannt habe. Dann fährt sie fort: „Das Menschlichste im Menschen faßte er auf; zu diesem Punkt hin wußte sein Gemüt jede Handlung, jede Neigung der anderen zurückzuführen. Der war sein Maßstab, sein Probirstein in allen Augenblicken des Lebens. Mein Verhältnis zu ihm war sonderbar: beinahe ganz unpersönlich. Obgleich er seine letzte Lebenszeit mit und bei mir zubrachte, von uns zu einander war nicht die Rede. Doch mußt' er mir alles sagen.“

Ganz anders, und sehr persönlich, war des Prinzen Verhältnis zu Pauline Cesar, der bildschönen Gattin des Kriegsrates Wiesel. Dieser, ein kaustischer Sonderling, eine jener „Spottgeburten aus Dreck und Feuer“, wie sie in jenem seltsamen, mit einem ganz eigenartigen, mephistopheliſchen Zuge ausgestatteten Zeitabschnitte sich nicht selten finden, kümmerte sich nicht um den Lebenswandel seiner Frau; Pauline selbst war leichtsinnig und leichtlebig, ihr höchstes Ideal: „sich amüsieren“, ihre Neigungen unbeständig, ihre Bildung kaum eine elementare — nach R. von Gottschalls treffendem Ausdruck ein „weiblicher Naturbursche“, aber von hinreißendem Liebreiz und der anmutigsten Persönlichkeit. Am allerwenigsten aber war sie eine Vestalin. Seit Alexander Büchner die Briefe Louis Ferdinands an Pauline herausgegeben und Ludmilla Assing den Nachlaß Varnhagens veröffentlicht hat, ist man über die Beziehungen beider zu einander nicht mehr im unklaren: es lodert in diesen Briefen die Flamme einer zügellosen Leidenschaft, zuweilen so mächtig, daß, wie Ludmilla Assing sagt, manchmal „der leidenschaftliche Ausdruck alles in der Litteratur Sagbare übersteigt“ und die Herausgeberin bei Veröffentlichung der Schriftstücke manches zu unterdrücken sich genötigt gesehen hat.

Überhaupt war Louis Ferdinand ein bevorzugter Liebling der Frauen. Kein Wunder! Pflegen doch gerade Charaktere, wie er, die Frauen anzuziehen, und noch begreiflicher wird uns das, wenn wir die Schilderung lesen, welche ein Mann von ihm entwirft, der aus ganz anderem Holz geschnitzt war, als der Prinz, und der, einer der markantesten, trotzigsten und selbstbewußtesten Charaktere jener Zeit, sonst an allen etwas auszusetzen wußte: Friedrich Ludwig von der Marwitz. Dieser schreibt: „Er war ein Herr, wie wohl, seit die Welt sich so ganz ins Flache gewendet hat, keiner mehr geboren werden wird. Er war groß, schön, wie Apollo, geschickt in allen Leibesübungen, ein gewandter und dreister Reiter (Marwitz galt selbst als einer der besten Reiter der Armee), einer der stärksten Schläger. Wenn er erschien in der sehr schönen und prächtigen Uniform seines Regiments, mit rotem Kragen, Rabatten und Aufschlägen, goldenen Schleifen mit losen Puscheln besetzt, sei es zu Fuß, sei es zu Pferde, so war es nicht anders, als wenn der vornehmste Herr in der Welt, der schönste, und der Kriegsgott selbst sich sehen ließ. Körperlich und geistig begabt, wie man keinen gesehen, ging er durch die Zeitumstände zu Grunde.“

Wenn ein kühler und ruhiger Beobachter so schreiben kann, so läßt sich denken, wie die lebhafteren Herzen der Frauen dem Prinzen zuflogen. Und nicht bloß der Frauen — auch der Männer. Metternich und Clausewitz, der ihn den „preußischen Alcibiades“ genannt hat, E. M. Arndt, F. Gentz, Johannes Müller, Kneſebeck und Scharnhorst, Blücher und Rüchel, so sehr verschieden sonst in ihren Grundsätzen und Bestrebungen, sind doch alle einmütig in ihrer Bewunderung für einen Prinzen, bei dem sich die Schönheit der äußeren Erscheinung mit einem edlen und hochstrebenden Charakter zu einem unvergleichlichen Ganzen vereinigte. —

Mittlerweile zogen sich schwere Wolken über der Monarchie des Großen Friedrich zusammen.

Wir müssen es uns versagen, in dem engen Rahmen dieser Skizze auf die politischen Vorgänge einzugehen, welche zu der vielberufenen Mobilmachung und der noch

berufeneren Demobilisierung von 1805 den Anlaß gaben. Nur das wollen wir erwähnen, daß die öffentliche Meinung in Preußen, mehr noch das Heer, am meisten aber die Kriegspartei am Berliner Hofe, zu deren hervorragendsten Mitgliedern Louis Ferdinand gehörte, die beispiellose diplomatische Niederlage, welche Preußen damals erlitt, dem preußischen Unterhändler bei Napoleon in Brünn und Schönbrunn, dem Grafen Haugwitz, Schuld gab. Wir wissen heute hinlänglich, daß in Wahrheit der Graf von der ihm zur Last gelegten Schuld freizusprechen ist, und daß die Gründe für sein allerdings auffälliges Handeln nicht in ihm selbst zu suchen sind. Damals aber glaubte man dies und brach in einen Schrei der Entrüstung aus, als Graf Haugwitz nicht, wie er gegangen war, als Schiedsherr über Krieg und Frieden, sondern als Überbringer eines Bündnisses heimkehrte, welches er, um nicht den Krieg bringen zu müssen, mit dem Nationalfeinde geschlossen hatte. Schon vorher war Prinz Louis Ferdinand in einem Briefe vom 23. Dezember in hellen Zorn ausgebrochen: „Als ich erfuhr, daß Graf Haugwitz .... nach Wien gegangen und dort vom 27. November bis zum 2. Dezember geblieben ist .... da habe ich zu meiner Umgebung gesagt: das ist eine Nachlässigkeit oder vielmehr eine abscheuliche Spitzbüberei der Partei Lombard, Beyme und Haugwitz. Ich sagte den Streich vorher .... Kurz und gut, man war nicht entschlossen, Krieg zu führen, oder vielmehr Herr Haugwitz, Lombard, Beyme und ihre verwünschte Partei sind entschlossen, denselben zu hemmen, soviel an ihnen liegt." Prophetisch sagt der Prinz voraus: „Wenn Österreich Frieden schließt, wenn Preußen ihn sich von Bonaparte mehr oder weniger aufzwingen läßt, so ist es aus, wir verlieren den Rest von Ansehen, den wir noch besaßen, und der Rest Deutschlands wird Bonaparte zu Füßen liegen, wie Württemberg, Bayern und Baden." Und noch deutlicher heißt es in der Nachschrift zu diesem selben Briefe: „Statt vorwärts zu gehen, Partei zu ergreifen, eine energische Erklärung zu erlassen, tasten wir behutsam herum und wagen nicht das Wort Krieg auszusprechen, welches jedermann in Berlin mit Entsetzen zu erfüllen scheint. Kann man sich dann noch über das wundern, was sich ereignet? Wir werden den Krieg haben, und anstatt ihn mit Glanz zu führen, wie wir hätten thun können, wird die Last auf uns fallen."

In dieser Stimmung ging der Prinz zunächst nach der Rückkehr von dem vergeblichen Ausmarsch von 1805 nach Magdeburg. Nach Berlin mochte er nicht, er fürchtete, sich in seinem Groll und Zorn zu Unbesonnenheiten hinreißen zu lassen. Erst am 19. April 1806 erschien er zum erstenmal wieder in der Hauptstadt — in der Nacht vom 24. zum 25. April wurden dem Grafen Haugwitz die Fenster seiner Wohnung eingeworfen.

Es ist gewiß, daß Offiziere des Regiments Gensdarmen, die in dem Prinzen ihr Ideal verehrten, die Thäter waren; es ist zweifelhaft, ob der Prinz selbst sich an dem Exzeß beteiligt hat, wie man ihm unterschob. Seiner leidenschaftlichen Abneigung gegen Haugwitz, seiner stürmischen Sinnesart lag ein solcher Streich durchaus nicht fern, und er selbst hat sich, soweit ich wenigstens sehen kann, niemals gegen jene Unterstellung verwahrt. Allerdings trug er sich gerade zu jener Zeit schon mit Absichten und Plänen, die ganz anderer Art waren, als der im letzten Grunde doch recht thörichte Streich des Fenstereinwerfens, und es ist ebensowohl möglich, daß der Ernst und die Weite seiner Gedanken in jenen Tagen ihn abgehalten haben, an dem Lärmen der Gensdarmenoffiziere persönlich teilzunehmen.

Die Absichten des Prinzen und seiner Gesinnungsgenossen liefen auf nichts Geringeres hinaus, als den König durch einen entscheidenden Schritt frei zu machen von dem Einfluß seiner Umgebung, der man allein die Schuld an allem Unheil zuschob.

Es hatte sich damals das Kabinett des Königs, eine lediglich für den täglichen Vortrag beim Monarchen eingerichtete Amtsstelle, der keinerlei Einfluß auf die Regierungsgeschäfte zustehen sollte, zu einer Bedeutung erhoben, welche die Minister mehr und mehr in den Hintergrund drängte. Die beiden Kabinettsräte Beyme und Lombard, durch deren Hände alle Geschäfte liefen, hatten infolge ihres täglichen Verkehrs mit dem König eine Einwirkung auf ihn gewonnen, wie sie mit den ursprünglich rein formalen Befugnissen ihrer Stellung nicht in Einklang zu bringen war: Beyme erschien geradezu als der wirklich leitende

Minister des Innern, Lombard als derjenige des Auswärtigen.

Diese beiden Männer, die man vollständig im Haugwitzschen Fahrwasser segeln sah und die man daher für alles politische Unglück des Vaterlands verantwortlich machte, zu beseitigen — danach strebte die Partei, welche sich in Berlin damals gebildet hatte, eine Oppositionspartei, der so ziemlich alles angehörte, was Thatkraft und Vaterlandsliebe, Mut und Entschlossenheit besaß: Stein, die Seele der Faktion, Scharnhorst, Rüchel, Phull, J. von Müller, A. von Humboldt, nicht zuletzt Louis Ferdinand. Auch die Königin Luise stand diesem Kreise nicht fern.

Es war ein bis dahin in der Geschichte der preußischen Monarchie unerhörtes Vorkommnis, daß gegen den Willen und die Meinung des Königs sich eine Fronde bildete, die nicht etwa, nach einem Schlagwort späterer Tage, aus „Advokaten, Litteraten und Juden" bestand, sondern deren Mitglieder königliche Prinzen, Angehörige der höchsten Militär- und Beamtenkreise waren, und daß diese Fronde darauf ausging, die Ratgeber des Königs, mit welchen er sich umgeben hatte und denen er sein Vertrauen schenkte, aus ihren Ämtern zu entfernen.

Zu diesem Zweck übergab man im Mai 1806 der Königin Luise eine Denkschrift, in welcher die Form der Kabinettsregierung und die Personen der Kabinettsräte einer schneidenden Kritik unterzogen wurden; der Freiherr von Stein war ihr Verfasser. Diese Denkschrift, welche in einer übrigens etwas gemilderten Fassung und unterzeichnet von Louis Ferdinand, Prinz August, dem Prinzen von Oranien, Stein, Phull, dem Minister von Schrötter und zahlreichen Anderen, dem König am 2. September 1806 in Charlottenburg überreicht wurde, erregte den lebhaftesten Unwillen Friedrich Wilhelms. Über den in der preußischen Geschichte unerhörten Vorgang war er aufs höchste aufgebracht, verbat sich jede Einmischung in die königlichen Angelegenheiten und befahl allen Unterzeichnern, soweit sie zum Militär gehörten, sich sofort zur Armee zu begeben.

In der düstersten Stimmung kam Louis Ferdinand bei dieser an. „Ich scheide," so schrieb er der Königin Luise, „mit dem festen Entschluß, mein Blut für den König und mein Vaterland zu vergießen, doch ohne Hoffnung, es retten zu können." Er sah Preußen vollständig umgarnt von den Machenschaften der Haugwitz und Genossen und hielt alle Tapferkeit der Soldaten für unnütz, solange jene Ratgeber des Königs an der Spitze der Geschäfte ständen.

Alle diplomatischen Verhandlungen, den Frieden zu erhalten, waren gescheitert: das eiserne Spiel der Waffen begann. Es ist nicht Aufgabe dieser Zeilen, den Feldzugsplan darzulegen und ihn zu kritisieren: es ist bekannt genug, welch heillose Verwirrung in den entscheidenden Momenten im preußischen Hauptquartier herrschte; das bezeichnendste Wort über den beispiellosen Wirrwarr jener Tage ist das, welches sich damals der gepreßten Seele Scharnhorsts in heller Verzweiflung entrang: „Was man thun müßte, das weiß ich wohl; was man thun wird, wissen die Götter."

Der erste schwere Schlag in diesem unseligen Feldzug fiel auf eine isoliert fechtende Abteilung, auf die Avantgarde, welche Louis Ferdinand befehligte. Wir wollen hier nicht an die vielumstrittene Frage herantreten, ob ein guter Feldherr das Treffen von Saalfeld vermieden haben würde und ob der Prinz überhaupt es noch hätte vermeiden können, nachdem er einmal, über Rudolstadt hinaus, wie ihm befohlen war, vorrückend, in Fühlung mit dem Feinde geraten war. Genug, das Gefecht entspann sich (10. Oktober 1806). Bald zeigte sich die Behauptung von Saalfeld unmöglich. Der tapferste Widerstand nutzte nichts gegen die numerische und taktische Überlegenheit der Feinde; die von Napoleon neu eingeführte Fechtweise, das Tiraillieren, war gegenüber den schweren geschlossenen Linien der Preußen ausschlaggebend, und die Wage des Sieges neigte sich auf Seite der Franzosen.

So gab der Prinz schweren, man darf sagen: gebrochenen Herzens die Befehle zum Rückzug „mit einer Überlegung und Klarheit der Ideen, die mir unvergeßlich bleiben wird," berichtet der Hauptmann von Valentini, der spätere (1813/14) Stabschef Yorks. Ein wildes Getümmel entstand, ein grauenvolles Durcheinander. Von allen Seiten sahen sich die Preußen von den heranrückenden Franzosen überflutet, nirgends war mehr ein Stillstand, nirgends ein Halten. Heldisch bemüht, seine weichenden Truppen wieder

zum Stehen zu bringen, erhielt der Prinz im dichtesten Handgemenge erst einen Säbelhieb über den Kopf, dann einen Degenstoß durch die Brust, dem weitere folgten. Sein Leichnam zeigte dreizehn Hieb- und Stichwunden. — Mit seinem Tode hat er seine Treue gegen sein Vaterland besiegelt und wahr gemacht, was er beim Ausmarsch 1805 an Rahel geschrieben: „Ein Wort gaben wir uns alle“ — nämlich er mit Blücher und Rüchel, mit denen er damals in Erfurt zusammengetroffen war — „ein feierliches, männliches Wort, — und gewiß soll es gehalten werden — bestimmt das Leben daran zu setzen und diesen Kampf ... wenn er unglücklich wäre, nicht zu überleben!“

Wenn man sich auch der schmerzlichsten Empfindung nicht erwehren kann, daß der Prinz sterben mußte gerade zu einer Zeit, in der er eben reif für das Leben und dessen ernste Ansprüche geworden war, so ist es auf der anderen Seite doch wohl in seinem Sinne gesprochen, wenn man es als ein Glück preist, daß er all das namenlose Elend der folgenden Monate nicht mehr mitanzuschauen brauchte: in diesem Elend wäre seine stolze Seele doppelt und dreifach zu Grunde gegangen.

Im Dom zu Berlin, da, wo der gewaltige Begründer des modernen Preußens, der Große Kurfürst, von seinem Lebenswerk ohnegleichen ausruht, hat auch Prinz Louis Ferdinand seine letzte Ruhestätte gefunden. So schlafen sie denn nebeneinander: der große, harmonische, in sich abgeschlossene Geist, der sicheren Schrittes den schwierigen Weg zur Größe emporschritt, und der ringende, kämpfende, glühende, von steter Unruhe verzehrte Geist, der die ewigen Ideale wohl erkannt hatte, dem es aber verwehrt war, den Weg empor zu ihnen zu finden.

Dicht neben ihrer Ruhestätte aber, fast über ihr, solange diese wenigstens im alten Dom war, erhebt sich kühn und gewaltig das deutsche Kaiserschloß. Saxa loquuntur: die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Aus unserer Bildermappe:

Gose und Abzucht in Goslar.
Nach dem Aquarell von Alb. Hertel aus dem Werk: Die alte Kaiserstadt Goslar, Verlag von Franz Jäger in Goslar.

Herrn Meiers Hund.

Von

Charlotte Niese.

Mit acht Zeichnungen von **August Wandlick.**

(Abdruck verboten.)

Fräulein Elfriede von Dornbusch lebte mit ihrem Mädchen ganz allein in einem niedlichen Häuschen etwas außerhalb der Stadt. Sie war eine würdige alte Dame, von der kein Mensch Böses sprach und die sich eine Regel daraus machte, sich nicht um die Angelegenheiten anderer Leute zu bekümmern.

„Denn," pflegte sie zu sagen, „was die anderen thun, das geht mich nichts an. Meistens ist es auch nichts Gutes!"

Das war gewiß richtig: denn die Welt ist nun einmal böse. Und Fräulein von Dornbusch war so stolz auf ihre Grundsätze, daß sie ein klein bißchen eingebildet wurde. Wenn sie die Zeitungen las, in der heutzutage so manche grausliche Geschichten stehen, dann lächelte sie immer mitleidig und sagte eines Tages zu Alwine, wenn die Menschen nur so verständig wären, wie sie, dann würde nicht so viel Schlimmes passieren.

„Abers das Slimme kann ja auch mannichmal von selbstens kommen!" meinte Alwine.

Sie war das Dienstmädchen Fräulein Elfriedens und ein gutes Geschöpf. Allerdings hatte sie den Fehler, daß sie gern tanzen mochte und daß ihr Herz ein leicht entzündliches war. Von der letzteren Eigenschaft wußte ihre Herrin gottlob nichts und hätte sie bei Alwine auch nicht vermutet. Denn ihr waren die Männer ein Greuel, und sie nahm fest an, daß Alwine ihre Ansicht teilte.

„Das Schlimme kommt niemals von selbst!" entgegnete sie jetzt mit Nachdruck. „Wer es nicht aufsucht, dem begegnet es nicht!"

Mit diesen Worten begab sich Fräulein von Dornbusch in ihr Zimmer, um sich zu einem Spaziergange vorzubreiten. Der Arzt hatte ihr Bewegung in frischer Luft verordnet, und heute schien die Sonne so schön, daß es ein Vergnügen war, in ihr zu wandeln.

Es war ein warmer Frühlingstag. Die Vögel sangen, und auf der Straße spielten die Kinder. Fräulein Elfriede hatte nichts gegen Kinder. Sie mußten auf der Welt sein, und wenn ihrer nicht zu viel waren, dann konnten sie gewiß ganz nett sein. Aber ganz nahe mochte sie sie eigentlich nicht sehen. Daher ging sie denn auch heute nicht über die Straße, sondern wählte einen Weg, der sich an einem kleinen Landsee hinzog.

Hier gingen selten Menschen, und hier hätte Elfriede ihren Gedanken nachhängen können, wenn sie dazu den Wunsch verspürte. Aber sie hatte nicht viel eigne Gedanken. Behaglich lustwandelte sie in der Sonne, und wenn ihr hin und wieder etwas einfiel, dann war es nur das Frühjahrsreinmachen und ihr Sofa, von dem sie nicht ganz genau wußte, ob es zum Sommer oder zum Herbst überzogen werden sollte.

Heute war sie gerade zu dem Entschluß gekommen, daß der Überzug vielleicht noch ein Jahr aushalten könnte, als ein Geräusch sie aufschrecken ließ. Ein Hund bellte, eine Kinderstimme schrie laut auf; dann lachte sie, und dazu plätscherte es im Wasser, als ob schon die Badezeit gekommen wäre.

Fräulein von Dornbusch besann sich einen Augenblick, ob sie auch hinsehen dürfte, dann aber mußte sie es doch thun, obgleich sie natürlich, ihren Grundsätzen entsprechend, niemals neugierig gewesen war. Zum Glück sah sie auch nichts, wovor sie sich hätte abwenden müssen: nur ein kleines Mädchen stand bis an die Schultern im Wasser und hielt einen zottigen Pudel an seinem Fell fest.

„Komm, mein Caro!" sagte sie dabei. „Laß dir doch versaufen. Du weißt, daß Herr Meier das will! Komm, mein Caro!"

Aber mein Caro sträubte sich gewaltig. Er machte einen Heidenlärm, stieß das kleine Mädchen um, so daß es ganz unter dem Wasser verschwand, und lief dann aus der

Näſſe gerade auf Fräulein von Dornbuſch zu, um ſich zu ſchütteln.

Sie ſtieß einen empörten Schrei aus, der ihr leider gar nichts nützte. Denn ſie war in wenig Sekunden von oben bis unten beſpritzt, was um ſo ärgerlicher war, als ſie gerade einen guten Frühjahrsmantel trug.

„Welch ſchrecklicher Hund!“ rief ſie entrüſtet und wollte ſich eilig entfernen, als ihr einfiel, daß das kleine Mädchen im Waſſer verſchwunden war.

Sie fühlte nicht gerade den Beruf in ſich, dieſes unbekannte Weſen aus dem Waſſer zu holen, aber ſie wollte doch nachſehen, wie es weiter mit ihr ginge.

Der Pudel war ſchon wieder im See. Dieſes Mal aus freiem Antrieb. Als er von neuem erſchien, zog er das kleine Mädchen an ihrem dürftigen Kleide mit ſich. Sie hatte auch noch nicht die Beſinnung verloren und war nur über und über naß. Ein dünnes Kleidchen klebte an ihrem mageren Körper und ließ ihre Glieder ſcharf hervortreten. Das ſchwarze Haar fiel ihr in das abgezehrte kleine Geſicht, aus dem ein paar dunkle Augen hervorblickten.

Sie hatte ſich auf den Rand geſetzt und ſtrich ſich die Haare aus den Schläfen.

„Du biſt ein greulichen Hund, Caro!“ ſchalt ſie. „Ich ſoll dir verſaufen, und du verſäufſt mir? Was ſoll Herr Meier davon ſagen! Du weißt doch, daß er dir nich behalten will.“

Der Hund hatte ſich noch einmal geſchüttelt. Nun ſetzte er ſich vor die Kleine, die ſeine Henkerin hatte ſein ſollen, und ſtreckte ihr die Pfote hin. Dabei winſelte er leiſe. Gerade ſo, als ob er ſagen wollte, daß es ihm unangenehm ſei, noch nicht in der rechten Stimmung zum Sterben zu ſein. Es war ein ſchönes Tier mit dichtem ſchwarzen Fell und treuen Augen. Elfriede mußte ihn unwillkürlich betrachten und dabei an einen Pudel denken, den ein Bruder von ihr vor vielen Jahren gehabt hatte. Der Bruder war lange tot und der Pudel auch; aber Fräulein von Dornbuſch wurde etwas milder geſtimmt.

„Kind,“ ſagte ſie ermahnend zu dem kleinen Mädchen; „man darf keine Hunde ertränken. Man darf überhaupt nichts Schlechtes thun. Das ſchickt ſich nicht. Geh nun nach Haus und zieh dich um!“

Das Mädchen ſah ſie ſtarr an. „Umziehen?“ fragte ſie. „Was is das?“

„Ein anderes Kleid anziehen!“ entgegnete die Dame.

„Wenn ich das nu abers nich hab? Ich hab man ein Kleid. Mutter hat auch man bloß ein.“

Fräulein Elfriede ſah ſich hilflos um. Sie mochte ſo ungern an unangenehme Sachen, z. B. an die Thatſache denken, daß es Menſchen gibt, die nur ein Kleid haben.

„Hunde darf man nicht ertränken!“ ſagte ſie jetzt halb mechaniſch. „Das ſchickt ſich nicht!“

„Abers Herr Meier hat mich zwanzig Pfennige dafor gegeben, Fräulein! Da mußt ich es doch thun, weil daß Mutter Brot kaufen wollt und wir ſonſten kein Geld hatten. Und Herr Meier hatt auch nix. Vordem hat er uns noch mal was gegeben, weil daß er uns leiden mocht, abers nu hat er kein Verdienſt, weil daß er ſo lang krank geweſen is und ſein Stelle verloren hat. Darum is es, daß er Caro nich mehr ſatt machen kann!“

Die letzten Worte hörte Elfriede nur noch undeutlich, weil ſie ſich eilig auf den Heimweg machte. Sie hatte ein gutes Herz, davon war ſie ſelbſt feſt überzeugt, aber unangenehme Geſchichten mochte ſie wirklich nicht hören.

Recht ſchlecht geſtimmt, kehrte ſie in ihr

Häuschen zurück, das freundlich und sauber nur durch ein Vorgärtchen getrennt, an der Landstraße lag. Hinter ihr her trottelte es leise; sie achtete aber gar nicht auf dies Geräusch, und erst, als sie die Hausthür öffnete und der Pudel eilig an ihr vorüber und auf die Diele lief, merkte sie, daß Herrn Meiers Hund ihr gefolgt war. Sie stieß einen lauten Schrei aus, der ihn sehr zu entsetzen schien. Denn er kroch mit Windeseile hinter einen großen Schrank, der vor einer Mauernische auf dem Flur stand. Dieser Schrank war ein Erbstück und war vor etlichen Jahren von vier starken Männern und mit vielen Unkosten an seinen Platz befördert worden. Wenn er gerückt werden sollte, so kostete das mindestens zehn Mark.

Aber Elfriede dachte auch nicht an das Rücken. Sie rief nach Alwine, die ihr immer alles Unangenehme abnehmen mußte, sagte ihr, daß ein Hund sich hinter dem Schrank versteckt halte, den sie entfernen müsse, und begab sich auf ihr Zimmer, um sich etwas hinzulegen. Sie war sehr aufgeregt und mußte sich beruhigen.

Nach einer Stunde war sie erfrischt, und als sie sich wieder nach unten begab — ihr Zimmer lag oben im Giebel —, da hatte sie das ganze Erlebnis schon halb wieder vergessen. In der Küche hörte sie Alwine lebhaft reden.

„Komm, mein klein Hund; kannst ein büschen Milch kriegen. Scheinst mich ja gräsig hungrig zu sein!“

Stirnrunzelnd trat Elfriede näher. Da stand Herrn Meiers Hund vor einer Schale und trank gierig Milch, während Alwine vor ihm kniete und sein nasses Fell mit einem Tuch abrieb. Beim Eintritt ihrer Herrin sprang sie errötend empor.

„Er war so gräsig hungrig,“ entschuldigte sie. „Und is auch sonst ein manierlichen Hund, gnä Fräulein, kann sitzen und Pfot geben und allens Mögliche. Ich hab'n christliches Mitleid mit ihn gehabt, gnä Fräulein!“

„Ich möchte aber doch nicht Herrn Meiers Hund lange im Hause behalten!“ sagte das Fräulein verdrießlich.

Alwine fuhr etwas zusammen. „Is das Herrn Meier sein Hund? Na, darum is er mich schon so bekannt vorgekommen! Nu, natürlich, das is ja Caro; nu weiß ich Bescheid! Komm, mein klein Caro, kannst noch ein büschen Milch kriegen!“

„Kennst du Herrn Meier?“ fragte Elfriede mißtrauisch.

Alwinens rotes Gesicht wurde noch röter.

„I Gott bewahre, gnä Fräulein, wo sollte ich dem kennen! Wo ich doch niemalen nach die Mannsbilder seh und mir gar nich um ihnen kümmere! Herrn Meier hab ich man bloß auf die Straße gesehen und einmal auf'n Tanzgesellschaft, wo ich in Damenwahl mit ihn getanzt hab! Und ich hab woll an ihm gedach, weil daß er so lang krank gewesen is und sein Stelle verloren hat. Nu wohnt er bei Frau Bruhn, was ein Witwe und furchbar hinter die Männers her is. Was ja greulich is, weil sie doch schon ein gehabt hat und sich genügen lassen könnte. Abers so is es in die Welt. Zwei Kinders sind da auch; Guste und Fite. Fite is vier Jahr und hinkt, weil daß sein Mutter ihm hat fallen lassen, und Guste elf. Sie hat ein Laufstelle bei Buchbinder Petersen und —“

Elfriede zog sich zurück. Gegen die Schleusen von Alwinens Beredsamkeit war sie machtlos.

„Ich will nur, daß Herrn Meiers Hund aus dem Hause kommt!“ sagte sie im Weggehen.

„Nu natürlich, gnä Fräulein, ganz natürlich. Ich bin ja auch nich for die Männers, ganzen gewiß nich!“

Aber am nächsten Tage war Caro noch im Hause. Er lag in der Küche vorm Feuerherd und schien sich sehr behaglich zu fühlen. Als Elfriede ihn mit entrüsteten Augen betrachtete, stand er auf, leckte ihr die Hand, setzte sich auf die Hinterbeine und begann zu tanzen.

„So is er nu!“ sagte Alwine gerührt. „Mich deucht, gnä Fräulein, wir sollten ihm behalten. Ich weiß gar nich, wo mit meine Suppenknochens hin, und gestern gingen hier zwei Handwerksburschen vorbei, die so gräslich nach das Haus luckten. Ich hätt gar nich schlafen können, wenn ich nich gewußt hätt, daß der Hund ins Haus wär!“

Fräulein von Dornbusch wurde nachdenklich. Vor Handwerksburschen hatte sie auch Angst; und obgleich sie überzeugt war, daß nur dumme Leute bestohlen werden konnten, so verschlechterte sich die Welt bekanntlich mit jedem Tag.

Eigentlich mochte sie keine Hunde leiden. Aber als Herrn Meiers Hund von Tag zu Tage blieb, gewöhnte sie sich an seine Gegenwart. Es war auch ein nettes Tier; zuthunlich und anhänglich. Wenn er Fräulein von Dornbusch sah, dann wedelte er sie an oder gab ihr die Pfote; die Katzen hielt er vom Garten fern und hatte auch schon mehrmals wütend gebellt, wenn irgend ein Unbefugter das Haus hatte betreten wollen.

Er erwies sich also als ein verständiger und begabter Hund, und als er vorsichtig anfing, Fräulein von Dornbusch auf ihren Spaziergängen zu begleiten, da duldete sie schweigend seine Gesellschaft. Ans Wasser ging sie übrigens nicht mehr: der Weg war ihr etwas unheimlich geworden.

Allmählich zog denn der Sommer ins Land. Fräulein von Dornbusch freute sich über ihn, wie die meisten Menschen zu thun pflegen. Sie saß in ihrem Gärtchen, arbeitete an den Rosen herum, für die sie eine gewisse Schwäche hatte, und dachte sehr darüber nach, wieviel und welche Früchte sie in diesem Sommer einkochen wollte. Caro schien den Sommer auch zu lieben. Er lief im Garten herum und schnappte nach den Fliegen, die sich auf sein glänzendes Fell setzen wollten. Manchmal verschwand er auf lange Zeit, kam aber regelmäßig zu den Mahlzeiten nach Hause.

Elfriede wunderte sich über ihn. Es war so hübsch bei ihr im Garten, und sie ging jetzt so regelmäßig mit ihm spazieren, daß er wohl zufrieden sein konnte. Aber er schien es nicht. Häufig war er vormittags verschwunden, manchmal nachmittags.

Eines Tages sah seine jetzige Herrin ihn in ein Seitengäßchen der Hauptstraße einkehren. Sie hatte notwendige Besorgungen machen müssen und war zu einer ungewöhnlichen Zeit ausgegangen: da sah sie Caro eilig vor sich herlaufen. Ohne viel Besinnen folgte sie ihm. Sie hatte ihn schon so gern, daß sie wissen wollte, was er vorhatte. Er lief in ein noch schmäleres Sträßchen hinein, das nur aus einem Rennstein bestand, und stieß dann mit der Nase ein Thürchen auf, das zu einem kleinen Schuppen führte. Hier saß ein kleiner Junge auf einem zerbrochenen Stühlchen. Er hatte blonde, sehr unordentliche Locken, und sein Gesicht war schmutzig. Aber seine großen blauen Augen strahlten beim Anblick des Pudels, der ihm das Gesicht leckte und sich dann gravitätisch neben ihn setzte. Das Kind und der Hund spielten nun zusammen. Der Kleine warf mit ungeschickten Fingern einen Ball, und der Hund holte ihn immer wieder, während der Junge vor Freude laut auflachte.

Eine Zeitlang sah Elfriede dem Spiel zu. Sie selbst war niemals sehr für Spielen gewesen, auch nicht als Kind, weil sie so vernünftig gewesen war. Aber ihr kleiner Bruder hatte auch gern spielen mögen, und er hatte gerade so lustig und sorglos gelacht, wie der schmutzige Junge in dem zerbrochenen Stühlchen. Fräulein von Dornbusch dachte eigentlich nicht gern an diesen Bruder. Es war so lange her, daß er lustig gelacht hatte: das Bäumchen, das damals auf sein Grab gepflanzt wurde, war zu einem großen Baum geworden, und der Schmerz, den sein Tod der Schwester verursacht hatte, war vergessen und sollte eigentlich nicht wieder geweckt werden.

Römerin. Nach dem Pastell von Th. Recknagel.

Deshalb wandte sich Fräulein von Dornbusch leise ab und ging denselben Weg zurück, den sie gekommen war. Sie wußte ja nun, wo Herrn Meiers Hund sich herumtrieb, und mehr wollte sie nicht. Aber am Ausgang stand ein kleines Mädchen, das ihr bekannt vorkam und das sie mit freundlichen Augen ansah.

„Oh, gnä Fräulein, haben Sie mein klein Fite gesehen? Is es nich ein süßen Jung, und spielt er nich nüdlich mit Herr Meier sein Hund? Oh, was freu ich mir, daß er jedweden Tag kommt! Da haben Sie ihm woll zu angestiftet! Herr Meier sagt auch, sein Hund is so klug wie'n Mensch!"

„Kennst du mich eigentlich?" fragte Fräulein von Dornbusch, die nicht recht wußte, was sie antworten sollte.

„Nu natürlicherweise!" versicherte die Kleine.

„Wo sollte ich die alte Dornbuschen nich kennen, die jedwederein in die Stadt kennt. Ich hab Ihnen all ümmer leiden mögen. Herr Meier meint, Sie taugen nich viel, weil daß Sie bloß an Ihr Bequemlichkeit denken; abers ich sag, wo Sie so gut gegen sein Hund sind, muß doch was an Sie sein!"

Elfriede sah die kleine Sprecherin starr an. Sie war stets langsam von Entschluß und konnte noch nicht sagen, ob sie sich ärgern oder ob sie lachen sollte.

„Wie heißt du?" fragte sie daher lieber.

„Guste Bruhn!" lautetete die heitere Antwort. Guste schien noch etwas sagen zu wollen, aber die alte Dame hatte sich jetzt entschlossen, böse zu sein, und wandte sich hastig ab.

Sie war wirklich verdrießlich. Heutzutage waren die Kinder auch zu dreist.

Wie sie sich ihrem Hause näherte, kam ein Mann ihr entgegen, der den Kopf zur Seite bog und sie nicht ansah. Er war schlecht gekleidet, und Elfriede achtete gar nicht auf ihn. Nur, als sie ins Haus trat und Alwine ihr mit ungewöhnlich heißen Wangen und sehr redselig entgegentrat, mußte sie an ihre Begegnung denken. Aber als sie Alwine fragte, ob sie Besuch gehabt hätte, und das Mädchen hastig versicherte, keinen Menschen gesehen zu haben, dachte sie nicht weiter über die Sache nach. Die Tage gingen dahin; die Einmachezeit war gekommen und der Zucker plötzlich im Preise gestiegen; der letztere Umstand war so ärgerlich, daß er alle Gedanken in Anspruch nahm.

Dazu kam, daß Fräulein von Dornbusch schon länger auf eine Rente wartete, die ein Neffe von ihr ihr auszuzahlen hatte und deren Zahlung er oft sehr lange hinausschob. Dieses Warten war schon oft vorgekommen, und die Laune der Dame hatte sich dadurch nicht verbessert.

Alwine kannte diese Bedrängnis schon von verschiedenen Wiederholungen her und suchte ihre Herrin zu trösten.

„Das wird noch allens gut, gnä Fräulein. Gnä Fräulein brauchen nich so verdrießlich zu sein; allens wird besser, als man gedacht hat!"

Dabei strahlte ihr Gesicht so, daß Fräulein von Dornbusch sie erstaunt betrachtete. Denn auch Alwine gehörte nicht zu den seltenen Wesen, in deren Gemüt stets die Sonne scheint. Oft war sie sehr verdrießlich und klagte, wie ihre Herrin, über die Schlechtigkeit der Welt. Aber heute übte sie entschieden einen guten Einfluß auf ihre Dame, die mit getröstetem Sinn ihren Spaziergang antrat, auf dem Caro sie begleitete.

In den letzten Tagen war er gar nicht ausgegangen, weil er einen schlimmen Fuß gehabt hatte. Heute aber humpelte er wohlgemut hinter Elfriede her und schien sich gleichfalls des guten Wetters zu freuen. Einige Schritte vom Hause entfernt, lief er voran und wedelte eifrig. Guste Bruhn stand am Rande des Weges und schob einen kleinen Handwagen, in dem Fite saß. Der hielt eine als Puppe verkleidete Kartoffel in der Hand und jubelte laut, als er Caro sah.

Elfriede hatte vorübergehen wollen: nun hielt sie doch den Schritt an, während Guste einen Knix machte.

„Wie fein, daß wir Herr Meiers Hund begegnen, gnä Fräulein! Wir wollten gerad' mal sehn, wie es ihn geht!"

Und beide Kinder streichelten Caro, der sich die Liebkosung ernsthaft gefallen ließ und mit wohlwollenden Augen den kleinen blassen Knaben betrachtete.

„Ist Herr Meier eigentlich noch bei euch?" fragte Elfriede zerstreut.

„Heut' is er gerad' wiedergekommen!" berichtete Guste. „Mannichmal is er da und denn wieder nich. Und Mutter sagt, wenn er ihr kein Geld gibt, denn will sie ihm nich mehr behalten, weil daß wir all

so hungrig sind. Wenn er ein' Stelle oder ein büschen Geld hätt', denn wollt' sie ihm woll heiraten. Abers er hat kein' Stelle und auch kein Geld. Und denn will sie mit ihn in ein ander Stadt ziehen, und Fite und ich sollen ins Armenhaus; abers so weit is es noch nich. Herr Meier hat kein Geld!"

„Deine Mutter sollte für euch sorgen und nicht ans Heiraten denken!" sagte Elfriede empört.

„Aber wenn sie nu Herr Meier furchtbar lieb hat? Und er hat ihr auch lieb, das weiß ich ganzen genau!" sagte Guste eifrig.

Fräulein von Dornbusch ging eilig weiter. Um die Angelegenheiten anderer Leute bekümmerte sie sich grundsätzlich nicht.

Sie machte einen langen Spaziergang und kehrte erst zurück, als die Sonne beinahe untergehen wollte. Caro war ihr gefolgt und ging jetzt vor ihr auf das Haus zu, als er plötzlich die Ohren spitzte, ein leises Winseln ausstieß und, so schnell es sein lahmer Fuß erlaubte, in den Garten lief. Elfriede folgte ihm etwas langsamer. Aus einer Laube hörte sie ein leises Flüstern, ein Lachen und dann ein Geräusch, das dem alten Fräulein das Blut in die Wangen trieb. Sie war in ihrem ganzen Leben nicht geküßt worden, und sie fand es unanständig, wenn andere Menschen sich küssen ließen.

„Wer war hier?" fragte sie Alwine mit scharfem Tone. Das Mädchen kam nämlich mit zerzausten Haaren und sehr rotem Gesicht aus der Laube. Sie stotterte einen Augenblick, dann faßte sie sich schnell.

„Eben geht der Geldbriefträger weg, gnä Fräulein, weil daß er nich mehr warten konnte. Gott, ich hab' mir so gefreut! Sechshundertundfuszig Mark. Abers in 'ne halbe Stunde will er wiederkommen."

Der Geldbriefträger war eine mehr ehrwürdige, als gerade berückende Persönlichkeit, und Elfriedens Aufregung machte einer milderen Stimmung Platz.

Sie machte noch einige Bemerkungen über den unpünktlichen Neffen und begab sich dann in ihr Wohnzimmer. Dort auf dem Schreibtische stand eine alte Kassette, in der sie seit undenklichen Zeiten ihre Schätze an Geld und Silber zu verwahren pflegte. Jetzt war sie schon seit etwa vierzehn Tagen leer, was, wie Alwine behauptete, man ihr ordentlich ansehen konnte. Sie war ihrer Herrin gefolgt und unterhielt sie fortgesetzt: vom Wetter, vom Einmachen, von einem Traum, den sie gehabt hatte, genug, von allen möglichen Dingen.

Elfriede wollte gerade eine Bemerkung über ihre Erregtheit machen, als der Geldbriefträger wieder erschien und die genannte Summe an Fräulein von Dornbusch auslieferte.

Sie wurde gleich in die Kassette geschlossen, und das Fräulein setzte sich befriedigt zu ihrer Abendmahlzeit. Caro lag neben ihr und wartete auf sein Brot, das ihm die Herrin immer zum Schlusse reichte. Mit einem Male stand er auf, schnupperte an der Thüre, die nach draußen führte, wedelte mit dem Schwanze und winselte leise. Nachdem er aber eine Zeitlang gehorcht hatte, legte er sich wieder hin.

Fräulein von Dornbusch beachtete ihn eigentlich nicht. Erst als sie oben in ihrem Bette lag, fiel ihr das Benehmen des Hundes wieder ein, und dann mußte sie an Guste Bruhn denken, die ihr gesagt hatte, Herr Meier sei wieder da. Wie sie darauf kam, wußte sie nicht; aber sie stand auf, ging nach unten, nahm das eben erhaltene Geld wieder aus der Kassette und verwahrte es in ihrer Wäschekommode. Dann legte sie sich wieder hin und wurde erst am nächsten Morgen wach, als sie ein lautes Schluchzen vernahm.

Alwine stand vor ihrem Bette, hielt sich die Schürze vors Gesicht und berichtete unter strömenden Thränen, daß im Wohnzimmer eingebrochen sei. Ein Fenster war eingedrückt, die Kassette war gestohlen.

„Oh, gnä Fräulein, die Kassette —" heulte das Mädchen, „wo all' das Geld ein is! Oh, gnä Fräulein, gnä Fräulein! Abers ich krieg die Diebens; ich krieg ihnen ganzen gewiß!"

Sie war so erregt, daß sie gar nicht auf das Zureden ihrer Herrin hörte und, ohne Auftrag dazu zu haben, auf die Polizei eilte.

Ehe Fräulein von Dornbusch mit ihrer Morgentoilette fertig war, klopfte schon der einzige Polizeidiener des Städtchens an ihre Thüre und fragte mit rauher Stimme nach ihrem Alter. Unten, am eingedrückten Wohnstubenfenster, stand der Bürgermeister und schüttelte mißvergnügt den Kopf, weil er

so früh nicht gestört sein mochte, und vor dem Hause sammelte sich eine Anzahl von Kindern, die gerade in die Schule hatten gehen wollen, nun aber in der Hoffnung, bei Dornbuschens sei jemand ermordet, dem Polizeidiener nachgelaufen waren.

Es war ein sehr unangenehmer Morgen, und ihm folgten noch mehrere. Nicht allein die Kassette, auch eine seidene Tischdecke war gestohlen, und der Bürgermeister wurde sehr aufgeregt. Fräulein von Dornbusch mußte zweimal auf die Polizei, um sich verhören zu lassen, und auch Alwine mußte viele Fragen über sich ergehen lassen. Aber da sie unausgesetzt weinte und immer nur behauptete, die Welt sei zu schlecht, und sie möchte ganz gewiß nicht mehr in ihr leben, so wurde sie kopfschüttelnd entlassen.

Der Bürgermeister schüttelte nämlich beständig den Kopf und sagte, er könne die Geschichte nicht begreifen. Der Polizeidiener that dasselbe. Beide betrachteten stets von neuem das Fenster, das der Glaser neu eingesetzt hatte, und der Bürgermeister trank eine Tasse Kaffee in der Stube, während der Polizeidiener diesen Trank in der Küche zu sich nahm. Den Dieb erforschten sie aber trotz dieser Bemühungen nicht, und von der Kassette wie von der Tischdecke war keine Spur zu entdecken.

Fräulein von Dornbusch war in dieser Zeit sehr unglücklich. Sie mochte nichts erleben; nun mußte sie doch etwas sehr Lästiges und Umständliches über sich ergehen lassen, und ihre Alwine weinte viel. Auf Befragen erklärte sie zwar immer, daß sie sehr an Zahnschmerzen litte, aber wenn sie an den Einbruch dachte, dann wurde sie von neuem wehmütig. Nur der Polizeidiener vermochte sie etwas zu trösten. Er war ein Witwer mit zwei Kindern, und es war noch nicht ganz bestimmt, ob eine Schwägerin ihm den Hausstand führen sollte. Wenn er in der Küche saß und eine Tasse Kaffee nach der anderen trank, dann konnte Alwine schon wieder schwach lächeln. Wenn sie aber allein war, dann seufzte sie ostmal so laut, daß Elfriede es im ganzen Hause hören konnte. Und den Hund Caro behandelte sie nicht mehr gut. Früher war es niemals vorgekommen, daß sich nicht ein Knochen oder irgend ein Speiserest für ihn gefunden hatte. Jetzt war niemals etwas für ihn da, und Caro erschien bei Fräulein von Dornbusch mit so vorwurfsvollem Winseln, daß sie ihn schon öfters selbst hatte füttern müssen.

Eines Abends kam er wieder hungrig bei ihr an. Da öffnete Elfriede die Wohnstubenthür und rief nach Alwine hinüber, sie möge dem Hunde etwas Ordentliches zu fressen geben. Sie blieb stehen und hörte, wie Caro in die Küche lief und das Mädchen auffordernd anbellte. Aber Alwine rührte sich nicht vom Flecke.

„Herr Meier sein Hund geb ich nix mehr!“ hörte Elfriede sie sagen. „Wo Herr Meier so'n falschen Mann is und mir um die Taille faßt und mich'n Kuß gibt, und

wo ich ihn allens verzähle. Von die Kaſſette und von das Geld, das gnä Fräulein denſelbigten Tag kriegen ſoll, und wo die Kaſſette ſteht und allens. Und er küßt mir noch einmal und ſagt, daß er mir leiden mag. Und in die Nacht bellt ſein Hund nich mal! Nee, Caro, laß du dein Betteln man ſein; wenn ich gnä Fräulein wär, denn hätt ich dir all totſchlagen laſſen. Aberſten gnä Fräulein is ja unſchuldig als ein Lamm!"

Sie ſtand jetzt auf und ging mit ſchweren Schritten auf die Diele. Ihre Herrin aber machte leiſe die Thüre hinter ſich zu, ſetzte ſich und verſank in tiefe Gedanken. Einen Augenblick dachte ſie daran, Herrn Meier bei der Polizei anzuzeigen. Dann verwarf ſie dieſen Gedanken mit Schaudern. Sich freiwillig den entſetzlichen Verhören auszuſetzen, fiel ihr nicht ein. Herr Meier mochte die leere Kaſſette und die Tiſchdecke behalten: beides war ihr doch verekelt, und ob er beſtraft wurde oder nicht, war ihr auch einerlei.

Aber Herrn Meiers Hund! Caro kam jetzt wieder ins Wohnzimmer und ſetzte ſich vor Fräulein von Dornbuſch hin. Mit befriedigter Miene leckte er ſich den Bart, was zu beweiſen ſchien, daß Alwine ſich doch hatte erweichen laſſen, und nun gab er ihr zutraulich die Pfote.

Aber das Fräulein ſah kalt an ihm vorbei, und in ihrer Seele keimte ein ſchwarzer Gedanke.

Zwei Tage ſpäter war Herrn Meiers Hund nicht mehr in Elfriedens Haus. Er war als Ziehhund bei einer alten Frau angeſtellt, die Krützfelten hieß und die mit einem Karren, auf dem Gemüſe lag, durch die Stadt zog. Krützfelten war keine beſonders liebenswürdige Dame, und ihre Ziehhunde hatten es ſchlecht bei ihr. Auch Caro hatte nicht mehr das heitere Ausſehen, das ihn früher gekennzeichnet hatte; er ſah vergrämt aus und ſchien immer hungrig zu ſein. Wenn er aber Fräulein von Dornbuſch begegnete oder an ihrem Hauſe vorüberging, dann wedelte er freundlich mit dem Schwanze und bellte ſo freudig, daß manches Herz bei dieſen Freundſchaftsbeweiſen weich geworden wäre.

Aber Elfriede wollte nichts mehr mit Herrn Meiers Hund zu thun haben. Er mußte ſeine, ſie wollte ihre Straße ziehen.

Im Hauſe war es allerdings ſtill geworden. Alwine klagte darüber, und auch Elfriede horchte manchmal nach der Thüre und dachte, ob ſie nicht den Hund hörte. Er fehlte ihr auch bei ihren Spaziergängen. Dazu kam der Herbſt, die Abende wurden länger, und auf den Wegen begannen dürre Blätter zu raſcheln.

Aber Herrn Meiers Hund war doch nichts für Elfriede von Dornbuſch geweſen. Deshalb wollte ſie nicht mehr an ihn, ſondern an das Sofa denken, das nun wirklich überzogen werden ſollte.

Es war ein unfreundlicher Septembertag. Elfriede hatte keinen größeren Spaziergang gemacht, ſondern war um die Stadt gegangen, wie ſie manchmal that, wenn ſie nicht weit gehen mochte. An einem Straßenende lag das Armenhaus, um das ſich ein großes Stück Gemüſeland zog. Hier wuchſen Kohlköpfe und gelbe Wurzeln, Rettiche und große Bohnen, und hier, dicht neben einer Hecke, ſtand Krützfeltens Karren, der mit allerhand ſchönen Dingen reich beladen war. Sie ſelbſt hielt ſich nicht in der Nähe auf. Ihre ſchrille Stimme erklang aus der Ferne,

wo sie sich mit einer anderen Frau über den Preis des Gemüses zu streiten schien. Die Aufsicht über die auf dem Karren befindlichen Schätze hatte sie ihrem Hunde übertragen, der neben dem Gefährt lag und jeden Näherkommenden mit drohendem Knurren begrüßte.

Einige Kinder hatte er schon fortgescheucht; als Fräulein von Dornbusch kam, stand er auf und sah sie freundlich an. Sie blieb neben ihm stehen und betrachtete ihn. Er war schlecht genährt und schlecht gepflegt, aber er leckte ihre Hand und winselte dazu. Dann hob er den Kopf und sah wieder zu seinem Karren hinüber. Als aber Guste Bruhn daneben erschien und eine ganze Schürze voll Äpfel und gelber Wurzeln wegholte, gab er keinen Ton von sich.

„Aber, Kind, du stiehlst ja!" sagte Elfriede entsetzt. „Stehlen darf man nicht!"

Guste antwortete nicht gleich. Sie schien überrascht, die alte Dame zu sehen, und beugte sich zu dem Heckenrand nieder. Dort saß Fite und streckte beide Arme nach einem Apfel aus. Er war jetzt rein gewaschen, und seine blonden Locken waren mit Wasser glatt gekämmt; aber er hatte in seinem Gesicht etwas Verhungertes, das Elfriede mit Unbehagen erfüllte.

„Es ist nämlich, daß wir ins Armenhaus nich ganzen satt kriegen!" sagte Guste entschuldigend. „Da sind so viele Personens, und der Verwalter hat nich recht Geld!" Auch sie schielte gierig nach einer gelben Wurzel, die sie in der Hand hielt, wagte aber nicht, davon abzubeißen.

„Seid ihr denn nicht bei eurer Mutter?" fragte Fräulein von Dornbusch.

Guste schüttelte den Kopf. „Mutter is weggelaufen, und der Pollerzei hat uns aufgegriffen. Ich glaub', daß ich weiß, wo Mutter is," setzte sie geheimnisvoll hinzu. „Abers ich sag' es nich. Herr Meier is auch weg; man gut, daß sein Hund hier is!" Dabei streichelte sie Caros zottiges Fell. „O Gott, was is er gut zu uns, gnä Fräulein. Vordem hatt' Krützfelten einen Hund, bei den konnt' man nich in allergeringsten. an den Wagen kommen; abers Herr Meier sein Hund, der is süß. Nich, mein Caro?"

Und Caro wedelte eifrig und schien durch dieses Lob sehr beglückt zu sein.

„Wenn Krützfelten nur nicht böse wird!" meinte Elfriede schwach.

„Ich nehm' nich so viel, daß sie es merkt," versicherte Guste, „und dann thu ich sie auch mannichmal ein Gefallen. Caro mag so gern weglaufen, ganzen weit in den Wald, und denn kann kein ein ihm wiederkriegen. Ich geh denn nach und ruf ihm, und ich hab ihm noch immer wiedergefunden, weil daß ich weiß, wo er hinläuft!"

„Mehr!" sagte Fite. Er hatte seinen Apfel aufgegessen und blickte sehnsüchtig zu seiner Schwester hinüber.

„Mußt: ‚bitte, bitte!' sagen!" ermahnte diese. „Und denn, Fite, mußt gnä Fräulein sagen, wo auf du dir am meisten freust!"

„Auf Weihnachen!" antwortete der Junge ohne weiteres. Dabei strahlten seine Augen, und er vergaß einen Moment, nach dem Apfel zu greifen, den Guste ihm hinhielt.

„Er freut sich so gräsig," erklärte Guste, „und ich freu mir auch. Weil daß wir doch ein Tannenbaum kriegen, und Fite vielleich ein' Puppe. Nich, mein Fite?"

Der Junge antwortete nicht gleich. Er horchte in die Ferne. Da läuteten die Glocken: — wahrscheinlich, weil jemand gestorben war. Er aber schlug die Hände zusammen und sagte mit strahlendem Gesicht: „Weihnachen!"

Caro begann ängstlich zu bellen, denn die alte Krützfelten näherte sich mit eiligen Schritten. Beide Kinder verstanden sein Zeichen und waren so schnell verschwunden, daß Elfriede sie gar nicht mehr sehen konnte.

Sie selbst ging nachdenklich nach Hause. Seit vielen Jahren war ihr Weihnachten ein lästiges Fest gewesen, das für sie nur Geldausgaben und nichts anderes brachte. Daß man sich aber schon im September auf Weihnachten freuen konnte, war ihr unfaßbar. Es kam ihr allerdings in Erinnerung, daß ihr kleiner Bruder sich beinahe das ganze Jahr auf Weihnachten gefreut hatte. Ja, Kinder waren komisch.

Der Herbst kam nun mit eiligen Schritten. Immer länger wurden die Abende, immer düsterer die Tage. Fräulein von Dornbusch ging noch immer spazieren; als sie aber eines Tages ganz in Gedanken vor dem Armenhause stand, kehrte sie eilig wieder um. Wenn sie an Guste und Fite Bruhn dachte, dann empfand sie immer ein gewisses Unbehagen, und da sie diesen Zustand vor allen

anderen verabscheute, so versuchte sie standhaft, nicht an die Kinder zu denken.

In ihrem eigenen Hause war es ihr auch nicht ganz gemütlich. Alwine zeigte sich von großer Zerstreutheit, und der Polizeidiener kam wenigstens zweimal in der Woche zum Kaffeetrinken. Er begrüßte das Fräulein stets mit großer Ehrerbietung und sprach öfters davon, daß er sicher den Einbrecher noch finden würde. Aber Elfriede hätte doch lieber gesehen, daß er weggeblieben wäre. Trotz aller ihrer Fehler hatte sie sich sehr an Alwine gewöhnt, und eigentlich konnte sie sich auch nicht denken, daß das Mädchen sie verlassen würde. Sie wußte doch auch, daß die Männer nichts taugten, und brauchte nur an Herrn Meier zu denken. Elfriede mußte seufzen, wenn ihre Gedanken zu diesem Manne gelangten. Sie kannte ihn nicht und würde ihn ja auch niemals kennen lernen, aber sie konnte sich doch nicht der Erkenntnis verschließen, daß, seitdem sein Hund in ihr Leben getreten war, alles einen anderen Anstrich bekommen hatte. Sie dachte viel mehr an andere Leute als früher, und wenn sie einmal gelegentlich Herrn Meiers Hund bellen hörte, dann sehnte sie sich beinahe nach ihm. Natürlich nicht ordentlich; sie wollte ja überhaupt nicht wissen, was Sehnsucht war; — aber doch ein bißchen.

Und was sie noch mehr bekümmerte, das war, daß sie schon zweimal von einem kleinen Jungen geträumt hatte, der sie lebhaft an ihr verstorbenes Brüderchen erinnerte und dann doch aussah wie Fite Bruhn. Das Kind spielte mit einer Puppe, und diese Puppe hatte sie, Elfriede von Dornbusch, ihm zu Weihnachten geschenkt. Fräulein von Dornbusch haßte Träume, weil sie, wie sie behauptete, von einem verdorbenen Magen herrührten. Sie unterwarf sich daher einer kleinen Hungerkur, die sie nicht heiterer machte, und ging noch mehr als gewöhnlich spazieren. Mittlerweile neigte sich schon der November seinem Ende zu. Die Läden in der kleinen Stadt wurden bunter und zeigten allerhand unnützen Tand, über den Elfriede sich immer geärgert hatte. Ein alter Orgelspieler tauchte auch schon auf. Er erschien immer um die Weihnachtszeit, und ein Schild auf seiner Drehorgel besagte, daß er blind geboren sei. Wenn die Kinder ihm aber auf seinen Teller einen Metallknopf statt eines Geldstücks warfen, dann begann er sehr zu schelten.

Seine Orgel spielte lauter Weihnachtsstücke, und als Fräulein von Dornbusch an einem Nachmittage ihr Haus verließ, um spazieren zu gehen, da stand der alte Mann vor ihrer Thüre und folgte ihr, seine Orgel drehend. Ein Lied spielte er nach dem anderen, und obgleich Elfriede ihm bald ein Geldstück gab und ihn dringend bat, wieder in die Stadt zu gehen, so klangen die alten Melodien noch lange in ihr nach.

Einmal war sie doch auch ein Kind gewesen und hatte sich auf Weihnachten gefreut, wie ihr kleiner Bruder, wie Fite Bruhn. Aber sie hatte ihre Mutter früh verloren, und niemand hatte sie so recht lieb gehabt. Es war allerdings ein Mann gekommen, in dessen Nähe sie Herzklopfen gehabt hatte; aber er hatte sie nicht beachtet und hatte ein anderes Mädchen geheiratet. So war es denn gekommen, daß sie immer mehr an sich dachte und sich ein kleines, enges Leben zurechtmodelte, in dem, außer ihr selbst, kein Mensch Platz hatte.

Elfriede fuhr aus ihrem Sinnen auf und sah sich um. Sie war, ohne sich umzusehen, immer weitergegangen und war nun mitten im tiefen Walde und an einem Platze, den sie nicht kannte. Eine kleine Grasbank stand hier, von der man einen Blick auf das in der Ferne liegende Städtchen hatte. Die Sonne hatte den ganzen Tag nicht geschienen — nun kam sie durch die dunklen Wolken und warf einen roten Schein über die ganze Gegend. Elfriede setzte sich auf die kleine Bank. Sie war müde geworden und empfand das Verlangen nach Ruhe, besann sich dann aber und wollte gerade wieder aufstehen, als eine Hand sie am Arme anfaßte.

„Nun geben Sie nur mal schnell Ihr Portemonnaie her, Madame!“

Eine drohende Stimme sagte diese Worte, und als Fräulein von Dornbusch sich halb gelähmt vor Schreck umsah, blickte sie in die finsteren Augen eines noch ziemlich jungen Mannes. Er war schlecht gekleidet, und sein Gesicht war blaß; aber er hatte einen Ausdruck, der das Fräulein bewog, ihre Hand in die Tasche zu stecken und ihre Geldtasche hervorzuholen.

Der Wegelagerer griff danach, öffnete

sie und faltete dann die Stirn. Elfriede hatte nie viel Geld bei sich.

„Nun, Ihre Uhr!“ murrte er.

Schweigend entledigte sich Fräulein von Dornbusch auch dieses Gegenstandes. Die Uhr war sehr wertvoll und hatte eine schwere goldene Kette: aber die Trennung mußte sein.

Das Gesicht des Diebes wurde freundlicher. Er betrachtete die Uhr lange und schob sie dann mit samt der Kette unter seine Weste, während Fräulein von Dornbusch zitternd neben ihm stand. Allerhand verworrene Gedanken drängten sich in ihrem Kopfe. Würde sie ermordet werden? Und würde jemand weinen, wenn sie tot im Walde gefunden würde? Ihr fiel niemand ein. Sie mußte nur an den Redakteur des Wochenblattes denken, der immer über Stoffmangel in seinem Blatte klagte und der über ihren Einbruch zwei lange, ganz unwahre Artikel gebracht hatte. Der würde nicht weinen.

Der Dieb stand noch immer auf derselben Stelle. Er schien unschlüssig zu sein, was er beginnen sollte, und fuhr mit einem Male zusammen. Durch die Büsche kam ein Schritt gelaufen, und dann stand Guste Bruhn vor den beiden. Aber sie beachtete Fräulein von Dornbusch gar nicht, sie sah nur den Mann an.

„O, Herr Meier!“ rief sie, die Hände zusammenschlagend. „Was freu' ich mir, daß ich Ihnen seh! Ich hab' mich all gedacht, daß Sie in die Nähe sind, weil daß Caro die Unruhe gekriegt hat und immer nach diesen Wald will, wo ich ihm auch heute such'; abers ich kann ihm nich finden!“

Jetzt sah sie Fräulein von Dornbusch.

„Oh, gnä Fräulein, sind Sie auch hier? Denn is Caro gewiß nich weit, weil daß er Ihnen so furchtbar gern leiden mag. Was ja auch natürlich is, wo er es so gut bei Sie gehabt hat!“

Mit einer vorstellenden Handbewegung wandte sie sich zu Herrn Meier.

„Das is gnä Fräulein, wo Ihr Hund gewesen is. Und er hat es furchbar fein gehabt. Einen gepolsterten Korb und jedweden Tag Knochens. Oh, was hat er sich gepflegt! Nu hat er es nich mehr so gut, weil daß gnä Fräulein ihm abgeschafft hat. Gnä Fräulein, warum haben Sie ihm eigentlich an Krützfelten gegeben? Viel Essen kriegt er da nich, und die Arbeit is swer!“

Auf diese Frage war die Antwort nicht ganz leicht. Fräulein von Dornbusch sah hilflos um sich und dann in Herrn Meiers Gesicht, das sich mit einer tiefen Röte bedeckt hatte. Er war gar nicht häßlich, dieser Herr Meier. Er sah nur schwächlich aus, elend und etwas verhungert.

Guste faßte ihn zutraulich am Arme.

„Oh, Herr Meier, was freu' ich mir, daß Sie wieder da sind! Nu kommt Mutter doch auch bald, nich?“

Aber er schüttelte sie von sich ab.

„Mach, daß du nach Hause kommst!“ sagte er rauh. „Mutter wird schwerlich wiederkehren! Wir beide gehören nun einmal zusammen und können mit euch nichts mehr zu thun haben!“

Das Kind sah ihn traurig an, aber es war gewöhnt zu gehorchen. Mit langsamen Schritten ging es davon, und aus der Ferne klang es wie leises Weinen.

Herr Meier und Fräulein von Dornbusch waren wieder allein, und jetzt erst

fiel es der letzteren ein, wie dumm sie sich benommen hatte. Sie hätte ja mit Guste davonlaufen können. Nun stand sie regungslos neben dem gefährlichen Menschen und mußte darauf warten, was er mit ihr anfangen würde.

Er sagte einen Augenblick gar nichts, dann griff er in seine Weste.

„Hier, gnädiges Fräulein," sagte er, „und hier —" Dabei drückte er ihr die Uhr und das Portemonnaie wieder in die Hand. „Gehen Sie nur mit dem Krame nach Hause — ich mag ihn nicht!"

„Behalten Sie doch alles!" murmelte Fräulein von Dornbusch. „Sie sehen so elend aus!"

Er schüttelte den Kopf. „Behalten Sie die Sachen nur. Da Sie gut gegen Caro gewesen sind, so will ich Sie nicht berauben. Aber um eins möchte ich Sie bitten: nehmen Sie meinen Hund wieder ins Haus. Ich komme nicht wieder in die Stadt. Sie können ganz unbesorgt sein, und da Caro nun doch nicht ertrunken ist, möchte ich doch, daß er es gut hätte!"

Herr Meier sprach sehr manierlich, und Elfriede spürte ihre Angst schwinden. Ihr fiel ein, daß der junge Mann vor ihr nur durch Arbeitslosigkeit und Krankheit so weit heruntergekommen war, und sie empfand Mitleid mit ihm.

„Ihren Hund nehme ich wieder," sagte sie hastig, „und ich will auch nicht bange sein, wenn Sie kommen. Und wenn Sie den Inhalt meines Portemonnaies behalten wollen, so soll es mich sehr freuen. Es ist ja nicht viel, aber es hilft Ihnen doch vielleicht etwas weiter, damit Sie wieder ein ordentlicher Mensch werden!"

Herr Meier antwortete nicht. Er stand regungslos und sah in den grauen Himmel. Aber er öffnete schweigend die Hand und ließ sich die kleine Geldsumme hineinschütten. Dann ging er langsam durch den Wald davon. Den Kopf hielt er auf die Brust gesenkt, und seine Glieder bewegten sich mühsam. Gerade so, als ob er noch nicht ganz gesund sei und dennoch weitermarschieren müßte.

Wie Elfriede ihn so in der Dunkelheit verschwinden sah, da mußte sie daran denken, daß Herr Meier ehemals ein kleiner Junge gewesen war, der vielleicht keine Mutter und niemand hatte, der auf ihn acht gab. Vielleicht hatte er schon ein bißchen gestohlen, als er noch klein war, und niemand hatte ihm gesagt, daß er eine Sünde beginge. Und doch hatte er kein schlechtes Herz; das mußte sie deutlich merken, und vielleicht wendete er sich noch von seinen bösen Wegen und wurde anders.

Als die alte Dame mit der Dunkelheit in die Stadt zurückkehrte, spielte die Orgel noch immer Weihnachtslieder. Aber dicht vor ihrem Hause, im Schein einer Laterne, saß Guste Bruhn und hatte den Kopf in die Hand gestützt.

Elfriede blieb vor ihr stehen, und sie sah mit schwimmenden Augen zu ihr auf.

„Ich bin bloß ein büschen traurig, gnä Fräulein, und denn mag ich nich zu mein Fite gehen. Er freut sich nu grad so auf Weihnachen, und ich kann mir gar nich recht freuen. Weil es doch ins Armenhaus nich so'n rechte Art hat und weil Herr Meier und mein Mutter nu doch woll nich wiederkommen!"

„Weißt du was?" sagte Elfriede. „Bringe du mir nur morgen Herrn Meiers Hund und freue dich auf Weihnachten!"

Klein Fite und Guste Bruhn haben nicht allein den Weihnachtsabend bei Fräulein Elfriede gefeiert: sie wohnen auch bei ihr im Hause. Da Guste sich nützlich macht und ein sehr anstelliges Geschöpf ist, so sind die Umstände, die die Kinder machen, nicht so groß, wie das Fräulein gefürchtet hat. Im Gegenteil, Guste wird ihr sehr nützlich sein, wenn Alwine abgeht. Der Polizeidiener hat ihr einen Antrag gemacht, und das Mädchen hat ihn gleich angenommen, weil sie, nach ihrer Behauptung, sich schon sehr lange besonnen hat. Allerdings taugen die Männer ja meistens nichts, wie Alwine sagt, und sie seufzt auch noch manchmal sehr, wenn sie Herrn Meiers Hund füttern muß. Aber einmal muß nun doch geheiratet sein, und im Innern ihres Herzens ist das Mädchen dem Hund vielleicht dankbar, weil er doch auch nicht ganz unschuldig an der Bekanntschaft mit dem Polizeidiener ist.

Fite Bruhn spielt den ganzen Tag mit Herrn Meiers Hund, und Fräulein von Dornbusch betrachtet die beiden oft ganz

nachdenklich. Sie möchte gern wiſſen, was aus Herrn Meier geworden iſt, ob er auf guten oder ſchlechten Wegen wandelt.

Aber ſie weiß nichts von ihm und wird vielleicht niemals etwas von ihm erfahren. Und obgleich ſie ſich manchmal ärgert, daß ſie ihren Grundſätzen untreu geworden iſt und an andere Leute, anſtatt an ſich denkt, ſo nützt ihr das Ärgern nicht viel. Herrn Meiers Hund hat nun einmal ihr kleines Lebensbot in ein anderes Fahrwaſſer geſchoben, und im Grunde genommen, fühlt ſie ſich viel behaglicher, als ehemals. Aber ſie ſagt es natürlich nicht.

Helleborus.

Ach — welch ein armer Winterſtrauß,
Gepflückt mit ſtarren Händen,
In Sturmeswehn und Schneegebraus
An kahlen Felſenwänden!

Ein Fichtenzweig, Schilfrohr vom See,
Vereiſt, zerzauſt, verſchliſſen!
Ein raſchelnd gelber Eichenzweig
Vom toten Baum geriſſen. —

Voll herber Frucht ein Schlehendorn,
Wacholder mit harz'gem Hauche;
Doch, ach — was find' ich ganz hier vorn
Zu Füßen, am Haſelſtrauche?

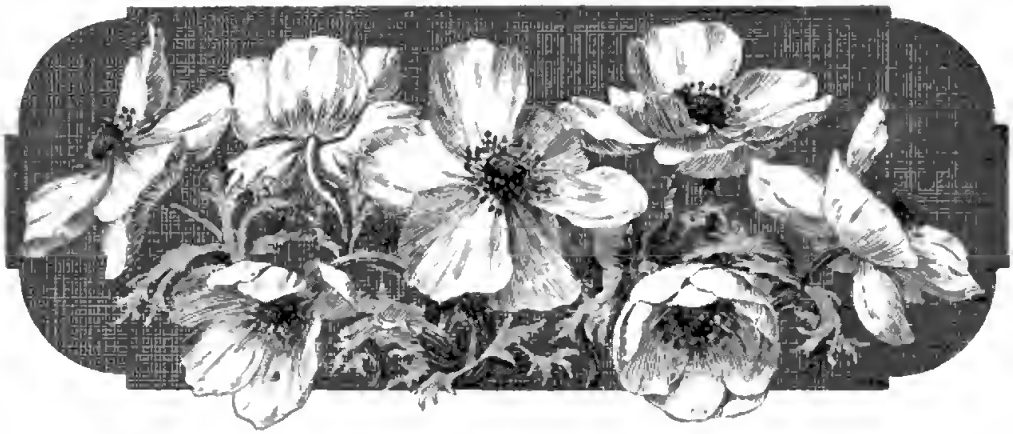
Helleborus — Helleborus!
Chriſtroſen, große, blaſſe —
Helleborus — Helleborus
Die ſprießen hier in Maſſe.

Die ſucht' ich ſchon in Kinderzeit,
Wenn Weihnachtsglocken klangen —
Mit frommen, rotem Kindermund
Die Kleinen Lieder ſangen!

Chriſtfeſt — Natale Domini!
Nun öffnet weit die Herzen —
Chriſtroſen — ſeht, hier bring' ich ſie —
Legt in den Schein der Kerzen!

Ein Blütenflor in Winterszeit,
Den frei Natur geſpendet:
Das iſt Verheißung weit und breit
Von Liebe, die nicht endet.

Elſe Franken.



Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Es ist nicht meine Art, die Leute auf offener Straße anzuhalten und sie in ein längeres Gespräch zu verwickeln. Vor kurzem aber begegnete mir ein Freund, der mit so verstörter oder vielmehr verdutzter Miene dahinschlich, daß ich mich denn doch nicht entbrechen konnte, ihn anzurufen: „Was ist geschehn? Was hat man dir, du armes Kind, gethan?“ „Spotte nur,“ stieß er brummend hervor, und ein klägliches Lächeln wagte sich auf seine Lippen, — „ich verdien's. Aber sieht man es mir in der That so deutlich an?“ „Was soll man dir ansehen?“ „Was anders als den gänzlichen Verlust meiner männlichen Würde,“ entgegnete er mit dem dumpfen Grabeston eines in Dorfscheunen agierenden Hamlets. „Drücke dich deutlicher aus!“ „Nun, dir kann ich's erzählen, du hast für dergleichen Menschlichkeiten einiges Verständnis. Also, ich komme eben jetzt aus einem ‚Meeting‘, das in der Wohnung meiner Schwester stattfand. Früher nannte man dergleichen ‚Kränzchen‘, aber das klingt veraltet; weder den Getränken noch den Gesprächen, die in diesen weiblichen Kriegsratsversammlungen verzapft werden, merkt man sonderlich das Blütenhafte an. Die Damen, die meine Schwester um sich zu scharen pflegt, sind sämtlich Führerinnen im Frauenkampf, jede ein weiblicher Rotand, Bayard oder Cid. Mit einer gewissen Zaghaft trat ich daher in den ehrfurchtgebietenden Kreis, und im stillen hielt ich Heerschau über meine Kräfte, ob sie auch dem in Aussicht stehenden Angriffssturm auf die ‚männlichen Vorurteile‘ gewachsen seien. Aber es kam ganz anders und weit fürchterlicher. Nichts von Angriffen, nichts von Kampfesstimmung. Ich wurde von allen und von Anfang an behandelt wie ein Kind, das sich verirrt hat und in eine Gesellschaft milder Großmütter geraten ist; mit einer wahrhaft verhätschelnden Freundlichkeit, die aber stets mit unbedingter Überlegenheit gepaart blieb. Drei oder vier der Großmütigen beeilten sich, mir einen Stuhl herbeizuschleppen, dann bekümmerte man sich um meinen Gesundheitszustand, ich sähe so blaß aus, man fragte, welches Getränk ich vorziehe, man schenkte mir ein, man hob mir den Hut auf, den ich entsetzt hatte fallen lassen, man belehrte mich von oben herab, wie einen den Kinderschuhen eben Entwachsenen, aber stets in mildester Form, man redete mich im Diminutiv an ‚Gnädiges Herrlein haben‘ . . . kurz und gut, man behandelte mich genau so, wie wir Männer bisher die — Frauen behandelt haben.“ „Das will sagen — galant,“ erwiderte ich. „Dahin mußte es schließlich kommen. Die Damen sind ihres Sieges im Kampfe um die Weltherrschaft bereits so sicher, daß sie getrost den ‚Schlachtengrimm‘ und die Eisenrüstung von sich legen und uns mit dem frohen Stolze sicherer, unangreifbarer Überlegenheit gegenübertreten. Noch ein paar Jahrzehnte weiter, und ein neues Zeitalter der galanten Ritterlichkeit wird hereinbrechen mit neuen Minnehöfen, Troubadours und Aventiuren. Aber Männlein und Weiblein haben dann ihre Rollen vertauscht. Der Mann sitzt still in der Remenate und tritt die Nähmaschine. Unter seinem Fenster aber bringt eine fahrende Ritterin ihr Ständchen; seinen Handschuh am Hute, zieht sie durch die Lande, und wo ihr eine andre Troubadourin begegnet, fordert sie die Fremde zu einem Preiswettreden auf die „tougenden einer vieledlen mannesseele“ in die Schranken. Und vielleicht verzeichnet die Litteraturgeschichte dereinst unter ihren Größen eine Ulrike von Lichtenstein, die das verzückte Werk vom ‚Männerdienst‘ gedichtet, oder sie berichtet von dem weihevollen Tage, an dem eine Schar von Mannszimmern gramerfüllt die Sängerin ihres Ruhmes, die hochgemute Henriette Mannerlob, zu Grabe trugen . . Fügen wir uns rechtzeitig in das Unvermeidliche, und nehmen wir sanftmütig das Joch der sieghaften Frauen auf uns!“

An dieses hoffnungsvolle Gespräch wurde ich

ein wenig erinnert, als ich in Frieda von Bülows Erzählungen „Wir von heute“ (Dresden, Carl Reißner) die Stelle las: „Ja, wir Männer sind Spätlinge einer überlebten Kultur, während ihr Weiber erst anfangt, euch freier zu bewegen und eure unverbrauchten Kräfte zu erproben. An euch ist alles jetzt Drängen und Werden. Aber wo soll's hinaus? Entbehren können wir einander ja doch nicht.“ Worauf die Heldin der Geschichte dem Sprecher erwidert: „Nein, wir können und wollen einander ganz gewiß nicht entbehren. Aber wir Frauen müssen verlernen, uns als eure Kinder fühlen zu wollen, weil ihr uns kein Vater mehr sein könnt. Es kommt jetzt die Zeit unserer Mündigkeit. An Stelle des herrlichen Kindschaftsverhältnisses wird das geschwisterliche, freundschaftliche treten ...“ Ohne Zweifel gibt diese Stelle einen kleinen Vorgeschmack von der künftigen weiblichen Überlegenheit, verbunden mit wohlwollender Galanterie. In noch stärkerem Maße aber gibt ihn die Geschichte selbst, der die Sätze entnommen sind. Die Heldin geht zwischen den Männern einher, wie einst Gulliver unter den Liliputanern; selten verschwindet ein Lächeln nachsichtiger Herablassung aus ihren Zügen. Sie hat ein Recht auf dieses selbstherrliche Lächeln, weil ihr frischfröhlicher Egoismus in den Männern nicht viel mehr erblickt, als einen Stab, auf den man sich zuweilen stützt, ein Spielzeug, ein Objekt für Unterhaltungszwecke. Aus Figuren dieser neuen weiblichen Art kann sich leicht mit der Zeit ein litterarischer Typus entwickeln, der ein weibliches Gegenstück zu den Don Juans und Faublas abgeben würde, vielleicht aber auch zu den Faust und Manfred. Vorläufig haben wir es freilich mit einem ersten Ansatz zu einer solchen Entwicklung zu thun. Auch Fräulein Helga muß eines Tages erfahren, daß sie noch nicht ganz Überweib und unverwundbar ist. Sie, die körperlich einer Walküre gleicht, verliert sich in ein zärtliches Empfinden für Siegfried Rosenfeld, einen schwächlich gebauten, kränklich sensitiven, aber seelisch großgesinnten Sproß des alten Zionsvolkes, der auf die rotgesunde, saftschwellende Nordgermanin kraft des Gegensatzes eine seltsame Anziehungskraft ausübt. Wie es sich für ein Zukunftsweib geziemt, ist Helga die Werbende und der Mann der Umworbene. Aber in dem wackern Jüdlein glüht ein brennender Ehrgeiz, er verzehrt sich in dem Widerspruch zwischen dem Heroismus seines Wollens und der Unzulänglichkeit seines Könnens. Und da er fühlt, daß er einer Helga gegenüber unbedingt in ein sklavisches Verhältnis geraten muß, so entzieht er sich ihren Lockungen durch die Flucht. Er entweicht wie Joseph vor Frau Potiphar, nicht um seine Keuschheit, sondern um sein bißchen männliche Würde zu retten. Helga ist einen Augenblick lang tief erschüttert; nicht nur ihre Eitelkeit ist getroffen, nicht nur ihrem Machtwillen ein interessantes Opfer entrissen, auch ihr Herz, das so unzugänglich schien, hat einen schweren Verlust erlitten. Als sie die Nachricht von dem Tode des Mannes empfängt, der die einzige heroische Daseinsbethätigung, die Rettung eines Kindes, mit seinem Leben bezahlen muß, stöhnt sie schmerzlich und doch begeistert: „Was hab' ich ihn lieb!“ Nicht bloß „lieb gehabt“, denn das, was ihr der Mann bedeutet, das kann ihr nach seinem Tode erst recht wert sein. „Zwei Menschen“ betitelt sich die kleine Geschichte, die in jeder Hinsicht, dichterisch wie geistig, einen mächtigen und reichhaltigen Eindruck hinterläßt. Daß sie trotzdem von der Dichterin als Porträtstudie, nur als Studie bezeichnet wird, ist nicht ganz unberechtigt. Die einzelnen Teile der Erzählung sind etwas ungleichmäßig durchgeführt, hier erscheinen die Linien sehr stark und sorgfältig schattirt, dort nur flüchtig angedeutet. Noch auffälliger tritt diese Ungleichmäßigkeit in der zweiten Erzählung des Buches zu Tage. Hier sind Bilder und Typen aus der heutigen Frauenbewegung mit einer fast lyrisch gestimmte Herzensmelodie, Schilderungen und Reden von tendenziösem Gepräge mit rein subjektiven Empfindungselementen ganz lose verknüpft; von einem organischen Verwachsensein der Teile kann kaum die Rede sein. Aber diese Nachlässigkeit in der Komposition bedeutet so gut wie nichts gegen den fesselnden Kunst- und Geistesgehalt des Buches. Der Leser braucht nur einige Seiten zu durchwandern, und es wird sich ihm sofort das Empfinden aufdrängen, daß er es in der Erzählerin mit einer ausgeprägten Persönlichkeit, einem Charakter voll Saft und Kraft, voll herber Frische und reicher Menschlichkeit zu thun hat. Ebenso aber mit einem überragenden litterarischen Talent, einer Dichterin von großer und wurzelhafter Eigenart. Der Stil, die Sprache Frieda von Bülows hat etwas Episches, da ist alles markig, gesund, voll Lebensglut und Leuchtkraft; und so zeichnet sie auch ihre Gestalten in großen und schlichten Linien. Es entspricht ihrer Natur, daß sie starke Pointen und kräftige Gegensätze liebt. Nur eine Dichterin von so frischer Unbefangenheit und Überlegenheit darf es wagen, ein Liebesverhältnis zu konstruieren, wie es zwischen Helga, dem direkten Abkömmling der nordischen Brunhild, und dem jüdischen Journalisten Rosenfeld sich entwickelt, nur sie darf Bilder von so krasser Ungezwungenheit, aber doch so bezeichnender Art gebrauchen, wie jenes auf Seite 157 („Bis jetzt sind wir Frauen auf die Liebe hin gemästet worden, wie Straßburger Gänse auf die Leber“). Ein gut Teil Konstruktion und Tendenz steckt ja allerdings in dem Aufbau jenes Liebesverhältnisses. Aber auch in dieser Unbekümmertheit um landläufige Empfindungen und Vorurteile offenbart sich der selbstbewußte Geist, das umfassende Menschentum, die machtvolle, tapfere Eigenart der Dichterin.

Es klingt etwas wie Zukunftsmusik aus den Erzählungen der Bülow, ihre Gestalten erfüllt ein Leben, das über den Tag hinausweist. Vergangenheitsstimmung aber weht aus dem Buche „Stilleben“ von Adalbert Meinhardt (Gebr. Paetel, Berlin), wenn man Vergangenheit ein Dasein nennen darf, das kaum irgendwo von einem Hauch modernen Wesens durchweht ist. Meinhardt ist offenbar ein Erzähler aus der „Schule“ Theodor Storms. Ich erinnere mich, Arbeiten von ihm gelesen zu haben, die durch Stimmung, Charakteristik und feine Lebensweisheit bestrickend wirkten, wenn sie auch der Eigenart im höchsten Sinne ermangelten. Die vorliegende No-

velle aber ist zweifellos in einer schwachen Stunde des Dichters geboren. Ihr Bestes gibt sie gleich im Beginn, aber die Fortsetzung steht weder stilistisch noch inhaltlich in einem befriedigenden Verhältnis zu der Einleitung. Den Zauber des Alltagslebens, der friedlichen Existenz in der Stille der Kleinstadt haben Storm und Raabe so lebendig gezeichnet, daß man doch ganz andere Mittel aufwenden muß, als Meinhardt, um den gleichen, geschweige einen noch tieferen Eindruck zu erzielen. Er erzählt von zwei Frauen, deren eine die Heimat verläßt, um in der Ferne ein phantastisches Glück zu suchen; mit langem Leid büßt sie einen kurzen Rausch. Die andere bleibt daheim, entdeckt ihr schriftstellerisches Talent, bezieht annehmbare Honorare, heiratet schließlich einen braven Arzt und ist selig in ihrer Beschränktheit. Eine stärkere Wirkung könnte diese Geschichte nur dann erwecken, wenn die Gegensätze der beiden Naturen und ihrer Schicksale in Bildern von reichstem und farbigstem Gehalt einander entgegengestellt wurden. Aber davon ist keine Rede. Von den Erlebnissen der stolzen Nora, die in die Fremde zieht, erfahren wir nur ganz dürftige Andeutungen, die in keiner Weise den märchenhaften Eingang der Erzählung rechtfertigen. Dem Stillleben der braven Ellen aber fehlt es durchaus an heimlichem Zauber, an intimem Reiz; es erstickt in Banalität. Nur an einzelnen Stellen offenbart sich der feinsinnige Dichter. Ganz töchteralbumhaft ist die bedeutsame Rolle, die „Großmütterlein" in Meinhardts Erzählung spielt. Es ist schwer zu fassen, daß dies „Stillleben" ein Mann geschaffen haben soll.

Um so männlicher erscheint die Eigenart Wilhelm Bergers, der im gleichen Verlage eine neue Novellensammlung „Von Glück zu Leid" veröffentlicht hat. Dieser Titel klingt allzu geziert im Verhältnis zu dem Erzählungston, den Berger in den meisten Stücken der Sammlung anschlägt, und er ist auch dem Inhalt gegenüber nur zum Teil berechtigt. Mehr als eine der Geschichten führt den umgekehrten Weg: von Leid zu Glück. Wenn aber den Leser bei der Lektüre Meinhardts eine etwas altjungferliche Atmosphäre umfängt, so gerät er bei Berger in den Bann des Stammtischs. Das soll keine Herabsetzung sein, sondern nur die behagliche, gemütliche, zum Teil launige Erzählungsweise kennzeichnen, die vielfach in dem Buche zu Tage tritt. Von Poesie im engeren Sinne wird wenig merkbar, ein leidenschaftlicheres Empfinden bricht nur ganz vereinzelt hervor, und das lyrische Stimmungselement ist beinahe ausgeschlossen. Berger erzählt mehr feuilletonistisch, als poetisch, und so ist denn auch sein Stil sehr gefällig, aber auch sehr schlicht und ohne sonderliche Eigenart. Die Menschen, die er schildert, sind Durchschnittsnaturen, zu deren Vorführung es keiner feineren Charakterisierungskunst bedarf. Seine Originalität sucht der Erzähler nicht in der Darstellung, sondern in der Erfindung. Aber man unterhält sich bei ihm sehr gut, und hier und da packt er auch das Herz des Lesers. So z. B. in der Lebensgeschichte des Sängers Martin Wessels. Bei seinem Auftritt auf der Bühne der Erzählung ist Martin Gehilfe in einer Modewarenhandlung. Aber sein mächtiger Tenor weist ihn auf höhere Bahnen. Zum Glück findet er denn auch einen Gönner, der es ihm ermöglicht, seine Stimme ausbilden zu lassen und die weltbedeutenden Bretter zu beschreiten. Aber der Gönner handelt nicht ganz selbstlos; er, der ehrsame Brauereibesitzer Wollrabe, fordert als Dank, daß Martin sein Töchterchen heirate, denn die Kleine ist in den Sänger „bis über die Ohren" verliebt. Martin ist zwar von der guten Minna keineswegs entzückt, aber er kann sich anstandshalber der Forderung nicht entziehen. Die Ehe fällt aus, wie zu erwarten war. Minna wird eine brave, häusliche Frau, die all ihre Kraft darauf verwendet, ihrem Gatten ein gemütliches Heim zu schaffen, Martin aber schwärmt für künstlerische Ungebundenheit, die schließlich in Zügellosigkeit ausartet. Je weiter es mit ihm abwärts geht, desto stärker empfindet er in seiner Frau nichts als einen Hemmschuh; mit Absicht macht er es ihr unmöglich, als Gegengewicht zu seinem Wesen zu dienen und auf diese Weise sein Leben im Gleichgewicht zu halten. Schließlich bleibt der Frau nichts übrig, als sich von ihm zu trennen; aber auch fern von ihm ermüdet sie nicht in dem Bestreben, dem Geliebten nützlich zu sein. Ein früher Tod jedoch rafft sie hinweg, ehe sie mit ihrer Liebesarbeit den ersehnten Erfolg erreicht. Erst jetzt merkt Martin, daß ein Hemmschuh für eine Natur wie die seine ein wahrer Segen sein kann, er merkt es um so deutlicher, als er durch seine Lebensweise seine Stimme einbüßt. Jahrelang noch muß der ausrangierte Sänger sein Leben hinschleppen; die einzigen Glücksstunden aber sind für ihn diejenigen, die er am Grabe seiner Frau hinbringt, in stiller Erinnerung an den Liebesreichtum, den er verschmäht hat, als er mehr denn Erinnerung war. —

Zwei der Bücher, die mir vorliegen, haben zum Schauplatz das „heilige Land Tirol". Beide sind ein sattsam Zeugnis dafür, daß die Menschen in diesem Lande nicht „heiliger" sind als anderswo und die Zustände weit entfernt von dem paradiesischen Ideal, das gewisse Lobredner in den Thälern zwischen Etsch und Inn verwirklicht sehen. Jenes Zeugnis aber wiegt um so schwerer, als die Verfasser beider Bücher genaue und vorurteilslose Kenner des Landes sind. Der eine ist Hans Hopfen. Seine Erzählung „Die Engelmacherin" (Berlin, R. Eckstein Nachf.) ist ein Nachtstück von bezwingender Art, in der Farbe wie in der Stimmung, in der Charakterzeichnung wie in der Naturschilderung. Ein junger Arzt hört eines Tages von einem kleinen Kurort in Tirol, der, sehr versteckt, aber auch sehr romantisch gelegen, bisher nur von Bauern besucht wird. Alsbald regt sich in dem Jünger Äskulaps der Gedanke, daß er ein gemachter Mann sei, wenn es ihm gelänge, das „Badl" mit ernster Arbeit und ein bißchen Reklame zu einem Modebad emporzuentwickeln. Und der Gedanke läßt ihm keine Ruhe mehr. Sowie seine Thätigkeit es zuläßt, macht er sich auf die Reise, um zunächst einmal mit eignen Augen das Nest und seine Heilquellen zu beschauen. Ehe er jedoch ans Ziel gelangt, verirrt er sich im Gebirge; ein furchtbares Gewitter bricht los, und

lange sucht er vergeblich nach einem Unterschlupf. Endlich entdeckt er ein einsames Häuschen, aber es ist fest verschlassen; und obwohl er drinnen eine Stimme hört, die endlos immer dieselbe Litanei plärrt, so öffnet sich doch auf all sein Pochen, Hämmern, Trampeln und Schreien die Thür nicht. Die da drinnen, die Schabacherin, hält den Lärmenden für den Teufel und sie hütet sich, dem Bösen entgegenzukommen. So bleibt Herrn Odilo, dem Arzte nicht übrig, als unter dem vorspringenden Dache das Aufhören des Platzregens abzuwarten. Aber auch nachdem das Gewitter vorübergezogen ist, wird das Haus nicht aufgethan. Zum Glück begegnet Odilo, als er weiterwandert, einem alten Weibe, das ihm einen Heustadel nachweist, in dem er wenigstens für eine Nacht geborgen ist. Als er am anderen Morgen aufwacht, steht ein Kind vor ihm, das ihm von der Schabacherin Milch und Brot bringt. Ins Haus nehmen wollte sie den Fremden, den Ketzer, nicht, aber die Zehrung, auf die ein Verirrter Anspruch hat, mag sie ihm doch nicht weigern. Zu seinem Schrecken sieht der Arzt, daß die Kleine, ein achtjähriges Mädchen, so schlecht genährt und gepflegt ist, daß das schwache Lebenslicht jeden Tag verlöschen kann. Er nimmt sie daher auf den Arm und trägt sie zur Mutter, um diese auf den Zustand des Kindes aufmerksam zu machen, gewiß, daß die Mutter ihm für seine Teilnahme heißen Dank zollen werde. Aber das Gegenteil ist der Fall. Mit wildem Eifer entreißt ihm die Schabacherin das Kind und verbittet sich alle Hilfe und alle Belehrung aufs entschiedenste. Und das hat seinen guten Grund. Dereinst war die Schabacherin eine sehr verliebte Dirne, und sie war selig, als der, den sie am liebsten hatte, sie zum Weibe nahm. Trotzdem machte sie ihm bald das Haus zur Hölle, denn der Schabacher war ein leichtsinnig Blut, dem es am wohlsten im Wirtshaus war, besonders seit eine junge hübsche Wirtin da eingezogen war. Worauf, wie es so zu gehen pflegt, die eifersüchtige Schabacherin ihren Mann durch Jammern und Keifen zurückzugewinnen suchte. Natürlich strebte er um so öfter der Kneipe zu. Eines Abends findet das arme Weib diese Rücksichtslosigkeit besonders hart, und böse Gedanken verwirren ihr das Hirn. Bisher hatte sie den Mann stets in ihr Gebet eingeschlossen und gefleht, daß er gut heimkommen und keinen Schaden an Leib und Seele nehmen möge. Denn es ist ein gefährlicher Weg vom Wirtshaus bis zum Schabacherhaus. Diesen Abend aber kann die Frau ihren Grimm und Schmerz nicht vermindern; statt für den Mann zu beten, unterdrückt sie nur mit Mühe den Wunsch, er möge niemals wieder heimkehren. Und das Verhängnis will, daß gerade in dieser Nacht der Schabacher den Hang hinabstürzt und im Abgrunde zerschmettert. Furchtbare Gewissensqualen plagen seitdem die Witwe, sie hält sich für die Mörderin des Mannes, und auch der Zuspruch des Pfarrers bringt sie nicht von diesem Gedanken ab. Zu ihrem Unheil gerät sie eben jetzt in die Hände der Stacktausnerin, einer alten Hexe, die als „Heilige“ das Land durchzieht und mit ihrer zur Schau getragenen Frömmigkeit überall gute Geschäfte macht. Dieses Weib steigert die Seelennot der Vereinsamten durch allerlei Schreckvorstellungen aufs höchste. Eines Tages redet sie ihr ein, daß es nur ein Mittel gebe, der ewigen Verdammnis zu entgehen, und zwar eines Engels Fürbitte. „Aber wie erlangt man die?“ „Dadurch, daß man eine Seele im Himmel hat, die sicher ahn' Unterlaß vor Gottes Thron für einen bittet.“ „Wer kann denn zum Engel vor Gottes Thron werden?“ „Wer sonst als die kleinen Kinder, die gottselig sterben?“ Der Schabacherin wird's siedheiß um den Hals, sie ahnt, worauf die Stocklausnerin hinaus will. Diese aber läßt nicht nach, sie malt aufs lieblichste aus, wie glücklich ein Mensch dran sei, wenn er noch als Kind in den Himmel komme. Und schließlich überzeugt sie das gequälte Weib; der religiöse Wahnsinn bringt selbst die Mutterliebe zum Schweigen. Von dem Tage an geht es der kleinen Barbara schlecht, ihre Mutter sucht auf jede Weise dahin zu arbeiten, daß das Töchterchen bald zum fürbittenden Engel werde. Ein grausiges Bild menschlicher Verirrung. So stehen die Dinge, als der junge Arzt auf der Bildfläche erscheint. Er sieht ein, daß er vorläufig gegen den Willen der Mutter nichts machen könne, und so wandert er seinen Weg weiter. Ja, er sucht sich, kaum daß er das Haus im Rücken hat, zu überreden, die Sache gehe ihn eigentlich gar nichts an, er habe kein Recht, sich zwischen Mutter und Kind einzudrängen. Aber dieser bequeme Versuch, sein Herz zu beschwichtigen, hält nicht lange vor; als Mensch, als Arzt fühlt er die drängende Pflicht, das junge Menschenleben zu retten. Er vergißt ganz die Spekulation, die ihn ins Gebirge geführt, und richtet all sein Sinnen darauf, der unnatürlichen Mutter das Opfer zu entreißen. Nach schweren Kämpfen gelingt es ihm, diese Aufgabe durchzuführen. Barbara kommt in Sicherheit und gute Pflege, die Schabacherin aber gerät immer tiefer in die Nacht des Wahnsinns; sie verläßt ihr Heim und zieht vagabundierend mit der Stocklausnerin durch das Land, in ihrer Blödigkeit schließlich ohne jedes Interesse für ihr Kind ... Die kleine Geschichte ist in ihrer Art ein Meisterwerk. Es mag sein, daß Hans Hopfen die großen Erwartungen, die sich an sein Talent knüpften, als er zum erstenmal in den Schranken der Litteratur erschien, nicht ganz erfüllt hat. Ohne Frage hat sich sein Schaffen zu sehr zersplittert, es hat sich in keinem großen Werke konzentriert. Aber darum ist und bleibt er doch unter unseren neueren Erzählern einer der Besten. Er beherrscht alle Gebiete als Meister; das einfach Realistische gelingt ihm ebenso gut, wie das bizarr Phantastische, seine frische Laune bethätigt sich mit gleicher Wirkungskraft, wie sein Hang für das Seltsame, Düstere, Grausige. Sicherlich verfällt er oft ins Barocke und Manierierte, aber das gehört zu seiner Eigenart; und das große Talent, das seinen eignen Weg geht, mag er auch dann und wann in wirres Gestrüpp durch Öde und Finsternis führen, hat künstlerisch immer recht, während die brave Mittelmäßigkeit, die niemals nach rechts oder links von der großen Heerstraße abweicht, ästhetisch immer unrecht hat.

Noch heimischer in Tirol, als Hopfen, ist Richard Bredenbrücker; all seine bisherigen

Geschichten sind auf diesem Boden gewachsen. So auch die jüngsten drei, die er zu einem Bande vereint hat; wie das nun einmal Mode ist, hat er dem Buche keinen Gesamttitel gegeben, obwohl ein solcher nicht allzu schwer zu finden gewesen wäre, sondern einfach den Titel der ersten Erzählung „Crispin der Dorfbeglücker“ (Berlin, Fontane & Co.) mit dem Zusatz „und andere Geschichten“ als Aushängeschild gewählt. Was dem Schaffen Bredenbrückers litterarischen Wert verleiht, das ist die lebensvolle Treue seiner Schilderungen und die scharfgeprägte Charakteristik. Stilistisch ein Realist von reinstem Wasser, fehlt es ihm doch keineswegs an Idealität des Empfindens. Das bezeugt die schlichte Erzählung „Tante Aga“, die von einer einfachen Landfrau berichtet. Für die Welt ist Tante Aga nichts als eine „alte Jungfer“, ihrem Herzen aber und ihren Thaten nach, so eng auch der Kreis ihres Wirkens ist, eine Heilige, ein Engel auf Erden. Ihr Glaube, ihre Anschauungen sind so beschränkt wie möglich, aber ihr Empfinden, ihre Liebe ist unerschöpflich reich. Es ruht eine verklärende Weihe über dieser Erzählung. Um so wüster und rauher erscheinen die übrigen Gestalten, die das Buch vorführt. Schuster Crispin ist ein Muster verschmitzter Schlauheit, der jedes Mittel recht ist, wenn es den Zwecken kleinlicher Herrsch- und Gewinnsucht dient. Es ist halb ergötzlich, halb abstoßend zu lesen, wie dieser Biedermann die Bauern beschwindelt, um die Wahl zum Gemeindevorsteher zu erreichen: wie er ihnen paradiesische Zustände verspricht, alle Regierenden verleumdet, heute den Frömmler macht und morgen den Liberalen. Ein Dorfdiplomat, von dem ein Mazarin lernen könnte, ein Kind des heiligen Tirols, das sich mit dem geriebensten Spekulanten in irgend einem Weltstadtbabel messen darf. Die Komödie endet aber mit einem groß empfundenen poetischen Schluß. Von ganz anderer, aber gleich unerfreulicher Art ist der „reichste Mann von Grametsch“; auch er frönt der Habsucht, aber er erscheint mehr toll, als verschmitzt. Verluste, die er erleidet, quälen ihn so, daß ihn die fixe Idee verfolgt, er müsse schließlich verhungern; um diesem Schicksal zu entgehen, gibt er sich selbst den Tod und hinterläßt dem lachenden Erben, dem Fiskus, seine gefüllten Truhen. Zum Glück versteht es Bredendrücker, durch allerlei Nebenzüge den Eindruck so zu mildern, daß die Geschichte mehr grotesk, als peinlich wirkt. Beide Charakterstudien würden aber noch gewinnen, wenn sie weniger breit ausgeführt, wenn besonders die Reden hier und da auf die Hälfte zusammengepreßt wären.

Eine Aufgabe, deren Schwierigkeit nicht leicht überschätzt werden kann, hat August Sperl in seiner Dichtung „Fridtjof Nansen“ (München, C. H. Beck) zu lösen versucht. Im Stil der großen Poesie, in Versen und pathetischen Bildern ein Geschichtsereignis der unmittelbaren Gegenwart zu behandeln, wird stets ein Unternehmen sein, das nur ein höchstes Genie in jeder Hinsicht glücklich zu bewältigen vermag. Sperl hat, wie es scheint, die Mißlichkeit der Aufgabe dadurch zu überwinden gesucht, daß er die Nordpolfahrt Nansens nicht rein episch erzählt, sondern den Stoff gleichsam in Lyrik und subjektive Betrachtung auflöst, ihn mehr als innerliches, denn als äußerliches Erlebnis faßt. Das ist um so merkwürdiger, als Sperl sich in seiner Prosadichtung „Die Söhne des Herrn Budiwoy“ als ein Epiker von überragender Größe erwiesen hat. Meinem Empfinden nach hätte er denn auch eine dauerhaftere und wohl auch lebensvollere Schöpfung zustande gebracht, wenn er die Nansenfahrt im Stile jenes Werkes, rein episch behandelt hätte. Er hätte dadurch vielleicht manches allzu Gezwungene und vor allem die zu stark hervortretende Sentimentalität vermieden. Aber es geht schließlich nicht an, eine Dichtung darnach zu beurteilen, wie sie nach dem subjektiven Gefühl des Kritikers hätte sein sollen; und mehr als ein Gefühl habe ich nicht ins Feld zu führen. Sperl ist ohne Zweifel von einer inneren Notwendigkeit gedrängt worden, sein Werk nicht dramatisch, nicht episch, sondern im wesentlichen lyrisch zu gestalten. Daher muß man es nehmen, wie es ist; man kann es in seinen Einzelheiten bemängeln, man kann prüfen, ob der Dichter sein eignes Wollen makellos in That umgesetzt hat, aber die Grundform, die er wählte, ist ganz seine Sache. Und ein interessanter Versuch ist dieser „Fridtjof Nansen“ in jedem Falle. Sperl hat den Stoff, wenigstens in seinen wesentlichen Teilen, zu einer Art von Monolog ausgestaltet. Der Held der Dichtung erlebt noch einmal in innerem Schauen alle Ereignisse seiner Fahrt, aber auch alle Empfindungen wieder, die ihn bewegten. Und es ist ein Hochmaß des Empfindens, das ihm der Dichter verleiht; Nansen fühlt sich als ein Überlebender jener nordischen Recken, die in alter Zeit ausfuhren, die Mächte der Unterwelt, die menschenfeindlichen Riesen zu bekämpfen. In prächtigen Rhythmen, in großen Gefühlen strömt dieses Empfinden sich aus. Den frischesten, kräftigsten Eindruck machen die Bilder von den Eisriesen, die der „Fram“ das Eindringen in ihr Gebiet zu wehren suchen. Da regt sich ein Geist, der den Vergleich mit der Edda nicht zu scheuen hat.

Aber nicht immer hält sich die Dichtung auf der Höhe. Da wo sie schlichtere Verhältnisse berühren muß, wo die Phantasie nicht ins Außerordentliche schweifen kann, fehlt es nicht an schwächlichen Stellen, an Prosaismen und Nüchternheiten. Selbst die Trivialität bleibt nicht ganz ausgeschlossen. Oder läßt sich ein Liebesvers wie der folgende:

> Goldner Stern, o sag' ihr tröstend,
> Wenn sie dort am Fenster steht:
> Als ein Stern durch alle Nächte
> Deine Liebe mit ihm geht

anders als trivial bezeichnen? Aber das sind Kleinigkeiten, die gegenüber den Vorzügen des Werkes kaum in Betracht kommen. Für den Dichter Sperl bildet dieses Werk schon deshalb ein bedeutsames Zeugnis, weil es beweist, daß er keineswegs gewillt ist, auf seinen Lorbeeren auszuruhen, sondern sich bemüht, sein Stoff- und Schaffensgebiet nach allen Seiten hin zu erweitern. Bisher galt er einseitig als einer der historischen, rückwärts gewandten Geister: von jetzt an darf man gespannt sein, in welchen neuen Formen und neuen Offenbarungen seine große Begabung sich noch entfalten wird.

Zu unſern Bildern.

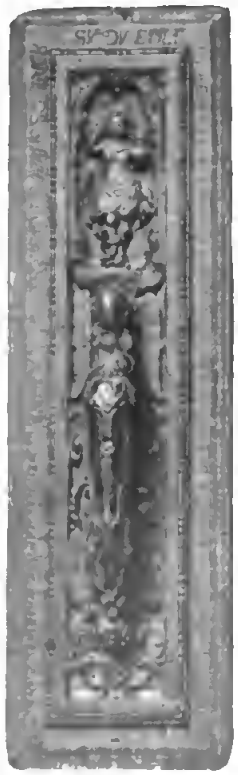
(Abdruck verboten.)

Unſer durch zahlreiche kleine Illuſtrationen, die an dieſer Stelle nicht beſonders erwähnt zu werden brauchen, weihnachtlich-feſtlich geſchmücktes Heft bringt zunächſt eine ſtattliche Reihe von Bildern, Studien und Skizzen des größten, lebenden Monumentalmalers Deutſchlands; Dr Adolf Roſenberg wird dieſen Werken und der Perſönlichkeit Hermann Prells in ſeinem Artikel in eingehender Weiſe gerecht. Hier ſei nur noch auf den intereſſanten Verſuch hingewieſen, den erſten Entwurfs Prells zu dem großen Gemälde „Frühling“ (für den Palazzo Caffarelli) farbig wiederzugeben — unſere kunſtverſtändigen Leſer werden dieſe außerordentlich gelungene Reproduktion (zwiſchen S. 384 und 385), die uns in die Werkſtatt des Künſtlers in intimſter Weiſe einführt, gewiß zu würdigen wiſſen.

Den Reigen der nicht zu dem großen Prell-Artikel gehörigen ganzſeitigen Einſchaltbilder eröffnet zwiſchen S. 416 und 417 ein Kinderbildnis von Profeſſor Hugo König, ein feines Werk des bedeutenden Sezeſſioniſten. Es folgt ein Studienkopf von Ad. Oberländer, der den großen Humoriſten als ausgezeichneten Bildnismaler zeigt; der markante Kopf erinnert in geradezu überraſchender Weiſe, und zwar keineswegs nur durch das Koſtüm, an die Art der alten niederländiſchen Meiſter. Zwiſchen S. 448 und 449 iſt ein Blatt mit der Wiedergabe eines plaſtiſchen Werkes eingeſchaltet, der Gruppe „Waſſerſcheu“ von Georg Wrba. Ein Fabelmenſch von faſt Boecklinſcher Originalität und Kraftfülle zwingt ſeine zwei widerſtrebenden Sprößlinge in das Waſſerbad; die übermütige Gruppe erregte auf der diesjährigen Ausſtellung der Münchener Sezeſſion allgemeine Aufmerkſamkeit. — Das Bildnis einer „Römerin“ (S. 480 und 481) von Th. Recknagel mahnt in der Auffaſſung und Technik an manche Frauenbildniſſe Leubachs.

Die Mehrzahl unſerer Leſer wird ſich des feſſelnden Artikels von Profeſſor Cornelius Gurlitt erinnern, den wir im 12. Heft des vorigen Jahrgangs über das Würzburger Schloß, den herrlichſten deutſchen Barockbau, brachten. Der Aufſatz beſchäftigte ſich auch mit Giovanni Battiſta Tiepolo, der ſeine gewaltige dekorative Kunſt in den Dienſt jenes architektoniſchen Meiſterwerks ſtellte. Wir bringen heut von demſelben Meiſter ein großes Gemälde: „Die Anbetung der heiligen drei Könige“, das ſich in der Münchener Pinakothek befindet (S. 464 und 465). Auch in ihm zeigt ſich die geniale Art, wie der „letzte große Venetianer“, der Epigone Veroneſes, zu gruppieren wußte; man ſteht doch — trotz der etwas theatraliſchen Mache, die der Barockkünſtler nicht abſtreifen kann — unter dem Eindruck eines großen Werkes. Tiepolo, der Zeitgenoſſe Friedrichs des Großen und Voltaires, ergreift freilich nicht ſo unmittelbar in die Tiefen der Seele, wie es die Meiſter des Quattrocento und des Cinquecento thaten, aber der prächtige Schwung ſeines Stiles bringt doch überzeugende, oft überwältigende Wirkungen hervor. —

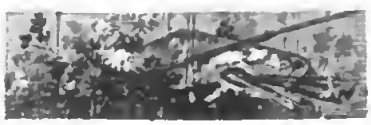
Aus der Reihe der in den Text eingefügten Bilder und Studien ſei zunächſt das anmutige Blatt aus des verſtorbenen Heinrich Loſſow Skizzenbuch herausgehoben, das S. 421 bringt: eine phantaſtiſche Schlittenfahrt mit drolligen ſchlittſchuhlaufenden Putten. — Auf Seite 425 iſt eine Aquarellſtudie von Franz Simm eingeſchaltet, ein Johannesknabe, der mit ſinnigem Blick emporſchaut. — Dem Kunſtgewerbe, deſſen fröhlichen Aufſchwung nach langen Jahren des Stillſtandes, ja des Rückſchrittes wir wohl alle jetzt mit froher Genugthuung betrachten, — es ſind wenigſtens faſt auf allen Gebieten ſichere Vorzeichen dieſes Aufſchwunges zu erkennen — wird die Wiedergabe der ſchönen Prunkbowle auf S. 429 gerecht, die A. Meyer für die thätige Eßlinger Metallwarenfabrik modellierte. — S. 437 ſchmückt die Reproduktion einer hübſchen Ölſtudie von Adolph Achleitner „Ägyptiſche Tänzerin“; auf S. 461 endlich bringen wir ein italieniſches Bild „Am Brunnen“. Ein Bild? Man muß es wohl als ein ſolches gelten laſſen, trotzdem es ſich in Wirklichkeit um eine photographiſche Aufnahme handelt. Aber der Photograph, Herr von Gloeden in Taormina, iſt ein



Künstler, dessen Aufnahmen stets durchaus bildmäßig wirken, der mit vollendetster Technik eine seltene malerische Auffassung verbindet. Wir werden wahrscheinlich schon in einem der nächsten Hefte einige weitere Aufnahmen von Gloedens veröffentlichen, die geradezu überraschende Aufschlüsse darüber geben, was die Cammera heut in der Hand eines wirklichen Meisters zu leisten vermag.

Das schöne Aquarell von Prof. Alb. Hertel auf S. 476 „Goſe und Abzucht zu Goslar“ ist einem soeben erschienenen Prachtwerk entnommen, dem der deutsche Buchhandel wenig gleich kostbar und geschmackvoll ausgestattete zur Seite zu stellen vermag. „Die alte Kaiserstadt Goslar“ (Verlag von Franz Jäger-Goslar) gibt sich als eine sehr große Mappe mit 15 prächtigen Aquarellen des oben genannten Künstlers, die, in vollendetster Weise farbig reproduziert, die schönsten Puntte der sagenumwobenen Stadt und ihrer Umgebung wiedergeben; es gehören weiter dazu, neben dem farbigen Titelblatt in romanischem Stil, ein Widmungsblatt — Kaiser Wilhelm hat die Widmung des Werkes angenommen — und 16 reichverzierte Seiten Textdruck. Die Mappe selbst ist von Professor Honegger entworfen und geradezu eine Meisterleistung der deutschen Buchbinderkunst. —

Einige Worte noch über die kleinen Abbildungen im Text dieser Bilderbesprechung, die überaus interessante Erzeugnisse des deutschen Kunstgewerbes vergangener Tage wiedergeben, nämlich sogenannte Mangelbretter, wie sich ihrer die Hausfrau im skandinavischen Norden, in den Niederlanden, vor allem aber im nordwestlichen Deutschland etwa seit der Mitte des XVI. Jahrhunderts zum Glätten der Wäsche bediente; 50—60 cm lang, 12—15 cm breit, wurden sie mit Vorliebe als Geschenkgegenstände verwendet, namentlich von Seiten des Bräutigams an die Braut. Darum wurde auf ihre Ausstattung vielfach ein hoher Wert gelegt, der die damals an den deutschen Küsten hochentwickelte Kunsttischlerei und Holzschnitzkunst hilfsbereit entgegenkam. Es hat sich von den oft köstlich verzierten Mangelbrettern, die neuerdings mit Eifer gesammelt werden, noch eine stattliche Zahl erhalten. Die schönsten Stücke besitzen das Thaulowmuseum in Kiel und das Hamburger Kunstgewerbemuseum. Übrigens wurden die Mangelbretter oft auch in der Kerbschnittechnik ausgeführt, die damals als häusliche Kunst im Norden Deutschlands in höchster Blüte stand. H. v. S.



Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W. Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Willig in Leipzig.

Aquarellstudie von Emanuel [illegible] zu dem Charakterbild „Das [illegible] Eisenbahnbilder“.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XIII. Jahrgang 1898/99. Heft 5, Januar 1899.

Zwei Männer.

Roman von

Ida Boy-Ed.

(Abdruck verboten.)

I.

Albrecht Michael von Fronhofen saß nah am Bette seiner Frau und las ihr einen Brief vor. Sie lag regungslos, gerade auf dem Rücken, und ihr Angesicht wandte sich um keine Linie breit dem Lesenden zu. Ihre großen Augen waren weit geöffnet, und die dunkle Iris darin stand ganz nach rechts. So hing ihr Blick am Munde des Gatten. Ihr schmaler Kopf, mit dem vollen Blondhaar, das vom Scheitel aus in Bandeaux an Schläfen und Wangen niederging, und mit dem feinen Gesicht, dessen Züge alle etwas in die Länge gezogen waren, lag auf dem weißen Kissen wie auf einem Hintergrund, der ganz besonders für ihn ausgesucht schien. All' die blassen Farben des Haares, der Wangen, der Leinwand stimmten köstlich zusammen. Das dunkle Auge, in welchem der Ausdruck mühsamen Horchens und gespannter Aufmerksamkeit lag, gab dem ruhenden Frauenbild Leben. Die langen, bleichen Hände hatte Frau Christine mit ausgestreckten Armen glatt auf die weiße Bettdecke gelegt. Links neben dem Lager erhob sich die blaßgrüne Zimmerwand.

„Bitte, noch einmal," bat Frau Christine mit ihrer schwachen, angenehmen Stimme. Und er las gefällig noch einmal. Er wußte, es war ihrer Schwäche nicht möglich, alle Sachen gleich beim ersten Hören zu fassen oder gar zu übersehen. Aber er dämpfte seine Stimme nicht: so volltönig sie war, sie that seinem Weibe niemals weh.

„Lieber Vater! In drei Tagen bin ich wieder bei Euch. Endlich, endlich! Wie ich mich auf Dich, auf Ma, auf unser liebes Rethen freue, das kann ich Dir nicht beschreiben. Ich müßte dazu ein Dichter sein und Hymnen der Heimatliebe singen können. Denkt nicht, daß die große, weite, schöne Welt mich einen Augenblick unser einziges Rethen vergessen ließ. Aus Mas letzten Bleistiftzeilen — die ich übrigens sehr gut lesen konnte und für die ich Ma die schönen, lieben, edlen Hände küsse — schien mir so'n bißchen die Furcht herauszugucken, daß es mir nach meinen beiden Reisejahren in Frankreich und Italien nicht mehr bei Euch auf dem Lande gefallen könne.

Das war nun ein Sorgengedanke, wie er nur in Mas allzu liebevollem Herzen entstehen konnte. Du weißt es, lieber Vater, daß mein brandenburgisches Herz nie unseren Kiefernwäldern, unserem Sande, unseren stillen, kleinen Seen untreu werden konnte. Und obenein: ich bin ein Fronhofener! Mein ganzes Wesen ist an die Scholle gebunden, welche seit fünf Jahrhunderten im Besitze unseres Geschlechts gewesen. Von diesem Geschlecht sind wir nur noch unserer zwei, Vater, Du und ich. Oft denke ich

deshalb, als Euer einziger Sohn, als Euer einziges Kind daran, daß es meine Pflicht sein wird, bald zu heiraten. Ich werde mich unter den Töchtern ebenbürtiger Familien umsehen. Mit fünfundzwanzig Jahren an eine Ehe zu denken, scheint mir nicht zu früh, wenn ich mir sage, daß Du, lieber Vater, zweiundzwanzig warest, als Du Ma freitest. Und wie glücklich fiel Euer Bund aus! Trotz des Leidens, das Mama schon bald nach meiner Geburt befiel und sie nun schon so endlos lange Jahre als eine Gelähmte an das Bett fesselt. Meine lieben, teuren Eltern — wenn ich dies alles bedenke, so weiß ich nicht, wen ich mehr verehren, ja anbeten soll: die immer zufriedene Dulderin oder den immer heiteren Mann. Was in jeder anderen Ehe zum Unglück hätte führen können, hat bei Euch nur noch die Liebe vertieft.

Ich male mir die Zukunft herrlich aus: mein Weib und meine Kinder werden in Mas Zimmer ein neues, fröhliches Leben bringen; und anstatt der verhältnismäßigen Einförmigkeit, die jetzt Ma umgibt, werden sich fortan die Interessen in ihrem Leben förmlich drängen. Ich selbst werde Dir, teurer Vater, alle Mühen und Lasten des Lebens abzunehmen trachten; meine beiden Jahre auf der landwirtschaftlichen Hochschule und die beiden weiteren Jahre, während welcher ich beim alten Neubauer als Volontär tüchtig in der Praxis heranmußte — sie sind nicht verloren gewesen. Unser Rethen wird auch unter meinen Händen weiter blühen und gedeihen. Der Gedanke, daß Du Dich fortan mehr, vielleicht bald ganz ausruhen und Dich ganz Ma und Deinen Liebhabereien widmen kannst, der Gedanke macht mich fast stolz. Thätig zu sein ist für mich der schönste Zukunftstraum; ein noch schönerer aber, in meiner Thätigkeit Dein Lob zu erringen.

Wenn ich so von ‚Weib und Kind' spreche, lächelt Ihr vielleicht und habt den Verdacht, daß ich schon bestimmte Pläne faßte oder gar schon heimlich verlobt bin. Nein. Ich werde nie ohne Liebe heiraten. Aber ich hoffe, daß es nicht schwer sein wird, in unseren Kreisen ein liebenswertes Mädchen zu finden.

Ich will diese Zeilen nicht schließen, ohne Dir, lieber Vater, noch einmal herzlich zu danken für das große finanzielle Opfer, welches Du gebracht, indem Du mich zwei Jahre reisen ließest. Zwar hatte ich mir diese Reise eigentlich nicht selbst gewünscht, allein ich fühlte wohl, daß ich noch zu jung war, um auf Rethen in Deine Fußstapfen zu treten, und da sagte ich mir denn: Reisen kann mir Erfahrung bringen, ich kann mich überall umthun und diesen und jenen Gewinn auch für Rethen aus den Beobachtungen ziehen, die ich an dem landwirtschaftlichen Betriebe anderer Völker mache. In dieser Beziehung komme ich auch nicht mit leeren Taschen heim.

Ein kindliches Vergnügen empfinde ich auch daran, Dir sagen zu können, daß ich das Geld, welches Du mir vierteljährlich sandtest, gar nicht ganz verbraucht habe. Ich bringe noch fast zweitausend Mark wieder mit heim, die Dir abliefern zu können, mir ein Heidenspaß ist. Weißt Du, Pa, ich fühlte mich immer beinahe getrieben, Deine kolossale Anständigkeit auch mit einiger Anständigkeit zu erwidern: Du knausertest nicht, da wollte ich nicht verschwenden. Wir sind ja keine Rothschilde. Nicht mal von weitem. Durch drei Generationen haben die Fronhofener zu viel Töchter gehabt, und da hieß es für die Majoratsherren immer sparen, sparen, um die Töchter zu versorgen, wenn sie ledig blieben, und standesgemäß auszusteuern, wenn sie heirateten. Denn eine Fronhofen konnte nicht mit leeren Händen zu ihrem Gatten kommen. Die Befreiungskriege haben uns auch einen fürchterlichen Stoß gegeben. Damals verloren wir Lorin und Flieders. Seither ist Rethen unser einziger Besitz. Es ist ein schöner, und ich bin stolz auf ihn und liebe ihn mit der Leidenschaft, die mir durch zwölf Generationen Vorbesitzer anererbt sein muß, denn mir ist immer, als sei Rethen ein Stück von mir selbst. Ich würde jedes Los verschmähen, außer dem: auf Rethen als Herr zu sitzen. Aber ich weiß: die Einkünfte langen gerade zu anständigem, standesgemäßem Leben. Nicht weiter.

Dies sag' ich Dir alles, damit Du nicht fürchtest, ich sei dem Fehler so vieler Kinder verfallen, die den Vermögensstand ihrer Eltern überschätzen und ungemessene Vorstellungen von dem haben, was sie von ihnen fordern oder erwarten dürfen.

Diesmal kann ich mit dem bezaubernd-sten Worte schließen, welches die deutsche

Sprache kennt, mit dem Worte: Auf Wiedersehen!

Freudig und dankbar

Dein treuer Sohn

Hartard Michael."

Die leidende Frau schloß nun die Augen, wie sie immer pflegte, wenn sie gesammelt nachdenken wollte. Und der Mann faltete den langen Brief zusammen, steckte ihn wieder in den Umschlag und reihte ihn dann zwischen die Papiere seines Taschenbuchs ein. Er stand auf und ging schweigend, die Hände in den Taschen seiner umgürteten Joppe, im großen Zimmer auf und ab.

Die Glasthür des Raumes, zwischen zwei hohen Fenstern, stand offen. Albrecht von Fronhofen trat hinaus. Ein mäßig großer Altan, von einer Steinbalustrade umschrankt, war hier angebaut. Er erhob sich nur um Manneshöhe über den Erdboden, denn das Zimmer lag im Hochparterre. Wilder Wein und weißblühende Gundelrebe waren von unten heraufgeklettert und deckten die Krönung der Balustrade mit einem dicken Polster. In einer Ecke des Altans stand ein Blumentisch, auf dem es glühendrot von Pelargonien blühte.

Albrecht von Fronhofen stand und sah in den Park hinaus. Ein Rasenparterre trennte ihn von dem Schlosse. Inmitten dieses Rasens, von einem breiten, gelbbestreuten Wege umzirkelt, erhob sich aus einem großen, runden Blattpflanzenbeet eine alte Statue. Ihr Sandstein war porig und brüchig. Grau und trocken im Nachmittagssonnenschein stand sie da, eine Diana vorstellend, die ihren langen Leib und ihre abstehenden Brüste kaum unter einem Peplum verbarg und deren lange Arme und Beine ebenso gezierte Linien zeigten, wie der übermäßig kleine Kopf. Es war eigentlich eine scheußliche Statue, aber vor dem grünen Hintergrund der Ulmenwand machte sie sich sehr malerisch.

Obgleich Albrecht von Fronhofen im Grunde an ganz etwas anderes dachte, fiel ihm, als er so hinaus sah, ein, daß er diese Diana einmal billig gekauft hatte.

„Die fünfzig Mark waren gut angelegt. Wenn Christine herausgeschoben wird, hat sie doch immer wieder Spaß daran. Es ist auch wahr: der alte Sandstein wirkt dekorativ."

Das zog ihm so durch den Kopf. Dann, in das tiefe Hochsommergrün des dichten Parkes sehend, las er wieder im Geiste im Briefe des Sohnes.

Dieser Sohn hatte dem Vater geschrieben, daß er ihm alle Lasten des Lebens abnehmen wolle.

Da stand aber dieser Vater, ein Mann von achtundvierzig Jahren, mit Schultern, breit und kräftig genug, noch viel mehr Lasten zu tragen, als ihm das Leben bisher überhaupt zugemutet hatte. Sein Gesicht war dunkel. Die Fronhofener waren fast immer brünett. Albrecht Michael brachte von vierzehn Tagesstunden gewiß immer acht oder zehn im Freien zu. Und die Luft hatte seine brünetten Farben noch tiefer getönt. Brauner Augen Feuerglanz blitzte lebensfröhlich unter den starken Brauen. In seinem fast schwarzen Haar mochten an den Schläfen hier und da einige Silberfäden sich verstecken, jedenfalls bemerkte man sie kaum. Und so, mit seinem starken Schnurrbart und seiner hohen, schlanken Gestalt, sah er aus wie ein ritterlicher, jugendlicher Mann.

Er sah auch in diesem Augenblicke nicht eigentlich sorgenvoll aus; eher verwundert, nachdenklich, wie jemand, der noch nicht ganz eine Situation begriffen hat.

Ihm war, als habe jemand seinen Namen gerufen, und da der Klang nur wie ein Hauch an sein Ohr kam, mußte es wohl Christine gewesen sein, die ihm nun sagen wollte, was sie gedacht.

Er ging in das Zimmer zurück und trat an das Bett.

Christine hatte ihre Hände, sie faltend, emporgehoben.

„Albrecht," sagte sie leise, „nicht wahr, es ist so merkwürdig?"

„Na ja," sprach er verlegen lachend, „es ist wohl 'n bißchen merkwürdig. Man geniert sich fast, daß man so jung ist. Achtundvierzig. Da fängt manch einer erst an und heiratet erst. Und der Junge will mich so in aller Unschuld aufs Altenteil setzen. Und du, Christina — wenn du nicht zufällig krank wärst — du bist erst fünfundvierzig. Das ist kein Alter."

„Er meint es nicht böse — nicht unkindlich — er ist doch so gut," flüsterte sie, immer mit gefalteten Händen, denn nach Mütterart fühlte sie sich mitschuldig für die Irrtümer ihres Sohnes und leidenschaftlich gedrängt, dafür um Vergebung zu bitten.

Albrecht neigte sich und küßte ihr beruhigend die Stirne.

„Er ist einfach ein Prachtjunge!“ sagte er stolz. „Ganz deine Vornehmheit in allem.“

„Ach nein, ach nein,“ wehrte Frau Christine bescheiden und eifrig ab, „er ist ein ganzer Fronhofen — auf und nieder. Schon die fast lächerliche Ähnlichkeit mit dir. Ob sie wohl noch da ist? In zwei Jahren ändert sich das nicht. Man wird euch für Brüder halten. Weißt du noch, wie stolz er immer war, wenn man ihm sagte: ‚Kleiner, du siehst deinem Papa aber schreiend ähnlich.‘ Er erzählte es mir schon mit fünf Jahren — man sah's ihm an: er war überzeugt, es sei schön und ehrenvoll, dir ähnlich zu sehen. Und weißt du noch, wie er als Zehnjähriger mal einen Brief an Tante Gutta schrieb, unterzeichnet: ‚Hartard Michael, künftiger Herr auf Rethen.‘ Ach, setz dich doch, Albrecht .... weißt du noch ....“

Und Albrecht von Fronhofen setzte sich gutmütig an die Bettseite und vertiefte sich mit seiner Frau in Erinnerungen an die Kinderstreiche seines Jungen. Mit ihrem feinen Fraueninstinkt spürte sie es: das war der Weg, eine keimende Verstimmung gegen den Sohn zu verscheuchen und all' den freudigen Vaterstolz wieder aufwallen zu lassen, der von der Stunde der Geburt des Knaben bis zum heutigen Tage des Mannes Brust mit fast trotziger Kraft erfüllt hatte.

Ihre friedlichen Stimmen klangen durch den Raum.

In dem Bilde war merkwürdigerweise keine Disharmonie: der in Gesundheit und Schönheit blühende Mann und die kranke Frau wirkten zusammen wie zwei Menschen, die von gemeinsamem Glück getragen sind. In seinen Mienen und in seinem Blick war fortwährend ein Ausdruck unerzwungener, liebevollster Aufmerksamkeit. Sie aber, mit all' ihren blassen Farben und den langen, steifen Linien ihres Körpers wie ihres Lagers, wirkte wie ein schönes, wehmütiges Gemälde aus der ältesten Zeit primitiver Kunst.

Auch in dem Gemache herrschte eine gewisse stilvolle Stimmung wehmütiger Heiterkeit. Vor beiden Fenstern blühten und glühten die herrlichsten Blumen. Alle Möbel waren mit hellgrünen, weißgelb gemusterten Stoffen bezogen, das Holz an ihnen weiß lackiert. Die Wände hatten eine lichte, fahlgrüne Tapete. Allerlei zierliche Luxusgegenstände füllten den Raum: ein Gestell, auf dem Bildermappen lagen; Säulen, die schöne Armleuchter und Lampen trugen, Tischchen mit Photographien in den verschiedensten Formaten und prächtigen Rahmen.

Es gab keine Spiegel im Raume, wohl aber viele Bilder. Die meisten waren Porträts verschiedener Fronhofener und Fronhofenerinnen. Man hatte sie aus dem Eßzimmer hierher gebracht, weil es Frau Christine unterhielt, die alten Gesichter und Trachten anzusehen und sich auszudenken, was diese Männer und Frauen für Erlebnisse und Charaktere gehabt haben mochten.

Die eine Ecke des Gemaches war durch einen faltenreichen Vorhang abgeteilt. Der mattgrüne Stoff desselben hatte eine breite Kante in farbensattem, stilvollem Muster. Es war ein köstliches Gewirk.

Aber hinter ihm stand das Bett der Pflegerin. Und in der Nähe des Fensters befand sich eine Art Ruhebett auf Rollen und mit allerlei Mechanik zum Verstellen. Hinter dem Kopfende des Bettes stand ein Tischchen mit Medikamenten. Man sah es: in diesen vier Wänden mußte eine, in ihrer Kraft gebrochene Existenz den ganzen Schauplatz ihrer Lebensereignisse finden. Die Schwelle, welche von diesem Zimmer hinaus in die Schloßhalle führte, würde der Fuß der Frau nie überschreiten — über die hinweg würde man sie eines Tages tragen, wenn ihr Schattendasein verhaucht war.

Christine erzählte eben mit ihrer schwachen Stimme einen tollkühnen Streich ihres Jungen, den sie damals vor des Vaters Strafe gerettet hatte, indem sie half die Knabenkeckheit zu vertuschen. Ihre Augen leuchteten noch nachträglich vor Stolz über seine damalige Unart.

„Es war nie Feigheit in seinen Fehlern — weißt du noch? Und sein Ungehorsam war immer zugleich eine Mutprobe,“ sagte sie.

„Und gerade darum meint' ich von je, in dem Jungen müsse ein Soldat stecken, wie noch kein Fronhofen einer gewesen,“ sprach er seufzend.

Frau Christine hörte ein Geräusch.

„Es klopft jemand,“ sagte sie bittend.

„Na — herein —“ rief er ungeduldig, als es zum zweitenmal sacht klopfte. Er

konnte die zagen Geräuſche und Bewegungen nicht vertragen.

Es war Dora, das kleine, feine Stubenmädchen, mit dem weißen Häubchen auf den blonden Haaren und der roſaumſäumten weißen Latzſchürze vor dem ſchwarzen Kleid. Dora hatte nur ein blaſſes Geſicht mit ſchon verblühenden Zügen, aber ihr Ausdruck war ſehr liebenswürdig. Sie nahm eine Vertrauensſtellung im Hauſe ein und half der Pflegeſchweſter die gnädige Frau umzubetten.

wunderte, mit welcher der Mann ihr täglich Stunden widmete.

Dora, die etwas von einer eingetrockneten Soubrette an ſich hatte, kam heran und ſagte mit ſchmeichelnder Stimme, ihr unfriſches Geſichtchen beinahe auf die linke Schulter neigend: „Ach gnädige Frau verzeihen — aber ich mußte doch die Frau Baronin aus Hörſtel melden.“

Albrecht von Fronhofen ſprang auf und eilte hinaus.

Aus unſerer Studienmappe:

Gewitterſtimmung an der Gotländiſchen Küſte.
Nach der Studie von E. Romin.

Die Kranke konnte die Thür nicht ſehen, erkannte aber jeden Eintretenden ſofort an ſeiner Art die Thür zu öffnen und zu ſchließen.

„Biſt du es, Dora? Was willſt du?“

Dora glaubte eine leiſe Verſtimmung aus dem Ton ihrer Herrin zu hören. Sie wußte ja auch, die Kranke liebte durchaus nicht, wenn man ihr den Gatten fortrief. Hatte er einmal Zeit, bei ihr zu ſitzen, ſollte er auch ſo lange bleiben, als es irgend ging. Ihr kam es immer vor, als ſei er wenig bei ihr, während alle Welt die Geduld be-

„Gib mir noch raſch ein friſches Taſchentuch, Dora. So — danke — und ein paar Tropfen Eau de Cologne darauf. So — danke. Die Wäſche riecht diesmal ſehr nach Chlor. Dora, ſie thun gewiß Bleichwaſſer darauf — geh doch mal ins Waſchhaus,“ ſprach Chriſtine klagend.

Dora zupfte an den Spitzenmanſchetten ihrer Herrin und ſtreichelte ihr noch ein bißchen das Haar glatt.

„Die gnädige Frau kann ganz ruhig ſein; wir werden fortan dieſe Wäſche nicht mehr ins Waſchhaus geben, ſondern in der

Küche extra beſorgen. Wenn Line und ich ſie allein unter Händen haben, kann nichts paſſieren," ſagte Dora beruhigend und ſah die Kranke befriedigt an. „Die neuen Spitzenhemden kleiden gnädige Fraus pompös."

„Ach, Dora, für mich iſt es ganz egal, wie ich ausſehe," lächelte die Frau ſchmerzlich.

„J — aber im Gegenteil. Und der gnädige Herr halten furchtbar viel darauf. ‚Dora,' ſagte der Herr, ‚beſtellen Sie alles vom Feinſten und Beſten; und daß der Lieferant nicht etwa lauter egale Nachthemden macht; es unterhält die gnädige Frau doch ein bißchen, wenn jedes Stück eine andere Spitze und einen anderen Schnitt hat.' Ja, das ſagte der Herr, und die Koſten regardiert der Herr nie, wenn es auf die gnädige Frau ankommt."

Dora warf noch einen Angſtblick umher, ob im ganzen Zimmer auch alles in ſtrahlender Ordnung ſei.

Lächelnd und glücklich ſchloß Frau Chriſtine die Augen.

Ob es wohl auf Erden eine geſunde Frau gab, die ſo von Liebe und Fürſorge umgeben war wie ſie? Oft ſchon hatte ſie das als Glück empfunden, was allen anderen Menſchen wie ein furchtbares Unglück erſchien: ſo gelähmt dazuliegen und von allem Kampf, von allen Roheiten des Lebens verſchont zu bleiben, höchſte Treue, raſtloſeſte Selbſtaufopferung zu erfahren.

Welch ein Mann war der ihrige! Ohne ihr Leiden hätte ſie ihn nie ſo ganz, ſo groß, ſo gütig erkennen können. Es lohnte ſich, in Leiden zu leben, um die Wunder an Liebe zu erfahren, die ſie erfuhr.

Und es war ja nicht er allein, der ſich an ihr bewährte! Ihre Freunde und Nachbarn meilenweit, ihre und ſeine Verwandten in Berlin und allen voran ihre Gutsnachbarin, die Baronin Alexandra von Königsegg — alle beſtrebten ſich, ihr Freude in dies ſtille Gemach zu tragen.

„Sie kommen — ich höre Stimmen in der Halle," ſagte Dora haſtig und gab doch noch der ſchon glatten Bettdecke einen letzten Strich mit flinker Hand.

Albrecht von Fronhofen war an den Wagen geeilt, der vor dem Portal hielt. Auf den blauen Polſtern des gelb lackierten, leichten Gefährtes ſaß die Baronin Königsegg und wartete, ob ihr Beſuch genehm ſei. Ihr Kutſcher, der ſie gemeldet, hatte ihr gerade wieder die Zügel abgenommen. Albrecht hielt beide Hände zu ihr empor und rief: „Wie herbeigezaubert durch meine Gedanken!"

„So?" fragte ſie heiter und nahm ſeine beiden Hände als Stütze beim Abſtieg. „Werde ich gerade gebraucht?"

„Auf das dringlichſte."

„Deſto beſſer."

Sie nahm vom Kutſcher noch einen großen in Seidenpapier gewickelten Strauß entgegen und ein Körbchen.

„Die letzten Roſen und die erſten Weintrauben für Chriſtine," ſagte ſie. „Ich vermute, daß ich eine Taſſe Thee und einen Biſſen zu eſſen bei euch bekomme — alſo, Sebald, in zwei bis drei Stunden, ſagen wir gleich in drei: vorfahren! Nach dem Thee kann ich die neuen Maſchinen ſehen, nicht wahr?"

Sebald, der mit ſeinem ausraſierten Kinn, ſeinem Backenbart und ſeinem hohen Halskragen ein bißchen etwas Vormärzliches hatte — die Baronin ſagte, er ſei wieder modern geworden —, Sebald hob die Peitſche und ſalutierte mit ihr wie mit einem Gewehr. Dann lenkte er den Wagen zurück, denn die Rethener Wirtſchaftsgebäude lagen, mit den Tagelöhnerhäuschen zuſammen eine förmliche kleine Kolonie bildend, fünf Minuten vor Schloß Rethen an der Landſtraße.

Das Schloß ſelbſt war von ihr nur durch einen Raſenſtreif und eine Reihe Linden daran getrennt. Es war ein einfacher, großer Rokokobau, das Portal in der Mitte, rechts und links die gleiche Zahl von Fenſtern und über dem Portal, die Fenſterreihe des erſten Stockwerks unterbrechend, eine Glasthür mit einem Balkon davor, der die einzige koſtbare Zierde der Front trug: ein herrliches, altes ſchmiedeeiſernes Gitter. Und über dem Ganzen ein graues, blinkendes, ſchweres Dach, faſt ſo hoch, wie die Mauern der Faſſade.

Albrecht von Fronhofen ging hinter ſeinem weiblichen Gaſt her, der über die Schwelle trat, wie jemand, der ein vertrauter und häufiger Beſuch iſt.

In der großen Halle, welche die ganze Mitte des Schloſſes einnahm, ſetzte die Baronin ihr Körbchen auf den Tiſch und fing an, die Blumen auszuwickeln. Dann nahm ſie Hut und Schleier ab und ließ ſich von Albrecht aus dem Staubmantel helfen.

Sie sprachen nichts zusammen. Aber sie sahen sich lächelnd an.

Es schien, als verzögerten sie beide noch den Eintritt in das Krankenzimmer.

Die Baronin sah sich in der Halle um, die sie doch so genau kannte.

Es waren immer dieselben weiß getünchten Wände, mit ein paar alten Waffen verziert. Da war der Riesenkamin von rotem Porphyr, auf seinem Sims standen zwei mächtige Lampen, und da war, zwischen Portal und Fenster, die Truhenbank mit hoher Lehne, der Tisch davor und ein Kreis von alten Stühlen herum. Und da kam immer noch, breit und imposant, die flachstufige Treppe aus dem Oberstock herab, und es war immer noch der verblichene rote Teppich, der sie deckte und auf dem Fliesenboden der Halle unter einem schon sehr vertretenen Fell endigte.

„Es ist seit acht Tagen hier nicht schöner geworden," sagte Albrecht lächelnd.

„Es ist aber doch ein schöner Raum. Etwas kahl, aber würdig. Das teilt er mit manchem alten Haus," meinte sie lachend. „Ich sah mich bloß aus Zerstreutheit um. Ich hab' eine neue Idee für meine Halle. Da vergleicht man unwillkürlich die Dimensionen."

„Na ja — auf Hörstel kann man neue Ideen haben. Bei mir langte es ja doch nicht, sie auszuführen. Da hab' ich sie meinem Kopf eben abgewöhnt. Ich bin glücklich, wenn ich da alles schön und luxuriös beschaffen kann."

Bei dem stark betonten „da" hatte er mit seinem Kopf eine bezeichnende Bewegung nach der Thür, im Hintergrund der Halle, gemacht.

Sie wußte ja, wohin die führte.

„Wie geht es denn heute?" fragte die Baronin.

„Oh, gottlob, gut. Christine hatte die letzten Tage viel Kopfweh gehabt. Heute ist sie frei davon. Und die Hühner heut mittag haben ihr auch geschmeckt," erzählte er.

„Und die neue Pflegeschwester?" fragte die Baronin.

„Christine ist entzückt von ihr."

„Ach, das freut mich. Und sonst noch?"

„Sonst noch?" fragte er zurück und sah sie an.

Sie stand am Tisch, den Blick auf das Körbchen mit Weintrauben gesenkt. Spielerisch ordneten ihre Finger an den roten Blättern der Ranken wilden Weines, mit denen Korb und Früchte malerisch verziert waren.

Sie war eine schöne Frau, von kraftvoller Gestalt, üppig und doch schlank, nicht mehr in der ersten Blüte. Aber ihr Geschmack und vielleicht auch die Kunst der Körperpflege gaben ihrer Erscheinung den blendenden Reiz einer sehr eleganten Frau. Einst war ihr Haar rot gewesen, von einem etwas brandigen Rot. Aber die Zeit hatte es dunkel und dunkler werden lassen, so daß es jetzt in einem wundervollen Kastanienbraun erglänzte und förmlich aufzuleuchten schien, wenn ein Sonnenstrahl darauf fiel. Sie hatte aber den weißen, schimmernden Teint der Rothaarigen behalten. Ihre dunklen Augen waren von einer so ungewöhnlichen Lebhaftigkeit des Blicks, ihr ganzer Ausdruck trug so sehr das Gepräge einer starken Intelligenz, daß man übersah, wie doch eigentlich ihren Zügen regelrechte Schönheit fehlte.

„Sonst noch . . .?" fragte Albrecht von Fronhofen noch einmal.

Sie hob rasch das Haupt und sah ihn gerade an.

„Hartard hat geschrieben?"

„Ja!"

„Wann kommt er?"

„Übermorgen."

Ihre Blicke wurzelten fest ineinander.

Alexandra seufzte, und ihre Nasenflügel bebten.

„Du weißt — ich bin immer für die historische Entwickelung — in allen Dingen. Und in diesen, an die du denkst, gibt es doch nur zwei Wege: nicht sehen oder einsehen," sagte er leise, mit so zuversichtlichem Ausdruck, daß es ihr wohlthat. Lauter fügte er hinzu:

„Aber in Hartards Brief steht allerlei, das uns den Kopf schwer macht, Christine und mir."

„Gehen wir zu ihr, das muß ich von euch beiden hören," sagte sie lebhaft.

Indem sie sich mit raschen Schritten der Thür des Krankenzimmers näherte, ward diese schon von drinnen her aufgestoßen, und Dora ließ in ehrerbietiger Haltung den Besuch, der ihr gütig zunickte, an sich vorbeirauschen. Und in der Küche erzählte Dora gleich darauf begeistert, daß die Baronin von Königsegg wieder ein wunderbares ma-

rineblauseidenes Kleid angehabt habe, mit so viel Spitzen auf der Taille, daß Dora sie nicht für zwei Jahreslöhne würde beschaffen können. Und leutselig grüße die Baronin immer, daß es wahrhaft ein Entzücken sei; aber das sei eine alte Geschichte, je vornehmer die Menschen, desto einfacher und zutraulicher seien sie auch. Dies sagte Dora mit einem Blick auf die Schwester vom Roten Kreuz, die seit drei Tagen im Schloß war und eben in der Küche selbst den Nachmittagskakao für ihre Kranke bereitete, sich dabei aber mit niemandem unterhielt. —

Alexandra von Königsegg eilte auf das Bett zu und küßte Christine zärtlich auf die Stirn. Beide Frauen betrachteten einander mit innigster Herzlichkeit.

„Wie du wieder in Leben und Schönheit strahlst, Lexe!“ sagte Christine neidlos.

„Still, still, still,“ rief Alexandra lachend, „mit achtzehn Jahren ist man von selbst schön. Mit achtunddreißig muß man sehr viel dazu thun, ein bißchen nett zu wirken. Und du bist mein bestes Publikum, Ina. Also das Kleid gefällt dir? Na, teuer genug war es. Und du, mein Herzchen? Ich weiß schon das Wichtigste: kein Kopfweh, Hühner haben geschmeckt. Und Hartard hat geschrieben.“

„Setz dich dahin — so, daß ich gerade dein Gesicht sehen kann,“ bat Christine zärtlich, indem sie wieder und wieder die Hand der Freundin streichelte.

Albrecht legte Rosen und Trauben auf das Bett.

„Für dich von Alexandra,“ sagte er.

Die Kranke bewunderte die Schönheit der verschiedenen Rosen und die herrlichen Trauben. Sie war in freudiger Erregung über alles: den Besuch, die Gaben und die Aussicht, ihre Sorgen aussprechen zu können.

„Bitte, Lexe, lies doch den Brief. Nicht wahr, Albrecht — du gibst ihn ihr,“ flehte sie.

Er suchte den Brief heraus und gab ihn der Baronin.

Sie las das lange Schreiben still für sich durch. Sie wußte, die Blicke der Kranken hingen beobachtend an ihr, und sie hielt deshalb während der Lektüre einen gleichmäßig heiteren Gesichtsausdruck fest. Ihr zuckte keine Wimper, als sie die überschwenglichen Worte las, mit denen der Sohn die Treue des Vaters und das Eheglück der Eltern pries, keine Bewegung machten ihre Lippen, als sie sah, dieser Sohn wolle dem Vater „alles abnehmen“.

Aber während sie die Blicke auf das Briefblatt gesenkt hielt, schien es ihr doch zugleich, als sähe sie Albrecht von Fronhofen in seiner ganzen stolzen, schönen Männlichkeit dastehen. Und ihr Herz klopfte in schweren Schlägen.

Der Brief war gelesen. Sie legte die Blätter, ohne sie noch loszulassen, lässig in den Schoß.

Die Kranke war etwas enttäuscht. Sie hatte sogleich auf dem Gesicht der Lesenden sich allerlei wiederspiegeln sehen wollen.

„Was sagst du?“ fragte sie ängstlich.

„Ja, es ist ein Schicksal, daß Hartard nicht Offizier geworden ist,“ sagte Alexandra achselzuckend.

„Aber mein Gott, Sie selbst standen ihm doch bei und rieten uns doch ab, ihn zum Soldatenberuf zu zwingen,“ rief Albrecht erstaunt.

Er ging nach seiner Gewohnheit auf und ab, stand immer nur still, wenn er zu der Unterhaltung der Frauen etwas sagen wollte.

„Natürlich hab' ich ihm beigestanden, und natürlich fand ich es unrecht, ihn zu zwingen. Aus Erkenntnis und Bedürfnis kann was Gutes kommen, aus Zwang nie. Darum sag' ich: Schade, daß er nicht das Bedürfnis hatte, Soldat zu werden, oder nicht die Erkenntnis, daß dies das rechte Mittel gewesen wäre, Situationen zu vermeiden, die sich nun ergeben werden.“

„Alle Fronhofens waren Soldat, bis sie Rethen übernehmen konnten. Einer war schon Oberstleutnant, als er das Majorat in die Hände bekam — —“ klagte Christine. „Aber es ist doch keine Schuld von Hartard — es ist doch so seine innere Bestimmung gewesen: er mochte nicht Soldat sein.“

„Dein Mann macht ihm ja auch keinen Vorwurf daraus,“ sagte Alexandra beschwichtigend.

„Ich dachte immer, als der Junge sein Jahr bei dem zweiten Garderegiment zu Fuß abdiente, er solle Geschmack am Handwerk finden. Er wußte doch, ich selbst hatte im Regiment gestanden — freilich, bloß die kurzen zwei Jahr, als Fähnrich und Sekondeleutnant, bis mein Alter jenen Sturz vom Pferde that. Aber nein —

Kandelabergruppe am Neuen Palais zu Potsdam. Von Walter Schott.

obschon der Oberst sozusagen mit mir im Komplott war, ja ich kann sagen: das ganze Offizierkorps — der Junge war froh, als er den Rock wieder auszog," sprach Albrecht gedrückt. „Er hat eben bloß eine Idee — es ist schon beinah 'ne fixe: er kann und will nur als Landmann leben."

„Und nun will er Sie in aller kindlichen Naivetät vom Thronsessel schieben ..."

Christine seufzte zitternd dazwischen. „Das muß man ihm nicht übel nehmen," fuhr Alexandra, heiter der Kranken zulächelnd, fort; „als ich ein Mädel von zwanzig war und Königsegg heirathete, dacht' ich, meine Mama mit ihren vierzig damals sei eine alte Frau. Heut weiß ich, daß Mama mit ihren achtundfünfzig, die sie morgen wird, noch nicht einmal alt ist. Weißt du, Ina — die Jugend hat keine Taxe für unsereinen. Daß wir noch dastehen, in der Blüte unseres Lebens, unserer Kraft, unserer Empfindungen — davon hat das keine Idee. Das urteilt bloß nach Taufscheindaten."

„Ich nehme es ihm auch nicht übel, gewiß nicht," sprach Christine. „Aber das ändert doch nichts an der Lage! Wie soll es werden. Wie soll es werden?"

Alexandra nahm die Hand der Kranken und streichelte zärtlich tröstend die schmalen weißen Finger.

„Ach Gott — ach Gott," sagte sie in einem scherzhaft mütterlichen Ton, wie man einem lieben Kinde zuspricht, „unsere Ina ist in einem fürchterlichen Gedränge: sie ist beleidigt für ihren Albrecht, daß man ihm Rethen nehmen will, und ebenso beleidigt, daß man es ihrem Hartard nicht geben kann."

Christine mußte lächeln. „Ganz so ist es nicht. . ."

„Aber doch beinahe," sagte Alexandra.

„Sie haben gut scherzen, liebe Freundin," sprach Albrecht, aber auch seine Augen glänzten, und seine Haltung war frei und stolz, „die Lage ist peinlich. Bin ich der Mann, schon vom Schauplatz des Lebens abzutreten?!"

„Nein!" riefen beide Frauen. Die eine sah in ergebener Bewunderung, die andere in zärtlich aufflammendem Stolz auf ihn.

„Ich soll mich meinen Liebhabereien widmen?" fuhr er fort. „Ich habe keine als Rethen zu bewirtschaften, hier zu säen, zu ernten und zu jagen. Sollte ich reisen? Wie könnte ich, wie wollte und dürfte ich meine arme Christine verlassen? Was soll werden!! Mein Sohn ist ein Fronhofsen. Ich kann ihn keine Stelle als Verwalter oder Güterdirektor annehmen lassen. Die Fronhofsens sind nicht reich. Aber sie haben immer den Stolz gehabt, niemand was zu schulden und von niemand was zu nehmen. Das paßt mal nicht für mein Geschlecht und meine Art: bei einem Herrn in Lohn und Brot stehen. Selbst nicht, wenn dieser Herr der Staat heißt. Es hat nie einen Beamten in unserer Familie gegeben. Soldat sein — ja das ist was anderes. Das ist kein Geschäft, bei dem es heißt: Ich geb' so viel Arbeit, dafür bekomm ich soviel Geld. Das kostet noch. Der Sold ist eine Bagatelle. Und ich bin da bereit, mein Leben zu geben — und das kann mir keiner bezahlen."

„Nein, gewiß nicht — er kann nicht auf einem anderen Gut als Verwalter dienen, und so ins Blaue hinein, auf ungewisse Zeiten immer Volontär spielen, das kann er auch nicht," bestätigte Alexandra.

„O," flüsterte die Kranke, „ich weiß doch ein Gut, wo er Verwalter werden kann, ohne sich etwas zu vergeben. Eine Stellung, die er ausfüllen kann, ohne sich bezahlen zu lassen, wo er doch kein Volontär ist, weil die ganze Verantwortung auf ihm ruht!"

Sie lächelte geheimnisvoll und stolz, daß ihr ein erleuchtender Einfall gekommen.

Albrecht stand still. Er und Alexandra sahen sich verdutzt an.

„Was ihr für Gesichter macht," sprach sie triumphierend weiter, „und es liegt doch so nahe. Seit dein Mann gestorben ist, hat dir der alte Müller Hörstel verwaltet. Du sagtest neulich, es gehe nicht mehr, du wolleſt ihn pensionieren und einen jungen Verwalter nehmen. Laß Hartard dein Gut bewirtschaften."

Alexandra ward dunkelrot. Schnell flog ihr Blick zu Albrecht hinüber. Der aber hatte sich bei den Worten seiner Frau dem Fenster zugewandt.

„Aber Christine — ich — wie könnte ich das annehmen — daß dein Sohn mir einen Verwalter spart?" sagte sie mit unsicherer Stimme.

„Du nimmst nichts an. Wir sind es, die annehmen. Du löst die Frage. Du gibst meinem Sohn die ersehnte Thätigkeit und

befreist meinen Mann von der Vorstellung, daß Hartard ihn aus Rethen verdrängen wolle. Ach — daran denkt Hartard ja gar nicht. Er hat sich gar nichts klar gemacht — gar nichts", sprach Christine eifrig.

„Nein. Sein Brief ist voll Kindlichkeit und Unlogik. In demselben Atemzug will er Rethen allein bewirtschaften und wie ein Knabe, artig, ersparte 2000 Mark abliefern," meinte Alexandra, die allmählich wieder ihre gewohnte Farbe und Selbstbeherrschung bekam.

„Du willigst ein?" drängte Christine.

„Aber Herzchen — das kann ich nicht annehmen," behauptete die andere; „Hartard für mich arbeiten lassen! Nein, es ist unmöglich!"

„Albrecht, hilf mir bitten", flehte die Kranke.

Er wandte sich wieder dem Zimmer und den Frauen zu.

„Alexandra hat recht," sprach er etwas hastig. „Das kann sie nicht annehmen. Und überdies: weißt du denn so genau, ob ihr Hartard als Mitbewohner auf Hörstel so angenehm wäre?"

Alexandra lachte.

„Nun kränken Sie die Mutter, die davon überzeugt ist, daß es für mich ein Glück bedeute, Hartard unter meinem Dach zu haben."

Dann redete sie wieder liebevoll auf die Kranke ein.

„Es geht wirklich nicht, liebe Ina. Stell dir nur all die vielen Komplikationen vor, die eintreten könnten! Wenn ich dem Manne Hartard nun ebenso unsympathisch wäre, wie ich dem Knaben und Jüngling liebenswert schien? Oder wenn mir Hartards Bewirtschaftung doch am Ende nicht gefiele? Schließlich könnten noch Stimmungen eintreten, die zwischen uns wie eine Störung träten. Und nicht wahr — das wäre doch schade?"

Christine umklammerte die Hand der Freundin.

„Nein — dich will ich nicht verlieren — um keinen Preis. Es ist wohl wahr — Albrecht und du, ihr kennt die Welt besser, als ich, die ich fern von ihr lebe. Ich seh' wohl alles ein bißchen ideal an. Ihr seid alle so nachgiebig und so rücksichtsvoll gegen mich — da denke ich manchmal, daß draußen auch alle Menschen so gegeneinander sind. Aber bei der Arbeit kann man nicht so sein. Ich begreife es." Doch fing sie an zu weinen, vor Enttäuschung darüber, daß ihr Plan nicht ausführbar sein sollte.

Alexandra kniete neben ihrem Bett und redete zärtlich auf sie ein; hinter der Knieenden stand Albrecht und beugte sich herab und sprach gleichfalls tröstliche Worte.

In diesem Augenblick kam Dora herein und trug schwer an einem beladenen Theebrett.

„Der Thee," sagte Christine noch unter Thränen, aber lächelnd. „Dora, hast du für Frau Baronin auch etwas zum Imbiß?"

„Gnädige Frau können ganz ruhig sein," sprach Dora in ihrem mütterlichen Ton, den sie stets gegen die Kranke anschlug, „hier sind belegte Brötchen und kleine Mürbeteigkuchen, die Frau Baronin so gern haben."

Als sie alles zierlich geordnet hatte, fragte sie: „Soll ich bald die Lampe bringen?"

„Wir klingeln danach," sagte Albrecht, „noch ist ja ganz heller Tag."

Christine konnte die Dämmerung nicht vertragen, und sowie der letzte Sonnenstrahl draußen von den grünen Wipfeln verschwunden war, die Christine von ihrem Bett aus sehen konnte, mußte das ganze Zimmer mit Lampen und Lichtern taghell erleuchtet werden.

Die beiden fingen nun an unter vielen Scherzen und wetteifernder Wichtigkeit Christine zu bedienen, ihr den Kakao und die Brötchen zurecht zu stellen auf dem schmalen Tischbrettchen, das an der Bettstatt festgeschraubt wurde. Alles war von auffallendem Luxus: Tassen, Teller, Kannen, Servietten. Man hatte in der Rethener Geschirrkammer wenigstens zwölf verschiedene Services für den Gebrauch im Zimmer der Gelähmten. Jedes war ein Kunstwerk an Malerei, Form und feinem Porzellan.

Albrecht hatte herausgefunden, daß es eine große Unterhaltung für seine arme Frau bilden müsse, recht viel Abwechselung in allen Gegenständen zu finden, die sie umgaben. Er ließ auch alle zwei, drei Jahr ihr Zimmer mit neuen Möbeln und Dekorationen versehen.

Als Christina zufrieden und wohlversorgt war, setzten die beiden sich an den Tisch, und nun bediente Alexandra den Mann.

Sie waren alle drei sehr heiter. Alexan-

dra wußte alles ſo beſonders zu loben und immer wieder zu betonen, daß ſie es bei ſich nie durchſetzen könne, einen ſo wohlverſehenen Theetiſch ins Zimmer zu bekommen. Das hörte die Kranke immer wieder gern, beſonders vor Albrecht, weil es ſie von der ſteten, heimlichen Furcht befreite, daß auf Rethen doch am Ende die Gäſte merken könnten, es fehle eine Hausfrau.

Plötzlich ſagte Alexandra ganz trocken, indem ſie ihre Taſſe zwiſchen Mund und Untertaſſe in der Schwebe hielt: „Hartard kann eine Pachtung anfaſſen. Das iſt am beſten.“

Nun ſahen ſich die Eheleute verdutzt an. Es war gar nicht mehr von Hartard die Rede geweſen. Sie hatten alle drei davon geſchwiegen, wie um erſt einmal wieder ein Viertelſtündchen in Behagen zu verbringen.

Die Kniee weit auseinander, den Rücken gebeugt, ſaß Albrecht von Fronhofen da. Er hatte ſeine Ellenbogen auf die Kniee geſtützt und hielt ſeine geſenkten Hände gefaltet. Unter der vorgeneigten Stirn ſah er mit aufmerkſamen Blicken zu Alexandra hinüber und empor.

„Ei des Kolumbus. Bloß: es geht nicht!“ ſagte er kurz.

„Bitte, warum nicht?“ fragte ſie. Chriſtine hörte atemlos zu.

Nun ſah Albrecht nicht mehr die Frau ihm gegenüber an, die in ſtolzer und freudiger Haltung daſaß und ihn erwartend anſchaute.

„Rethen bringt 10000 Mark ein. Mal mehr, mal viel weniger. Was das eine Jahr mehr iſt, kann das andere wieder auffeſſen. Gottlob, ich habe immer die Balance gehalten. Außer den fünfzigtauſend von der Ritter- und Landſchaft, die ſchon mein Großvater aufgenommen hat, ſteht keine Hypothek auf Rethen. Das iſt mein Stolz. Das ſoll ſo bleiben. Aber Kapital hab ich keines ſammeln können. Was verdient ward, ward auch verbraucht. Und um eine ordentliche Pachtung rationell anfaſſen zu können, dazu brauchte der Junge doch ſeine 30000 Mark.“

„Ich hab' ſo viel gekoſtet!“ rief Chriſtine kläglich.

„Ach Unſinn,“ ſagte Alexandra ſchnell, obwohl ſie und Albrecht nur zu gut wußten, wie wahr dies Wort war;

Aus unſerer Studentenmappe:

Ein kühler Trunk.
Nach einer Aufnahme von Pietro Poppi in Bologna.

„neulich kam gerade meine Schneiderrechnung aus Berlin, als dein Mann bei uns, war und da sagte er noch zu Mama: ‚Meine Frau braucht so was nicht — derartige Ausgaben kenn' ich gar nicht — da seh ich erst, wie teuer eine gesunde Frau ist'".

„Ja ja, das ist schon wahr, ich brauche keine Reit- und Ball- und Promenadenkleider," sprach Christine, die von jedem Trost befriedigt war, mochte er noch so fadenscheinig sein.

„Wollen Sie noch Thee Albrecht?" fragte Alexandra. Er saß noch unverändert.

„Nein," sagte er.

Alexandra goß sich Thee ein und sprach so nebenbei: „Ich könnte Hartard sehr gut 30000 Mark geben. Das ist ungemein einfach."

Eine Sekunde lang war es totenstill. Christine wagte vor freudigem Schreck kaum zu atmen.

Albrecht erhob sich langsam. Er stand in förmlich drohender Größe mit seiner hohen Gestalt mitten im Zimmer.

Seine Hände in die Joppentaschen steckend sagte er kurz: „Nein. Das können wir wieder nicht annehmen."

Alexandra schwieg; sie wußte, ein anderer Mund würde versuchen, für diese Idee zu sprechen. Und schon begann Christine auch mit bebender Stimme: „Warum können wir das nicht annehmen? Wir sind doch seit 20 Jahren miteinander so nahe befreundet. Soll Freundschaft denn nicht geben und nicht nehmen dürfen? Ist es ohne dies Vorrecht noch Freundschaft? Und Hartard soll das Geld ja zurückgeben . . . nicht wahr, Lexe? Du schenkst es nicht, du leihst es ja nur! Er kann ja auch Zinsen zahlen . . . nicht wahr, Lexe? Du nimmst Zinsen von ihm. Siehst du, Albrecht . . . sie nickt zu allem. Ja, sie will Zinsen nehmen. Dann ist es für Lexe doch einerlei, ob sie ihr Geld bei Hartard oder anderswo stehen hat."

„Für Alexandra mag es einerlei sein. Für mich nicht. Und kurz und gut, ich will es nicht. Ich wünsche nicht, daß es im Lande heißt, die Baronin Königsegg hat den jungen Fronhofen eine Pachtung verschafft. Das würde in den Ohren der Leute nicht gut klingen. Weder für Alexandra noch für uns beide Fronhofener," sprach er mit so eisernem Ton, daß beide Frauen sofort wußten: dagegen half kein Überredungsversuch.

Alexandra verstand seine Ablehnung völlig. Sie hatte auch ihren Vorschlag nicht mit freiem Herzen ausgesprochen.

Die andere aber, die Kranke, konnte es nicht begreifen. Ihr eigner Vorschlag war verworfen worden — das begriff sie; sie, die Weltfremde, hatte vielleicht nur thörichte Ansichten von dem, was man konnte und nicht konnte. Aber wenn Alexandra, die Welterfahrene, einen Vorschlag machte, hatte Albrecht gewiß unrecht, ihn abzuweisen. Das war falscher Stolz. Und nicht einmal gedankt hatte er für das großartige Anerbieten.

„Lexe," sagte sie, „sei Albrecht nicht böse. Aber er hat gewiß triftige Gründe. Wir Frauen verstehen nicht immer, was die Männer beschließen. Aber ich danke dir aus tiefster Seele."

Alexandra, die auf dem Bettrand saß, warf sich beinahe über die Kranke. Sie küßte ihre Wangen und ihre Stirne wieder und wieder. Dann rief sie, sich aufrichtend und mit ihrem Blick Christine und Albrecht umfassend: „O laßt ihn doch kommen, euren Sohn — ohne jede Sorge! Es wird sich alles gut gestalten. Vergeßt nicht, daß er e u e r Sohn ist und daß er vielleicht dein Herz hat, Christine, und seines Vaters Charakter."

Eine so leidenschaftliche Hingabe an beide Gatten lag in ihrem Ton und in ihrem Ausdruck, daß Christine ganz erschüttert die Freundin wieder zu sich herabzog, um sie nun ihrerseits zu küssen.

Albrecht kam heran und nahm die herabhängende Linke Alexandras, sie mit festem Druck mit seinen beiden Händen umschließend.

Sie sprachen nichts mehr.

II.

Die Helligkeit im Zimmer hatte nun alle Wärme verloren. Draußen standen die Ulmen des Parks wie eine schwarzgrüne Mauer vor einem gelbweiß schimmernden Himmel. Die Sonne war hinter ihnen untergegangen. Und die graue Diana stand hart und kalt auf ihrem Postament. Die Fuchsschwänze und Cannablätter zu ihren Füßen sahen beinahe schwarz aus. Die dichte Wand der Ulmen war an einer Stelle

überragt durch eine riesig hohe italienische Pappel. Ihr sperriger Wuchs mit dem dürftigen Blattwerk war scharf, wie eine ausgeschnittene Silhouette schwarz auf weißem Papier zu erkennen. Zwei Raben kamen in unruhig flatterndem Flug an dem blanken Himmel vorbei und setzten sich auf die äußersten Spitzen der Pappel.

Christine machte eine fröstelnde Bewegung.

„Es wird kühler. Und dunkel auch," sagte Alexandra und eilte zur Thür, während Albrecht nach der Lampe rief.

Mit dem Behagen einer verzogenen Kranken, die gern recht viele für sich bemüht sieht, guckte Christine zu, wie die dichten Gardinen zugezogen, wie Lampe und Armleuchter an ihren Platz gestellt wurden.

„Du bleibst doch noch bei mir?" fragte sie dann bittend.

„Noch ein Viertelstündchen," versprach Alexandra. Und da sie wußte, man mußte der sanguinischen Christine lauter gute, angenehme Gedanken für den Abend und etwa schlaflose Nachtstunden anregen, fing sie an, wieder auf dem Bettrand sitzend, allerlei Pläne zu schmieden.

„Es kann reizend werden diesen Herbst und Winter," plauderte sie, „eigentlich freue ich mich recht auf Hartard. Er gibt mir vor mir selbst den Vorwand, wieder flotter zu werden. Ich liebe so die Geselligkeit. Und Hartard ist jung, soll sich amüsieren, ist gewiß ein famoser Tänzer. Auch kann er sich ja bei mir am unbefangensten alle heiratsfähigen Damen der Gegend ansehen. Ihr könnt keine Bälle und Gastereien geben — Albrecht wird nach wie vor bei seinen paar Jagddiners bleiben müssen. Aber ich kann sehr gut wieder ein Haus machen — mehr als bisher."

„Dann werden die Leute sagen, du wolleſt wieder heiraten," meinte Christine, die vergnügt zuhörte.

„Laß sie."

„Eigentlich — warum solltest du auch nicht? Daß Herr von Calatin ernste Absichten auf dich hat, weiß doch alle Welt," scherzte Christine.

„So?" fragte die andere mit gemachtem Gleichmut. Aber es schien, als husche eine flüchtige Verlegenheit über ihr Gesicht. „Na, wenn die Leute denn mit Herrn von Calatins Absichten genauer Bescheid wissen als ich, können sie sich auch überzeugen, daß er keine Hoffnung hat."

Sie wurde langsam rot. Der fest auf sie gerichtete Blick Albrechts nahm ihr alle Unbefangenheit.

„Herr von Calatin ist übrigens seit drei Wochen gar nicht auf Hörstel gewesen," versicherte sie mit seltsamem Eifer.

Aber Christine ging darüber hin, sie war bei ihrem Sohn.

„Weißt du, Lexe — sorge dafür, ihn mit Aulendorfs und Montforts zusammen zu bringen," bat sie. „Die beiden Aulendorfs sollen reizende Mädchen sein, und sie haben von mütterlicher Seite sehr viel Geld. Und Natalie Montfort ist einfach bezaubernd; ihre Mama hat sie das letzte Mal mitgebracht. Ich fand sogar eine gewisse Absicht darin. Die Montfort fragte so empressiert nach Hartard. Natalie bekommt einmal Flieders. Calatin hat es mir erzählt. Ach — es wäre doch so zu wünschen, daß Hartard sich in ein wohlhabendes Mädchen verliebte. Lieben natürlich muß er sie. Verkaufen soll er sich nicht."

Ebenso eifrig sagte Alexandra: „Außer den Aulendorfs und Natalie Montfort ist da auch noch die junge Frau von Falkenburg. Sie war ja nur ein Jahr verheiratet. Ihr Papa, der alte Bülow, wäre froh, wenn sie ein neues Glück fände."

Albrecht lachte, daß es durchs Zimmer hallte.

„Verheiratet ihn nur. Das ist so ein rechtes Weibergeschäft."

„Es wäre aber doch sehr zu wünschen, daß er wohlhabend und standesgemäß heiratete," sagte seine Frau. „Das machte ihn auf einmal selbständig und löste alle Fragen."

„Natürlich wäre das sehr zu wünschen," gab Albrecht zu.

„Verlaß dich nur auf mich," versprach Alexandra. „Ich werde mich in den Ruf der Vergnügungssucht bringen und ein Fest nach dem anderen geben, und nachher erzähl' ich dir immer haarklein alles."

„Könntest du mir nicht Photographien von den beiden Aulendorfs verschaffen?"

„Natürlich. Mama photographiert neuerdings. Sie kann das nächste Mal, wenn die Aulendorfer auf Hörstel sind oder wir auf Flieders, Gruppenbilder machen."

„Flieders —," sprach Christine nach-

denklich, „wer weiß, ob es nicht auf dem Wege der Heirat wieder an einen Fronhofen kommen könnte!“

Alexandra und Albrecht lächelten sich zu. Sie wußten, jetzt fuhr die Phantasie der armen Frau in goldenem Wagen auf köstlichen Wegen spazieren.

„Aber nun muß ich fort. Es ist richtig zu dunkel geworden, um noch die beiden neuen Maschinen zu sehen.“

Sie sah nach der Uhr.

„Schon sieben. Sebald wird maulen. Du weißt, er schwärmt für Pünktlichkeit und tyrannisiert mich.“ Sie neigte sich auf das Lager, um Abschied zu nehmen.

„Ach — schon!“ sagte Christine. „Immer wenn du bei mir warst, habe ich das Gefühl, als hätte ich so viel erlebt. Ich danke dir noch vielmals für alles, alles. Auch für die neue Schwester.“

„Du bist zufrieden?“

„Sehr. Nur — ich weiß nicht recht ... Früher, da hatte ich eine einfache Frau als Wärterin. Dann zweimal hintereinander katholische Graue Schwestern. Die Schwestern durfte man nicht fragen, wie sie hießen und woher sie stammten. Das fand ich auch eigentlich ganz richtig. Sie wollen und sollen bloß noch barmherzige Menschen sein — keine Gräfinnen oder keine Handwerkerskinder mehr. Der Stand mußte verwischt bleiben. Aber diese — diese interessiert mich so. Darf ich sie fragen?“

„Natürlich. Sie ist ja vom Roten Kreuz. Also keine geistliche Ordensschwester, sondern ein Weltkind wie ich und du. Die kannst du gern nach Namen und Art fragen. Es freut mich, daß sie dir gefällt. Als ich der Gräfin Klingsberg schrieb, legte ich ihr's auch besonders warm ans Herz, aus alter Freundschaft für mich, eine sehr überlegte Wahl zu treffen. Denn schließlich ist es doch auch angenehm, wenn eine Kranke in ihrer Pflegerin eine Person findet, die auch seelisch ihr wohlzuthun weiß.“

„Willst du sie nicht sehen?“ fragte Christine und hielt immer noch die Hand ihres Gastes fest.

„Das ist bloß ein Vorwand, Sie noch weitere fünf Minuten hier zu behalten,“ sagte Albrecht scherzend.

„Also ja — führe sie nur vor.“

Christine hatte die kleine Holzbirne der elektrischen Klingel neben sich auf der Decke. Der zweimalige Druck rief die Krankenpflegerin herbei.

„Du wirst Augen machen,“ sagte Christine, „nicht wahr, Albrecht, es ist ein Gesicht, das man nicht alle Tage sieht?“

„Na ja — schön ist das Mädchen schon,“ gab er zu.

Die Thür öffnete sich, und Alexandra von Königsegg machte wirklich „Augen“.

Die Pflegeschwester, die etwas zögernd hereinkam, verbeugte sich, mit kühler Gleichgültigkeit flüchtig grüßend, gegen die ihr fremde Dame und trat an das Bett der Kranken, nach deren Wünschen zu fragen. Alexandra sah erst mit Erstaunen, dann mit wachsendem Unbehagen auf die Erscheinung der Pflegerin.

Diese trug ein simples schwarzes Kleid, eine weiße Schürze und um den Hals einen weißen Klappkragen, den eine schwarze glatte Jetbrosche schloß. Auf ihrem Haar saß das herkömmliche kleine weiße Häubchen. Aber es saß da, wie ein sehr koketter Schmuck. Und das blonde Haar hätte man an einer Weltdame kaum für echt gehalten, so reich war die Fülle der welligen Scheitel und die Stärke der am Hinterkopf zusammengesteckten Flechten. Das Gesicht erschien ein wenig blaß und sehr jugendlich. Die Züge waren regelmäßig und die Brauen sehr dunkel, in einem auffallenden Gegensatz zum hellen Haar.

Das junge Mädchen schien kurzsichtig zu sein; beim Eintritte kniff sie die Augen etwas zusammen, was ihr einen hochmütigen Ausdruck verlieh. Dann öffnete sie die Augen groß, und man sah, daß sie dunkelgrau waren und den verschleierten Blick der Kurzsichtigen hatten. Die Ruhe, die im Gesicht und in den Bewegungen lag, wirkte wie etwas Unechtes.

„Dies ist meine liebe neue Pflegerin, Schwester Kleopha,“ sagte Christine. Kleopha verneigte sich zum zweitenmal mit derselben Gleichgültigkeit. Sie schien weder Verlegenheit noch Interesse zu fühlen.

„Frau Baronin — dies ist Frau Baronin von Königsegg, die Ihrer Oberin meinetwegen schrieb,“ schaltete Christine erklärend ein — „muß nun fort fahren. Mein Mann wird sie sicher ein Stückchen begleiten. Ach, bleiben Sie bei mir, Schwester Kleopha.“

„Selbstverständlich, gnädige Frau,“ sagte die Schwester.

Sie stellte sich am Fußende des Bettes auf; ohne auch nur daran zu denken, sich im Zimmer eine Scheinbeschäftigung zu suchen, wartete sie ruhig darauf, daß die Baronin sich verabschieden solle.

Alexandra, die sich mit einem Mal gereizt fühlte, bildete sich sogar ein, daß in der Haltung der Schwester die Aufforderung läge, sich gefälligst zu beeilen.

Sie mußte sich zusammennehmen, um voll unbefangener Heiterkeit von der Freundin Abschied zu nehmen.

Dann trat sie mit Albrecht in die Halle hinaus. Es war, als wenn sie auf einmal in eine andere Welt träten. Nach dem strahlend hellen, von farbenfeinem Luxus erfüllten Zimmer wirkte die kahle Halle, in der nur eine Petroleumlampe an der Wand über dem Kamin vor einem Spiegelblender brannte, sehr trübselig.

Dora stand schon bereit, um der Baronin zu helfen. Aber die kleine Zofe breitete den Mantel so aus, daß die Ärmellöcher für Alexandra nicht gleich zu finden waren. Da half ihr Albrecht.

„Sebald könnte vorausfahren, und ich ginge bis zur Mühle mit?“ sagte er fragend.

„Gewiß, sehr gern. Adieu, Dora,“ sprach Alexandra.

Dora lächelte und knixte.

Draußen salutierte Sebald mit der Peitsche. Im Schein der Wagenlaterne sah man, daß er ein böses Gesicht machte.

„Es ist bloß zehn Minuten nach sieben, Sebald,“ sagte seine Herrin, „und du kannst voran fahren. An der Rethner Mühle warte — da steig' ich auf.“

Sebald gab keinen Ton von sich, sondern fuhr davon.

„Er weiß eine Haltung einzunehmen, daß man förmlich meint, Wagen und Pferde seien mitbeleidigt. Deine Mama und du, ihr laßt euch viel von ihm gefallen.“

Alexandra zuckte die Achseln.

„Was soll man machen. Er ist Mamas Milchbruder. Dienstbotentreue ist immer tyrannisch.“

Und dann, nach einer kaum sekundenlangen Pause sagte sie in erregtem Ton: „Diese Schwester Kleopha ist zu schön für ihren Beruf und speciell für ihre Stellung bei euch. Ich weiß gar nicht, wie die Klingsberg solche Persönlichkeit aussuchen konnte.“

„Na,“ meinte Albrecht von Frouhofen gleichmütig, „daß sie zu schön für ihren Beruf ist, kann ich nicht finden, denn die Kranken sehen doch lieber was Hübsches als was Häßliches um sich 'rum. Und wieso sie nun gar für ihre Stellung bei Christine zu schön sein soll, versteh' ich nicht.“

Alexandra bildete sich ein, daß sein Gleichmut erkünstelt sei.

„Nun — mein Gott — das ist doch klar: Hartard kommt zurück. Er kann sich in diese Kleopha verlieben. Die Gefahr ist zu groß.“

„Rege dich nicht auf,“ sprach er herzlich, „du sagst, Hartard, und meinst mich.“

„Und wenn . . . aber nein, nein, nein! Es ist wirklich auch für Hartard eine Gefahr. Schicke sie fort,“ bat Alexandra beschwörend.

„Eine Pflegerin fortschicken, die Christinens Gefallen und Interesse hat?“ fragte er. Es lag etwas Seltsames in seinem Ton. Man hätte beinahe sagen können: Stille. Eine Gemütsstille, für die es in gewissen Fragen keine Bewegungsmöglichkeit gibt.

„Es ist wahr,“ murmelte Alexandra in plötzlicher Ergebung, „sie gefällt und unterhält Christine.“

„Und die Gefahr für einen jungen Menschen, sich zu verlieben, lauert an allen Ecken und Wegen,“ fuhr Albrecht ruhig fort, „davor kann man ihn nicht hüten. Ich schicke eine schöne Krankenpflegerin fort und er verliebt sich vielleicht in unsere häßliche Mamsell. In diesen Dingen gibt es keine Vorbeugung und keine Berechnung. Da passieren alle Tage die unerwartetsten und lächerlichsten Geschichten. Und schließlich: wenn er sich dann ein bißchen verguckt, ist das Malheur auch nicht groß. Dann kann man Schwester Kleopha noch immer wegschicken. Ich werde schon aufpassen. Außerdem: du hast es ja gelesen, Hartard hat schon in Gedanken seine Blicke auf alle heiratsfähigen Mädchen der Gegend gerichtet. Wenn einer so mit dem Willen ankommt, sich zu verlieben und zu verheiraten, das gibt schon von vornherein eine gute Disposition, an den alltäglichen Gefahren vorbeizugehen.“

Alexandra schwieg. Vor ihrem Geist stand immer das schöne, leuchtende und doch so abweisend kalte Gesicht der Schwester Kleopha. Wie konnte ein Mann von Albrechts Temperament gleichgültig an dieser rätselhaften Schönheit vorbeigehen? Er sah

Politiker. Nach dem Pastell von Friedrich Fehr-München.

sie jeden Tag ein dutzendmal und wurde förmlich dazu gedrängt, sie zu bewundern.

Auch Albrecht schwieg. Er wußte ganz genau, was in der Seele der Frau vorging. Es war am besten, man ließ sie sich still zur Ruhe zurückfinden.

So gingen sie stumm nebeneinander durch den Abend.

Ein letztes, blaugraues Dämmern ließ noch die Gegend in ihren großen Konturen erkennen.

Die Landstraße machte gleich hinter den Rethener Wirtschaftsgebäuden einen scharfen Bogen und ging dann geradeaus nach Norden. Rechts lag, wie dunkles Metall, blank, aber ohne flimmernde Lichtreflexe ein großer Wasserspiegel zwischen Schilfumrandungen. An seinem jenseitigen Ufer erhob sich ganz langsam zu leiser Höhenwelle das Ackergelände. Am Horizont stand dunkel und still eine Mühle. Südlich hinter den Schilfmauern des Sees bildeten Schloß und Park und Gärten von Rethen eine schwarze Masse, deren Grenzlinien gegen den Himmel in phantastischen, groben Zügen abgeschnitten waren. Geradeaus lief die Straße in eine Ebene hinein, die sich ins Grenzenlose zu erstrecken schien, weil die feuchten Dünste Horizont und Himmel so verschleierten, daß alle Linien verloren gingen. Links, hinter bebauten Feldern, die sich weit entlang streckten, sah man einen bescheidenen Hügelzug, der offenbar dicht bewaldet war, denn er stand massiv und schwarz vor dem grauen Himmel.

Plötzlich nahm Alexandra den Arm des still neben ihr gehenden Mannes.

Er mußte viel darin sehen und vollkommen verstehen, was sie damit sagen wollte. Er drückte den Arm fest an sich.

Es wurde immer dunkler um sie her. „Du hast ein gutes Wort gesagt, Alexandra," begann er endlich, „ja wohl: wenn der Junge das Herz seiner Mutter hat und den Charakter seines Vaters, muß alles sich ordnen und klären. Dieses bewundernswerte, edle Herz Christinens! Und am Ende kann er das von mir lernen: daß rechter Mannesmut nicht allemal in der That, sondern in der Fügsamkeit besteht. Das ist nun gerade, wie's einem vom Schicksal beschieden wird: die einen können sich ausleben im Handeln und die anderen im Stillhalten. Das Handeln freilich ist bequemer. Ich möcht' beinah sagen: es ist natürlicher. Aber das Natürliche ist ja nicht immer gerad' das Sittlichste. Ich meine doch, ich bin ein rechter Mann, weil ich gelernt habe, stillzuhalten."

„Oh, Albrecht," sagte sie in tiefer Bewegung.

„Aber freilich," fuhr er fort, „ich habe auch dich gehabt. Man kann sagen: das machte es leicht. Man kann aber auch sagen: das machte es schwer. Ich weiß gar nicht, ob irgend ein Mann in meiner Lage anders gehandelt hätte. So wie es ist, muß es sein! Und nicht wahr, Alexandra: unser Engel da auf seinem Bett, der ist glücklich!"

Seine Stimme bebte.

„Ja," sagte sie, und ihre Augen standen in Thränen, „sie ist glücklich. Und sie soll es bleiben. Wir, Albrecht — wir halten es aus. Nicht wahr, wenn da eine Last ist, die getragen werden muß, dann kommt es den Starken zu, sie zu tragen! Und wir sind die Starken."

Er drückte ihr fest die Hand.

„Wenn nur Hartard schon reif genug ist, bei seinen Lebensnöten auch so zu denken," sprach sie weiter.

„Er liebt seine Mutter. Liebe giebt wohl auch Reife, wenigstens denen gegenüber, die man liebt," antwortete er in seiner zuversichtlichen Art.

„Ach," rief sie ausbrechend, „und ich fürchte mich doch vor Hartards Kommen. Schließlich hat er deine Art. Und deine Art heißt Kraft! Er wird dich beeinträchtigen wollen — dich verdrängen — unbewußt — mit dem Naturrecht seiner Jugend — dich, der selbst noch ein Junger und Starker — — Ich hab' ihn immer lieb gehabt, er ist doch euer Sohn! Aber dann könnte ich ihn hassen — —"

Albrecht war erschüttert.

„Die Leiden, die du um mich zu tragen hast, hören eben nie auf," murmelte er vor sich hin.

Da trocknete sie ihre Thränen.

„Nein. Schilt mich nur," sagte sie schnell und versuchte zu lächeln. „Ich leide gar nicht. Du mußt wirklich strenger werden und mich lieber auslachen, wenn ich mich in was hineinsteigere. Hartard liebt nicht nur seine Mutter, er liebt auch dich. Du bist sein Mannesideal. Daran wollen wir

denken. Und dann wollen wir ihn flink verheiraten: mit der Montefort, die Flieders hat, oder mit einer Aulendorf, die Geld hat. Flieders wäre besser. Es freute Christine mehr."

Und nun lachte sie wirklich.

Albrecht nahm ihre Hand. So schritten sie, einander haltend, weiter.

Vor ihnen blinkte ein Licht auf.

„Aha, die Mühle und Sebald," sagte er.

Die Mühle stand dunkel und verlassen da, es war eine hölzerne Windmühle, ähnlich jener, die vorher, beim letzten Tagesschein, noch einsam und schwarz als Silhouette vor dem Himmel drüben überm See erkennbar gewesen.

„Adieu, du einzige," sprach Albrecht leise. „Ich kann auch nur immer wie Christine sagen: Dank! Dank!"

Und im Schein der Wagenlaterne, während Sebald mit provokanten Gebärden die Pferdedecken abnahm, sagte er: „Also auf Wiedersehen, morgen auf Hörstel. Ist es ein großes Diner?"

„Nur Mamas Freunde: Pastor Zwota, Aulendorfs ohne Töchter, die Montefort mit Natalie und Calatin," erzählte sie.

Über den Namen ärgerte Albrecht sich. Aber er bezwang sich und rief nur noch einmal: „Also auf morgen!"

Der Wagen fuhr davon.

Albrecht stand noch eine Weile und sah, wie die beiden Strahlenbündel, die rechts und links aus den Laternen schossen, je ein kegelförmiges Stück Land erhellten. Das Rollen der Räder verklang schnell auf dem weichen Landweg, aber die beiden Lichterscheine sah man noch lange. Erst als sie zu blassem Schimmer verschwanden und immer ferner rückten, ging er zurück.

Es war nun völlig Nacht geworden, eine mondlose Hochsommernacht. Der Himmel, sternbesät, schien zu unendlichen Höhen emporgerückt, da zwischen ihm und der Erde der leuchtende Vermittler fehlte.

Albrecht schritt rüstig aus. Sein Herz war frei und leicht.

Mochte kommen, was da wollte, er fühlte Reichtümer und Sicherheiten in sich, die ihn bereit machten, jedem Ereignis klar ins Auge zu sehen.

Während er so seinem Heim zueilte, saß am Bette der Leidenden die schöne Pflegerin.

Christine war gewöhnt, mit ihrer Umgebung, auch soweit diese eine dienende Stelle einnahm, sich vertraulich zu besprechen. Für sie, die seit dreiundzwanzig Jahren auf diesem Bette lag, gab es nicht die Schranken, die sonst der Herrin des Hauses verbieten, mit Untergebenen intim zu reden. Vor denjenigen, die ihr in all ihren Menschlichkeiten tagaus tagein beistanden, vermochte sie keine Geheimnisse zu bewahren. Es wäre ihrem Herzen wie Unnatur vorgekommen, fortwährend das Mitleid, die Geduld und die Arbeitskraft von Menschen hinzunehmen und zugleich hochmütig oder auch nur vorsichtig ihren Gesprächen strenge Grenzen zu ziehen.

In den ersten Jahren ihres Leidens war es ihr manchmal vorgekommen, als läge ihr ganzes Dasein nackt und bloß vor den Augen ihrer Umgebung. Keine Stunde ihres Tages entzog sich mehr der Bewachung, sie konnte kein Buch lesen, ohne daß jedermann wußte, was sie las, keinen stillen Wunsch hegen und sich selbst erfüllen; sie vermochte keinen Schluck Wasser zu trinken, ohne daß man ihn ihr reichte. Es gab keine Freiheit und keine Heimlichkeit in ihrem Leben, keinen Willen und keine Entschließungen.

Aber allmählich hatte sie sich an dies Anrecht, das ihr Leiden den Menschen an sie gab, gewöhnt. Und ganz unmerklich dehnte sie es ihnen selbst noch aus, indem sie ihnen auch ihre Seele offen preisgab.

Sie verlernte zu schweigen. Da es im Leben Christinens nur gute, reine Dinge und Gedanken gab, so richtete sie mit ihren unschuldigen Vertraulichkeiten niemals Unheil an.

Aber sie war nicht nur vertraulich, sie war auch neugierig. Es unterhielt sie doch immer ein wenig, von Dora zu hören, ob der Kutscher auf Flieders wirklich die Lina heiraten wolle und daß die Topper schon wieder was Kleines erwarte und daß der Löbell vorigen Sonntag betrunken gewesen; daß die Leute auf Dolae sagten, Hörstel und Dolae kämen doch noch in eine Hand, und die Frau Baronin werde dennoch den Dolacer Calatin nehmen. Und Dora wußte immer alles aus der ganzen Gegend und hatte so eine wichtige, etwas mütterliche Art, ihrer Herrin alles zu erzählen, während sie im Zimmer hantierte.

Auch die letzte Pflegeschwester, eine graue von den katholischen Elisabethschwestern, war

sehr heiter und unterhaltend gewesen. Von sich selbst freilich erzählte sie der Kranken nichts, das durfte sie nicht. Aber sonst war ihr jedes Thema recht, und es hatte so ein stiller Glanz bescheidener Lebensfreude über ihr gelegen; sie war sogar auf eine kindliche Art witzig gewesen und all die unendlich prosaischen und peinlichen Arbeiten der Krankenpflege hatten oft genug ein helles Lachen zur Begleitung gehabt. Ein Ordensbefehl rief diese Schwester nach einem anderen Wirkungskreis.

Christinens Kummer über den Abschied hatte Alexandra von Königsegg auf den Gedanken gebracht, eine protestantische, weltliche Schwester vorzuschlagen. Wenn man sich dann abermals so innig aneinander schloß, brauchte kein Ordensbefehl die Pflegerin der Kranken zu nehmen.

Die neue Schwester war nun sehr schweigsam, und alle ihre tadellose Dienstbeflissenheit hatte beinahe etwas Programmäßiges. Aber zunächst fühlte Christine sich vollkommen entschädigt durch die Schönheit der Pflegerin.

Sie fand es sehr interessant, eine solche Persönlichkeit um sich zu haben. Sie dachte sich schon allerlei Romane aus. Eine Geschichte mußte Schwester Kleopha haben, das stand bei ihr fest. Wenn man so aussah und dennoch Kranke pflegte, hatte man eine unglückliche Liebe hinter sich, ein gebrochenes Herz, war Opfer von Verrat und anderen Schändlichkeiten. Sie wagte aber nicht zu fragen, weil ihr die grauen Schwestern mit sanfter Entschiedenheit gesagt hatten, sie sprächen nie über ihre Herkunft und Schicksale.

Mit Alexandras Versicherung, sie könne hier gern fragen, war nun die Neugier ins Riesengroße gewachsen.

Aber Christine hatte das unbestimmte Gefühl, daß man erst Vertrauen zeigen muß, ehe man es fordern darf.

„Nicht wahr, Schwester, die Baronin von Königsegg ist doch eine wunderschöne Frau?“ sagte sie mit ihrer leisen, freundlichen Stimme.

„Gewiß.“

Die Schwester saß aufrecht, die Hände im Schoß gefaltet, vom Glanz der Lichter überflimmert, und antwortete immer sofort, aber mit einer ungemeinen Knappheit.

„Früher, als ihr Haar noch sehr rot war, was manche interessanter fanden, erschien sie mir nicht so schön. Sie hat sich fabelhaft konserviert. Sie ist auch sehr gesund. Das macht viel. Denken Sie, Schwester, sie ist schon achtunddreißig Jahr. Sieht man das?“

„Nein, durchaus nicht.“

„Es ist meine beste Freundin. Früher, als ihr Mann noch lebte, verkehrten wir schon viel. Aber seit er tot ist, seit zwölf oder zehn Jahren — zwölf, doch glaube ich .... nein, doch zehn .... ach, die Zahlen und die Zeiten .... das verschwimmt mir so .... na, ja seitdem kommt sie jede Woche ein- oder zweimal. Und immer hat sie etwas für mich: ein Buch, eine Mappe mit Bildern, was zu naschen und so.“

„Das ist reizend.“

„Ich liebe sie auch, nächst meinem Mann und Hartard, am meisten von allen Menschen. Mein Mann stellt sie auch sehr, sehr hoch. Ach, Schwester, wenn man, wie ich, so ganz auf die Güte der Nächsten angewiesen ist, empfindet man alles doppelt.“

„Sicherlich — das glaube ich.“

„Sie werden sich hier auch einleben, hoffe ich, Schwester. Kennen Sie das Landleben?“

„Wenig.“

„Wenn sie doch etwas persönlicher werden wollte mit ihren Antworten,“ dachte Christine.

Und nach einer Pause begann sie von neuem:

„Ich sagte: Hartard. Und Sie wissen noch nicht, wer es ist. Es ist mein Sohn. Er kommt übermorgen. Mein Mann hat vorhin einen Brief gehabt.“

„Eine große Freude für Sie.“

„Ja, aber doch mit Sorge verknüpft. Hartard ist auch Landwirt. Was sollen die beiden Männer zusammen auf Rethen? So groß ist es ja nicht. Hartard scheint sich auf einmal seinen Papa als alten Herrn vorzustellen. Ich sorge mich sehr, Schwester.“

„Das müssen Sie nicht, gnädige Frau.“

„Das Verhältnis zwischen erwachsenen Kindern und Eltern ist immer oder doch oft sehr voll Gefahren. — Haben Sie noch Eltern, Schwester?“

„Nein.“

„Haben Sie Geschwister?“ fragte Christine, die es nun nicht mehr aushalten konnte.

„Einen Bruder.“

„Einen älteren?“

„Einen jüngeren,“ sagte Kleopha kurz.

„Wo ist er denn?“

„Sprechen Sie nicht zu viel, gnädige Frau?“ fragte die Schwester ermahnend. Christine war in Zweifel, ob die Frage nach dem Verbleib des Bruders gehört worden war.

„Sprechen macht mir gar nichts,“ behauptete Christine, die in ihrer stillen, geraden Haltung dalag, die Hände, ihrer Gewohnheit gemäß, auf der Bettdecke flach ausgestreckt. Sie verwandte keinen Blick von dem Gesicht der Schwester.

„Wie heißen Sie, Schwester?“

„Kleopha.“

„Das ist doch ein angenommener Name,“ sagte Christine. Ihre Grauen Schwestern hatten Ephrema und Priscilla geheißen. Für so einen heiligen Kalendernamen hatte sie auch Kleopha angesehen.

„Ich bin so getauft,“ versetzte die Schwester.

„Ach, wie merkwürdig. Der Name ist selten. Paßt er denn zu Ihrem Nachnamen? Ich finde immer, zwischen Vor- und Nachnamen muß ein musikalischer Zusammenhang sein. Albrecht Michael von Fronhofen — nicht wahr, das klingt? Die Mama von Lexe — ich nenne meine Freundin Lexe — die heißt: Lise von Stechow. Das klingt nicht. Darf ich fragen, wie Sie heißen?“

Kleopha besann sich. Es schien, als würde sie blaß.

Dann sah sie Christine an, die Augen zu kleinem Spalt schließend, um keine Miene auf dem Gesicht der Fragenden zu verlieren. Dies gab ihr einen so hochmütig ablehnenden Ausdruck, daß Christine erschrak.

„Muß ich es sagen?“ fragte sie laut. „Ist es nicht gleichgültig, ob ich Müller oder Meier heiße? Bürgt nicht mein Kleid für mich und bürgt nicht die Anstalt, aus welcher die Gräfin Klingsberg mich hergeschickt hat?“

„Gewiß, Schwester — gewiß. Bitte, vergessen Sie meine Frage. Aber ich dachte... ich meinte,“ sie wußte nicht, was sie sagen sollte.

„Mein Gott — dies Mädchen hat sicherlich eine Geschichte. Vielleicht eine so traurige und so bekannte, daß sie ihr nur entrinnen kann, wenn sie ihren Namen verbirgt,“ dachte Christine aufgeregt, „was wird Albrecht sagen?“

Einige Minuten verrannen in Schweigen. Christine hatte auf ihrem Bette jede Weltgewandtheit verloren, das war eine Verkehrswaffe, deren sie ja nie bedurfte. Man nahte sich ihr immer nur mit Offenheit. Und was sie nicht wissen sollte, das deutete man ihr auch nicht einmal von fern an. Sie lebte in einer völligen Unbefangenheit dahin.

Nun, in diesem Augenblick, der ihr schon wie ein Erlebnis vorkam, wußte sie nicht gleich, wie sie ein harmloses Gesprächsthema schnell beginnen konnte.

Endlich sprach sie leise und bittend:

„Ach, lesen Sie mir doch die Zeitung vor . . . nur die Familiennachrichten und die Geschichte. Politik mag ich nicht wissen. Und Mord und Raub auch nicht.“

So fand Albrecht die beiden Frauen, und er war selbst betroffen von dem schönen Bild.

„Ach — da ist mein Mann,“ sagte Christine freudig. „Komm, setz dich . . . was sprachst du noch mit Lexe, und wie weit gingst du mit und wie war der Abend . . .?“

Albrecht nahm den Stuhl, auf dem die Lesende gesessen hatte.

„Ich ging bis zur Mühle mit. Sebald war mulsch, daß er warten mußte. Und wir sprachen von dem morgenden Geburtstagsessen,“ erzählte er fröhlich. „Der Abend war stockduster, trotz der Sterne.“

„Ach ja — morgen — Frau von Stechow!“

„Darf ich mich zurückziehen?“ fragte die Schwester, die in wartender Haltung neben dem Kopfende stand.

„Bitte, Schwester. Mein Mann kommt auch gleich nach zum Essen. Ich will nur noch drei Worte mit ihm reden. Dann schicken Sie Dora.“

Schwester Kleopha machte ihre Kopfbewegung, die man für Zustimmung oder für eine Art, sich zu beurlauben, nehmen konnte, und ging hinaus.

Kaum hatte Christine sich so lange bezwingen können.

„Denke dir, Albrecht,“ flüsterte sie, „mit dem Mädchen ist etwas los.“

„Na nu . . .“ sagte er und machte große Augen.

„Ja — ich hab' es gemerkt,“ erzählte sie eifrig, „ich sprach so allerlei mit ihr — von Lexe — von Hartard — nun sie zutraulich zu machen, weißt du . . .“

Albrecht lächelte nachsichtig. Er wußte, was seine arme Frau imstande war, alles zu sprechen.

„Das hab' ich denn herausgekriegt: sie

Aus unſerer Studienmappe:

In Gedanken. Nach einer Zeichnung von Otto Bromberger.

iſt Waiſe und hat nur einen Bruder, der jünger iſt, als ſie."

„Darin finde ich weder etwas Romantiſches noch etwas Verdächtiges," ſagte er.

„Auch darin nicht, daß ſie ſchlankweg ablehnte, mir ihren Vatersnamen zu nennen?" fragte Chriſtine beinah triumphierend.

„Halloh . . ." rief Albrecht, „das iſt merkwürdig. Aber," fügte er lachend hinzu, „meine arme Chriſtine, es thut mir leid, dich um einen Roman zu bringen — das gibt's heutzutage nicht: Namen verweigern. Binnen acht Tagen hab' ich den neuen Hausgenoſſen polizeilich anzumelden. Und da ſie keiner Kongregation angehört, ſondern einem weltlichen Krankenpflegerverband, muß ſie mir Farbe bekennen."

Chriſtine ſah beinahe enttäuſcht aus. Er ſtand auf und küßte ihr die Stirn.

„So — und nun will ich eſſen. Trotz dem Thee hungert mich. Und gleich gute Nacht, Chriſtine! Ich habe noch viel zu thun."

Chriſtine hielt noch ſeine Hand feſt. Es war ihr gewohnheitsmäßig ganz unmöglich,

kurz sich jemanden verabschieden zu lassen. Sie hatte immer noch Fragen und Wünsche.

„Wenn sie dir ihren Namen sagen muß, dann frage sie doch gleich jetzt beim Abendessen. Dann kannst du es mir gleich morgen sagen," bat sie.

„Das wäre unzart, nach eurem Gespräch," sagte er.

„Ach ja — das wäre unzart. Und was ich auch noch fragen wollte ..."

Er gab ihr den zweiten Gutenachtkuß auf die Stirn.

„Du willst immer noch fragen und fragen, wenn man weggeht," schalt er zärtlich. „Ich hab' kaum Zeit, einen Happen zu essen, und muß noch stundenlang schreiben."

Aber sie hielt seine Hand fester. Ihren Hinterkopf tiefer in ihre Kissen drückend, wandte sie ihm die Stirn und die Augen mehr zu.

„Das sag' noch, wer alles morgen auf Hörstel ist."

Albrecht hatte es schon wieder vergessen. Er wußte nur, daß Roderich von Calatin da sein werde.

„Calatin natürlich. Sonst wohl alle Nachbarn. Ich weiß nicht."

„Hat sie es dir nicht gesagt?"

Er zitterte beinahe vor Ungeduld.

„Herzchen," sagte er liebevoll, „hier hast du den dritten und letzten Gutenachtkuß. Ich muß noch arbeiten."

„Ach, wie schade."

Und sie dachte: „Nun, übermorgen kommt Hartard. Dann kann Albrecht ihm doch viel, viel überlassen und noch mehr bei mir sein."

III.

Das festliche Mittagessen, mit welchem Alexandra von Königsegg den Geburtstag ihrer Mutter feierte, fand um fünf Uhr statt. Albrecht, wenn er von Sonnenaufgang an zu Pferde und zu Fuß unterwegs gewesen war, mußte um ein Uhr seine Hauptmahlzeit halten.

So saß er denn auch heute mit Schwester Kleopha zusammen am Tisch und stillte seinen kräftigen Appetit an selbstgeschossenen Hühnern.

Das Eßzimmer lag Wand an Wand mit dem Krankenzimmer, war aber durch keine Thür mit ihm verbunden, sondern hatte einen Ausgang nach der Halle hin und einen zweiten nach dem Küchenanbau. Die drei Fenster sahen auf die Chaussee.

Ganz im Gegensatz zu dem Reichtum in Christinens Gemach, war hier alles verwohnt, verräuchert und wenig gemütlich. Man sah es dem Lederpolster der Stühle an, daß sie seit vielen Jahren schon einer Erneuerung' bedürftig gewesen wären. Die Tapete hatte durch eine schöne, satte Farbe geglänzt, als Albrecht sein junges Weib heimführte, seither war sie nicht mehr erneuert worden und zeigte ein unbestimmtes Dunkelbraun. Der Tisch war schmucklos gedeckt. Man sah es wohl: das Zimmer war nicht die Stätte gemütlicher Sitzungen. Es hatte etwas Unbewohntes, Kaltes. Es diente keiner Familie zu Stunden heiterer Gemeinsamkeit. Es diente nur einem, immer schnell gestillten Bedürfnis, nicht der Ruhe und Geselligkeit.

An der anderen Seite der Halle, dem Eßzimmer gerade gegenüber, sah es in Albrechts Wohn- und Arbeitszimmer besser aus. Da gab es eine einfenstrige Vorstube als Warteraum für die Leute und Händler. An den Wänden standen verschlossene Schränke mit alten Geschäftsbüchern und Familienpapieren. In der folgenden zweifensterigen Stube stand Albrechts Schreibtisch, das erste Fenster links neben sich. Große englische Lehnsessel umgaben einen Lesetisch in der Mitte. Eine riesige Chaiselongue, fast ganz mit verschiedenen Tierfellen bedeckt, nahm die Wand an der einen Seite des Ofens ein, der große Gewehrschrank stand an dessen anderer Seite. Es war ein rechtes Junggesellenzimmer, sehr verwohnt, immer von Cigarrendampf erfüllt und sehr behaglich. An diese Räume stieß, auch nur mit einem Eingang von der Halle aus, sein Schlafzimmer, Christinens Gemach gerade gegenüber.

Im ersten Stock, zu dem im mittleren Grunde der Halle die breite Treppe anspruchsvoll emporführte, um oben aus einer die Treppenöffnung umgebenden Holzbalustrade emporzutauchen, befand sich über der Halle ein großer Flur, von welchem aus man den Balkon betreten konnte. Die Zimmer über der Eßstube und Christinens Raum gehörten Hartard oder Gästen, deren es selten genug auf Rethen welche gab. Drüben, über Albrechts Gemächern, zog sich der Festsaal hin. Seine Fenster und seine Thüren waren immer verschlossen. Einmal im Jahr

wurde er rein gemacht, dann sah Hartard — als er noch ein Knabe war — mit unsäglichem Interesse den Scheuerfrauen zu. Dieser Saal war das Prunk- und Paradestück von Rethen. An seinen drei Chausseefenstern, wie an seinen drei Parkfenstern wallten gelbe Damastgardinen herab. Vergoldete Bänke mit gelben Polstern standen ihrer drei an jeder langen Wand. Die Wände waren mit gelbweiß gestreiftem Stoff bekleidet, der durch Goldleisten und weiße imitierte Marmorstreifen in Felder geteilt wurde. Vom weißgoldenen Plafond hing eine riesige Krystallkrone herab, deren Prismen aber nicht mehr blinkerten, weil sie ganz grau beschlagen waren. In der einen Ecke stand ein altes Tafelklavier von sehr rotem Mahagoniholz, welches wie ein häßlicher Farbenfleck auf einem blassen Bild wirkte. Seit Hartards Taufe war kein Ton mehr darauf gespielt worden, hatten keine Lichter mehr auf der alten Krone gebrannt.

Das erzählte Albrecht der Schwester Kleopha, mit der er sich, während ihrer kurzen, gemeinsamen Mahlzeiten doch irgendwie unterhalten mußte.

Er deutete mit dem Finger nach oben. „Hier über, in der roten Stube, wird mein Sohn wohnen. Die rückwärtige, die müssen wir frei halten. Manchmal kommt doch meine Vatersschwester, das alte Fräulein Jutta von Fronhofen, oder es kommt eine Tante meiner Frau — genug, eine Fremdenstube muß bleiben."

Er fand, daß Schwester Kleopha zu wenig aß.

„Bei Ihrem Beruf, liebes Kind, muß man für Kräfte sorgen. Sie geben was aus — so keine Nacht ganz ungestörten Schlaf — das zehrt. Also essen, mein Kind, essen! Lina ist eine Künstlerin in alten Hühnern mit Kraut. Die jungen, wissen Sie, die gehen nach Berlin in die Markthallen. Was so an besonders zarten Dingern dabei ist, muß Christine haben. Für uns bleiben die alten. Aber wie gesagt: Lina ist Künstlerin darin, besonders mit Kraut und in Aspic."

Kleopha schien die herzliche Fürsorge in seinem Ton zu fühlen, und ein Schimmer von Freundlichkeit legte sich um ihren Mund.

„Sagen Sie mal, mein Kind," begann er wieder, als das Obst auf dem Tische stand und er wählend zwischen den Birnen herumsuchte, „wir haben da noch eine Formalität zu erfüllen: ich muß Sie anmelden als neue Hausgenossin. Schreiben Sie mir doch nachher auf, was man so Ihr Nationale nennt: Namen, letzten Aufenthalt."

Kleophas Stirn zog sich etwas zusammen.

„Das ärgert sie. Es ist offenbar," dachte er. „Hier, das ist eine Prachtbirne," sagte er und gab ihr die Frucht.

„Danke."

Er lehnte sich zurück, stemmte die Hände gegen die Tischkante und den Rücken gegen die Stuhllehne. So, in etwas väterlich-richterlicher Haltung, sah er sein Gegenüber an.

„Darf ich mal was fragen, liebes Kind?"

„O bitte . . .", sagte sie und wurde rot.

„Nun sehen Sie mal," sprach er in seinem gütigsten Ton, „Sie werden rot und sagen in einer Art ‚o bitte,' daß das zusammen auf deutsch heißt: fragen Sie lieber nichts. Aber mal 'n offnes Wort: Geheimniskrämerei steht einem hübschen jungen Mädchen nicht an. Und wenn man so Wochen, Monate, ja vielleicht Jahre beisammenbleiben will, solange Sie's eben mit meiner armen Christine aushalten, da muß man herzlich und vertraulich verkehren! Besonders in Ihrer Stellung, die Sie in das intimste Leben unseres Hauses führt, als Zeugin, als Teilnehmerin."

Dieser Ton männlicher Offenheit und dieses große dunkle Auge, vor dessen fester Klarheit es kein Entrinnen zu geben schien, wirkte beunruhigend auf Kleopha. Sie schlug die Augen nieder. Ihre Finger, die das Fruchtmesser hantierten, wurden unsicher. Die Birne fiel, halbgeschält, auf den Teller.

„Ich habe keine Geheimnisse," sagte sie leise, „wenn Sie glauben, daß man immer gleich etwas zu verbergen hat, falls man schweigsam ist . . . Fragen Sie nur."

„Ich will Sie gar nicht auffordern, mir Ihre Lebensgeschichte zu erzählen . . ."

„Ich habe gar keine," fiel sie schnell ein und sah mit großen, erschreckten Blicken zu ihm hinüber.

Er lächelte. Er fand diese schönen Augen sehr anziehend, gerade, weil immer ein Schleier über ihnen lag und man immer erkannte, daß sie nicht klar erfaßten, worauf sie blickten. Das gab ihnen etwas Geheimnisvolles.

Er lächelte.

„Wenn ich sage Lebensgeschichte, mein' ich ja nicht, was man so ‚Geschichte' nennt mit 'n Beigeschmack von was Ungewöhnlichem. Eine Lebensgeschichte haben wir ja alle. Geboren da und da und dann und dann und von der und der und so weiter, bis auf den gegenwärtigen Zustand."

Er machte eine kurze Pause und fragte dann, seinen Blick nicht von ihr lassend: „Sind Sie aus Begeisterung für Ihren Beruf Krankenpflegerin geworden? Aus Nächstenliebe? Oder weil Ihnen sonst das Leben nichts mehr zu versprechen schien? Welch letzteres ich von vornherein als bloßes Stimmungsmotiv erklären möchte."

Kleopha errötete zum zweitenmal. Aber jetzt sah sie dermaßen verlegen aus, daß es Albrecht beinah peinlich war, gefragt zu haben.

„Ach was," sagte er sich dann, „mit Zimperlichkeit hilft man keinem. Und wenn das Mädchen Waise ist und vielleicht eine Last mit sich herumträgt, muß man doch sehen, daß man ihr hilft."

„Ich schäme mich es zu sagen," sprach sie, und Albrecht sah, daß Thränen in ihre Augen traten, „ich bin sehr ungern Krankenpflegerin geworden. Ich bin — — ich mußte — — ich suchte ein ganzes Jahr vergebens eine Stelle als Gesellschafterin — als Lehrerin vielleicht — als irgend etwas. Es gibt immer hundert Bewerberinnen um einen Posten. Da sagte mir jemand, der mir wohl wollte, daß ich als Krankenpflegerin noch am ehesten und am meisten Geld verdiene. Denn ich muß auch für einen jüngeren Bruder mit sorgen. Und dieser alte Freund meiner Eltern empfahl mich an die Gräfin Klingsberg. Ich habe im Mutterhause unter ihr gelernt. Ach Gott . . . ich dachte, es ginge nicht. Nicht die Arbeit . . . aber das Häßliche! Wunden und Blut und Schmerz. Ich wurde immer ohnmächtig . . . vor Ekel. Und kam dabei vor Angst um, daß man mich fortschicke. Dann war ich auf der Straße oder auf die Güte von entfernten Verwandten angewiesen, was noch schlimmer gewesen wäre. Und die Hospitalluft machte mich krank. Nicht körperlich. Aber ich glaubte, ich könnte und könnte es nicht ertragen: immer Karbol und Jodoform riechen —"

Sie stützte die Ellbogen auf den Tisch und versteckte ihr Gesicht hinter gefalteten Händen. Man sah es wohl: sie kämpfte mit aller Gewalt gegen einen Thränenausbruch.

Albrecht stand auf. Sein Herz war von Mitleid weich geworden.

Dieses wunderschöne junge Geschöpf war wider Willen an einen solchen Beruf gekettet!

Seine Stirn war finster. Er dachte unwillkürlich an die mancherlei Ketten, die es gibt. Auch an die, die er trug.

Wo gab es schließlich Harmonie? Wo ein Leben, in dem Glücksbedürfnis, Individualität und Schicksal ganz zu einander paßten?

Aber im Grunde kam es ja noch nicht einmal auf die Ketten, sondern auf die Tragkraft an. Und diese Tragkraft, das ist nicht nur etwas Angeborenes, das ist zur größeren Hälfte etwas Erworbenes! Die Erkenntnis sittlicher Pflichten hilft dazu, sie zu erwerben, es hilft dazu das Mitleid und die Liebe.

Wo sollte nun das junge, zwanzigjährige Mädchen schon Erkenntnisse sittlicher Pflichten, wo Mitleid, wo Liebe her haben? In Ansätzen und in Vorsätzen mochte das alles da sein. Aber bei solcher Jugend kann das nicht so ganz zweifellos ein Wesen durchdringen, daß Kämpfe und Bitterkeiten ausbleiben.

Er dachte an seine ersten Jahre nach Christinens Erkrankung: die waren auch voll heimlicher Kämpfe und versteckter Bitterkeiten gewesen.

Das arme Mädchen konnte also noch keine rechte Tragkraft für ihre Ketten haben.

Sein Schweigen fiel Kleopha mit einem Mal auf.

Sie erhob ihre Blicke zu ihm. Sie sah ganz blaß und ängstlich aus.

„Die gute Gräfin schickte mich deshalb hierher. Sie entließ mich aus den Pflichten der Anstalt. ‚Frau von Fronhofen ist gelähmt,' sagte sie mir, ‚und vollkommen hilflos. Aber bei ihr ist weder Hospitalluft noch Hospitalschrecken. Da passen Sie hin, Kleopha, und erhalten eine große Gage.' Ja, so meinte die Gräfin," sprach sie hastig und stand auf, um an Albrecht heranzutreten, damit sie sein Gesicht genau erkennen könne. Beschwörend fuhr sie fort: „Verlieren Sie nicht das Vertrauen zu mir,

Lachender Bauer. Handzeichnung von Gabriel Metſü im Dresdener Muſeum.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

weil Sie wissen, ich habe den Beruf nur zum Broterwerb ergriffen. Ich werde meine Pflicht unablässig thun. Ach, und auch gern. Die gnädige Frau sind so gütig..."

Nun brach sie doch in Thränen aus.

Albrecht hatte gedacht, sie sei kein „weinerliches Frauenzimmer." Sie war ihm sogar ein bißchen hart vorgekommen, und er hatte Christine den ersten Tag mehrmals gefragt, ob die neue Pflegerin auch wirklich liebevoll sei. Nun sah er wohl, die Festigkeit war nur Maske. Die Thränen begriff er sehr gut. Als Mann, der seit dreiundzwanzig Jahren eine kranke Frau besaß, kannte er gut Weiberthränen. Er war ihnen gegenüber nicht hilflos. Aber sie wirkten auch nicht mehr so sehr auf ihn, wie auf andere Männer.

Er klopfte mit freundschaftlichstem Wohlwollen dem Mädchen auf die Schulter.

„Thränen lösen immer eine nervöse Spannung wohlthätig auf, sagt der Doktor. Weinen Sie sich nur ruhig aus, mein Kind," meinte er. „Und dann trösten Sie sich: von Vertrauen verlieren kann keine Rede sein. Ein idealer Beweggrund ist ja was Schönes. Aber ein realer hat sozusagen noch was Zuverlässigeres."

Kleopha trocknete ihre Thränen.

„Ich danke Ihnen," sprach sie, „und ich kann auch noch sagen, daß es mir ganz seltsam geht. Seit ich hier bin, kommt mir das Krankenpflegen viel weiblicher vor. Bitte, verstehen Sie mich nicht falsch: sein ganzes Dasein aufopfernd an Leidende hingeben, ist ja etwas Anbetungswürdiges. Aber dazu muß man einen innersten, heiligen Beruf haben. Den hatte ich wohl nicht. Viele von den Schwestern waren so fromm und so hochmütig und so allwissend. Da kam ich mir vor wie eine, die sich mit Gewalt einreden soll, sie sei von geringerer Art. Und ich verzehrte mich vor Trotz. Hier ist alles so anders. Ich bin wieder wie ein Weib geworden. Da war ich nichts. Oder nur etwas Halbes. Ihre Frau ist ein so wunderbarer Mensch. Ihre Zufriedenheit hebt mich mit."

Albrecht sah erstaunt dem jungen Mädchen in die Augen.

„Das Mädchen ist von guter Herkunft," dachte er, „und hochgebildet. Offenbar. Und Alexandra hat recht: beunruhigend schön. Da kommt viel zusammen. Vielleicht zu viel für einen jungen Menschen wie Hartard. Na, abwarten."

Er lächelte sie an.

„Ja," sagte er, „meine Frau ist schon ein Mensch, von dem man lernen kann. Das freut mich, daß Sie ihren Einfluß spüren."

Er gab Kleopha die Hand.

„So, mein Kind. Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen. Das Wesentliche wissen wir ja nun. Denn das Seelische — das ist immer das Wesentliche. Und nun kommen Sie mit 'rüber in meine Stube, da wollen wir gleich das Unwesentliche abmachen. Die Polizei ist nun mal so: sie will alles wissen, auch Ihren Namen."

Bald darnach trat Albrecht bei seiner Frau ein.

„Mein Stinchen," sagte er in scherzhaftem Bedauern, „mit dem Roman ist es offenbar nichts. Sie heißt Kleopha Reineck schlechtweg. Und ist bloß Krankenwärterin geworden, weil das mehr Geld einbringt, als kleine Kinder unterrichten."

Christine machte wirklich ein langes Gesicht. Er lachte sie aus.

„Also wirklich keine unglückliche Liebe."

„Nicht die allermindeste. Aber viel was Besseres: sie ist ein tief fühlendes, denkendes und gebildetes Mädchen. Viel mehr, als wir so bisher vermuteten. Und mir scheint, sie versteht, wen sie in dir vor sich hat. Das macht mich glücklich. Von der wirst du wahrscheinlich viel haben," erzählte er.

„Wenn Hartard sich nur nicht in sie verliebt," sprach Christine nachdenklich.

„Davor sind Alexandra und ich auch ein bißchen bange. Aber sie scheint ein stolzes und ernstes Mädchen. Wenn sie von vornherein weiß, daß Hartard wegen des Majorats nur eine mit acht Ahnen heiraten darf und noch lieber eine, die dazu Geld hat, dann wird sie ihn sicher nicht ermutigen. Zu so was gehören immer zwei."

Christine meinte, sie wolle noch heute die vorliegenden Verhältnisse leise andeuten, wozu er lachte, denn er wußte, dies „andeuten" würde in einer ausführlichen und genauen Darlegung bestehen.

„Du kommst doch noch, ehe du nach Hörstel fährst? Ich mag dich so gern im Frack leiden."

Er klopfte scherzhaft strafend mit leichter Hand ihre Wange.

„Hab' ich schon jemals das Haus verlassen, auch nur um nach den Ställen zu gehen, ohne es dir vorher zu sagen?"

Und gegen vier Uhr trat er denn wieder bei ihr ein.

Sie hatte recht: der Frack stand Albrecht von Fronhofen ausgezeichnet. Da sah man erst, von welcher jünglingshaften Geschmeidigkeit seine Gestalt war.

Er bekam noch eine Menge von Befehlen mit: er sollte genau darauf achten, was für Kleider die Damen anhatten; für den Fall, daß Natalie Montefort anwesend sei, solle er ihr sehr den Hof machen und Hartard unmerklich, aber wirkungsvoll herausstreichen; Pastor Zwota sollte er sagen, daß sie seinen Besuch demnächst erwarte; an Frau von Stechow die herzlichsten Wünsche bestellen und vor allen Dingen darauf achten, wie Calatin und Alexandra miteinander verkehrten.

Er versprach alles und kam richtig zu spät weg.

Nach Hörstel hatte er eine Stunde zu fahren. Der Weg bog bald hinter der Mühle, bis zu welcher er gestern abend Alexandra begleitet hatte, nach links hinüber und ging über Felder in den Wald hinein, den er, die sanfte Hügellinie übersteigend, durchquerte. Jenseits lagen Dorf und Schloß Hörstel.

Das rote Spitzdach der Kirche ragte plump zwischen dem Grün der Baumwipfel und dem Gedränge bräunlichroter Dächer hervor. Die Kirche hatte keinen Turm, sondern nur vorn auf der Giebelspitze ein großes eisernes dünnes Kreuz. Die Glocke hing in einem Balkengestühl, das auf dem Kirchhof stand.

Schloß Hörstel lag hinter dem Dorf, das es vor sich, wie auf einem Präsentierbrett, wie zur Beaufsichtigung, hatte. Eine Lindenallee führte hinan, die so schattig und gewölbeartig zusammengewachsen war, daß Regen in den Wagenspuren nur sehr schwer trocknete und der ganze Weg sich immer im Zustand schwarzer Feuchtigkeit befand. Das Schloß lag auf dem Höhenkamm einer wellenförmigen Erhebung des Geländes. Der Park hinter ihm fiel in derselben leisen Linie ab, wie vor ihm die Allee anstieg. Der Baron von Königsegg hatte neu gebaut, und seine Schöpfung glich mehr einer italienischen Villa, als einem märkischen Schloß. Der viereckige Turmanbau rechts zeigte eine zackig ausgeschnittene Krönung in leuchtendem Weiß gegen den blauen Himmel. Das Gebäude selbst, das mit seiner Breitseite an den Turm stieß, hatte zwei Reihen Fenster mit Spiegelscheiben. Vor denen des Hochparterres zog sich eine Terrasse hin, die mit Lorbeern, Palmen und Hortensien reich geschmückt war. Der Eingang in das Schloß befand sich an der Schmalseite des Baues.

Als Albrecht durch die Lindenallee hinanfuhr, sah er bald, daß auf der Terrasse die Gesellschaft versammelt war und nach ihm ausschaute.

Er ließ eben immer auf sich warten. Und wenn er bei Christinen zum Abschiednehmen noch so früh eintrat — sie hielt ihn dennoch fest, mit zahllosen Fragen und Bitten. Das wußten alle seine Bekannten, und man ersparte ihm jede Frage und jeden Vorwurf.

Fröhlich grüßend schwang er seinen Hut gegen die auf der Terrasse Versammelten, während der Wagen vor dem großen Rasenrund abbog, um seitwärts am Schloß vorzufahren.

Als er in den Salon trat, fand er die Gäste teils dort vor, teils standen sie in den beiden Thüren, die sich auf die Terrasse öffneten.

Er küßte Frau von Stechow, dem Geburtstagskind, die Hand. Sie nahm seine Glückwünsche mit mehr Höflichkeit als Wärme an.

Alexandras Mutter war eine stattliche Dame, groß, mit wohlerhaltener Figur. Das graue Haar erschien modisch geordnet, doch milderte eine häubchenartige Spitzenrosette auf dem Scheitel das Jugendliche der Haartracht. Ihr Gesicht zeigte wenig Ähnlichkeit mit der Tochter, die Züge waren regelmäßiger und strenger, das Auge hell und sehr klug. Ihr hellgraues Seidenkleid vermied jeden auffallenden Schmuck und war mit vollkommenem Geschmack ihren Jahren angemessen.

So wirkte sie wie eine vornehme, selbstbewußte Frau.

Alexandra lud sogleich zu Tisch nach dem nebenan gelegenen, sich gleichfalls auf die Terrasse öffnenden Speisesaal. Der war ganz modern, in englischem Stil, eingerichtet. Ein riesiges Sideboard mit Spiegelrückwand ersetzte das Büffett. Vor dem Spiegel auf

den Borden glänzten Silberprunkstücke. Die hellen, eintönigen Wände zeigten oben einen breiten Fries, auf dem in blassen Farben steile Blumen aus der Kante wuchsen. Die Tafel war mit Herbstblumen und roten Blättern flach geschmückt. Stühle, mit hellgeblümter Seide bezogen, standen um den Tisch und an den Wänden. An den drei Fensterthüren wallten Vorhänge von demselben Seidenstoff herab.

Frau von Stechow saß, wie immer, seit sie mit der Tochter auf Hörstel lebte, zu Häupten des Tisches. Es war der Platz, der eigentlich Alexandra zugekommen wäre.

Die Gegenwart dieser majestätischen Mutter warf ein besonderes Licht auf Alexandra. Die Achtunddreißigjährige erschien töchterlich, jünger — war eben noch das Kind einer Älteren. Wer Vater und Mutter hat und zu ihnen noch wie zu Autoritäten aufblickt, steht selbst noch nicht auf der höchsten Reifestufe des Daseins, die erst durch das unbedingte Verantwortlichkeitsgefühl erreicht wird. Wer noch an ein Mutterherz flüchten, noch an Vatertreue sich wenden kann, ist noch nicht allein, noch nicht ohne Hinterhalt, noch nicht ohne Richter auf der Welt. Er kann sich noch entlasten. Er kennt noch den Gehorsam, wenn auch nur in jenem feinsten und letzten Sinn der Freiwilligkeit, die Ehre gewährt und sich selbst ehrt, indem sie sich beugt.

Alexandra war eine selbständige, starke und leidenschaftliche Natur. Aber es ging ihr wie allen Menschen, die aus gesundem Familienleben emporwuchsen: der Kinderrespekt vor der strafenden und lobenden Mutter erlischt nie ganz und besteht beim erwachsenen Menschen als pietätvolle Rücksichtnahme weiter.

Und Frau von Stechow erging es wie allen Müttern: sie sah ihre Tochter für jünger, unreifer und des Rates bedürftiger an, als sie war. Daß Alexandra achtunddreißig Jahr sein sollte, kam ihr manchmal wie ein Rätsel vor.

So stand Alexandra, nicht nur durch ihre Erscheinung, sondern auch durch ihr Verhältnis zu ihrer Mutter, im Licht der Jugend.

Neben Frau von Stechow saßen Herr von Aulendorf rechts und Roderich von Calatin links. Aulendorf, mit seinem rötlichen, dicken Gesicht, wirkte wie die Ruhe und Zufriedenheit in Person. Er war ebenso angezogen wie die anderen Herren, im Frack, mit weißer Weste und weißem Vorhemd. Aber bei seiner Breite sah es aus, als habe er besonders viel weiße Wäsche an. Roderich von Calatin hatte ein interessantes Gesicht, schmal, mit scharfem Profil und sehr dunklem Haar, das, kurzgeschoren, mit einer Schneppe in die Stirn wuchs. Seine Augen waren braun und hatten einen scharfen Blick. Brauen und Schnurrbart hatten in ihren Linien eine gewisse Gleichheit: sie waren schwarz und schmal und strebten aufwärts. Aber sein Teint war fahl. Der Mann sah etwas verbraucht und blasiert aus.

„Wie ein ermüdeter Mephistopheles," hatte Albrecht einmal gesagt.

Doch galt Calatin als interessant, und alle Damen fühlten sich ausgezeichnet, wenn er sich ihnen zuwandte. Jedermann sah ihn als Bewerber Alexandras an, und die ganze Gegend war neugierig, ob was daraus würde. Würde was draus — dann war das, was man sonst in der Gegend munkelte, also doch nur leeres Geschwätz.

Neben Calatin saß Frau von Aulendorf, eine von den präsumtiven Schwiegermüttern Hartards, während die andere „Präsumtive", die Baronin Montefort, Aulendorf zum Nachbar hatte.

Die Aulendorf war eine Frau mit einem Alltagsgesicht. Das Besondere an ihr war unerfreulich: sie sah immer ein bißchen schmuddelig aus.

„Ich glaube, sie wäscht sich zu wenig," sagte Albrecht einmal zu Alexandra. Diese nahm Frau von Aulendorf in Schutz. „Ich glaube nicht, daß es an Reinlichkeit fehlt. Aber es gibt so unglückliche Menschen, die mögen sich noch so sehr pflegen und noch so viel neue, schöne Kleider anziehen — sie sehen doch unfrisch aus. Es liegt am Teint, an den Haaren, an einem gewissen Ungeschick, die Gesichtszüge und die Kleider zu tragen. Sie macht immer einen schiefen Mund und wählt Farben und Muster der Stoffe nicht zu ihre Figur passend."

Außerdem litt Frau von Aulendorf viel an rheumatischen Zuständen, die sie mit Hausmitteln bekämpfte: ein Geruch von Bilsenkraut, Äther und Bensonpflaster schwebte um sie her.

Frau von Montefort hingegen hatte etwas Elegisches. Sie ging immer schwarz

und trauerte ihrem Mann seit acht Jahren nach; man sagte, hauptsächlich in der reuevollen Erkenntnis, daß sie ihn bei seinen Lebzeiten nicht besonders glücklich gemacht. Sie lächelte immer nur zögernd und hörte mit einer offenkundigen, christlichen Nachsicht den lebensfreudigen Gesprächen der anderen zu. Übrigens war sie eine schöne Frau, die sich nur dadurch entstellte, daß sie ihr braunes Haar zu straff aus dem Gesicht gekämmt hatte. Ihre hohe Gestalt hielt sie besonders aufrecht, und ihre Bewegungen waren langsam.

Das junge Mädchen trug ein weißes

Aus unserer Studienmappe:

Löwin mit Jungen. Nach der Radierung von Evert van Muyden.

Neben der Baronin von Montefort saß Zwota, sein glatt rasiertes, fröhliches Greisenangesicht, das von starken, buschig aufstehenden weißen Haaren gekrönt war, seinem Gegenüber — Albrecht — zugewandt. Zwischen Albrecht und der Aulendorf aber hatte Alexandra die kleine Natalie Montefort gesetzt.

Sie sah ihrer Mutter gar nicht ähnlich. Der verstorbene Montefort hatte ein „Kosakengesicht" gehabt; von ihm mußte demnach Natalie ihre kecke kleine Nase, ihren großen Mund geerbt haben. Aber bei ihr war alles reizvoll und farbenfrisch. All die auseinander strebenden, offenen Linien zeigten eine kecke Grazie. Beim Lachen wies sie herrliche Zähne. Ihre Augen waren blau und groß. Ihnen fehlten die Brauen, die nur schwach und blond waren. Und Augen, ohne die Überwölbung ausdrucksvoller Brauen haben leicht etwas Vordringliches. Blondes Haar lag in dicken Zöpfen um Nataliens runden Kopf.

Das junge Mädchen trug ein weißes Battistkleid, mit einem breiten Faltengürtel von hellblauem Sammet, in dem ein Rosenstrauß steckte. Sie plauderte sehr lebhaft mit Albrecht, ja, sie machte ihm offenkundig den Hof, wie er ihr — Christinens Wunsch gemäß. Denn Natalie hatte es sich in den Kopf gesetzt, daß Hartard von Fronhofen der ihr vorbestimmte Gatte sei. Sie wußte ja, daß Flieders, ihr Vatererbe, noch Ende vorigen Jahrhunderts den Fronhofen gehört hatte, und sah darin so etwas wie einen Wink vom Schicksal für Hartard und

sie. Außerdem schwärmte sie für dunkle Männer.

Unten am Tisch, an der länglichen Tafel, ihrer Mutter gerade gegenüber, schloß Alexandra den Kreis, zwischen Zwota und Albrecht. Niemand erinnerte sich seit Jahren, Albrecht hier wo anders bei Tisch haben sitzen zu sehen, als rechts von der jüngeren Hausfrau. Alexandra, die heute in einem blaßlila Kleid ganz besonders schön aussah, hörte lächelnd dem Wortgefecht zwischen Albrecht und Natalie zu, als dem heiteren Vorspiel künftiger Ereignisse. Vergnügt war man eigentlich nur an dieser unteren Tischhälfte.

Frau von Aulendorf widmete sich ganz der Beobachtung von Natalie, auf die sie wegen ihrer eignen Töchter eifersüchtig war. Aulendorf und die Montefort unterhielten sich mühsam, und Frau von Stechow sprach leise und ernst mit Calatin. Störte man sie aus ihrer Zwiesprache durch Anrufe und Fragen auf, so verfielen sie doch bald wieder in ihre wichtige Versunkenheit.

Manchmal flog Alexandras Blick hinüber und streifte dann schnell Albrecht. Der aber war ganz in Natalie vertieft.

Pastor Zwota ließ das Geburtstagskind leben, seine liebe Werkgenossin und Gönnerin, die treue Mutter der Gutsherrin, die bewährte Freundin aller Anwesenden. Alle standen auf, um mit Frau von Stechow anzustoßen. Alexandra umarmte und küßte ihre Mutter.

„Sehen Sie doch, wie unglaublich jung die Baronin aussieht. Wie ein Mädchen. Ich glaube, es liegt in der Figur und in den Bewegungen," sagte Natalie, Albrecht auf Alexandra aufmerksam machend.

„Wirklich!" sprach er bestätigend und dachte:

„Diese kleine Natalie ist ein liebes, geschmackvolles und urteilsfähiges Kind. Es wäre wahrhaftig die beste Lösung ... Christine hat recht ... wenn Hartard die Augen und das Herz auf dem rechten Fleck hat ..."

Während man den Pudding aß, trugen die beiden Diener Armleuchter herein, stellten sie auf die Tafel und zündeten die Kerzen auf dem Kronleuchter an.

Frau von Autendorf machte die überraschende Bemerkung, daß es jetzt doch schon sehr früh dunkel werde.

Natalie sagte übermütig zu Zwota: „Sie sind eine Abendschönheit, Herr Pastor."

Er drohte ihr lächelnd, gleich mit der ganzen Faust, und sie duckte sich, als wolle man nach ihr werfen.

In der That goß der Lichterglanz einen verfeinernden Schimmer über das starke, großzügige Gesicht des alten Mannes, dessen Haut grobporig war wie eine Apfelsine und dessen Bart nicht immer mit allzu großer Glätte wegrasiert war. Er sah immer aus wie die Behäbigkeit und Heiterkeit selbst. Seine Frau, eine geborene Gräfin Wenglin, war längst tot, ohne ihm Kinder hinterlassen zu haben. So lebte er als zufriedener Junggesell, sein Leben zwischen seiner Gemeinde und seinen junkerlichen Neigungen teilend. Er aß gern gut, liebte die Jagd, war ein hervorragender L'hombrespieler und ein Weinkenner von Ruf.

Aber er hatte auch ein offenes Herz für alle Leiden und ein kräftiges Wort für jeden, der schwach zu ihm kam.

So hätte er von sich sagen können, daß er der beliebteste Mann der Gegend sei. Aber er war ein viel zu natürlicher und unmittelbarer Mensch, um über den Grad seines Ansehens nachzudenken.

Als die Tafel aufgehoben war, hing Natalie sich an Zwota.

„Sie muß immer einen haben, mit dem sie herumschmeicheln kann," bemerkte Frau von Aulendorf zu Albrecht. „Sie hat die reine Katzennatur."

„Oder man könnte auch sagen: eine sehr weibliche, hingebende," sprach er beschönigend.

Der Kaffee wurde in Alexandras großem Salon genommen. Auch er war schon hell erleuchtet, obgleich draußen noch ein hellblauer Dämmerschein mit feuchtem Dunst die Gegend mehr verschleierte, als schon verdunkelte. Die Thüren standen weit auf.

Der Salon war, wie der Speisesaal, sehr prächtig. Die blaue Farbe herrschte vor, das war damals in Rücksicht auf die noch roten Haare der Bewohnerin so angeordnet worden. Aber durch bunte Stoffe und einen köstlichen Smyrnateppich waren doch auch warme Farbentöne in den Raum gebracht.

Während Albrecht im Begriff war, auf die Terrasse hinauszutreten, um sich dort eine Cigarette zu gestatten, streifte ihn Frau von Stechow.

„Ich muß mit Ihnen sprechen," sagte

sie halblaut. „Bitte, gehen Sie in mein Arbeitskabinett.“

Ein großes Unbehagen bemächtigte sich sofort Albrechts. Er warf die Cigarette gedankenlos fort, als sei die noch gar nicht angezündete schon aufgeraucht.

Die heimliche Art der Bitte ärgerte ihn unaussprechlich.

„Natürlich was Unangenehmes!“ dachte er. Aber er verließ doch sofort den Salon und stieg die Treppe hinauf. Er kannte dies Haus wie sein eignes. Da gab es keine Thür, in der er sich zu irren vermocht hätte.

Im Zimmer der Frau von Stechow war kein Licht. Ein letzter blasser Schein, den der langsam hingeschwundene Tag zurückgelassen, erfüllte melancholisch den kleinen Raum.

Viel bewegen durfte man sich hier nicht. Das Kabinett war zu voll von Möbeln und Nippes. Frau von Stechow hatte in den drei Räumen, welche ihr über dem Eßsaal zur Verfügung standen, allzuviel Erinnerungen an frühere Zeiten zusammengestapelt.

An der Wand, dicht beim Fenster, stand ein Schreibtisch. Auf den Stuhl davor setzte sich Albrecht, um nur ja nicht hin und her zu gehen und dabei etwas herabzustoßen. Dies Malheur geschah ihm zuweilen in dem Zimmerchen der Dame, und es war ihm allemal sehr peinlich.

Nun saß er und wartete. „Wie ein Schuljunge, der zum Direktor befohlen wird, um eine eigenhändige Pauke entgegenzunehmen,“ dachte er und sein Humor kam wieder zum Durchbruch.

Endlich that sich die Thür auf, und es trat, mit ihrem seidenen Kleid majestätisch rauschend, Frau von Stechow herein.

Albrecht stand auf und blieb vorsichtig auf dem Fleck stehen.

„Es ist hier dunkel . . .“, sagte sie mißfällig. „Ich hatte doch Fritz befohlen . . .“

„Nun, das macht ja nichts. Sie werden mir doch nur wenige Worte zu sagen haben. Ich wüßte wenigstens nicht . . .“ sprach er.

Aber sie war schon dabei, zwei einzelne Lichter zu entzünden, die in alten Silberleuchtern auf einem Schränkchen zwischen allerlei Nippes standen.

Diese beiden Lichtpünktchen gaben eine jämmerliche Beleuchtung ab und erhöhten die Ungemütlichkeit der Situation beträchtlich.

Der große Mann stand da wie ein Gefangener.

„Nun, was soll ich?“ fragte er plötzlich in bemerkbarer Ungeduld.

Aber Frau von Stechow ließ sich erst würdig auf das Miniatursofa nieder und räusperte sich dann. Sie hatte immer eine etwas unfreie Stimme, und die Gewohnheit, sich alle fünf Minuten das Organ klar zu räuspern, machte Albrecht stets sehr nervös.

Sie faltete nun die Hände auf der Tischkante und sah Albrecht aufmerksam an.

„Hartard kommt zurück?“

„Ja. Wahrscheinlich morgen. Vielleicht in diesem Augenblick. Denn ich hab' ihm nach Berlin gleich ein paar Zeilen entgegengeschickt, daß er seine Mutter lieber überraschen soll, damit die Aufregung der Wartestunden wegfällt.“

„Sie sind immer sehr besorgt um Christine und sehr aufmerksam für sie,“ sagte Frau von Stechow und räusperte sich.

„Ich hoffe — ja! Das ist meine Pflicht und entspringt meinem Herzensbedürfnis,“ antwortete er. Seine Stirn ward finster, und seine Augen funkelten die Frau warnend an.

„Durch Hartards Rückkehr wird Ihr Leben verändert,“ fuhr sie fort.

„Ich wüßte nicht wie.“

„Nun, es wird reicher, mannigfaltiger. Sie sind in Rethen nicht mehr ganz allein auf die Gesellschaft einer kranken Frau angewiesen,“ sprach sie.

„Das ist wohl wahr.“

„Das Interesse an Alexandra wird mehr zurücktreten,“ sprach sie mit fast lehrhaftem Ton weiter.

„Sparen Sie solche Bemerkungen,“ sagte er finster.

„Ich gebe einer Hoffnung Ausdruck,“ rief sie lebhaft werdend. „Meiner Hoffnung! In einem Augenblicke, wo durch das Erscheinen Ihres Sohnes Ihr Leben ein freundlicheres zu werden verspricht, kommt es mir weniger grausam vor, Sie zu bitten, nicht mehr so viel mit Alexandra zu verkehren.“

„Der Grund dieser Bitte . . .,“ sagte er, vor Ungeduld zitternd.

„Die Leute reden . . .“

„Das ist wohl Herrn von Calatins Weisheit,“ bemerkte er bitter.

„Also ja! Und ein offenes Wort. Herr von Calatin bewirbt sich um meine Tochter. Er kann mit mir, der Mutter, offen davon reden, ehe er Alexandra die entscheidende Frage stellt. Er kann nach den Hoffnungen, die ich ihm mache, oder nach der Aussichtslosigkeit, die ich ihm andeute, seinen Antrag anbringen oder unterlassen. Eine Vorsicht, die bei den engen und unlöslichen Beziehungen, die Herr von Calatin als Nachbar mit uns allen unterhält, gewiß zu begreifen ist."

„Sicherlich," sagte Albrecht etwas spöttisch, „denn wenn Alexandra ihm einen Korb gäbe, müßte er auf Reisen gehen, oder in Dolae als Einsiedler hausen, und sein Pech wäre obenein publik. Da ist es denn vorsichtiger, er vermeidet den Korb, steckt seine heiße Liebe für Alexandra in die Tasche und verkehrt ruhig weiter mit ihr, als habe er nie sein Lebensglück von ihr ersehnt. Eine große Leidenschaft, die das kann."

„Wenn man es so nimmt!" sprach sie achselzuckend. „Es handelt sich wohl um ein weniger himmelstürmendes, aber solideres und glückbringenderes Gefühl. Leidenschaft heißt Unglück."

Er schwieg.

„Ich bitte Sie, lieber Albrecht, eines zu begreifen: daß ich als Mutter den einzigen, heißen Wunsch habe, meine Tochter noch einmal glücklich zu sehen."

Ihre Stimme bebte. Ein tiefes Gefühl sprach aus ihr.

„Mein Gott — wer begriffe das nicht!" murmelte er.

„Roderich von Calatin hat eine zähe Neigung für Alexandra. Ich muß da wohl sagen: zäh, denn er macht ihr schon seit Jahren den Hof. Seine Lebensjahre, sein Vermögen, sein Rang lassen ihn als einen besonders geeigneten Bewerber erscheinen. Doch das sind Äußerlichkeiten. Sie selbst werden mir zugeben, daß Calatin ein Mann ist, mit dem eine Frau sich niemals langweilen wird. Er hat viel von der Welt gesehen, weiß zu sprechen, ist belesen, denkt selbst, und dies alles weiß er in den angenehmsten Formen zu verwerten."

Es lag eine förmliche Fürbitte in ihrem Ton. Albrecht suchte nach Worten. Er litt.

„Aber wenn Ihre Tochter ihn nun doch einmal nicht will . . .," sprach er, und seine Stirn ward feucht.

„Alexandra ist eine so gute Tochter, pietätvoll, ergeben, treu. Nur in dem einen Punkte will sie keine Vernunft annehmen. Sie muß doch begreifen, daß eine Heirat das einzige Mittel ist, sich aus ihrer unklaren Lage zu befreien. Mit ein wenig Selbstüberwindung kann man alles. Sie wäre nicht die einzige Frau, die eine Vernunftehe einging, weil der Mann, für den sie sich bestimmt fühlt, nicht frei ist, nicht frei werden kann und — und — — sich auch nicht frei machen will," sagte sie, sehr unsicher das streifend, was sie nicht geradeaus berühren wollte. Und dann setzte sie schnell hinzu: „Sie allein, lieber Fronhofen, Sie ganz allein können Alexandra zu dem überreden, wovon mein Mutterherz wenn nicht Glück, so doch Frieden für sie erhofft."

Albrecht stemmte schwer seine Faust auf den Tisch und beugte sich etwas zu der Frau herab.

„Sie wollen, ich soll Alexandra zu etwas überreden, das nicht sittlich ist!" sprach er halblaut. „Sie wissen, daß sie liebt, aber daß ihre Liebe nicht Herrn von Calatin gilt."

Von dem Ton erschreckt, wollte Frau von Stechow eine Verteidigung ihrer Wünsche beginnen.

Albrecht machte mit der Linken eine herrische Handbewegung.

„Kein Wort mehr. Es gibt Dinge, liebe Mama, die man nur dadurch erträglicher macht, daß jedermann, jedermann sie mit schonungsvollem Schweigen zudeckt."

Die Frau fing an zu weinen, mit ihrer Linken ihr Gesicht verdeckend. Und er, der Thränen gewöhnt war, den sie nicht mehr rührten, weil er ihren Wert als Nervenerleichterung kannte, er war erschüttert von diesen Thränen, die er nur zu gut verstand.

Er nahm die Rechte der Weinenden und küßte sie ehrfurchtsvoll.

„Alexandra ist ja frei," sprach er mit unklarer Stimme, „es erhebt niemand den Anspruch eines Rechtes an sie. Lassen Sie sie entscheiden — unbeeinflußt. Ich — ich will nicht mit den Wimpern zucken, wenn . . ."

Er brach ab.

Frau von Stechow drückte ihm die Hand. Sie war nicht versöhnt. Aber, wie schon hundertmal, wie immer, wieder gerührt.

Sie seufzte.

„Dann ist es hoffnungslos," sagte sie ergeben, „denn Alexandra die lacht mich

Wißbegierde. Statuette von Harry Liebmann.

an — lacht — wie in Glück und Sieg — wenn ich davon rede und weine."

Sie stand auf.

Bei ihren Worten ging in seinem Angesicht heller Sonnenschein auf, und aus seinen Augen funkelte die Freude.

Er dehnte sich, wie jemand, der eine schwere Last abschüttelt.

„Ja," rief er, „wie Glück und Sieg. Gottlob, daß sie es kann!"

Und er hatte das Bedürfnis, der Mutter Alexandras noch etwas Beruhigendes zu sagen.

„Sehen Sie, Mama — nicht alle Menschenschicksale lassen sich nach der Schablone zuschneiden. Unseres ist ein ungewöhnliches. Und Alexandra ist auf der Höhe ihres Schicksals. Sie dürfen die Tochter bewundern, die Sie geboren und die Sie erzogen haben."

Dies that ihr nun doch wohl. Sie drückte Albrecht abermals die Hand, hauchte dann auf ihr Taschentuch, tupfte sich die Augen damit und meinte:

„Wir wollen zur Gesellschaft zurückkehren."

„Aber doch nicht zusammen, damit Calatin uns an der Nase ansieht, was wir sprachen. Ich gehe eben ein paar Schritte hinaus, damit mir wieder leichter ums Herz wird," sagte er.

Albrecht war es in der That schwer, so unmittelbar nach diesem Gespräch Herrn von Calatin und Alexandra zu begegnen. Er fühlte, er hätte sich namenlos geärgert, wenn er die beiden etwa gar zusammen getroffen hätte, Calatin in der ergebenen Haltung und Alexandra mit einem interessierten Gesicht.

Hinter dem Schloß ging ein breiter Weg in den Park hinein, diesen in zwei Teile schneidend. Im Sommer säumten Blumenrabatten diesen Weg, und hinter den Rabatten zogen sich in langen Linien herrliche Rosenhochstämme. Dahinter dehnten sich Rasen, und erst in beträchtlicher Entfernung fingen die Baumpartien an.

Auf diesem Wege, in der völligen Dunkelheit, lief nun Albrecht auf und nieder. Heftige Körperbewegung beruhigte ihm immer das Gemüt. Er wollte sich jetzt vor ungerechten Gefühlen bewahren.

Die Luft war ungewöhnlich weich, und die Erde dünstete stark aus. Alles ruhte in vollkommener Stille. Es war das müde, satte Schweigen des sterbenden Sommers. Das geheimnisvolle Leben, welches durch die Sommernächte raunend zu huschen scheint, war verstummt. Die Welt schien tot, und auch die regste Phantasie konnte diese schwere, schwarze Nacht nicht mit holden Spukgeistern der Liebe und Sehnsucht bevölkern.

Albrecht dachte plötzlich an seinen Sohn. Er hätte beinahe bitter aufgelacht.

Der Junge wollte ihn auf den Großvaterlehnstuhl setzen — ihn, der so mitten in dem leidenschaftlichsten Kampf des Lebens stand. Es war beinahe eine Komödie.

Dann dachte er wieder: „Für den Jungen ist es auch schwer. Es ist beinah, als wie wenn einer sich stark genug fühlt zum Dreinschlagen und doch noch kein Schwert in die Hand kriegt. Aber ich kann ihm Rethen doch nicht abtreten — — —"

Er lief nochmals wieder zurück, den Weg hinab.

„Alexandras Idee war natürlich die beste. Eine Pachtung. Ja, aber annehmen konnt' ich das nicht, das mit dem Geld — gerade weil die Leute reden."

Dann fiel ihm weiter ein, daß alle Sorgen vielleicht unnütze Vorarbeit seien.

Da oben saß ein Mädchen, das mit weit offenem Herzen bloß auf Hartard zu warten schien, um ihm sich und Flieders freudigst auszuliefern. Und warum sollte Hartard sich nicht in die verlieben? Sie war ein temperamentvolles, chikes, intelligentes kleines Ding. Man konnte sich ihr reizendes, üppiges Figürchen sehr gut neben Hartards großer, dunkler Erscheinung denken.

Er bekam ein förmliches Bedürfnis, sofort wieder mit Natalie zu scherzen, und kehrte auf der Stelle um.

Da war ihm, als höre er einen Wagen fahren. Das konnte nur vorn am Schloß sein, denn der Park war rings von Feldern begrenzt. Vielleicht noch ein später und unerwarteter Geburtstagsgast. Es mußte bald neun Uhr sein. Das war so ungefähr die Zeit, wo jemand ankommen konnte, der den Abendzug von Berlin nach Ludwigsfelde benutzt hatte. Mit guten Pferden und einem leichten Wagen machte man den Weg von da in dreiviertel Stunden.

Die Vorstellung, daß ein neues, unerwartetes und vielleicht fremdes Element sich noch dem Kreise zugesellen könne, war Al-

brecht sehr angenehm. Das lenkte alle ab. Das gab ihnen allen die Unbefangenheit wieder. Er wenigstens fühlte sich in der seinigen doch ernstlich gestört und vermutete dasselbe bei Calatin und Frau von Stechow.

Er ging recht langsam, um nicht in eine Begrüßungsscene hineinzufallen.

„Es wird der Generalmajor von Stechow sein," dachte er. „Hoffentlich ist er es. Das freute Alexandra und ihre Mutter sehr."

Endlich betrat er das Haus wieder. Er ging durch die Veranda, die sich rückwärts, glasbedacht, vor allen Fenstern und Thüren hinzog. Ein paar Stufen führten hinauf. Die Glasthür, die von der Veranda in Alexandras Arbeits- und Wohnzimmer ging, stand weit auf. In dem Zimmer war es aber dunkel. Von da sah man auf die Thüröffnung zum Salon, wie auf ein blankes buntes Bild. Drinnen war funkelnder Lichterglanz, und in dem Ausschnitt, den die Thürpfosten umrahmten, sah Albrecht gerade Calatin, der auf Zwota einredete, indem er ihm an den gespreizten fünf Fingern der Linken, mit dem Daumen der Rechten Gründe oder Beweise oder Thatsachen herzählte.

Aber plötzlich brachen sie ihr Gespräch ab und sahen mit Ausdruck und Gebärden großen Erstaunens in die Richtung, wo der Eingang vom Flur in den Salon war. Zwota breitete die Arme aus, mit jener Geste, die einen freudigen Empfang symbolisieren will.

Albrecht trat auf die Schwelle.

Der Gast, der noch vorgefahren kam, war aber nicht der Generalmajor von Stechow.

Fritz, der Diener und als Sebalds Sohn der Vertrauensmann des Hauses, kam herein und flüsterte Frau von Stechow etwas zu. Diese besprach gerade mit ihrer Tochter die Notwendigkeit, für die Herren einen L'hombretisch im Spielkabinett zu arrangieren.

Frau von Stechow bekam Herzklopfen. „Wie unmotiviert," dachte sie, „sicherlich bloß eine Folge des Gesprächs von vorhin."

„Was hat Fritz?" fragte Alexandra.

„Komm hinaus," sagte ihre Mutter, „Hartard von Fronhofen ist da und fragt nach seinem Vater."

Alexandra wurde dunkelrot.

„Welche Überraschung!" rief sie und eilte ihrer Mutter voran.

Im hellen Flur, vom Licht der großen Hängelampe voll überstrahlt, stand Hartard Michael von Fronhofen.

Er glich seinem Vater auf eine sehr auffallende Weise. Es war dieselbe hohe Gestalt, biegsam und fest wie eine Stahlklinge, dasselbe dunkle, männliche Gesicht, dieselben blitzenden Augen, derselbe dichte braunschwarze Haarschopf über der stolzen Stirn. Nur seinen Schnurrbart trug er, nach der Mode des Tages, aufgebürstet. Dadurch schien sein Ausdruck heiterer, aber auch schneidiger. Er war in einem dunkeln Reiseanzug, und der Kragenmantel hing ihm lose auf den Schultern.

„Hartard!" rief Alexandra und lief auf ihn zu, ihm beide Hände entgegenstreckend.

Er erfaßte beide, mit der Linken zugleich ihre Finger und den Rand seines weichen Reisefilzes pressend.

„Tante Lexe . . . du . . . Sie! Und da ist auch Tante Stechow . . . ja, verzeiht nur, daß ich so hereinfalle."

„Wo kommen Sie her, Hartard? Und warum zu uns?" fragte Alexandra.

Ihr wollte das „du" nicht mehr über die Lippen.

Sie hatte Hartard vier Jahre nicht gesehen. Bei seinen letzten Besuchen auf Rethen war sie immer gerade verreist gewesen.

Er bemerkte es auf der Stelle.

„O weh," sagte er, „ich werde fremd empfangen! Also nicht mehr Tante Lexe und du?"

Sie lachte und wurde wieder rot.

„Meinetwegen Alexandra und Sie. Denn wir sind uns ein bißchen näher gerückt im Alter — nicht wahr?" sprach sie herzlich.

Er sah sie an. Alexandra bemerkte es wohl: mit Erstaunen und Bewunderung.

„Ja wahrhaftig," sagte er scherzend, „Sie sind immer nur Tante Lexe für mich gewesen, Mamas Freundin, die mir zum Geburtstag schöne Bücher schenkte und mein erstes Gewehr und zur Konfirmation einen schönen Ring. Also eine sehr verehrungswürdige Tante. Aber ich sehe jetzt, daß Sie noch etwas anderes sind, Alexandra . . . so darf ich also sagen? . . . nämlich . . ."

Frau von Stechow schnitt ihm die huldigenden Worte ab.

„Wie kommt es, daß wir hier die Freude haben?"

„Ich fand heut früh in Berlin ein paar Zeilen von Papa, ich solle womöglich etwas

früher und überraschend kommen," erzählte er. „Na, das war ja ganz wieder Papa, mit seiner unendlichen Fürsorge für Ma. In demselben Brief stand auch, daß hier heute Geburtstag gefeiert würde."

Hier küßte er Frau von Stechow die Hand.

„Tausend gute Wünsche, Tante Stechow. Aber aufschneiden will ich nicht mit meiner Anhänglichkeit an Sie — die ist sowieso fest und warm genug. Des Geburtstags wegen bin ich nicht gekommen. Ich dachte so: wenn ich Ma überraschen soll, muß es schon morgen so früh geschehen, daß ich zur Stelle bin, wenn sie die Augen aufmacht. Ich muß ihr sozusagen zum Morgenthee serviert werden. Wenn ich aber heut abend den letzten Zug nach Trebbin nehme und noch nach Rethen 'raussahre, ist darauf zu wetten, daß Ma hört, was los ist, auch wenn sie schon eingeschlafen war. Ma hört ja die Fliegen an der Wand kriechen. Aber in Trebbin zu übernachten, nein, das wollte mir nicht in den Sinn. So nahe der Heimat noch auf sie warten — das ist nichts für mich. Und da kam mir denn die erleuchtende Idee: du fährst nach Ludwigsfelde, gabelst da ein Fuhrwerk auf, fällst deinen beiden bewährten Gönnerinnen auf Hörstel ins Haus, überraschst auch Papa, der dich dann unbemerkt mit heimnehmen und ins Haus schmuggeln kann, ohne daß Ma Verdacht schöpft."

„Das war brav gedacht und gemacht," lobte Alexandra heiter, „und nun nehmen Sie den Mantel ab und kommen Sie herein."

„Meinen Reiseanzug vergeben die anwesenden Fräcke und Staatsroben?" fragte er.

„Bedingungslos," versprach sie. „Geben Sie mir Ihren Arm, Hartard, ich will den Stolz haben, diese Überraschung hineinzuführen."

Ihr Wesen war gehoben von Freude und Erwartung.

Sie sah so etwas wie ein besonderes Zeichen darin, daß Albrecht den Sohn an ihrem Arm zuerst erblicken würde. Aber ihre ehrliche, vornehme Seele genoß auch diesen Augenblick nicht ganz frei.

„Eigentlich nehme ich Ihrer Mama etwas weg. Aber es liegt ja nicht an mir. Es kommt durch die Situation. Christine wird mir es aber gönnen, daß ich anstatt ihrer Zeugin des Wiedersehens bin," sprach sie.

„Mein treues Ma'chen," sagte er, glücklich an die Mutter denkend. Und er drückte dabei den Arm der schönen Frau an sich, die strahlend neben ihm schritt.

Fritz riß die Thüre auf und zwar mit solchem unnötigen Aufwand von Kraft, daß alle sich dahin wandten.

Ausrufe, Mienen, Gebärden des Erstaunens empfingen sie.

Hartard aber sah über alle hinweg und sah nur den einen hohen, schlanken Mann drüben auf der Schwelle.

Ihm ward ganz wunderlich zu Mute — war da ein Spiegel? War das er selbst?

Und dem Mann auf der Schwelle stand fast das Herz still in einem seltsamen Schreck.

Sah er seinen Doppelgänger? Äffte ihn ein Trugbild? Stand er da noch einmal, mit dem teuren, schönen, großherzigen Weibe?...

Das war ein paar Herzschläge lang.

Dann klang ein Jubelruf durch den Raum.

„Mein Vater!"

Und ein anderer antwortete ihm.

„Mein Hartard!"

Sie eilten sich entgegen und umarmten sich wieder und wieder.

In den Augen des älteren Mannes standen Thränen freudiger Bewegung.

IV.

Nun schwoll die Festfreude hoch an. Alle hatten ihr Vergnügen daran, dem unerwarteten Wiedersehen beigewohnt zu haben. Zwota besonders strahlte über das ganze Gesicht; er klopfte Hartard immer von neuem befriedigt auf die Schulter. Sein Herz hing an der Fronhofener Familie, und den langen jungen Menschen da, den hatte er schon getauft und unterrichtet. Er freute sich Hartards ungezwungener Art. Ihm war ein bißchen bange gewesen, daß der Junge auf seinen Reisen etwas blasiert und modern werden könne und dann als fremder, hochmütiger, unzufriedener Gast im Kreise der angestammten Freunde sich pretensiös geben werde. Aber gottlob: das war dasselbe gute Lachen, das Hartard schon als Knabe gehabt, dieselbe Herzlichkeit von früher. Der kam unverfärbt zurück. Na ja, er hatte eben Fronhofener Art, speciell Albrechts Art.

Natalie Montefort sprühte vor Übermut. Sie hielt sich zwar von Hartard selbst fern, aber sie neckte sich mit allen Frauen und zeigte fieberhafte Lebhaftigkeit. „Sieh nur, wie sie sich entwickelt," bemerkte Frau von

Aulendorf eiferſüchtig zu ihrem Manne, „ſie gibt 'ne förmliche Vorſtellung.“ Auch die Aulendorf rechnete auf Hartard für ihre Lizzie oder ihre Meta.

Sogar Herr von Calatin ward in ſeinem Benehmen freier und heiterer. Um die Spannung, in welcher er ſich befand, zu verſtecken und ſich ſelbſt darüber hinwegzuhelfen, hatte er ſich immerfort lebhaft unterhalten — mit einer erzwungenen Lebhaftigkeit freilich, die doch bemerkt worden war. Denn die Montefort ſagte zu Herrn von Aulendorf: „Was Calatin wohl hat? Er ſpricht ſo nervös und ſo ſchrecklich viel.“

Nun aber war er plötzlich ganz vergnügt. Er zeigte Hartard ein Wohlwollen, das an Innigkeit grenzte. Immer war er ſich neben dem gleichaltrigen Fronhofen wie ein älterer Herr erſchienen. Der Albrecht Michael hatte ſich eben unverſchämt gut gehalten. Ihn ſelbſt hatten die Jahre in Paris und Petersburg, wo er als Leutnant den Geſandtſchaften zugeteilt geweſen, etwas Friſche gekoſtet. Und nun mit einem Schlage erſchien er, der Junggeſell, als Jüngling beinah, neben dem Vater eines ſo großen Sohnes. Wenigſtens kam es ihm ſo vor.

(Fortſetzung folgt.)

Unſchuld.

Von

Guſtav Falke.

Mit Vignette von **L. Hellmuth.**

Knarrt die Thür und durch halben Spalt
Schiebt ſich die zierlichſte Geſtalt,
Trägt eine Tulpe in der Hand:
Sieh mal, Papa, was Urſel fand.

Wirklich? Was du nicht ſagſt. Ei ſeht!
Die ſchönſte Tulpe vom ganzen Beet.
Gefunden, ſagſt du, den Feuerhelm?
Ich fürchte, du flunkerſt, kleiner Schelm.

Sie kichert und guckt in den Kelch hinein,
Freut ſich, und ich ſoll böſe ſein?
Gelbt ſich am Griffel das Näschen und macht
Hatſchi, hatſchi, ganz fein und ſacht.

Hellſtes Glück, kindliche Luſt,
Die keines Böſen ſich bewußt,
Lautere Unſchuld, die nicht frägt,
Ob ihr Thun auch Thränen trägt.

Dauert nicht lange: Mit Verlaub?
Nimmt ſich von allem ihren Raub,
Liebt, was leuchtet, ſchmauſt, was ſchmeckt.
Für wen iſt denn der Tiſch gedeckt?

Thut mir's auch um die Tulpe leid,
Fühl' keinen Born, nur leiſen Neid:
Viel ſchönere Blumen weiß ich ſtehn,
Und muß daran vorüber gehn.

Abb. 1. Samoanische Schönheiten.

Die Samoainseln und ihre Bewohner.

Mit zwölf Illustrationen nach Photographien von **J. Davis** auf Samoa.

(Abdruck verboten.)

Heutzutage, wo das geflügelte Wort: „Es gibt keine Entfernungen mehr!“ infolge der großartigen Verkehrsmittel zur Wahrheit geworden ist, kann man das australische Inselreich leicht erreichen. In zwölf Tagen führen uns die modernen Schnelldampfer von der Westküste Amerikas, aus dem lärmenden, wüsten und ruhelosen Getriebe der Weltstadt San Francisco hinüber zu den Gestaden der vielumworbenen Samoainseln, über deren zukünftiges Schicksal, über deren politische Zugehörigkeit zu Deutschland, England, Nordamerika oder über deren Aufteilung zwischen diese drei Mächte wahrscheinlich die nächste Zeit entscheiden wird. —

Die fast ohne Ausnahme um 1722 durch den Holländer Roggeveen entdeckten Samoainseln, oder wie sie früher häufig genannt wurden, die Schifferinseln, sind wohl fast ohne Ausnahme vulkanischen Ursprungs.

Davon zeugen ihre zerklüfteten, rauhen Gebirgspartien, wie sie besonders wild romantisch auf der Insel Tutuila auftreten; davon zeugen die meilenweiten Lavafelder Savaiis und die hier und dort sprudelnden heißen Quellen; davon zeugen vor allem die noch nicht alten vulkanischen Ausbrüche, so der letzte im Jahre 1866, der von wochenlang andauerndem Ascheregen begleitet war.

Doch nicht allein vulkanische Gewalten haben diese Inselgruppe in ihrer charakteristischen Eigenart geschaffen, sondern zum Teil auch die unermüdlichen, jahrhundertelangen Arbeiten jener winzig kleinen Meerestierchen, die in ihren vielfältigen und buntfarbigen Vertretern zu der großen Familie der Korallen gehören. Sie richten mit Bienenfleiß und baumeisterlicher Kunst ihre ewigen Monumente auf, indem sie von dem Meeresgrunde der Wasseroberfläche zustreben. Aber ein grausiges Verhängnis waltet über ihnen; denn sie beschließen ihr fleißiges Leben in dem Augenblicke, da sie durch Bodenerhebungen in geringere Tiefen geraten oder das göttliche Tageslicht schauen.

Die Samoagruppe besteht aus den drei größeren Inseln Savaii, Upolu und Tutuila und mehreren kleineren; sie liegt zwischen

Abb. 2. Urwald auf Upolu.

13½ und 14½ Grad südlicher Breite, 169 bis 173 Grad westlicher Länge v. Gr. Der Gesamtflächeninhalt beträgt circa 50 Quadratmeilen, wovon 49,5 auf die drei Hauptinseln entfallen.

Der wirtschaftliche Wert der polynesischen Inselgruppen ist durchaus verschieden. Allgemein aber hält man die Samoainseln, und unter diesen vor allen anderen die Insel Upolu, für die fruchtbarsten und produktivsten. Der dicke, braune, poröse Tuffboden erzeugt eine äußerst üppige Vegetation, in welcher man häufig Vertreter indischer Pflanzenarten findet. Wohin das Auge des Reisenden auch schauen mag, auf die Höhenzüge und Berge mit der malerischen Gruppierung ihrer dicht bewaldeter Spitzen und Kegel, auf die tiefen, in geheimnisvollem Halbdunkel und düsterem Schweigen daliegenden Thäler oder auf die sanft zum Meere abfallenden sonnigen Abhänge und welligen Ebenen, überall trifft der Blick auf eine überreiche Flora.

Gewaltige Waldungen von Kokospalmen mit Blättern gleich Riesenwedeln, weit ausgedehnte Strecken von Baumwollbäumen, in denen die kräftigen Stämme mit den eigenartig geformten, schmalen, dünnwandigen und hochkantigen, aber sehr widerstandsfähigen Wurzeln grotesk hervortreten, wechseln ab mit mächtigen Platanen- und Bananenfeldern und vielen anderen teils auf-

fallend breitblätterigen, teils hochstengeligen Pflanzengattungen. Vor allen aber breiten sich die Farne in mehr als hundert verschiedenen Arten üppig aus; dazwischen wuchern kolossale Lianen als nicht zu unterschätzende Vertreter der Schmarotzerfamilien an den Baumstämmen hoch. Sie umschlingen mit ihren wundersam gewundenen, oft 1,5 bis 2 cm dicken Armen die prächtigen Baumriesen. Wohl kämpfen diese tapfer mit dem furchtbaren Feind; aber nach jahrzehntelangem Widerstande erlahmt die Kraft des einst so stattlichen Stammes, das Lebensmark ist vom Schlinggewächs ausgesogen, der einst so blühende Baum stirbt langsam dahin (Abb. 2).

Zwischen diesem Gewirr von Ästen und Zweigen und Armen wuchernder Schlingpflanzen sendet eine Bananenart, die Ohiva, Tausende von Luftwurzeln zum feuchten Erdreich nieder. Durch die dicht belaubten Kronen der hoch und schlank gewachsenen Palmen und die knorrigen Zweige der stämmigen Baumwollenbäume dringen nur selten und spärlich die Sonnenstrahlen hindurch; daher findet man auch unter den vielen den feuchten Boden bedeckenden Pflanzen keine bunte Farbenpracht, vielmehr herrscht die weiße oder graue Färbung vor.

Ein etwas verändertes Bild zeigt uns die Flora in höheren Regionen. Steigen wir hinauf in die Berge, die sich bis zu 1300 m über den Meeresspiegel erheben, so werden Bäume und Sträucher niedriger, gedrungener, die Blätter kürzer, breiter; dagegen treten die vielen Arten der Farne in den Vordergrund. Durchrankt sind sie von hübschen, den weiten Gottesgarten zierenden Pflanzen mit seltener Blütenpracht in herrlichen satten, besonders dunkelroten Farben. Und wo der Boden starken Feuchtigkeitsgehalt hat, wo Moorastboden und Sumpf vorhanden sind, da gedeiht schier undurchdringlich das schlanke Bambusrohr mit den schmalen grünen Blättern und gelben Rohrstielen.

Während ein großer Teil der zahlreichen Baumarten Verwendung als Nutzholz findet, liefert ein anderer Teil Faserstoffe, welche zur Herstellung von Matten dienen. Die Samoaner haben es hierin zu großer, kunstvoller Geschicklichkeit gebracht. Sie verwenden hauptsächlich den Bast des Papiermaulbeerbaums zur Anfertigung der Tapa-

Abb. 3. Anfertigung von Tapamatten durch samoanische Mädchen.

matten, die oft einen hohen Wert repräsentieren und einen Teil des Wohlstandes einzelner Familien wie ganzer Stämme ausmachen (Abb. 3).

Das Hauptkontingent unter den vielen Pflanzenarten stellt unstreitig die Kokospalme, und in dieser liegt auch der große Wert der ungeheuren, nur zum kleinen Teil urbar gemachten Waldungen; denn die aus den Kokosnüssen gewonnene Kopra bildet den Haupthandelsartikel.

Die schlank und kerzengerade zum Himmel strebende Kokospalme erreicht eine Höhe von 15—25 m. In ihrer luftigen, durchsichtigen Krone aus sich biegenden und wiegenden Fächern hängen an kurzen Stielen die Kokosnüsse. Die Anzahl ist sehr verschieden. Ich habe nicht selten Bäume mit 150—200 Nüssen bemerkt. Die Palme trägt das ganze Jahr, und man berechnet die durchschnittliche Ertragsfähigkeit derselben an Kopra auf einen Centner.

Die jungen Kokosnüsse liefern einen kühlen, erquickenden und sehr nahrhaften Trank, die Kokosmilch. Eine Nuß enthält etwa $^3/_4$ Liter Milch; je älter sie wird, um so geringer wird dieses Quantum; dagegen verdickt sich die unter der festen Schale sitzende weiße Masse mehr und mehr und liefert in getrocknetem Zustande die Kopra. Bei diesem Trockenprozeß, zu welchem sie in schmale, etwa 1 dm lange Streifen geschnitten wird, verliert sie etwa die Hälfte ihres ursprünglichen Volumens.

Im Laufe der letzten Jahre sind vielfache Versuche gemacht worden, andere wertvolle Bodenprodukte anzubauen. Tabak, Baumwolle, Kaffee, Kakao und Reis sind kultiviert worden und überall mit gutem Erfolg; sogar Thee ist mit günstigen Resultaten angepflanzt worden. Die Achillesferse des ganzen Betriebes ist leider auch hier, wie so häufig anderswo, die Arbeiterfrage. Der Samoaner arbeitet nicht gern aus Gründen, die teils in dem Volks- und Familienleben wurzeln und die ich später erörtern will, die teils aber auch in dem mühelosen Erwerb reichlicher Nahrung zu suchen sind.

Während sich Mutter Natur in so verschwenderischer Pracht präsentiert, ist die Fauna auf den Samoainseln nur schwach vertreten. Hunde, ein Gemisch aller nur denkbaren Rassen, und Schweine, letztere teilweise wild; einige Eidechsenarten und wenige ungiftige Schlangen, Fledermäuse und fliegende Hunde und schließlich mehrere Arten wilder Tauben: das ist der ganze Reichtum der samoanischen Tierwelt.

Getrost und furchtlos schreitet des Wanderers Fuß durch die Wälder. Nie wird der Biß eines giftigen Gewürms oder der Überfall eines reißenden Tieres sein Leben gefährden. Und hemmen Seen, Flußläufe, wild schäumende Bäche und tosende Wasserfälle, deren es auf diesem schönen Inselreiche viele in oft wunderbar lieblicher, romantischer Lage gibt, des sorglos Dahinschreitenden Fuß, so mag er sich ruhig und getrost den kühlen, klaren, zum Bade lockenden Wassern anvertrauen. (Abb. 4.)

Abb. 4. Scenerie aus den Apiabergen.

Unter den Samoainseln ist die größte das am meisten westlich gelegene Savaii, dessen einzig geeigneter und vor den Passatwinden Schutz bietender Ankerplatz, Matautu ist. Die nicht sehr breite flache Küste ist besonders an der Ostseite stark bevölkert. Hier reiht sich Dorf an Dorf. Das Innere ist infolge des fast undurchdringlichen Urwaldes und

der rauhen und vulkanischen Natur des Gebirges gänzlich unbewohnt. Noch hat kein Europäer die Insel durchquert.

Eine von Riffen, Klippen und Untiefen freie Wasserstraße trennt Savaii von der östlich liegenden zweitgrößten Insel Upolu, der fruchtbarsten und interessantesten. Hier haben die meisten Europäer, die Kaufleute, Pflanzer, Handelsgesellschaften, ihre Niederlassungen. Hier koncentrieren sich der Handel und der Verkehr in dem an der Nordküste freundlich gelegenen Hafen von Apia, dem einzigen Orte, den die amerikanischen und australischen Dampferlinien anlaufen.

Abb. 5. Strand von Saluafata auf Upolu unweit Apia.

Upolu ist ringsum umsäumt von Korallenriffen und weniger hoch als Savaii. Die vielen Gebirgsbäche mit ihren seeartigen Erweiterungen, kleineren und größeren Wasserfällen, unterirdischen Zu- und Abflüssen sorgen für eine genügende Bewässerung des fruchtbaren Erdreichs (Abb. 5).

Weiter ostwärts von Upolu liegt die dritte Insel Tutuila. Sie ist die rauheste und ihrem streng vulkanischen Charakter gemäß die zerrissenste, birgt aber den besten Hafen der ganzen Samoagruppe, Pago-Pago. Seine stillen, tiefen Wasser sind rings umgeben von hohen Gebirgsmassen von überwältigender wilder Schönheit. Die Amerikaner haben in richtiger Erkenntnis der Wichtigkeit dieses Hafens für sich das Recht erworben, hier eine Kohlenstation zu errichten, ein Recht, welches die Deutschen für den Ort Salnafata, nahe bei Apia, auf Upolu erworben haben.

Apia ...

Vor den Augen des Reisenden, der sich auf dem stolzen Oceandampfer dem Hafen von Apia nähert, entwickelt sich nach und nach das kleine, anfangs formlose Fleckchen am Horizonte zu bestimmten Formen, bis er schließlich die Bucht in ihrer ganzen tropischen Pracht und Schönheit vor sich sieht.

Die Einfahrt ist nicht ganz gefahrlos, da die Ufer von Korallenriffen umsäumt sind. Ja, an einzelnen Stellen reichen diese unheimlichen Feinde der Schiffahrt bis in die Mitte der Bucht hinein.

Bei ruhiger, glatter See, wie sie in der sogenannten guten Jahreszeit, etwa von Mai bis Oktober, meist mit langer, leichter Dünung majestätisch über die gefährlichen Klippen dahinrollt, ist nichts von ihnen zu sehen. Nur die Welle, die während des niedrigen Wasserstandes, zur Zeit der Ebbe, darüber gleitet, bäumt sich schäumend auf, um hinter den Riffs sich zu überschlagen, dem Seefahrer ein warnendes Zeichen.

Der Hafen ist nicht allzu groß. Die weit hineinragenden Riffe verengen ihn; besonders in der unruhigen Jahreszeit, November bis März, gilt er für unsicher, ja gefährlich.

Wer erinnerte sich nicht des wütenden Orkans, der im Jahre 1889 die Samoainseln heimsuchte und der deutschen Marine durch den Verlust zweier Kriegsschiffe und des größten Teils ihrer Besatzungen so herbe Wunden beibrachte! In diesem Sturm gingen nicht nur der „Adler“ und „Eber“ und drei amerikanische Kriegsschiffe, sondern auch mehrere Kauffahrteischiffe zu Grunde.

Kaum ist der Anker des einlaufenden Schiffes in die Tiefe gerauscht, so umringen zahlreiche Kanoes den schwimmenden Koloß. Die Kanoes, etwa 3—4 m lang und 0,4 m breit, aus Baumstämmen gefertigt, haben an einer Seite einen sogenannten Ausleger, ein rundes, volles Stück leichten Holzes, am vorderen Ende zugespitzt und mit dem Kanoe fest verbunden. Dieser Ausleger verleiht dem Kanoe die nötige Sicherheit gegen Kentern (Abb. 5).

Ein Boot des Dampfers bringt uns an Land und legt an einer bequemen Brücke an. Am Strande zieht sich eine breite

Abb. 6. Hafen von Apia auf der Insel Upolu.

chaussierte Landstraße entlang. (Abb. 6.) An derselben liegen, dem Inneren der Insel zu, in kurzen Entfernungen voneinander niedrige, einstöckige, meist in Holz ausgeführte Gebäude, durch ihre Bauart und Ausführung die Anwesenheit von Europäern verratend. Hotels, Magazine, Kirchen, Kaufläden, reihen sich aneinander. Da lesen wir Tivoli-Hotel, Apia-Hotel, Kaufhaus von Gebauer, Samoan weekly Herald — denn Apia hat sogar eine wöchentlich erscheinende Zeitung — und andere Firmen. Es folgen verschiedene Konsulate, die katholische Kathedrale, welche allerdings noch nicht völlig ausgebaut ist und welcher der hier residierende Bischof aller Südseeinseln vorsteht, ferner das auf der Wasserseite gelegene deutsche Konsulat, das sich durch sauberes Aussehen vorteilhaft abhebt, das deutsche und kurz dahinter das samoanische Postamt und schließlich die großen Komtoirs und Lagerräume der Handels- und Plantagen Gesellschaft der Südseeinseln, ehemals Godeffroysches Eigentum.

Man bezeichnet allgemein den westlichen Teil der Bucht von Apia, der in eine langgestreckte schmale Landzunge ausläuft, mit dem Namen „Molinu." Hier wohnte in einem nach europäischem Stile gebauten Hause der jüngst verstorbene König von Samoa, Maliëtoa. Unweit ist den in den Kämpfen um Apia und in dem oben erwähnten Orkan ums Leben gekommenen Braven der deutschen Marine ein Denkmal gesetzt.

Den mittleren Teil der Bucht mit Konsulaten, Kirchen, Hotels, Kaufhäusern bezeichnet man als das eigentliche Apia.

Hiervon östlich, zwischen der ebenfalls noch unfertigen englischen Kirche und dem Sigagofluſſe (sprich: Sigango), über den eine Holzbrücke führt, liegt Matafele, und im Anschluß an dieses folgt die einstmals Godeffroysche Besitzung Matautu.

Den Hintergrund zu diesem reizenden Panorama bilden die dicht bewaldeten Höhenzüge und Berge, deren höchster, der Apiaberg, sein Haupt wie schützend in die Wolken erhebt. An den Abhängen, auf welligen Plateaus, befinden sich die weit ausgedehnten Pflanzungen Vailele und Vaitele der Handels- und Plantagengesellschaft, die von Apia zu Wagen oder zu Pferde bequem in $1\,^1/_2$ Stunden zu erreichen sind.

Mit all den großartigen Naturschönheiten der Samoainseln, welche ihre fesselnde Zaubermacht auf den Ankömmling nie verfehlen, geht Hand in Hand ein vortreffliches, von Epidemien freies, dem Europäer sehr zuträgliches mildes Tropenklima. Die durchschnittliche Jahrestemperatur beträgt 25° C. Die Luft ist stets rein und klar. Die heißesten Monate sind Dezember und Januar

mit 27,5° C., die kühlsten Juli und August mit etwa 23° C. Besonders schön und erquickend sind die kühlen Nächte. Man kann sich nichts Stimmungsvolleres denken als eine samoanische Landschaft in stiller Mondscheinnacht.

Diese meteorologischen Angaben beziehen sich natürlich nur auf die flachlandigen Küstengebiete. In den Bergen, auf den Hochplateaus sinkt die Temperatur, das Klima wird rauher, für den Samoaner zu rauh, und hierin liegt ein Grund für die Unbewohnbarkeit der höher gelegenen Distrikte; der Eingeborene ist sehr empfindlich gegen Kälte.

Die Samoaner, zu den Polynesiern gehörig, sind ein kräftig gebauter schöner Menschenschlag. Die Männer sind groß und hoch gewachsen, muskulös, von freier stolzer selbstbewußter Haltung (Abb. 7). Die Frauen haben runde anmutige Formen, rabenschwarzes, schön welliges Haar, entweder lang herabwallend oder kurz geschoren à la Titus. Die warmgetönte Haut, welche zwischen hell- und dunkelbraun variiert, die lieblichen, oft schönen Gesichtszüge, die glänzenden dunklen, von langen schwarzen Wimpern beschatteten Augen und die vollen Lippen, hinter denen tadellos weiße Zähne blitzen, vervollständigen das Ganze zu einem äußerst anmutigen Bilde. Eine samoanische Schöne kann meist ohne Zaudern mit unseren weißen Frauen in die Schranken treten (Abb. 1).

Mitunter suchen Männer wie Frauen das schwarze Haar durch häufig wiederholtes Einreiben mit Kokosnußkalk in ein goldiges Braun umzufärben.

Die Vorfahren der heutigen Samoainsulaner sind, wie allgemein angenommen wird, vor mehreren hundert Jahren von den Sundainseln hier eingewandert.

Der Friede und die Eintracht, in welcher die Ansiedler lange Jahre lebten, wurden grausam durch Einfälle der kriegerischen Tongainsulaner gestört, die allmählich die Herrschaft an sich rissen und die Besiegten von der Küste zurückdrängten.

Die Not und der von den Feinden auf sie ausgeübte Druck aber schloß die Samoaner eng zusammen zu gemeinsamem Vorgehen gegen die Unterdrücker. In blutigen Gefechten trieben sie die Tonganer allmählich zurück und beschränkten sie auf den Besitz der östlichen Inseln der Gruppe. Doch auch von hier wurden die Feinde durch einen großen, während zweier Jahre wohlvorbereiteten Kriegszug der Samoainsulaner verdrängt. Es bestehen noch gleichsam als Denksteine jener Zeit der Not und Unterdrückung die Überreste von mühsam angelegten Straßen, welche, über die Gebirgskämme und durch Engpässe führend, von den Insulanern gebaut wurden, um vor den Feinden schneller flüchten und zur anderen Seite der Inseln gelangen zu können.

Die Samoaner von heute sind friedliche, freundliche und fröhliche Menschen. Wer aber das Volk in seinen ureigensten Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten studieren will, der bleibe nicht an den Küsten, in den Ansiedelungen der Europäer, deren Einfluß auf die Lebensweise und den Charakter der Eingeborenen leider nicht immer in gutem Sinne einwirkt; er greife vielmehr zum Wanderstabe und suche die kleinen Dörfer und Gemeinden auf. Ohne Waffen, ohne schützende Begleitung, im blinden Vertrauen auf den ihm gänzlich frem-

Abb. 7. Samoanischer Häuptling in Kriegsschmuck.

den braunen Führer nehme er seinen Weg. Nie wird ihn Gefahr bedrohen, nie wird ihn die Sorge erfüllen: „Wo legst du heute dein Haupt zur Ruhe nieder; wovon ernährst Du Dich; was wird aus Dir morgen werden?“

Der braune Führer geht schweigsam auf engen Pfaden durch den Urwald vor uns her. Jetzt wendet er sich um, um den Fremdlingen durch Sprache und lebhafte Gebärden begreiflich zu machen, daß sie sich einer Dorfschaft nähern.

Braune Knaben und Mädchen umringen uns neugierig; von allen Seiten schallt uns das melodische, so traut und wohl klingende: „Talofa“ (sprich t wie k) d. i. „sei gegrüßt, Fremdling!“ entgegen. Groß und klein läuft zusammen; alle begleiten uns in das Dorf, nach dem zur Aufnahme der Gäste bestimmten Hause. Die tapo (sprich: taupu) der Dorfschaft empfängt uns, heißt uns niedersitzen und reicht uns sofort zum Willkommen eine Schale kühlen Kawatrankes.

Abb. 8. Samoanischer Häuptling eines Dorfes mit der festlich geschmückten „tapo“ Im Hintergrund ein Mandelbaum.

Die tapo des Dorfes! Sie ist die Heilige, der Schutzgeist der Dorfschaft, der gute Genius des Stammes. Es ist ein Mädchen, eine Jungfrau, meist aus einem Häuptlingsgeschlecht, wenigstens aber aus einer gut beleumundeten, angesehenen Familie. Sie wird von den Ältesten des Dorfes oft schon sehr früh, im vierten oder fünften Jahre, zur „tapo“ ausersehen und mit aller Sorgfalt für die ganze Gemeinde erzogen.

„Tapo“ zu sein, ist eine hohe Ehre und Auszeichnung für die Erkorene und deren Familie, denn die „tapo“ eines Stammes gilt gleichsam als die Verkörperung aller guten und schönen Eigenschaften. Es ist ein treffender Beweis für die feinfühlige, zarte und sinnige Denkungsweise der Samoaner, sich die guten Eigenschaften, die Tugenden des menschlichen Charakters in einem jungfräulichen Menschenkinde verkörpert zu denken (Abb. 9).

Die „tapo“ tritt uns entgegen mit dem ganzen Liebreiz ihrer jungfräulichen Erscheinung. Mit anmutigen graziösen Bewegung bewillkommet sie uns im Namen der Dorfschaft. Sie erscheint festlich geschmückt mit gar feinen und mit bunten Mustern verzierten tapa-Matten. Licht und Sonnenschein, Friede und Freude sind ihre Begleiter. So geht sie vor uns her wie die Königin des Frühlings.

Sie ist nie allein. Ein Gefolge, ein Hofstaat ist ihr beigegeben. Derselbe besteht meist aus den mißwachsenen und kleinen Personen des Stammes, allgemein aus solchen Individuen, die nicht fähig sind, zu kämpfen und zu arbeiten. Die „tapo“ leitet alle Feste und Festzüge als Ceremonienmeisterin in ihrem Reiche. Bei allen feierlichen Gelegenheiten trägt sie die oft recht schweren, aber durch die Feinheit ihres Gewebes kostbaren tapa-Matten. Sie repräsentiert hiermit auch den Reichtum ihres Stammes (Abb. 8).

Tanz, Spiel und Gesang werden von den Samoanern mit Vorliebe geübt. Besonders beim Schiwatanze, den die tapo als Vortänzerin leitet, kann man die schönen Mädchen und Frauen in ihren graziösen rhyth-

mischen Bewegungen bewundern (Abb. 10). Melodische Gesänge, bald lustig bald klagend, bald langsam, bald schneller begleiten diese Tänze, die in stetig wechselnden Bildern und malerischen Gruppierungen aufeinander folgen; sie wechseln ab mit lebhafteren, kräftigeren Tänzen der Männer unter Schwingen von Speeren und Keulen oder Klatschen in die Hände. Alle Teilnehmer tragen tapa-Matten um die Lenden; dazu schmücken bunte Schnüre und Reifen Hals, Arme und Fußgelenke. Die Hauptrolle beim Schmücken und Aufputzen aber spielen grüne Blätter, Blüten und Blumen. Als kostbarster Halsschmuck gilt das Halsband aus Walroßzähnen. Sehr beliebt sind Ketten aus den roten Pandanosfrüchten.

Wie bei allen Polynesiern, so ist auch bei den Samoanern das Tättowieren eine sehr verbreitete Sitte. Jeder Jüngling, der das Alter der Mannbarkeit erreicht, unterzieht sich dieser wochenlang währenden, mit großen Schmerzen verbundenen Procedur.

Die Tättowierung erstreckt sich über ganze Körperteile, den Leib und die Schenkel bis zu den Knieen. Sie sieht nach Vollendung aus wie eine Hose, die für Lebenszeit in die braune Haut in schmalen blauen Zickzacklinien eingeimpft ist. Es ist ein unabnehmbares Bekleidungsstück. Der auf diese Weise verunzierte Samoaner erscheint, mag er auch noch so wenig bekleidet sein, infolge eines solchen Hautschmuckes nie völlig nackt.

Bei allen festlichen Gelegenheiten salben Männer und Frauen ihren ganzen Körper mit Kokusnußöl ein und erzeugen so eine wie poliert erscheinende glänzende Haut.

Wenn die wehrhaften Männer des Dorfes in den Kampf, in die Schlacht ziehen, so schreitet allen voran, furchtlos und mutig, die tapo. Wie eine Jungfrau von Orleans führt sie die mit phantastischem Kopfputz geschmückten Krieger in den Streit, dem Feinde entgegen. Wehe, wenn sie ein feindliches Geschoß zu Boden streckt. Es ist die größte Schande, die den Feind treffen kann; denn niemals würde ein Samoaner auch nur im Traum daran denken, ein Weib zu verwunden oder gar zu töten.

Die „tapo", der verzogene Liebling des Dorfes, muß ein tadellos sittenreines und fleckenloses Leben führen. Ihre Reinheit und

Abb. 9. „Tapo" von Matautu auf Savaii.

Keuschheit, ihr makelloser Ruf sind ihr Stolz. Sie wird in ihrem Lebenswandel streng bewacht, und ihr Gefolge ist gleichsam Bürge für ihr reines Leben. Mit ihrer Verheiratung endet ihre Amtsführung als „tapo". Die Ältesten des Dorfes bestimmen für sie den Mann, dem sie an den häuslichen Herd folgen muß. Derselbe wird aus der Mitte derjenigen Männer gewählt, die sich durch Mut und Tapferkeit hervorgethan haben.

Eine der ersten und mit besonderem feierlichen Gepränge ausgeführten Ceremonien, die des Ankömmlings warten, ist die Zubereitung und das Kredenzen des Willkommentrunkes, der Kawa.

Dieses, nicht nur bei den Samoainsulanern, sondern bei allen Polynesiern mit Ausnahme der Maoris auf Neuseeland verbreitete und beliebte Getränk wird aus der Wurzel des Piper methysticum bereitet. Die Zubereitung erfolgt mit einer gewissen Feierlichkeit und wird begleitet von den verschiedensten Gesängen, die erst verstummen, wenn die Herstellung des Getränkes beendet ist. Als Kawabereiterinnen fungieren die schönsten Jungfrauen des Dorfes. Die Kawawurzel wird, entweder in frischem oder auch in getrocknetem Zustande, in schmale Streifen geschnitten. Die Mädchen reinigen sorgfältig mehreremale Mund, Zähne und Rachenhöhle, setzen sich vor einer großen hölzernen Schale, der tanea, welche

auf vier oder mehr kurzen Füßen ruht, nieder und führen die in Streifen geschnittenen Wurzelstücke zum Munde, um sie zu einem weichen, weißen Brei zu kauen. Das Resultat dieser Arbeit geben sie in die tanea hinein, welche von dem häufigen Gebrauche ein glänzendes, poliertes, emailleartiges Aussehen erhält. Nun wird Wasser auf diese breiige Masse gegossen und das Ganze unter allerlei Gesten umgerührt, gepreßt, geknetet. Die holzigen und knorrigen Bestandteile der Wurzel werden durch Eintauchen und geschicktes Ausspritzen eines ausgefranzten Büschels Fibisknskraut aus der Masse entfernt (Abb. 11).

Das fertige Getränk, Kawa genannt, ist eine trübe, milchig aussehende Flüssigkeit,

Abb. 10. Scene aus dem Schwatanz samoanischer Mädchen und Frauen.
(In der Mitte die „tapo“ des Dorfes.)

ein Stoff, der etwas nach Seife und Tannin schmeckt. Er wird von schöner Hand kredenzt in sauber geschnitzten Kokosnußschalen, und zwar schreibt es der Brauch vor, den Trank den Gästen, überhaupt den Festteilnehmern, stets in der richtigen Reihenfolge nach ihrem Range und Stande zu reichen.

Man kann nun zwar füglich nicht behaupten, daß die Kawabereitung eine besonders appetitliche zu nennen wäre, selbst wenn die Wurzel von den schönsten Jungfrauen gekaut würde, und es gibt wohl keinen Europäer, den nicht beim erstmaligen Genusse dieses Getränkes Ekel oder mindestens starker Widerwille packte; aber es ist eine nicht zu bestreitende Thatsache, daß der Weiße diese Abneigung nicht nur schnell überwindet, sondern in kurzer Zeit dahin gelangt, den Genuß des Kawa dem aller anderen Getränke vorzuziehen.

Kawa hat unbedingt große Vorzüge. Es verursacht ein angenehmes, Zunge und Gaumen kühlendes und erfrischendes Gefühl; außerdem ist es gerade im samoanischen Tropenklima dem Körper außerordentlich dienlich und dem Magen sehr bekömmlich.

Wie Kenner behaupten, muß das Kawagetränk, um wirklich angenehm und gut zu schmecken, auf die beschriebene ursprüngliche Art zubereitet sein. Als Kommentar für diese Behauptung diene die Anführung der experimentell festgestellten Thatsache, daß die Kawawurzel, nachdem sie dem Prozeß des „Gekautwerdens“ unterworfen war, gegen ihr Gewicht im frischen oder getrockneten Zustande um ein Bedeutendes schwerer geworden war.

Übermäßiger Genuß von Kawa hat auf den menschlichen Organismus die eigenartige Wirkung, die Muskelthätigkeit, nicht die Gehirnthätigkeit in Mitleidenschaft zu ziehen. Der Trinker behält sein volles klares Bewußtsein, verliert aber die Herrschaft über seine Glieder.

Sollte zufällig in dem Hause, welches einen Gast beherbergt, kein Mädchen sein, die die Kawabereitung vornehmen könnte, so ist es durchaus nichts Ungewöhnliches, wenn der Gastgeber hinaustritt aus seiner Hütte und irgend ein ihm geeignet erscheinendes vorübergehendes Mädchen auffordert, diesen Dienst zu verrichten; die so Aufgeforderte darf sich dem nie entziehen,

Abb. 11. Samoanische Mädchen bei der Kawabereitung.

einige Tage, und wenn dann die Schlacht entbrennt, so ist das Blutvergießen nicht sehr groß.

Im allgemeinen verlebt der Samoaner sein Dasein in süßem Nichtsthun, denn um das zu erlangen, was zu seines Leibes Notdurft und Nahrung gehört, bedarf es fast keiner Mühe noch Arbeit. Wächst, grünt, blüht und gedeiht doch alles ohne sein Zuthun in dem fruchtbaren, keine Erschöpfung kennenden Boden: Kawa und Kokosnußmilch als Getränk; Brotfrucht, Taro, Mangos, Jams und Bananen als Speise, zur Abwechselung bald See-, bald Flußfische oder eine Taube, ein Huhn oder gar ein auf samoanische Art zubereitetes Ferkel; dies alles bildet das „Tischlein deck dich" des Samoaners jahraus, jahrein.

Das Zubereiten von Speisen auf samoanische Art geschieht folgendermaßen: Eine Anzahl Steine wird genügend erhitzt; der zu backende Gegenstand in Bananenblätter gewickelt, die heißen Steine rund gelegt und mit Erde bedeckt. Die auf diese Art bereiteten Speisen sind äußerst schmackhaft.

selbst wenn sie die Tochter eines großen Häuptlings wäre.

Spielen und Belustigungen aller Art sind die Samoaner leidenschaftlich ergeben.

Eine Art Murmelspiel, ähnlich dem, welches zu bestimmten Jahreszeiten bei uns von Kindern gespielt wird, beschäftigt und belustigt die Samoaner, groß und klein, alt und jung oft halbe und ganze Tage lang.

Ein anderes Spiel ist das „Stöckewerfen", woran sich ganze Dorfschaften unter Singen, Jubeln und Freudengeschrei beteiligen. Kleine, den Weidenruten ähnliche Stäbchen werden fortgeschleudert. Wer am weitesten wirft, ist Sieger.

Auch mit der Kriegführung untereinander nehmen sie es nicht ernst. Wochen-, ja monatelang liegen die Parteien in fest gebauten Lagern einander gegenüber. Während dieser Zeit findet ständig Verkehr zwischen ihnen statt. Schließlich kündigt die eine Partei der anderen an, daß sie dann und dann anzugreifen gedenke. Die andere Partei ist aber noch nicht kampfbereit. Gut, so wartet man noch

Abb. 12. Eine im Bau befindliche samoanische Häuptlingshütte.

Der Umstand, daß der Samoaner der regelmäßigen Arbeit abhold ist, hat noch einen anderen Grund, als den bereits angegebenen. Es bestehen nämlich unter den Eingeborenen seltsame Auffassungen über Eigentumsrecht. Sie leben in einer Art Gütergemeinschaft, besonders was Nahrungsmittel anbetrifft. Kein Samoaner wird je daran denken, einem Nachbar einen Teil seiner Mahlzeit zu verweigern. Was der eine erarbeitet und verdient, gehört in gleicher Weise wie ihm selbst seinen weniger arbeitsamen Verwandten. Daher gefällt es dem einzelnen nicht, zu arbeiten.

Die Wohnungen der Samoaner sind meist von runder, zuckerhutartiger, selten von länglich ovaler Form. Das Dach ist domartig auf etwa 1,5—2 m aus der Erde emporragenden, etwa 1 dm starken Pfählen aufgebaut (Abb. 12). Der ganze Aufbau einer solchen Hütte geschieht mit vieler Sorgfalt. Gedeckt wird sie mit Palmenblättern, die, kunstvoll miteinander verflochten, kein Tröpfchen Regen durchlassen. Die Räume zwischen den Pfählen sind ausgefüllt mit Vorhängen von Bastmatten oder ineinander geflochtenen Kokospalmenwedeln, die jalousieartig emporgezogen und niedergelassen werden können.

Eine Küche gibt es in der Hütte nicht. Alle Speisen werden in einem der Dorfschaft gehörigen Kochhause zubereitet.

Den Reichtum des Haushaltes verraten die, kunstvoll gearbeiteten Matten, die sorgfältig aufgerollt und in gröbere Matten eingehüllt, aufbewahrt und nur bei besonders festlichen Gelegenheiten ausgebreitet werden.

Auf den den Boden bedeckenden Matten schlafen die Eingeborenen, indem sie sich vor den Stichen der Muskitos durch leichte Stoffvorhänge schützen. Die Wohnhäuser sind charakteristisch in ihrer Einfachheit, aber solide und fest gebaut und besitzen vor allen Dingen eine vorzügliche Ventilation. Sie gewähren in gleich sicherer Weise Schutz vor den brennenden Sonnenstrahlen wie vor den heftigen Stürmen, welche die Samoainseln zeitweise heimsuchen.

Gewiß eines der interessantesten und rätselhaftesten Tierchen, die an den Küsten der Samoainseln zwischen den Korallenriffen vorkommen, ist der sogenannte Palolowurm, auch i'a-ika genannt.

Die Samoaner essen denselben und warten, da er sowohl in rohem wie gebackenem Zustande eine große Delikatesse sein soll, mit fieberhafter Sehnsucht auf sein Erscheinen. Dieses erfolgt nur zweimal im Jahre; auf Upolu im Oktober und November und zwar an ganz bestimmten Tagen und nur für wenige Stunden. Man hat nach bisherigen Forschungen festgestellt, daß der Palolowurm im letzten Mondviertel der genannten Monate an der Meeresoberfläche, bei Apia in dem sogenannten Palolotief, zwischen den Korallenriffen auftaucht und zwar am Tage vor dem letzten Mondviertel = „usunoa“ oder „motusanga,“ am Tage des letzten Mondviertels = „tatelega“ und am Tage nach dem letzten Mondviertel = „salekunga“ früh vor Sonnenaufgang in der Morgendämmerung.

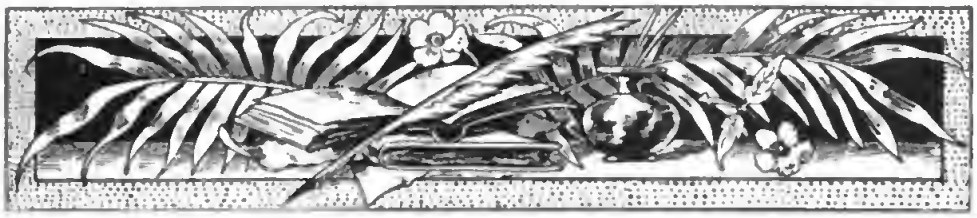
Sonderbarerweise ergibt der Fang selten ein Tier mit Kopf; es sind meist nur Teile des Wurms von einer Länge von 5 dm bei einer Breite von 2—3 mm. Dieselben bewegen sich, lang ausgestreckt oder spiralförmig, mitunter sehr schnell. Ihre Färbung ist verschieden, und zwar will man bei den Weibchen eine dunkelgrüne bis indigoartige, bei den Männchen eine hellbraune bis weiße Farbe konstatiert haben. Die langen Wurmteile zerbrechen bei der Bewegung in kleine und kleinere Teilchen.

Der Fang geschieht mittels fein geflochtener Körbe oder Siebe.

Für die Samoaner ist der Palolofang ein großes Freudenfest, das faleali'i. Geschmückt und bekränzt mit Blumen zieht groß und klein, alt und jung in den Booten nach der Stelle hin, wo der Palolowurm erscheinen soll. Still und schweigend harren alle in dem Dunkel der Nacht auf die Morgendämmerung.

Mit dieser kommen die Tiere erst vereinzelt, dann in immer größeren Mengen an die Oberfläche, bald wimmelt dieselbe von unzähligen Scharen. Emsig schöpfen die Eingeborenen die kostbare Beute in die Boote, denn schon mit der aufsteigenden Sonne verschwinden sie in den tiefer liegenden Spalten des Riffes. Jubelnd und triumphierend ziehen die vollen Boote heim, und Schmaus, Tänze und Spiele folgen dem Palolofang, die frohesten Stunden im sonnenreichen Leben des heiteren Inselvölkchens.

Dämmerung. Nach der Zeichnung von Reinhold Hoberg.



Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen."

Von

Professor Dr. Ed. Heyck.

(Abdruck verboten.)

Bald nach der Amtsentlassung des Fürsten Bismarck im Frühjahr 1890 bestätigte sich die allgemeine Annahme, daß der Begründer der deutschen Reichseinheit begonnen habe, seine Muße zur Ausarbeitung von Denkwürdigkeiten zu verwenden. Weiterhin erfuhr man — was denen, die den Charakter des Staatsmannes und Menschen nicht vollkommen verkannten, nicht erst gesagt zu werden brauchte — daß es sich nicht um „jeusationelle" Memoiren, vom Zorn diktierte Federzeichnungen über die Jahre 1888—1890 handeln werde. Schließlich wurde es still von den Memoiren; die Öffentlichkeit glaubte allgemein, das Werk läge gedruckt und gebunden in den Lagerräumen des Cottaschen Verlags in Stuttgart und warte darauf, am Tage nach dem Hinscheiden des Fürsten in den Schaufenstern der Buchhandlungen zu prangen.

Diese wenig taktvolle und der ganzen Denkweise einer großen Verlagsbuchhandlung widersprechende, aber weit verbreitete Meinung schien dadurch gestützt zu werden, daß es, trotz der unverbrüchlichen Diskretion der Cottaschen Firma, Leute gab, welche aus anderen Quellen von einer schon geschehenen Drucklegung Wind hatten, möglicherweise auch schon Druckbogen gesehen hatten. Manche historisch-politische Mitteilungen aus den diplomatischen Anfängen des Fürsten, wie sie von Friedrichsruh durch die Zeitungen oder anderweitig in die Öffentlichkeit gelangten, trugen überdies den Stempel, wenn auch nicht gerade vorweggenommene Bruchstücke sorgfältig durchgearbeiteter historischer Darlegungen zu bilden, so doch im Gespräch durch solche Arbeiten näher gerückt zu sein. — Alle diese Meinungen und Erwartungen kamen wieder völlig ins Schwanken mit dem Tage des Hinscheidens des Fürsten; die widerspruchsvollsten Nachrichten flatterten durch die Presse hin und her, und von keiner Seite erfolgte irgend eine als zuverlässig gekennzeichnete Mitteilung.

Eine solche konnte auch thatsächlich nicht gegeben werden. Die Sache lag so. Der Fürst hatte besonders in den Jahren 1890/91 täglich an dem Werke gearbeitet, wesentlich, indem er diktierte. 1893 war das bis dahin vorliegende Manuskript in Stuttgart als Privatdruck gesetzt und in wenigen Exemplaren abgezogen worden; dieses Typenmanuskript war seitdem vom Fürsten immer wieder durchgegangen und in ganzen Kapiteln neu umgearbeitet worden. Die Absicht, es bei Lebzeiten zu veröffentlichen, hatte bestanden, war aber aufgegeben worden, um so lange wie möglich nachzuprüfen und zu ergänzen. Ein formuliert hinterlassener Wille über die Veröffentlichung lag offenbar nicht vor, als der Fürst starb. Es stand bei dem Sohne und neuen Familienhaupte, ob die fürstliche Familie nach nunmehr eigner Berücksichtigung sowohl der Sachlage wie des Manuskriptes die Veröffentlichung auf sich nehme. Die Beschlußfassung, sobald man an sie herantreten konnte, ist rasch auf ja gefallen — sie hätte, wie das nun vorliegende Werk ausweist, kaum anders ausfallen können und die Familie hätte schon sehr schwerwiegende Gründe haben müssen, um das Gegenteil zu verantworten. Nichtsdestoweniger haben wir lebhaft dankbar zu sein, so rasch in den Besitz des für die ganze große Gemeinde der Seinen bestimmten Vermächtnisses des unvergleichlichen Toten gesetzt worden zu sein.

Es sind in der That Memoiren, aber solche, wie sie ein Bismarck schreibt. Andere Staatsmänner haben bloß um ihrer selbst willen und um das Urteil der Nachwelt zu beeinflussen, Denkwürdigkeiten geschrieben, sie interessierten sich nur für ihre eigne Mitarbeit, nur für Vergangenes. Bismarck hat die seinigen ebenfalls zur Wahrung seiner Auffassungen, aber gleichzeitig um des Reiches und deutschen Volkes willen geschrieben, um beider Geschick noch treulich, soviel an ihm war, mit in die Zukunft hineinzugeleiten; sein Buch mahnt durch sich selbst und deutet voraus wie das Wort eines Vaters, der im Scheiden die Seinigen segnet. Daher enthalten diese Denkwürdigkeiten nicht nur in eingestreuten Bemerkungen, sondern in ganzen Kapiteln (z. B. „Zukünftige Politik Rußlands" oder „Dynastien und Stämme") Ausführungen und Lehren, die zwar in ihren Grundlagen und Ausgangspunkten auch auf politischen Erlebnissen und abgeschlossenen Wahrnehmungen beruhen, aber das objektive geschichtliche Ergebnis unmittelbar für die jetzige und kommende Reichspolitik nutzbar zu machen suchen. Um dieser Doppelabsicht des Werkes, dem Janusblick, womit es niedergeschrieben ist, auch im Titel gerecht zu werden, hat dieser die glücklich gewählte Form „Gedanken und Erinnerungen" erhalten.

Es wäre thöricht, die Frage zu erheben, in welcher Weise der Wert der geschichtlichen Par-

tien und die eminente Bedeutung jener politischen Exkurse mit einander konkurrieren. Erstere könnten zerlegt werden in solche, wo Bismarck ganz wie ein Fachhistoriker über die Entwickelungen spricht, die vor seiner Zeit lagen, und in solche, wo er aus seiner eignen Wirksamkeit erzählt. In einer von mir verfaßten Monographie „Bismarck" habe ich es als eine meiner Aufgaben betrachtet, auch den pragmatischen Historiker Bismarck möglichst noch mehr zur verdienten Geltung zu bringen, und habe die Freude gehabt, diese Ausführungen vielfach beachtet und benutzt zu sehen. Zu der dort versuchten Analyse bietet nun dies Werk der neuen und schönsten Belege genug. Zumal das Kapitel „Rückblicke auf die preußische Politik" und die zahlreichen anderen Ausführungen, die bis auf die Friderizianische Zeit zurückgreifend äußere und innere Eigentümlichkeiten des preußischen Staates in ihrer geschichtlichen Entwickelung charakterisieren, sind wundervoll und reihen sich unmittelbar neben Abschnitte Rankes und Treitschkes, zwischen welchen beiden, wenn eine derartige Einreihung nötig ist, man dem historiographischen Temperament nach die Stellung des Historikers Bismarck suchen möchte.

Der Anlauf, den das Werk nimmt, um zu richtigen Memoiren im üblichen Sinne zu werden, gelangt bis an die Übernahme des Ministerpräsidiums; bis hierher haben wir im großen und ganzen eine fortlaufende Erzählung des bedeutsam Erlebten und Erreichten, der äußeren und inneren Widerstände, und bis zu einem gewissen Grade der Zeitgeschichte überhaupt. Von jenem Zeitpunkt dagegen bis zur Regierung Kaiser Friedrichs, über welche das Werk nicht hinausgeht, wird die Darstellung nicht in dem gleichen Maße inhaltlich zum breiteren Strome, wie die amtliche Wirksamkeit vielgestaltiger und mächtiger wird, sondern gruppiert sich in der Hauptsache um Episoden, über welche Bismarck ausführlicher zu sprechen wünscht.

So ist das Buch keine Selbstbiographie. Bismarck schreibt nicht die Geschichte seines politischen Lebenswerkes nieder, sondern er schreibt *über* sein Werk und über die wichtigsten Stationen oder Hemmnisse auf dem Wege zum Ziele. Soviel er dazu thun konnte, hat sein Leben und sein Handeln schon früher klar und offen vor den Zeitgenossen liegen dürfen und sollen. Trotzdem erhalten wir hier im einzelnen abermals eine Fülle der neuen Aufschlüsse. Zu den schon anderweitig veröffentlichten Briefen von ihm und an ihn treten zahlreiche unbekannte, keineswegs nur eine Nachlese, sondern auch ganze Gruppen. Aus ihnen ragt in erster Linie eine Reihe von Briefen der Kaiser Wilhelm I. und Friedrich hervor. Über das unumgängliche Thema des persönlichen Verhältnisses beider Fürsten zu Bismarck wird in Zukunft schwerlich etwas Erhebliches zu dem hinzugefügt werden können, was sowohl durch diese Briefe, wie durch die Erzählung in Vereinigung von Wahrheitseifer mit jeglicher Zartheit bloßgelegt wird. Und nur mit Rührung wird man es beobachten können, wie der aus dem aktiven Dienst geschiedene Kanzler nachträglich untersucht und sich selber prüft, ob es in diesem oder jenem Falle unbedingt notwendig gewesen wäre, auf seiner besser begründeten Meinung zu bestehen, oder ob er dem alten Herrn nicht doch den einen oder anderen Schritt, der diesem schwer wurde, hätte ersparen dürfen, wo ihm seine Liebe zu ihm so, aber sein Verstand anders gebot. Neu, und für manche Kreise vielleicht überraschend, ist ferner der Briefwechsel mit König Ludwig von Bayern, welchem der Kanzler des Reiches in Form gelegentlicher Briefe private Immediatberichte zum Nutzen wichtiger Angelegenheiten sendet. Wie sehr der feine Takt dieser Absicht gewürdigt und gedankt wird, beweisen die Antworten und das ganze schöne Verhältnis. Vor der Mitteilung dieser mit wahrer Freude zu lesenden Briefe steht ein unscheinbares Sätzchen: daß sie nicht bloß zur richtigen Charakteristik dieses unglücklichen Fürsten beitragen, sondern „auch wieder einmal ein aktuelles Interesse gewinnen können." —

Es kann nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein, sich berichtend und exzerpierend zwischen ein solches Buch und diejenigen, die ohnedies seine Leser sein werden, stellen zu wollen. — Abgesehen davon, daß das Buch dauern wird als eines der monumentalsten und köstlichsten überhaupt, das die deutsche Litteratur von nun an besitzt, wird es, wie schon genugsam gesagt wurde, Quellenwerk sein. Als solches steht es, keineswegs um sie überflüssig zu machen, in seiner ganzen vollen Wichtigkeit neben den Reden und den Briefen Bismarcks selber, neben den Aktenpublikationen, die wir aus seiner Zeit schon besitzen, neben Sybels Buche und anderen aktenmäßigen Darstellungen, und so fort bis zu den unzähligen, auf ihn und seine Wirksamkeit bezüglichen Aufschlüssen und Beiträgen von Zeitgenossen, wie solche noch kürzlich, interessanter und eigenartiger, als viele andere, durch einen guten alten Bekannten Bismarcks, den greisen Andrae-Roman im „Daheim" veröffentlicht worden sind.

Es sind keineswegs ausschließlich neue Aufschlüsse, was uns die „Gedanken und Erinnerungen" bringen. Aber ebenso, wie man mit hoher Spannung die Unbekanntes oder minder Bekanntes enthaltenden Bestandteile des Buches liest, so dankbar freut man sich, wenn man an anderen Stellen Mitteilungen und Darlegungen, die schon früher von Friedrichsruh aus ins Publikum gelangt waren, nun in der eignen und authentischen Fassung Bismarcks antrifft. Dabei allerdings fast immer mit denselben spezifisch Bismarckischen Wendungen und prägnanten Formulierungen, die sich bereits seit jenen ersten Mitteilungen uns lebhaft ins Gedächtnis geschrieben hatten. Ganze Seiten und Abschnitte muten uns wie schon Altvertrautes an.

Indessen nicht etwa, weil einzelne Partien des Buches durch die „Hamburger Nachrichten" oder sonst schon vorweg publiziert worden wären. Man muß hier feiner unterscheiden und sich an die charakteristische Art Bismarcks erinnern, seine Meinung festzustellen und dann von ihr Gebrauch zu machen. Für diese Natur, in der nichts Halbes Raum hatte, war es jederzeit unmöglich, irgend einen Gegenstand von Interesse oder eine entsprechende Person sich nicht völlig klarzumachen und dem ganzen Wesen nach durchzudenken und

zu durchdringen. War Bismarck auf diese Weise ins reine gekammen, sa hatte er damit sagleich auch die geistreiche und jedesmal unübertrefflich bezeichnende Farmel, in die er das Ergebnis prägte. Und diese Farmel stand dann, sofern er sich nicht veranlaßt sah, sie aus neuen Gründen zu ändern, in seinem wunderbaren Gedächtnisse wie mit Stereotypen fest und pflegte als salche wiederzukehren. Daher bringt das Buch manche Wendung wieder, die uns schon aus seiner amtlichen Thätigkeit her, aus seinen damaligen Reden unvergeßlich geblieben war.

Und deshalb auch hat Bismarck, wenn er seit 1890 und 1891 mit ständigen ader gelegentlichen Besuchern palitische Gespräche führte, die dann in die Presse gelangten, keineswegs etwa aus seinem Manuskript heraus erzählt und dessen Ausführungen varweg verbraucht, sandern auch dann unmittelbar aus der großen Schatzkammer seiner in langer Erfahrungsarbeit gewannenen Anschauungsweise und seines untrüglichen Gedächtnisses geschöpft, aus welchen auch das Diktat und die Niederschrift nicht anders, nicht abweichend hervargehen kannten. Mit anderen Warten, er schöpfte auch in den Reden und Gesprächen seit seiner Entlassung frei aus sich selbst und nicht aus seinem künftigen Buche.

Auf dieselbe Weise begründet es sich, wenn an auseinander liegenden Stellen des Manuskripts, an welchem der Fürst zu sa verschiedenen Zeiten gestaltet hat, unvermerkt einzelne wörtliche Wiederhalungen in die Feder geflassen sind. Darunter der Vergleich Wilhelms I. als Regenten mit dem Offizier, der, wa er höheren Befehl und feste Marschraute hat, ahne Wimpernzucken bis in den Tad geht, dagegen, wa er auf den eignen Kapf hin handeln und sein Verhalten var der Kritik verantwarten sall, unsicher werden kann.

Die Treue und Zuverlässigkeit des Bismarckschen Gedächtnisses hat mit dem öffentlichen Erscheinen der „Erinnerungen" neue Bestätigungen erfahren. Es findet sich darin der Inhalt van Briefen, die Bismarck var drei oder vier Jahrzehnten geschrieben hatte, wiedergegeben, ahne daß dem Fürsten eine Kladde ader Abschrift davon geblieben war. Die Vergleichung der Bismarckschen Inhaltsangabe mit den in anderen Händen befindlichen Briefariginalen ergab eine erstaunliche Übereinstimmung bis zu den einzelnen Ausdrücken und Wendungen. Diese waren eben in derselben „festgeprägten" Form, die der Briefschreiber für sie einmal gefunden hatte, sawahl in den Brief übergegangen, als sartan im Gedächtnisse haften geblieben.

Wenn nach dem aarhin Gesagten einzelne Partien des Buches nur die Bestätigung van schan bekannt Gewaardenem sind, sa sind nun aber doch desta mehr Ausführungen dabei, die Bismarck nicht durch Andere sagen lassen, sandern nur der eignen Ausdrucksweise vardehalten durfte ader wallte: seiner einzigartigen Kunst, einen rückhaltslasen abjektiaen Wahrheitsdrang durch gleichzeitige Feinheit der Mitteilungsweise var Mißdeutungen zu wahren und jeglicher Peinlichkeit zu entkleiden, da, wa eine salche ihn selber am meisten geschmerzt haben würde. Allerdings indem er sich gleichzeitig vardehalten hatte, manche Hindernisse seiner amtlichen Wirksamkeit nun aall darzulegen, erhalten einzelne geschichtliche Darlegungen des Buches ein Etwas, das sie mit gewissen photagraphischen Aufnahmen vergleichen läßt. Jeder weiß, wie einzelne Gebäude ader Bäume des Vardergrundes, die dem Standarte des Phatographen an dem betreffenden Tage am nächsten waren, auf den van dart aus aufgenammenen Bildern in besanderer Augenfälligkeit wiederkehren. In ähnlicher perspektivischer Wirkung steht in dem Bismarckschen Werke die Kaiserin Augusta im Vardergrunde; in seinem vallen Umfange enthüllt sich das Ringen zwischen ihr und dem Kanzler um die Einwirkung auf den Prinzen resp. König Wilhelm. Aber wiederum, wie ruhig und achtungsvoll ist dies alles besprochen, wird mativiert und abjektiv verständlich gemacht; wie unerbittliche geschichtliche Wahrheit ist es, was der Fürst in diesem Zusammenhange über die mangelnde natianale Selbstachtung und die Auslandsschwärmerei in den mittleren und kleinen politischen Sphären Deutschlands, nicht gerade der damaligen Fürsten selber, desto mehr aber ihrer Höfe sagt!

Ähnlich kehren, nur daß wir uns hier auf schan länger beackertem Boden bewegen, durch das ganze Buch hindurch die geschichtlich begründeten Warnungen des Kanzlers var England, die Schilderung seiner Kämpfe mit dem unmittelbaren englischen Einfluß, sawie die Bestrebungen wieder, aufklärend über Rußland, den russischen Charakter und die russische Palitik zu wirken. Keineswegs im Sinne einer unbedingten und unvarsichtigen Hingabe, sandern um möglichstes geschichtliches und palitisches Verständnis zu schaffen und danach geeignet handeln zu machen. Ein prächtiges Kapitel allgemeiner Geschichtschreibung wiederum ist die mit psychalagischer Analyse des Kaiser Nikalaus I. und seiner Umgebung verbundene Darlegung über das gegenseitige Schuldverhältnis der russisch-preußischen Freundschaft und Dankbarkeit seit den Zeiten des Regierungsantritts Zar Alexanders I.

Und at last, but not least gehört zu den erwähnten breiten Vordergrundstücken all der phatagraphisch getreuen Schilderungen in dem Bismarckschen Buche die Bureaukratie mit Einschluß der diplamatischen. Wüßten wir's nicht längst, dieses Buch würde es erweisen, daß er nie zu ihr gehört hat und gehören kanute, als Auskultatar nicht und als Kanzler nicht, und daß er zeitlebens seine schwere Sarge, Mühsal und gemütliche Depressian durch sie gehabt hat. Ja, einen förmlichen Existenzkrieg mit ihr, den er aber nicht nur äußerlich durchgekämpft hat, sondern auch innerlich, durch ein versöhnliches Verstehen ihres geschichtlichen und menschlichen Wesens, ihrer Persanen und ihres Materials. Paul Lagarde hat in seinen Deutschen Schriften früher viel Gutes über den gleichen Gegenstand gesagt; was nun Bismarck selbst über Geschichte und Gegenwart der preußischen Diplamatie und Verwaltung ausspricht und einflicht, schließlich dach immer wieder abgeklärt und gerecht, mag ihm in späteren Zeiten vielleicht mit am meisten aus dem ganzen Buche gedankt und angerechnet werden.

Es will freilich den Leser ganz schmerzlich

überkommen, wenn man durch dies von ihm selbst geschriebene Buch sich klar wird, wie einsam doch, sobald er aus seiner Familie und aus dem Kreise privater Freunde heraustritt, dieser große, allbewunderte Mann sein ganzes Leben und sein ganzes Wirken und Vollenden hindurch gewesen und auch geblieben ist, bis zu welchem Grade er Kämpfer hat sein müssen bis ans letzte Ende. Wir wußten es ja, aber ergreifender, als wir es wußten, spricht es in und zwischen den Zeilen seines Buches. Das wußten wir aber z. B. doch nicht, daß er am Tage der Kaiserproklamation von Versailles in Ungnade war und demonstrativ geschnitten wurde. Und dann die Generäle! Auch hier erscheinen die Züge des schon bekannten Bildes tiefer und bitterer. — An Stelle manch freundlicher Legende wird fortan das sie verscheuchende Bild des toten Bismarck stehen. Indessen, wir sollen ein mündiges Volk sein, die Dinge sehen lernen und sie zu sehen ertragen, wie sie sind. Außerdem hat er Recht, im Tode wenigstens zu seinem geschichtlichen Rechte kommen zu wollen. Freilich — dies drängt sich wiederum auf: wie viele aus den 50 Millionen unseres Volkes werden jetzt schon ganz würdig sein, daß er so sein ganzes Ich ihnen gibt? wie viele reif, frei und gebildet genug, um jene Ausführungen über das Wesen der Bureaukratie, über das Treiben bei Hofe, über das Ordenswesen und sein Verhältnis dazu, und ähnliche Dinge ganz zu verstehen, ja, ihm auch nur ganz zu glauben? Und weiter, wie viel mag zwischen dem Tage, da diese Zeilen hier niedergeschrieben werden, und dem Tage, da sie in die Öffentlichkeit gehen, inzwischen schon wieder aus dem Werke herausgegriffen worden sein, um in subalterner oder hämischer Auslegung des Mancherlei, das er in seiner großartigen Ehrlichkeit — „unnötig“, wie die alltagsklugen Leute sagen würden — bekennt und nur für die, die ihn verstehen können und wollen, offenbart, sein herrliches Bild zu trüben?

Aber wiederum: wie siegreich und herrlich schreitet diese Ehrlichkeit über alle böswillige Tifteleі hinweg, von der er wußte, daß man sie inzwischen schon versucht hat! Ich deute nur auf das Kapitel über die Emser Depesche hin. Man wird auch an diesem Kapitel weiter tifteln, denn er sagt an einer Stelle: „ohne ein Wort hinzuzusetzen oder zu ändern“, wo er hätte sagen können oder müssen: ohne am Inhalt hinzuzusetzen oder zu ändern. Indessen auf diesen Punkt kommt es für sein Bekenntnis gar nicht an. So und so lag es, das und das that ich und aus den und den zwingenden Gründen, so erzählt uns Bismarck; es bleibt fortan nichts mehr sachlich zu ergänzen.

Einer Würdigung der Bismarckschen Erzählungskunst und seiner Schreibweise bedarf das deutsche Lesepublikum nicht erst. Er ist der, der er immer war, auch in diesem Buche, das zwischen seinem 75. und 82. Lebensjahre geschrieben und weitergeführt worden ist. Wie echt bismarckisch ist das, auch in der Art, es zu erzählen, wenn der Bundeskanzler und Ministerpräsident, weil er keine Zeit verlieren darf, dem pommerschen Pfarrherrn durch Quart-Terz-Hieb in der Luft anzeigt, daß es Krieg mit Frankreich gibt! So überall. Dies Buch des hohen Alters mit seiner inhaltswuchtigen Kürze, mit seinen scharfgeschliffenen Darlegungen, dem durchsichtig klaren Vortrag seiner Erzählungen, seinen gemütlich — ganz wie beim Tischgespräch — dazwischen geschobenen köstlichen Anekdoten ist so frisch und unmittelbar, wie die schönsten Stücke der „Bismarckbriefe“ es sind. Nur der Stil ist etwas anders, auch gegenüber den Reden. Hier hat die schöne Gunst, nicht im Moment den Satz bilden zu müssen, zu allen Vorzügen der raschen Gestaltungsgabe noch den weiteren der veredelnden und entlastenden Durchbildung gefügt. Man fühlt sich an Moltkes Meisterschaft erinnert.

Die buchhändlerische Ausgabe der „Gedanken und Erinnerungen“ hat in bester Weise, d. h. ohne jede beschwerende Zuthat, leider allerdings auch ohne Personenregister, Professor Horst Kohl in Chemnitz besorgt, der bekannte Bismarck-Herausgeber, dem für Treue und redlichen Fleiß der schöne Lohn zugefallen war, dem dahingeschiedenen Fürsten in den letzten Jahren noch nahe treten zu dürfen. Hätte doch Bismarck auch in den Ämtern um sich her, vom Staatssekretär bis herab zum Busch, ausschließlich nur die hingebende Treue zu finden brauchen, die sich ihm in den minder offiziellen Kreisen der Professoren, der Lehrer, der unabhängigen Publizisten, der städtischen Autoritäten und eben doch des ganzen eigentlichen Volkes in so reicher Fülle und Redlichkeit gewidmet und die ihm schließlich, nachdem er in all seiner wirkenden Größe nur ein mühselig ringender, nach allen Seiten zugleich gewappneter Kämpfer gewesen war, trotz allem doch noch die Jahre von Friedrichsruh mit warmem Abendschein vergoldet hat! Und zu deren Lohne, Vertrauen mit Vertrauen erwidernd, er uns dies Buch gegeben und nicht mit sich ins Grab genommen hat.

Noch steht der große Leichnam über der Erde, aber seine Gruftstätte, die zukünftige Pilgerstätte des deutschen Patriotismus, wächst aus dem Boden des Sachsenwaldes empor, und in allen deutschen Städten, die sich selber treu bleiben, wird man sein Denkmal aufstellen. Die herrlichsten Denkmäler seines Andenkens aber werden, soweit wir nicht von seinem Werke selbst und seinen staatlichen Schöpfungen sprechen, in alle Zeit die drei Gaben bilden, welche er selber, als Staatsmann wie als Mensch, den Seinen zum litterarischen Vermächtnis hinterlassen hat, seine Reden, die „Bismarckbriefe“ und nunmehr die „Gedanken und Erinnerungen.“

Erſcheinung.

Von

Carl Bulcke.

Mit zwei Zeichnungen von **T. Hellmuth.**

Oftmals, um die Dämmerzeit,
Als ein lieber, treuer Bote
Aus vergangener Jugendzeit
Kommſt du zu mir, blaſſe Tote.
Zaudernd ſtehſt du an der Thür,
Zaghaft hebſt du deine Hände,
Und du lächelſt her zu mir,
Lächelnd trittſt du ein am Ende.

Und ich weiß, jetzt lauſcheſt du
Was ich ſinne, was ich treibe,
Schauſt mit großen Augen zu,
Was ich dichte, was ich ſchreibe.
Und ich ſpüre hinter mir
Leiſe dein Gewand ſich regen,
Und es weht von dir zu mir
Wie ein Gruß und wie ein Segen . . .

Doch ich ſchaue mich nicht um,
Du biſt ſcheu und liebſt Verſtecke,
Und ich weiß, jetzt ſitzſt du ſtumm
Dort in deiner Lieblingsecke.
Und daß ja kein lautes Wort
Dieſer Stunde Zauber bräche,
Klingen flüſternd fort und fort
Unſre traulichen Geſpräche.

Du erzählſt mir von daheim,
Wo als Kinder wir geſprungen,
Leiſe klingt der Kinderreim,
Den wir zwei ſo oft geſungen,
Und ich klag' dir leiſe vor,
Wie es mir ſeitdem ergangen,
Und du lauſchſt mit feinem Ohr,
Röter werden deine Wangen — — —,

Und dann trittſt du zu mir hin,
Langſam gehſt du durch das Zimmer,
Und du ſchwebſt um meinen Sinn
Wie ein weicher, weißer Schimmer . . .
Ach, da ich dich leiſe rief,
Kommt mir eine heiße Thräne, —
Denn du beugſt dich ja ſo tief
Über meines Stuhles Lehne . . .

Frau von Krüdener.

Von

Arend Buchholtz.

Mit einem Bilde.

(Abdruck verboten.)

Als Frau von Krüdener am Weihnachtstage 1824 in der Weltabgeschiedenheit eines Landsitzes in der Krim gestorben war und die Nachricht von ihrem Tode nach Weimar gelangte, kam Goethe in einer Unterredung mit dem Kanzler von Müller auf die Tote zu sprechen und faßte das Urteil über sie in die Worte zusammen: „So ein Leben ist wie Hobelspäne; kaum ein Häuschen Asche ist daraus zu gewinnen zum Seifensieden.“ An diesem Urteil, so seltsam absprechend es klingt, läßt sich nicht viel rütteln, nur wenig seiner Härte nehmen, im Grunde bleibt es unerschüttert. Das Ergebnis dieses sechzigjährigen Lebens wiegt leicht: Frau v. Krüdeners politische Rolle als Trösterin und Beraterin Kaiser Alexanders I. oder, wie Ernst Moritz Arndt spöttelte, als „weiland schönste und berühmteste Nachtigall diplomatischer Salons“, war schnell zu Ende gespielt, ihr kärglicher litterarischer Ruhm nur allzubald verflogen, und ihre überspannte Gläubigkeit, die ihr Tausende andächtiger, frommer Seelen zuführte, ist schärfer noch als zu ihren Lebzeiten, von der Nachwelt verurteilt worden, wenn es freilich auch heute noch, zumal in der Schweiz, manche Kreise gibt, in denen das Andenken dieses Apostels der Unglücklichen, der Erweckerin zu christlichem Leben, wert und hoch gehalten wird.

Frau von Krüdener hat im Leben und nach dem Tode immer viel mehr Gegner als Anhänger gehabt, und ihre Feinde haben für die zahlreichen Verirrungen ihres Lebens ein vortreffliches Gedächtnis besessen und sie oft schonungslos enthüllt, während die vielen, die ihrem menschenfreundlichen Herzen, ihrer Großmut, ihrer Selbstlosigkeit Dank schuldeten, nur allzu schnell der empfangenen Wohlthaten vergaßen.

Man wird sich hüten müssen, kurzer Hand den Stab über diese merkwürdige Frau zu brechen, für deren reiche geistige Begabung und bezaubernde Anmut die bedeutendsten ihrer Zeitgenossen Worte der Bewunderung hatten, die Jean Paul, freilich in gewohnter Überschwänglichkeit, eine Seele nannte, wie er sie kaum noch im Pantheon der Ideale gesehen habe, und der er einmal schrieb: „Sie kamen wie ein Traum, Sie flohen wie ein Traum, und ich lebe noch in einem Traum. Ich wollte, heut' wäre der erste Januar, damit mein Herz sich in gerechtfertigte Wünsche für Ihres auflösen könne.“

Als Frau von Krüdener vor etwa hundert Jahren zum erstenmal nach Deutschland kam, hatte sie bereits ein an schmerzlichen Enttäuschungen reiches Leben hinter sich. Am 11. November a. St. 1764 in Riga geboren, entstammte Barbara Juliana von Vietinghoff einem uralten deutschen Adelsgeschlecht, von dem ein Zweig schon im XIII. Jahrhundert nach Livland verschlagen worden war und Ansehen, Ruhm und Reichtum erworben hatte. Ihr Vater, Otto Hermann von Vietinghoff, hatte in jungen Jahren in russischen Militärdiensten gestanden und in Persien unter Lascy und später gegen Schweden und Preußen gekämpft. Als er es, erst fünfunddreißig Jahre alt, bis zum Obersten gebracht hatte, schien sein kriegerischer Ehrgeiz befriedigt zu sein, er nahm seinen Abschied, heiratete die Großtochter des Feldmarschalls Grafen Münnich, des Türkenbesiegers, und trat als livländischer Regierungsrat in den Civildienst. Seinen Wohnsitz nahm er in Riga, und Staatsmann und Geschäftsmann zugleich, verwaltete er von dort aus seinen umfangreichen Landbesitz und betrieb kaufmännische Spekulationen, die ihn zum reichsten Mann im Lande machten. Nächst dem Generalgouverneur, dem alten Grafen Browne, war Vietinghoff die erste Person in der Provinz, und dank seinem hohen Amt, seinen weit verzweigten Familienverbindungen, seinen Beziehungen zum russischen Kaiserhof und seinem großen Reichtum gab er den Ton in dem gesellschaftlichen Leben der angesehenen blühenden

Handelsstadt an. Um die Verfeinerung der Sitten, um die Hebung der geistigen und künstlerischen Interessen erwarb sich Vietinghoff, der ein fein gebildeter, vollendeter Weltmann war, große Verdienste. Während es dem ausschlaggebenden Einfluß hervorragender Vertreter der alten bürgerlichen Familien Berens und Schwartz geglückt war, einen Hamann, Herder und Hartknoch — die beiden ersten Männer wenigstens für einige Jahre — an Riga zu fesseln, bot Vietinghoff, der vornehmste Repräsentant des livländischen Adels, den Künsten und der Geselligkeit in seinem Hause eine glänzende Stätte. Aus eignen Mitteln unterhielt er ein Orchester von vierundzwanzig Musikern, in dem neben vorzüglichen Bläsern auch einige musikalisch ausgebildete Leibeigene von den Vietinghoffschen Gütern mitwirkten, und auf seine Anregung wurde im Jahre 1768 ein besonderes Theatergebäude, wenn auch nur in dürftiger Ausstattung, eröffnet. Eine Epoche aber bedeutete es für das Theaterleben der Stadt, als Vietinghoff ein glänzendes Theater an der Königs- und Kalkstraße erbaute, das der Stadt jahrzehntelang eine Hauptquelle geistiger Anregung und Bildung wurde. Er selbst führte die Direktion auf seinen Namen und hatte durch Koch und Meyrer eine tüchtige Schauspielergesellschaft anwerben lassen.

Als dieses Theater am 15. September 1782 mit Lessings „Emilia Galotti" feierlich eröffnet wurde, saß im Kreise der Zuschauer auch die fast achtzehnjährige Tochter Vietinghoffs Juliana. Sie hatte ihre erste Kindheit im Elternhause verbracht. Niemals hatte sie einen ernsten Unterricht genossen. Auch von einer Einwirkung des Hauses auf ihre religiösen Anschauungen war nicht die Rede: der Vater steckte in den Lehren der französischen Encyklopädisten, und die Mutter war eine im Luxus und aufgeklärten französischen Geiste des seichten Petersburger Hoflebens aufgewachsene Weltdame, die in späteren Jahren dem Rationalismus verfiel. Bei der Erziehung Julianens lag das Hauptgewicht darauf, daß sie französisch parlieren und einige Fertigkeit im Ftletstricken erwarb. Niemals brachte sie es so weit, daß sie richtig deutsch schreiben konnte, und auch im Französischen, das sie weit besser als ihre Muttersprache beherrschte, machte sie grobe Fehler. Schon mit dreizehn Jahren begann für sie das gefährliche Reiseleben. In Begleitung der Eltern sah sie Spa, Frankreich und England. In Paris, wo ein längerer Aufenthalt genommen wurde, vertraute man sie einem Lehrmeister an, ohne dessen Unterricht sie sich in die Salons der Herzogin de la Vallière nicht hätte wagen können: dem Tanzmeister Vestris, der sich selbst den Gott des Tanzes zu nennen pflegte. Die nervöse kleine Weltdame, schmächtig und ungraziös, die er zum Tanze abzurichten hatte, brachte ihn zum Verzweifeln, und er kam viele Jahre später nicht aus dem Staunen heraus, als inzwischen aus der ungelenken Schülerin die Meisterin des Shawltanzes geworden war. Daneben sorgte Mademoiselle Lignol, ihre Gouvernante, dafür, daß Julianen einige Regeln über Anstand und Sitte beigebracht wurden, aber über Französischkönnen und Filetmachen gingen Mademoiselle Lignols Fähigkeiten nicht hinaus. Von ernsten Studien in den Wissenschaften konnte daher nicht die Rede sein. Was Juliana an Kenntnissen besaß, hat sie sich erst in späteren Jahren durch eifrige Lektüre meist französischer Bücher erworben.

Schon mit dreizehn Jahren war Juliana von Vietinghoff ihrer äußeren Erscheinung nach eine Weltdame. Sie war ziemlich schlank, hatte schöne blaue Augen und prächtiges Haar; am schönsten waren ihre Arme. Aber schwerer als ihre Schönheit wog — so bemerkt ihr Biograph Eynard — der Umstand, daß sie eine reiche Erbin war. So fand sich denn nach der Heimkehr ein Gutsnachbar ein, der um die Sechzehnjährige warb. Die Partie schien den Eltern annehmbar, und die Verbindung wurde vereinbart, da regte sich aber doch ein heftiger Widerstand in der jungen Dame, die bisher keinen eignen Willen gehabt hatte, so hell und originell ihr Geist sich auch schon damals zeigte. Sie betete zu Gott, daß er sie von dem aufgedrungenen Bräutigam befreie. Wie gerufen stellten sich die Röteln ein. Sie litt lange unter den Folgen der Krankheit, und da sie auch noch dafür sorgte, daß ihre wenig schmeichelhaften Äußerungen dem Bräutigam zu Ohren kamen, so zog sich endlich Baron P. zurück.

Zwei Jahre später widerstand sie dem Antrag eines zweiten Freiers nicht mehr,

bei dem es sie nicht anfocht, daß er zwanzig Jahre älter als sie war und sich von zwei Frauen hatte scheiden lassen, ihr auch noch die Sorge für eine neunjährige Tochter überließ. Am 29. September a. St. 1782, vierzehn Tage nach jener Aufführung der „Emilia Galotti", die in ihres Vaters schönem Hause in Scene ging, feierte sie ihre Hochzeit mit Burchard Alexius Konstantin Baron Krüdener.

Krüdener stand seit vielen Jahren in russischen diplomatischen Diensten. Er war ein gebildeter, kenntnisreicher Mann. Gellert und Rousseau waren seine Lehrer gewesen. Aber ernst, gemessen, kalt, schweigsam paßte er zu einer so jungen, lebhaften, lebenslustigen Frau, wie er sie hatte, nicht. Einstweilen ließ sich aber das gemeinsame Leben gut an. Kurze Zeit lebten sie in der alten herzoglichen Residenzstadt Mitau, wo Krüdener als Gesandter beglaubigt war. Im Winter 1784/1785 aber siedelten sie nach Venedig über, wohin Krüdener in gleicher Eigenschaft versetzt worden war. Vor Antritt der langen Reise wurde die junge Frau am Petersburger Hofe der Kaiserin Katharina vorgestellt, zu deren Seite sie zum erstenmal den Großfürsten Alexander sah: damals ein Knabe von sieben Jahren. Erst dreißig Jahre später sollte sie ihn wiedersehen in einer für das Leben beider bedeutsamen Stunde.

Krüdener gab sich Mühe, seine junge Frau zu bilden, indem er mit Jean Jacques Rousseaus Erziehungsmethode an ihr experimentierte. Er las ihr gute Romane vor, trieb Tanz und Musik mit ihr nnd führte sie ins Theater. Aber die Geburt eines Sohnes, die ungewohnten Zerstreuungen des sinnenlustigen Lebens der Lagunenstadt, das sie mit vollen Zügen in aller leidenschaftlichen Begehrlichkeit gekostet hatte, auch die lästigen Erziehungsversuche des Mannes hatten sie müde nnd nervös gemacht. Es gab einige ärgerliche Auftritte, und der verständnisvolle Gatte fügte sich mit gewohnter Seelenruhe ins unvermeidliche Schicksal. Als seine Versetzung nach Kopenhagen feststand, machte er mit der Frau noch eine Reise durch Italien bis nach Neapel hinunter. In Rom, wo ein längerer Aufenthalt genommen wurde, malte Angelika Kauffmann sie und ihren kleinen Sohn als Venus, die Amor entwaffnet; das Gemälde ist seit langer Zeit im Besitz des Louvre.

In Italien war Frau von Krüdener zur viel gefeierten Schönheit geworden, die überall, wo sie sich zeigte, auf Gondelfahrten, Komödien und Liebhabertheatern ihre Triumphe errang, zur Seite der Gemahlin des österreichischen Gesandten, der Gräfin Breuner. Die venezianischen Nobili, denen die mißtrauische Politik des Senats den Verkehr mit dem diplomatischen Corps verwehrte, schlichen sich maskiert durch Hinterthüren zu den Aufführungen hinein, so große Anziehungskraft übten die Talente der schönen Gesandtenfrauen aus.

Dazwischen ist sie dann auch zärtlich gegen ihren Mann, bewundert seinen Geist und sein Herz, erweist ihm allerlei Aufmerksamkeiten, aber schon damals, in jenen venezianischen Tagen, regte sich in ihr die bittere Empfindung, daß sie mit ihrer Gefühlsseligkeit, ihrer leicht erregbaren Phantasie, ihrer Liebesbedürftigkeit keinem Verständnis bei ihrem Manne begegne. Wie sie sich für den Sommer in einem Landhause an der Brenta in lieblichster Naturschönheit einquartiert hatten, wurde sie einmal, als Krüdener zu einem Besuche ausgefahren war, in ihrer Einsamkeit von schwermütigen Gedanken erfüllt. Es brach ein heftiger Gewitterregen aus, und in Besorgnis um ihren Mann sah sie mit Schrecken die Nacht einbrechen. Das Unwetter ließ nicht nach, sie sieht Krüdener den Weg verfehlen, vergeblich gegen Regen und Sturm ankämpfen und unterliegen, und um der Ungewißheit ein Ende zu machen, läuft sie ihm auf der Landstraße entgegen, bis sie ihn findet und seine Vorwürfe über ihre Unbesonnenheit zu hören bekommt, die eine starke Abkühlung bewirken. Wie Dolchstiche gingen ihr seine Worte ins Herz, und enttäuscht muß sie sich sagen: „An meiner Stelle wäre er zu Bett gegangen, und er hätte geschlafen." Wo sie aus einer Laune in die andere fällt, bleibt er immer derselbe feste gemessene Charakter. Die Mäßigung und Verläßlichkeit, die Krüdener zu einem seinen Souveränen außerordentlich wertvollen Vertrauensmann machten, wogen leicht im Urteil seiner Frau, die ihren Mann gern zum Spielball ihrer Leidenschaften gemacht hätte.

Als Krüdener als Gesandter nach Kopenhagen übersiedelte, hielt er auch hier offenes Haus, und die junge verlangende

Baronin von Krüdener mit ihrer Tochter. Gemälde von Angelika Kauffmann im Louvre zu Paris. Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

Frau ſank immer tiefer in den Strudel der Geſelligkeit. Sie amüſierte ſich — was kümmerte ſie der Mann, der am Arbeitstiſch ſaß oder diplomatiſche Diners mitmachen mußte? Sie ſuchte wohl ſeine Eiferſucht zu wecken, aber als ſie auch damit nichts erreichte, nahm ſie ſein Vertrauen zu ihr als Zeichen, daß ſie ihm gleichgültig geworden ſei, wurde nur noch launenhafter und ſpielte ſich zur Unverſtandenen auf. Eine in Venedig begonnene, in Kopenhagen fortgeſetzte Liebelei mit dem Geſandtſchaftsſekretär Stakieff, der ihr leidenſchaftlich ergeben war, nahm ein jähes Ende, als ſich der ſchüchterne Liebhaber freiwillig aus ihrer Nähe verbannte, nachdem er ihrem Mann das Geheimnis ſeiner Liebe anvertraut hatte. Krüdener gab ihr den Abſchiedsbrief Stakieffs zu leſen. Sie verfiel in heftige pſychiſche Er-

regung, ein Wochenbett — die Tochter Juliette ward geboren — verschlimmerte das Übel, und im Mai 1789 machte sie der Qual dadurch ein Ende, daß sie vom Manne Abschied nahm und mit Kindern, Gouvernante und Sekretär nach Frankreich reiste. Von nun ab hat sie nur noch zeitweilig mit Krüdener zusammengelebt, zu einer dauernden Verständigung ist es nicht mehr gekommen. Sie ging fortan ihre eignen Wege, unbekümmert um das Leben, das Krüdener führte. Sie ist von Land zu Land gezogen und hat nirgends Ruhe und Frieden gefunden.

Zunächst suchte sie in Paris Genesung. In der Beschäftigung mit französischer Litteratur und Kunst, im Verkehr mit geistvollen Schriftstellern fand sie Anregung und Befriedigung. Aber voller Widersprüche, wie ihr ganzes Leben war, zeigte sie sich auch in Paris. Wenn sie soeben erst mit dem Dichter von „Paul et Virginie" für ein Leben im Sinne Geßnerscher Idyllen geschwärmt hatte, konnte sie unmittelbar darauf mit der Putzmacherin der Königin Madame Bertin stundenlange Konferenzen abhalten und ihre Rechnung für Kleider und Hüte auf zwanzigtausend Francs auflaufen lassen, deren Bezahlung sie dem durchaus nicht reichen Krüdener überließ.

Im Dezember 1789 verließ sie Paris, um ihr abenteuerliches Leben in den Bädern von Barèges in aller Zwanglosigkeit und nicht einmal durch die Gouvernante ihrer Kinder, die sich inzwischen verheiratet hatte, gehindert, fortzusetzen. Es war ein lustiges Leben, das sie von einem Genuß zum anderen trieb. Sie spielte Hazard, bewegte sich graziös im Shawltanz und gewährte einem ein Jahr jüngeren französischen Dragonerоffizier Grafen Frégeville, „aus Erbarmen der Sünde ihren Lauf lassend", seinen letzten Wunsch. „Ein entzückendes Gesicht, ein leichter und gefälliger Geist; bewegliche Züge, die innere Gedanken und Gefühle ausdrücken; ein mittlerer und vollkommener Wuchs; blaue, immer heitere, immer lebhafte Augen, deren durchdringender Blick Vergangenheit und Zukunft durcheilen zu wollen schien; aschfarbene, in Locken über die Schultern herabfallende Haare; etwas Neues, besonders Unvorhergesehenes in ihren Geberden und Bewegungen": so war der Eindruck, den ihre Erscheinung auf einen zeitgenössischen Berichterstatter machte.

In der Liebe zu dem jugendlichen Reitersmann war Frau von Krüdener so glücklich, wie sie es noch niemals gewesen war. Um so härter traf sie die dringliche Mahnung Krüdeners, zurückzukehren. Da die Liebenden voneinander nicht lassen konnten, so beschlossen sie, gemeinsam zu reisen. Und sie reisten langsam und trennten sich nicht einmal in Kopenhagen, wo sie Krüdener ein offenes Geständnis ablegte. In die angebotene Scheidung willigie er aus unbekannten Gründen nicht, und das fortgesetzte Zusammenleben mit dem Liebhaber konnte er nicht hindern. Er verlangte aber, daß sie nach Livland zur Mutter zöge. Sie folgte dem Gebot — an der Seite Frégevilles. Schon waren sie bis Königsberg gekommen, als er einen Brief seines Bruders, der General war, vorfand mit der Weisung, in den Dienst zurückzukehren. Da erst war der Roman des abenteuernden Paares zu Ende.

Für Frau von Krüdener waren die nächsten Jahre eine Zeit ruheloser Wanderungen. Wohin sie kam, in ihre alte Heimat, nach Petersburg, wo sie 1792 am Sterbebette ihres Vaters stand, nach Leipzig und Königsberg, nach Lausanne und München, folgten ihr Unruhe und Unstetigkeit. Dazwischen kam auch eine Zusammenkunft mit Krüdener zustande, der meist dann an die Existenz seiner treulosen Gattin gemahnt wurde, wenn er in die Zwangslage kam, ihre Schulden bezahlen zu müssen.

Im übrigen hatte Frau von Krüdener über Einsamkeit und Vernachlässigung nicht zu klagen. Sie machte immer noch die Erfahrung, daß ihre Reize Anziehungskraft ausübten. Unter ihren Verehrern zeigte sich mit am glühendsten — Jean Paul. Sie hatten sich zum erstenmal am 17. August 1796 in Hof gesehen. Wenige Tage später begann ein Briefwechsel zwischen ihnen, der, allerdings mit langen Unterbrechungen, bis zum Jahre 1804 gewährt hat. Die Königliche Bibliothek in Berlin bewahrt die Briefe Frau von Krüdeners an Jean Paul auf, die solch eine Fülle enthusiastischer Exaltationen enthalten, daß dem Leser dabei nicht ganz wohl zu Mute wird. Die Überschwänglichkeiten der den Dichter und Menschen anbetenden Frau werden nur noch übertroffen

von den leidenschaftlichen Gefühlsergüssen des Dichters. Gleich in ihrem ersten Briefe schreibt sie ihm, nicht gerade ihre eignen Gaben unterschätzend, sie käme sich wie eine reiche Goldgrube vor, die ihren Wert zwar kennt, sich aber selbst nicht sichtbar machen kann. „So trage ich zwar einen Schatz und lebe von ihm, aber nur das Auge des Philosophen, das die schönen Thüren des Gefühls kennt, kann mich durchschauen und könnte den Gedanken meines Ichs aus der Wiege nehmen, worin er für die Menschen schlummert, ihn den Menschen zeigen, fühlbar machen und meinen dunkeln Gefühlen den Stempel der Deutlichkeit aufprägen". Jean Paul werde sie begreifen, in ihm habe die Vorsehung ihr eine neue kräftige Versicherung eines künftigen Glückes gegeben, und in seinen Thränen habe eine Welt für sie gelegen. Jean Paul aber schreibt von ihr in einem kritischen Moment, wo er einsah, daß er seinen Prozeß gegen sie mit allen Kosten verloren habe, seinem warnenden Freunde Oertel: „Zwei Abende blätterte ich in ihrem Herzen. Am ersten warf der Freund noch immer Schneeballen in mein Altarfeuer; am zweiten jedoch loderte mir ihre idealische Seele hell und rein und hoch auf."

Als Krüdener im Jahre 1800 als Gesandter nach Berlin kam, da endlich zog seine Frau zu ihm. Sie hatte die lebenslustigen Kreise der Schweiz, in denen sie sich wohl fühlte, nur ungern verlassen, und an der Seite des ungeliebten Gatten, am Hofe des nüchternen, wortkargen, allzu schlichten Königs erlebte sie nur Enttäuschungen. Friedrich Wilhelm III. konnte seine Abneigung gegen die auffallend gekleidete, immer unpünktlich erscheinende anspruchsvolle Frau mit der makulierten Vergangenheit nicht verhehlen, und nicht minder beobachtete die Königin Luise große Zurückhaltung gegenüber einer Frau, die ihre Pflichten als Gattin verletzt und ihre Mutterpflichten vernachlässigt hatte. Und in der Hofgesellschaft verstummten die mokanten Urteile über sie nicht, die alles daran setzte, die Spuren verfliegender Jugendschöne zu verdecken, und die grausamerweise die Perücke auf dem Kopf und der kupferige Teint noch älter erscheinen ließen, als sie war.

Frau von Krüdener langweilte sich in der Berliner Gesellschaft; auch schienen die zum Teil durch ihre Schuld verursachten Geldnöten Krüdeners und die Unsicherheit seiner diplomatischen Karriere seit dem Tode Kaiser Pauls die egoistische Frau mehr als peinlich zu berühren. Sie beschloß daher, ihrem Gatten wieder einmal zu entfliehen. Seitdem ist sie nicht mehr zu ihm zurückgekehrt, auch dann nicht, als ihr Krüdener in einem freundlich ernsten Briefe die Mahnung ans Herz gelegt hatte, daß die Pflicht ihr ihren Platz im Schoße ihrer vereinigten Familie angewiesen habe. Sie schlug die Mahnung in den Wind und reiste in die Schweiz, wo sie sich im Hause einer ähnlich gestimmten Frau, der Madame de Staël, zu Coppet bewundern ließ, wenn sie sich im Shawltanz bewegte. Von ihrer Erscheinung urteilte Frau von Staël, „niemals hätten Grazie und Schönheit auf eine zahlreiche Gesellschaft eine außerordentlichere Wirkung ausgeübt". Allen Bitten aus Berlin, selbst denen des einzigen Sohnes, zu dem schwer erkrankten Gatten zurückzukehren, hielt sie taube Ohren entgegen, sie wollte sich eben in ihrer Liebschaft mit dem Sänger Garat nicht stören lassen. Als dann Krüdener starb, verlor sie nur auf Augenblicke die Fassung, um sich schnell ihrer vollen Freiheit bewußt zu werden. Sie zog nach Paris und wollte es wie ihre berühmte Freundin Staël machen: durch schriftstellerische Thaten glänzen. Sie schrieb ihren Roman „Valérie", der 1803 anonym in Paris erschien, ihre eigne Lebensgeschichte in Briefen mit sehr viel Sinnenlust und ein wenig Ehebruch. Ihre venezianischen Gondelfahrten und der Shawltanz nach dem Muster Lady Hamiltons, Valériens schöne Toiletten und alle möglichen anderen Künste fanden liebevolle Darstellung, und da der Erfolg von einer geschickten Reklame abhing, so wurde die litterarische Kritik um ihr Wohlwollen gebeten, was denn auch gelang. Die Verfasserin selbst, in der Kunst der Reklamemacherei ihrer Zeit weit voraus, eilte von einem Modeladen zum anderen, um zu fragen, ob es nicht Hüte und Kragen und Schleifen à la Valérie gebe, und auf diese Weise die Kaufleute zu veranlassen, sich das Buch zu kaufen und nach den dort beschriebenen Toiletten Modelle anzufertigen. Hinterher stellte sie sich dann recht un-

schuldig, auch ihrem Freunde Jean Paul gegenüber, dem sie von den großen Erfolgen des Buches berichtete und dem „schmeichelhaften Aufsehen", das der Roman gemacht habe mit seiner „echten Moralität und deutschen Gedanken, die wahre religiöse Philosophie enthalten". Man kann sich doch des Lächelns über die eitle Frau nicht erwehren, wenn sie Jean Paul weiter schreibt: „Die ersten Schriftsteller Frankreichs rückten ihre Meinungen über diesen Roman in Journäle ein. Alle erhoben ihn aufs rührendste, die Mütter nannten ihre Kinder Gustav, die Frauen sogar in den Krämerläden lasen Valérie mit nassen Augen, ich wurde mit Briefen, Versen und lieben rührenden Schreiben bestürmt, die Modehändlerinnen machten hübsche Guirlanden und Shawls à la Valérie, die Porzellanfabrikanten reiche Tassen und Teller mit Sujets, die Artisten komponierten Romanzen . . ." Aber ihrem Wunsche, eine Recension ihres Romans zu schreiben, hat sich Jean Paul denn doch versagt.

An ihren schriftstellerischen Erfolgen hatte Frau von Krüdener keine ungetrübte Freude. Namentlich ärgerte sie, daß der erste Konsul ihr und ihrem Roman so geringschätzig gegenübertrat. Sie war verletzt oder spielte die Verletzte und verließ Paris, um nach langer Trennung wieder einmal den heimatlichen Boden Livlands und ihr im äußersten Osten der Provinz belegenes Landgut Kosse aufzusuchen. Hier trat dann die Wendung ein, die „Erweckung", die die lebens- und sinnesfrohe Juliana von Krüdener auf den Weg mystischer Devotionen trieb. Es war an einem stürmischen Herbsttage 1804, daß die vierzigjährige Frau, ihrer bewegten Vergangenheit gedenkend, am Fenster ihres Hauses saß und zu den grauen Wolken hinaufblickte. Da ging ein livländischer Edelmann, der sie verehrte und den sie ausgezeichnet hatte, vorüber, grüßte und sank, vom Schlage gerührt, sterbend zu Boden. Sie war tief erschüttert, und Todesangst überlief sie. In diesem Augenbtick trat ihr Schuhmacher ins Zimmer, ihr ein Paar Stiefel anzumessen. Es fiel ihr auf, daß er eine so vergnügte Miene zeigte, und selbst unglücklich, um ihre Lebensfroheit gebracht, fragte sie ihn, ob er glücklich sei. Und der arme Teufel gab ihr zur Antwort, er wäre der glücklichste Mensch auf Erden. Sie erfuhr, daß er Herrnhuter war, einer von den Stillen im Lande, und bis dahin ohne jedes tiefe religiöse Gefühl, besuchte sie nun den glücklichen Schuster in seiner Arbeitsstube und las mit ihm die Bibel. Damit war die Wandlung in ihr vollzogen, wie Mühlenbeck in seinem französisch geschriebenen verdienstlichen Buche über die Entstehung der heiligen Allianz bemerkt, „durch einen Blitzschlag der Gnade", nicht durch langsame und allmähliche Bekehrung, und kaum ist sie bekehrt, so fühlt sie auch schon den Beruf in sich, in die weite Welt zu ziehen, um andere zu bekehren. Noch vor kurzem auf dem Gipfel aller Weltlichkeit, hat sie mit einem Schlage allen irdischen Gedanken entsagt und ist nur noch die fromme Bekehrte, die durch Verkündigung der Lehre des Gekreuzigten Gutes wirken und edle Bedürfnisse befriedigen will. Sie besuchte die Brüdergemeinden in Deutschland, und nach dem Unglückstage von Jena fand sie sich in Königsberg ein, wo sie den preußischen Hof wußte. Sie hatte Zeit ihres Lebens, was Sainte-Beuve schon von ihr gesagt hat, ein unendliches Bedürfnis danach, daß die Welt sich mit ihr beschäftige. Offenbar hatte sie es darauf abgesehen, mit der Königin Luise zusammenzutreffen, denn in dem geistlichen Hochmut, der sie beseelte, fühlte sie den Beruf in sich, an weit sichtbarer Stelle und zu den Großen der Erde von ihrer himmlischen Sendung zu reden, die Gebeugten zu trösten, aber auch die Kranken und Notleidenden zu stützen und zu pflegen. In diesen Königsberger Wochen und Monaten, darüber herrscht nur eine Stimme, hat Frau von Krüdener Großes geleistet: nach der Schlacht bei Eylau hat sie in unermüdlicher Fürsorge den halberstarrten und verhungerten Unglücklichen mit Erfrischungen beigestanden; während andere ihre Habe zusammenhielten, so berichtet Ludwig Achim von Arnim, ihr Königsberger Lobredner, hat sie ihr Eigentum verteilt. Mit mildem, weibtichem Sinne, ausdauernd, niemals ermattend, hat sie die Kranken in den Lazaretten aufgesucht, sie gepflegt, mit Speis' und Trank versehen und in hinreißender Beredsamkeit aufgerichtet. „Mit schönem Mute," schreibt Arnim, „sprach sie zu den Höchsten

wie zu uns gegen jede Art von Parteiwut, gegen jeden falschen Enthusiasmus, der ihnen von beiden Seiten lügenhafte Hoffnungen vorschmeichelt, unter dem Scheine guter Absicht und großer Zwecke seine kleinliche, verzagte stolze Reizbarkeit verbirgt, alles in einen falschen Anschein bringt, der kein Zutrauen, keine Klugheit in der Gefahr gibt, und auch das Edelste ... in den Untergang zieht."

Auch unter den preußischen Offizieren war so mancher, der für die hilfreiche thätige Art, wie Frau von Krüdener hier in den Lazaretten anordnete, dort bei den elendesten Kranken selbst Hand anlegte, Worte der Bewunderung hatte, und in den Aufzeichnungen Hermann von Boyens, des späteren Kriegsministers, lesen wir, daß er sich „selten einer interessanteren weiblichen Unterredung erinnere, als mit dieser damalen in jeder Hinsicht recht liebenswürdigen Frau, die mit äußerer großer Anspruchslosigkeit die Formen feiner Weltbildung sehr glücklich verband".

Über die persönlichen Beziehungen der Königin Luise zu Frau von Krüdener zu einem abschließenden Urteil zu kommen, ist nicht möglich. Wir wissen nur, daß es nach jener kurzen Berliner Zeit, wo sie einander fremd gegenübergestanden haben, in Königsberg zu einer Annäherung kam. Sie haben sich wiederholt gesehen. Daß aber die Beziehungen von Dauer gewesen sind, läßt sich nicht nachweisen. Das Tagebuch der Gräfin Voß versagt jede Auskunft, und das Königliche Hausarchiv in Berlin besitzt auch nichts, was Aufschluß geben könnte. Nur einen einzigen Brief der Königin an Frau von Krüdener (Königsberg 1808) kennen wir, der allerdings beweist, daß die schwer geprüfte Königin den tröstenden, aufrichtenden Worten der Krüdener zugänglich gewesen ist. „Ihrem trefflichen Herzen," schreibt die Königin, „bin ich ein Bekenntnis schuldig, und Sie werden es, davon bin ich überzeugt, mit Freudenthränen vernehmen. Sie haben mich besser gemacht, als ich war. Ihre Sprache der Wahrheit, unsere Unterhaltungen über Religion und Christentum haben den tiefsten Eindruck hinterlassen. Ich vertiefte mich ernster in die Dinge, deren Dasein und Wert ich zwar schon vorher gefühlt, aber mehr geahnt als gewußt habe. Diese Betrachtungen hatten sehr tröstliche Ergebnisse für mich. Ich trat näher zu Gott, mein Glaube wurde stärker, und so bin ich mitten im Unglück, unter zahllosen Kränkungen und Unbilden niemals ohne Trost geblieben, niemals ganz unglücklich gewesen ... Ich habe mich wiedergefunden im Geräusche der Welt. Versprechen Sie mir, daß Sie immer mit der Stimme der Wahrheit zu mir reden."

Für Frau von Krüdener war Königsberg nur eine Vorbereitungsschule für den heiligen Beruf, zu dem sie sich vom Himmel auserkoren wähnte. Das Reisezeugnis holte sie sich in den Kreisen der Stillen im Lande zu Karlsruhe und im Elsaß. Mit glänzenden Augen saß sie Jung-Stilling gegenüber, wenn er ihr seine zum Teil von Swedenborg und anderen Visionären angeeigneten Ideen vortrug, daß es ausgewählte Seelen gäbe, die durch ihren feineren Organismus in intimeren Beziehungen zur Geisterwelt ständen, als gewöhnliche Sterbliche. Mit gläubigem Gemüte nahm sie seine Schwärmereien in sich auf. Jung-Stilling war der erste, der in ihr den Glauben nährte, daß in ihrer Seele überirdische Kräfte schlummerten, die nur geweckt zu werden brauchten, um der ganzen Menschheit Segen zu bringen. Er wies sie an die auserwählten Rüstzeuge Gottes, den Pfarrer Fontaines und die Hellseherin Marie Kummer.

Von Fontaines, Prediger zu Markirch, wußten seine Anhänger zu berichten, daß er ein entsetzliches Gewitter, das die reifen Erntefelder zu vernichten drohte, durch die heiße Inbrunst seines Gebets abgewendet habe. Seitdem verehrte ihn seine elsässische Gemeinde als Wunderthäter. Aber man wußte auch, daß er während der Revolution der treue Gefährte Eulogius Schneiders gewesen und selbst nur durch einen unaufgeklärten Zufall dem Tode, zu dem ihn das Standgericht verurteilt hatte, entgangen war. Maria Gottliebin Kummer aber, „die Kummerin", wie sie gewöhnlich genannt wird, seine Helferin, war eine der unsaubersten Gaunerinnen. Eines Winzers Tochter, war sie von früh auf angehalten worden, die Bibel zu lesen und in frommen Konventikeln mitzuwirken. Dann hatte sie sich in der weiten Welt umhergetrieben und einen recht lockeren Lebens-

wandel geführt, wurde in Wien mit Rutenhieben gezüchtigt und dann in die Heimat abgeschoben. Als Betrügerin an den Pranger gestellt, wurde sie zu dreijähriger Gefängnishaft verurteilt. In einsamer Zelle hing sie, ihrer Kindheitbeschäftigungen gedenkend, apokalyptischen Grübeleien nach, um schließlich den Beruf zum „Hellsehen" in sich zu entdecken. Sie fand viele Leichtgläubige, die sich betrügen ließen, und auch Frau von Krüdener fiel in die Netze, die sie ihr in Gemeinschaft mit Fontaines, dem sie ein erwünschtes Werkzeug war, legte.

Als Frau von Krüdener um Mitte Juni 1808 über die Schwelle des Pfarrhauses zu Markirch schritt, im himmelblauen Gewande, um das Gesicht einen weißen Schleier, traten ihr Fontaines und die Kummerin entgegen, und die „Seherin" begrüßte sie mit den Worten: „Bist du, die da kommen soll, oder sollen wir einer anderen warten?" Monatelang hat sie mit diesen Leuten unter einem Dache gelebt. Von früh bis spät wurde immer nur gebetet und gesungen und in der Bibel gelesen. In kurzer Zeit wurde sie zum willenlosen Werkzeuge des Betrügerpaares. Ihre Leichtgläubigkeit ließ sie blindlings den „Prophezeiungen" vertrauen, die die Kummerin im verzückten Zustande aussprach. Bald fehlt es an Geld, aber die Kummerin betet, und das Geld ist da. Bald verkündet sie als Gottes Willen, daß die Krüdener ein Stück Land in Württemberg erwerbe, damit eine Ansiedelung für die Gläubigen begründet werde; sie pachtete Katharinenplaisir bei Bönnigheim, und alle drei siedelten dahin über und bethörten mit ihrem Unfug die Bevölkerung, bis die Behörden einschritten, die Verbündeten auseinander trieben und die Kummerin ins Spinnhaus setzten.

Des Landes verwiesen, fand Frau von Krüdener in Baden Gunst und Aufnahme bei der Erbgroßherzogin Stephanie. Sie hat lange Zeit in Lichtenthal gelebt und es trotz jener düstersten Episode ihres Lebens zu äußerem Ansehen in der Gesellschaft gebracht. Aber in ihrer livländischen Heimat hatte die Mutter, die von der intimen Verbindung Julianens mit Fontaines gehört haben mußte, sich von der Tochter losgesagt. Sie zu versöhnen, lieh sie Geld und reiste nach Livland. Die Mutter verzieh, aber wenige Monate später starb sie in den Armen der Tochter. Das Erbteil war gerade so groß, daß sie ihre Schulden bezahlen konnte. Nun kehrte sie wieder nach Deutschland zurück, und nochmals gewinnt das saubere Paar Fontaines-Kummer unheimliche Macht über sie und behält sie jahrelang in seinem Hause, bis sie sich freimacht. Mit großem Anhang zog sie im Lande umher und predigte den Bauern von nahen Strafgerichten, die sie nur durch Buße und Gebet abwenden könnten. Sie fand bald gleich gestimmte Seelen, den Pfarrer Oberlin im Steinthal, den würdigsten ihrer Freunde, Empaytaz in Genf, der auf ihre religiösen Anschauungen den größten Einfluß gewann u. a. In den Hofkreisen zu Karlsruhe und Baden aber sprach sie zum erstenmal von der großen Mission, die dem russischen Kaiser in den großen Ereignissen der nächsten Zukunft zufallen würde.

Sie hatte sich in der Politik wohl ein Turteltäubchen an Unschuld genannt, nun aber das Religiöse mit dem Politischen verquickend, schrieb sie aus der Stille eines elsässischen Dorfes jenen Brief, „ein Meisterstück von Frömmigkeit und Schlauheit", an die Hofdame der Kaiserin Elisabeth, Roxandra Stourdza, worin sie in glühenden Worten von der hohen Mission spricht, die Kaiser Alexander vom Himmel zugewiesen sei. Natürlich weiß sie, daß der Kaiser den Brief zu lesen bekommen wird. Darin nennt sie sich auch eine Prophetin — man bedenke, daß eine verschmitzte, gaunerische Bäuerin in unlauterer Absicht so lange ihr von ihrer himmlischen Mission vorgeredet hat, bis sie daran glaubte — sie nennt sich eine „Prophetin, berufen, die Fürsten und Völker dieser Welt zu einem echt christlichen, womöglich zu einem asketischen Leben zu bekehren."

Der Kaiser war in Wien, als er den Brief las. Ihn interessierte die fromme Frau, die so sicher auf den ihr vom Himmel gewiesenen Beruf pochte. Erziehung und Lebenserfahrungen hatten in ihm den Boden zur Aufnahme mystisch-sinnlicher Lehren empfänglich gemacht. Wenig später, an einem Junitage 1814, in später Abendstunde, als der Kaiser in Heilbronn in Gedanken vertieft am Schreibtisch sitzt, wird ihm vom Fürsten Wolkonski eine Dame

Krüdener gemeldet, die sich nicht abweisen lasse. Der Kaiser empfing sie. Drei Stunden lang predigte sie vor ihm, daß er sich demütigen müsse, sonst habe er keinen Frieden. Der Kaiser saß in Thränen da, und als die eifrige Frau gehen wollte, bat er sie, in seiner Nähe zu bleiben. Sie folgte ihm nach Heidelberg, wo in einer armseligen Hütte am Neckar der mächtige Monarch sich jeden Abend einfand, um oft bis in die tiefe Nacht hinein erbauliche Gespräche mit ihr zu führen. „Er bekannte sich voll Demut als Sünder und verdammt, bezeugte seine aufrichtige Reue und pries die Barmherzigkeit Gottes." Auch nach Paris mußte Frau von Krüdener ihm folgen, und sie nannte den 23. Dezember 1814, als sie der großen russischen Parade beiwohnen und danach mit dem Kaiser beten und Psalmen singen konnte, den schönsten Tag ihres Lebens.

Frau von Krüdener hat sich als Freundin Kaiser Alexanders und als „Prophetin der heiligen Allianz" einen weltbekannten Namen gemacht. Welchen Anteil hatte sie denn an der heiligen Allianz? Gewiß ist, daß sie sich einen Anteil an der Stiftung zumaß, und es lag in ihrem Charakter, ihn höher zu veranschlagen, als er war. Was wir nach den Mitteilungen Goetzes, des vertrauten Mitarbeiters des russischen Kultusministers Fürsten Golitzin, wissen, ist, daß der Kaiser ihr den von ihm selbst verfaßten, mit Bleistift geschriebenen Entwurf mitteilte und sie ersuchte, ihn aufmerksam zu prüfen, auch wenn sie einiges nicht billige, ihre Bemerkungen zu machen, und daß Frau von Krüdener einige unwesentliche Änderungen vorschlug und am anderen Tage dem Kaiser den Entwurf wieder zurückgab. Mehr ist über den Anteil Frau von Krüdeners an der heiligen Allianz mit Sicherheit nicht zu sagen.

Seit dem Abschiede von Kaiser Alexander, der übrigens seinen „Engel" sehr schnell aufgab und nicht einmal ihre Briefe beantwortete, hat Frau von Krüdener meist in der Schweiz gelebt, bis sie von dort verwiesen wurde. Es waren schwere Zeiten über das Land gekommen. Seuche und Hunger wüteten von Genf bis Schaffhausen und forderten zahllose Opfer. „Bei solch äußerem Verlassensein in unbegrenzter Not" — so berichtet der preußische Gesandte Justus von Gruner dem Fürsten Hardenberg am 19. August 1817 — „preisgegeben dem ratlosen Verderben von den irdischen Stellvertretern Gottes, keine Anweisung mehr erhaltend als auf die allmächtige Vorsehung, war es natürlich, daß die leidende Menge hoffnungsvoll zu der überirdischen Hilfe sich gewendet. Als ihre Verkünderin erschien Frau von Krüdener. Ihre Weissagungen brachten Trost, ihre Drohungen Hoffnungen in die verzweifelnden Gemüter. Mit der geistlichen Speise verband sich irdische Nahrung. So fielen Tausende ihr zu, und ihr Weg war gleich dem eines Propheten."

Sie zieht von Ort zu Ort, von einem Kanton zum anderen. In uneigennützigster Weise verschenkt sie, was sie besitzt, unter die Armen und Hungernden, läßt Suppen kochen und Decken verteilen und predigt mit ungewöhnlicher Beredsamkeit den Heiland der Sünder. Der Zulauf zu ihren Versammlungen war unglaublich groß. Die Zahl der Armen und Bettler, die sich an sie drängten, belief sich oft auf fünfhundert täglich. Sie speiste alle und ließ sie auf ihre Kosten in den umliegenden Häusern schlafen. Unordnungen und Mißbräuche ließen sich freilich dabei nicht vermeiden. Auch drohten ihre Aufforderungen zur Vereinigung aller Konfessionen dem Klerus solche Gefahren, daß er auf ihre Entfernung drang. Durch ihre „Armenzeitung" aber, die in ihrem Auftrage ihr vertrauter Berater Kellner, ein ehemaliger braunschweigischer Postbeamter, redigierte, brachte sie alle schweizerischen Regierungen, die darin einen Aufruf zur Empörung sahen, gegen sich auf. Sie wurde daher nirgends geduldet. Aus einem Kanton abgewiesen, zieht sie in den benachbarten Kanton, wo ihr dieselbe Behandlung zu teil wird. —

Ihre Missionsreise in der Schweiz hat zweifellos viel Gutes bewirkt, und die schweizerischen Regierungen mußten harte Angriffe erfahren, daß sie der Thätigkeit dieser von der Bevölkerung wie ein Apostel verehrten Frau ein frühzeitiges Ende bereitet hatten. Der Philosoph Lachenal, der ihr treu anhing, nannte sie eine Weckstimme in der Christenheit. Noch heute erfreut sich ihr Andenken in einem Teil der Schweiz hoher Verehrung, und zweifellos ist ihre schweizerische Episode diejenige ihres Lebens, die uns am sympathischsten berührt.

Ihre Verfolgung fand an der schweizerischen Grenze kein Ziel. Als sie in Freiburg ankam, wurde ihr eröffnet, daß der Großherzog sie in seinem Lande nicht dulde, und sie nach Rußland zurückzukehren habe. Sie mußte sich fügen. Mit einem Gefolge von Leuten, die ihr wohlthätiger Sinn an sich gezogen hatte, begab sie sich dann auf die lange Reise. Zu ihrer Seite hatte sie als ihre sicherste Stütze ihre Tochter Juliette, seit 1815 die Frau des Freiherrn Franz von Berckheim, der gleich ihr in den religiösen Anschauungen der Frau von Krüdener lebte und wirkte.

So ward denn „die fromme Karawane" von Gensdarmen aus einem Staat in den andern getrieben. Da die Geldnot chronisch war, konnten Nachtquartier und Zeche oft nicht aus den Mitteln der Reisenden bezahlt werden, und die Transportkosten mußte die Staatskasse tragen. Mitunter wurde das Gepäck als Pfand zurückgelassen, wenn sich der Gastwirt nicht anders befriedigen ließ. Dann that sich wohl auch eine mildthätige Hand auf, wie die der Erbgroßherzogin von Sachsen-Weimar, und spendete ein paar hundert Thaler.

Ein längerer Aufenthalt wurde in Leipzig genommen, wo die Reisenden am 12. Dezember 1817 eintrafen. Gestattet wurde ihnen anfangs nur ein zweitägiges Verbleiben, aber die sächsische Regierung, insbesondere der Polizeipräsident von Rackel, behandelte Frau von Krüdener aus Rücksicht auf ihren leidenden Gesundheitszustand, ihren Rang und Stand mit so großer Schonung, daß sie ihr einen Aufschub nach dem anderen gewährte, soviel Plackereien ihren Behörden auch aus dem Aufenthalt entstanden, denn Frau von Krüdener, die sich im Hotel de Saxe einquartiert hatte, hielt offenes Haus, und zu ihren Betstunden drängte sich die vornehme und die weniger vornehme Welt Leipzigs. Selbst so angesehene Gelehrte wie die Professoren Wilhelm Traugott Krug, der Kantianer, und der Psychiater Heinroth drängten sich an die interessante Frau und eilten, ihre Eindrücke an die große Glocke zu hängen. Um dem Andrang zu den Betversammlungen zu steuern, sah sich die Polizei genötigt, einzuschreiten und einen Polizeisoldaten auf dem Gange, der zur Wohnung führte, aufzustellen, der die Neugierigen abwies.

Frau von Krüdener kam es vor allem darauf an, ihren Weg nach Rußland über Berlin zu nehmen, weil sie immer noch hoffte, den König für ihre Zwecke zu gewinnen und in Berlin einen Anhang zu finden. Aber alle Versuche, die sie in dieser Absicht anstellte, schlugen fehl: immer blieb es bei dem Befehl des Königs, daß sie die Residenzen Berlin, Charlottenburg und Potsdam nicht berühren dürfe, sondern über Frankfurt zu reisen habe. Auch die direkt an König Friedrich August von Sachsen gerichtete Bitte, sich in Herrnhut oder sonst in einer Gegend aufhalten zu dürfen, wo sie Verwandte hätte, wurde abgeschlagen. So wurden abermals die Koffer gepackt und am 20. Januar 1818 die sächsisch-preußische Grenze überschritten. Da das Polizeiministerium angeordnet hatte, daß Frau von Krüdener einen zuverlässigen Polizeioffizier oder einen anderen umsichtigen Beamten zur Begleitung bekäme, so stellte sich ihr an der Grenze der Rittmeister von Helbig vor, der Auftrag hatte, „diese Frau auf der preußischen Grenze zu übernehmen und weiter zu begleiten". Er muß in dem Rufe besonderer Energie gestanden haben, denn der Merseburger Regierungsdirektor Crüger, der ihm die heikle Mission übertragen wollte, schrieb in seinem Verfügen: „Der Rittmeister Helbig könnte dies Geschäft vielleicht verrichten. Aus der Hand gibt er sie gewiß nicht." Aber Frau von Krüdener war zufrieden mit ihm: er zeigte sich artig und freundlich und bewies ihr viel Rücksicht. Ihren Andachtversammlungen, die sie in den Dörfern und Städten, an denen sie vorbeikam, in gewohnter Weise veranstaltete, setzte er kein Verbot entgegen, reichte ihr sogar galant den Arm, wenn sie einen Saal betraten, in dem eine dicht gedrängte Zuhörerschar sie spannungsvoll erwartete. Aber sie klagte doch viel, daß sie wie eine Gefangene durch das Land geführt würde und sich nicht frei bewegen dürfe.

Gewiß war es für die gebrechliche Frau in dem vorgerückten Alter hart, in der bösen Jahreszeit auf schlechten Wegen eine so weite Reise machen zu müssen. Aber die Staatsraison blieb dabei, daß sie auf das religiöse Leben des Volkes verwirrend wirke. Gerade in jenen Wochen sollte die preußische Regierung eine Erfahrung machen,

Im Schloßhof. Nach dem
(Münchener Ku

Gemälde von Wilhelm Räuber.
Kunstausstellung 1898.)

die ihr Vorgehen gegen die „Religionsschwärmer“ zu rechtfertigen schien. Als sich Frau von Krüdener am 18. und 19. Februar 1818 in Marienwerder aufhielt, nahmen an ihren Andachten auch viele Mennoniten aus der Umgegend von Kulm teil. Ihre Verkündigungen vom jüngsten Gericht, dem nahe bevorstehenden Untergange der Welt und ihre Mahnungen zur Buße und Bekehrung machten einen so furchtbaren Eindruck auf einige besonders schwärmerisch veranlagte Seelen, daß eine epidemtische Geisteskrankheit unter ihnen ausbrach: sie beteten Tag und Nacht in der größten Seelenangst, vernachlässigten ihre Wirtschaft, verbrannten aus Reue alle kostbaren Kleidungsstücke und peinigten ihren Körper, indem sie auf den Knieen lagen und sich auf die Erde warfen. Die Geistesverwirrung verbrettete sich schnell in der Umgegend, und die Marienwerder Regierung, an deren Spitze damals Th. G. von Hippel stand, der Verfasser des Aufrufs „An Mein Volk“, hatte Mühe, die Unglücklichen auf den Weg der Besinnung zu leiten. Erst als die Nachricht kam, die Prophetin wäre aus Rußland „wegen ihrem Unwesen“ zurückgewiesen worden — was übrigens falsch war — und „die Sippschaft wäre als eine unnütze Propheten- und Schwärmersekte zerstreut“ worden, wurde das Vertrauen der Kranken in die Prophetenkraft ihrer „in Jesu geliebten Schwester Krüdener“ mächtig erschüttert, und sie kamen wieder ins Gleichgewicht und lebten nach ihren alten mennonittischen Grundsätzen.

Über Königsberg und Memel wurde die Reise an die russische Grenze fortgesetzt, und am 14./26. März fuhren die drei schweren Wagen mit Frau von Krüdener und ihrem Gefolge in Polangen ein. Schon lange zuvor war ihre Ankunft den russischen Behörden signalisiert worden, und der Generalgouverneur Marquis Paulucci hatte seine Vorkehrungen getroffen. Er war entschlossen, ihr jede freie Bewegung, insbesondere aber die öffentlichen Andachtsversammlungen zu untersagen: sie sollte auf dem geradesten Wege auf ihr Gut im östlichen Livland geleitet werden und dort unter fortdauernder polizeilicher Aufsicht leben. Aber es kam doch anders, als er geplant hatte. Auf ihrer Reise durch Kurland strömten ihr das Volk und in den Städten Frauen und Männer der besten Gesellschaft zu — „sogar Advokaten und Juden“, wie ein Agent dem memelschen Landrate berichtet — und es gab, namentlich in Mitau, viele exaltierte Köpfe, die sich in den Bann der Schwärmerin zwingen ließen.

Im Mai 1818 traf sie auf ihrem alten Erbgute Kosse ein. Vom Marquis Paulucci blieb sie unbelästigt, seitdem ihm ein Handschreiben Alexanders I. in sehr entschiedener Weise anbefohlen hatte, die Ruhe Frau von Krüdeners und ihrer Umgebung nicht zu stören. „Was geht es Sie an,“ heißt es dort, „wie jemand zur Gott betet? Jeder verantwortet das vor seinem Gewissen. Es ist besser, daß man überhaupt auf irgend eine Weise betet, als daß man gar nicht betet . . .“

In ihrem einsamen livländischen Winkel hat die müde, unzufriedene Frau jahrelang ausgehalten. Mit Hilfe ihres Freundes Kellner hielt sie auch hier ihre Andachtsübungen, mehreremal des Tages, im Sommer unter freiem Himmel, im Winter im geschlossenen Raume; und anfangs strömten die esthnischen Bauern und auch aus weiter gelegenen Gütern die lettischen Bauern in Scharen nach Kosse. Da sie der Landessprachen nicht mächtig war, wurden ihre Ansprachen verdolmetscht. Aber als das anfangs reichlich gespendete Mittagsbrot nicht mehr ausgeteilt wurde, blieben die Leute fort, und man wußte nun, was sie nach Kosse gelockt hatte.

Obwohl Frau von Krüdener sich ihre eigne Kirche machte, dem Katholicismus merklich ergeben war und mit Wunderthun affektierte, hatten doch selbst die evangeltschlutherischen Prediger in Livland kaum welche Bedenken gegen ihr Gethue; im Gegenteil, sie erkannten an, daß sie manches Gute stiftete, sich der Armen und Kranken immer aus menschenfreundlichstem Herzen thatkräftig annahm und mit vollen Händen ihr letztes fortgab. In diesem Urteil lag auch, daß der Einfluß der Gutsherrin auf ihre Bauerschaft so gering war, daß der evangelischen Kirche kein Abbruch geschah. Freilich ahnte man damals noch nicht in Livland, daß sie sich erboten hatte, in Kosse aus ihren Mitteln eine griechisch-orthodoxe Kirche zu bauen. Auffallenderweise lehnte Kaiser Alexander das Anerbieten ab.

Noch einmal aber trat die „Prophetin

der heiligen Allianz" aus der Abgeschiedenheit ihres kossischen Winkels hervor, um in die politischen Händel der Welt einzugreifen. Bei aller scheinbaren Bedürfnislosigkeit hatte sie doch sehnsüchtiges Verlangen, wieder einmal wie in seligen Heilbronner und Pariser Tagen zu dem geliebten Monarchen zu reden. Sie wollte für die Befreiung der Griechen vom türkischen Joch eintreten, die für sie eine im Himmel beschlossene Sache war. Im Februar 1821 traf sie in Petersburg ein. Mit dem befreundeten Minister Fürsten Golitzin hatte sie häufige Begegnungen, aber der Kaiser trug kein Verlangen, sie zu sehen. Er war ein anderer geworden. Die Zeiten waren vorüber, wo er, auf ihren Schoß gebeugt, Thränen der Rührung vergossen hatte. „Ich fürchte, sie ist auf falschem Wege," soll er geäußert haben, und nun argwöhnte er, sie werde „mit ihren enthusiastischen Reden das Interesse für die Griechen nur noch mehr aufregen". Er hielt es für nötig, ihr Schweigen aufzulegen, und schickte den Direktor des Kultusdepartements Alexander Turgenjew mit einem acht Seiten langen eigenhändigen Briefe zu ihr. Turgenjew las ihr den Brief vor und steckte ihn dann, vielsagender kaiserlicher Weisung gemäß, wieder in seine Tasche. Der Kaiser schrieb ihr, er könne dem Hilferuf der Griechen nicht Folge leisten; wie sehr er wünsche, dem Willen Gottes zu gehorchen, so sei dieser Wille ihm doch noch nicht klar geworden. Er warnte sie aber auch alles Ernstes, seinen Ministern Schwierigkeiten zu bereiten und um den Thron Agitationen zu erwecken, bei denen sie ihre Pflicht als Christin und Unterthanin außer Acht setzen würde. Ihr Aufenthalt vor den Thoren der Stadt würde ihr überhaupt nur unter der Bedingung gestattet, daß sie ein ehrerbietiges Stillschweigen über eine Handlungsweise beobachte, die ihm nicht frei stände nach ihren Wünschen umzuändern.

Nachdem nun auch die letzte Hoffnung auf Erden gescheitert war, zog sie sich in ihre ländliche Abgeschiedenheit zurück. Immer stiller und einsamer wurde es um sie. Als nun noch ihr vertrauter Gehilfe Kellner ihr durch den Tod entrissen wurde, hielt sie nichts mehr an Livland gefesselt, und gern nahm sie die Aufforderung der Fürstin Anna Golitzin an, sie in die Krim zu begleiten, wo sie eine deutsche Kolonie begründen wollte. Die Reise war lang und beschwerlich, und Frau von Krüdener eine schwer leidende Kranke, der nicht mehr zu helfen war. Auf Barken wurde die Wolga stromab gefahren und erst nach fünfmonatlicher Fahrt das Ziel erreicht. In den Bergen der Krim, zu Karasubasar, richteten sich Frau von Krüdener und ihre Tochter im Golitzinschen Hause ein. Die Kräfte der armen müden Frau waren aufgerieben. Sie sah dem Tode klaren Auges entgegen. Ihr letzter Trost waren Tersteegens Lieder, die sie mit Berckheim, der in russische Dienste übergetreten war und die Bibelgesellschaft mitbegründen half, gemeinschaftlich las. Am Weihnachtstage 1824 erlosch ihr Leben.

Am Schlusse des Lebensabrisses dieser merkwürdigen Frau gedenken wir noch eines Urteils, das einer ihrer Landsleute aus langer Bekanntschaft über sie fällte. Als Frau von Krüdener 1818 durch Mitau reiste, entwarf der kurländische Dichter Ulrich von Schlippenbach folgendes Charakterbild von ihr: „Die Valérie, deren Element der Seele nur Liebe ist, sah ich veraltet vor meinen Augen, doch immer der Eitelkeit und dem Ruhme nicht fremd. Achtungswert durch Geist und Bildung, selbst durch diese hohe schwärmerische Liebe, die jedes Wesen zum Göttlichen erhebt und ebendeshalb leicht den Himmel an die Erde grenzen läßt, wenn diese ihre frische Blüte verlor; doch von anderer Seite wieder tadelnswürdig durch diesen Grad der Eitelkeit, in sich die höchste Bestimmung eines Gottes selbst, eine Welt zu erleuchten und zu erwärmen, zu finden — sah ich in Frau von Krüdener die irrende Sterbliche nur und nirgends ein Wunder, und die Berichte von denselben hätten mich lächeln lassen, wenn nicht meine Seele halb Mitleiden, halb Achtung für den heiligen Gegenstand selbst, der diese Irrende beschäftigt, zum Ernst gestimmt hätten."

Das Menü.

Von

Bernhard von Zingg.

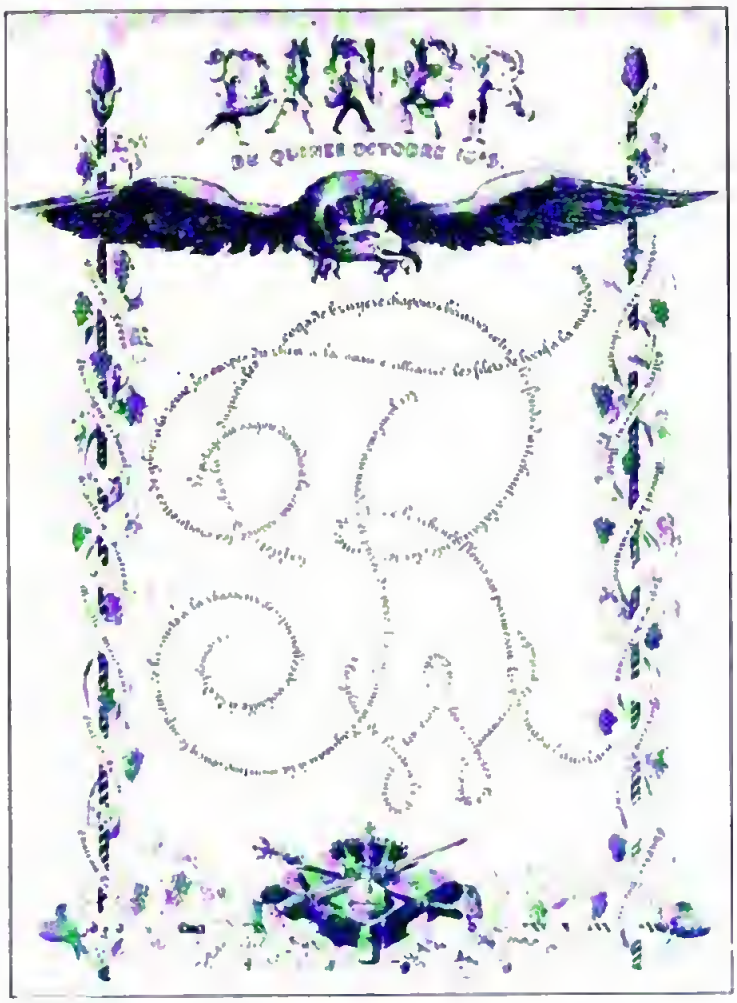
(Abdruck verboten.)

Es wird etwa zwei Jahrzehnte her sein, daß mich ein liebenswürdiger süddeutscher Freund nach seinem in den Vorbergen der Alpen wundervoll gelegenen Schloß einlud zu einem „Diner en ambigu“. Ich war damals in der Geschichte der Küche und dem Kochkunstfranzösisch noch nicht vollkommen bewandert, und mir schwebte nur dunkel vor, daß ambigu so etwas wie Mischmasch bedeuten müsse. Da ich nun ferner die kulturhistorischen Neigungen meines Freundes kannte, so schwante mir Böses; wenn auch nicht ein Diner, wie es die Königin Christine von Schweden von ihren Hofgelehrten „auf römische Art“ zusammenstellen ließ und dem der ganze Hof eine vierzehntägige schwere Indigestion verdankte, so doch jedenfalls etwas ganz Absonderliches. Das Wort Mischmasch lag mir im voraus arg im Magen.

Es kam aber anders — und besser.

Wir zwanzig Gäste brachen unisono in einen Ausruf der Bewunderung aus, als wir den Speisesaal betreten. Ich habe wohl niemals eine prächtigere Tafel gesehen, als diese, auf der der ganze alte Silberschatz des Hauses und sein wunderbares Nymphenburger Porzellan prangte. Und als mir dann mein Tischnachbar zur Linken zurannte: „Wieder ganz er! ‚En ambigu‘ — ein Menü nach der altfranzösischen Methode —“, da dämmerte mir das Verständnis auf. So hatten die Könige von Frankreich im vorigen Jahrhundert, so die Grandseigneurs gespeist, so noch Talleyrand, der große Feinschmecker, 1815 den Zaren Alexander bewirtet!

Es gibt nur zwei Gänge — Premier Service et Deuxième Service —, denen sich gewissermaßen als dritter der Nachtisch, alles, was nicht eigentlich aus der Küche, sondern aus der Konditorei kommt, anschließt. Aber jeder Gang besteht aus, nach unseren heutigen Begriffen, schier unzähligen Gerichten. Wenn die Gäste Platz nehmen, so steht der ganze erste Gang auf der Tafel, und die Kunst des Tafeldeckers feiert mit der Kunst des Kochs gleiche Triumphe: da prangt in der Mitte, als surtout oder dormant, der große silberne Aufsatz mit den Vorspeisen, den kalten Hors d'Œuvres; an den äußersten Enden harren auf köstlichen réchauds, Wärmern, unter großen Glocken die riesigen grosses Pièces, die Fleischstücke, des Vorschneiders, der sie, die Coups de Table, vor den Augen der Gäste zerlegt. Nach der Mitte zu schließen sich die breiten Terrinen für etwa vier verschiedene Suppen an, zwischen ihnen und dem dormant stehen die Assietten mit den Eingangsgerichten, den Entrées, in denen die französische Küche stets besonders brillierte, den verschiedenen Poissons, dem Homard, den Ragouts und Timbales, den Pasteten und Epigrammen, den Suprêmes und Vols-aux-Vent. — Ist der



Menü von der Tafel Friedrich Wilhelms IV.

erste Gang erledigt, so wird abserviert, und es folgt der zweite: die Rôts, Braten, die zahlreichen Entremets, Gemüse und warme süße Speisen; ebenso reiht sich dann das Dessert an.

Das Diner en ambigu entsprach so recht der prunkvollen Art des ancien regime, und die Menüs waren ungemein kompliziert. Ein Fastenmenü — also ohne Fleisch — Ludwigs XVIII. aus dem Jahre 1814, das mir vorliegt, zählt u. a. 4 Potages, 4 Relevés de Poissons, 4 grosses Pièces, 32 verschiedene Entrées, 38 Entremets, 70 Desserts mannigfachster Art auf, wobei zwischen den Gängen noch sogenannte Assiettes volantes, fliegende Schüsseln, herumgereicht wurden — meist in Fett gebackene Speisen, die das Stehen auf der Tafel nicht vertragen konnten, sondern sofort gegessen werden mußten.

In gewisser Beziehung erinnert die ältere englische Art des Servierens und die damit ja eng zusammenhängende Zusammenstellung des Menüs an das Diner en ambigu; auch bei ihr wurden alle Speisen der zwei Gänge gleichzeitig auf die Tafel gestellt, die größeren Fleischstücke unzerlegt, meist auf Nebentische. Von dieser Sitte, bei der selbst in größeren Kreisen der Hausherr persönlich den Braten vorschnitt, leitet sich die in England noch heute zu den unentbehrlichen Eigenschaften eines Gentlemans gehörende große Kunst des Tranchierens her, die bei uns leider mehr und mehr in Verfall gerät. Eine Reminiscenz der englischen Methode sind übrigens auch noch die silbernen Wagen, auf denen in eleganten Restaurants die großen Fleischstücke unzerlegt an die Tische der einzelnen Gäste geschoben werden.

All diese älteren Methoden, die sich mutatis mutandis über ganz Europa verbreitet hatten und von denen sich Nachklänge in der Art finden, wie heute in amerikanischen Hotels gespeist wird, litten daran, daß trotz Glocken und Réchauds die Speisen doch nicht recht „aus der Pfanne in den Magen" kamen. Was wohl nicht allgemein bekannt ist: ihre Umformung zu der heute fast allgemein gebräuchlichen Form kam uns aus — Rußland, wahrscheinlich vom Hofe des Zaren. In Fachkreisen nennt man daher das moderne Diner „servi à la russe." Es unterscheidet sich hauptsächlich dadurch von den früheren Menüzusammenstellungen,

daß bei ihm die Gerichte nacheinander aus der Küche kommen, nacheinander den Gästen gereicht werden und daß die größeren Fleischstücke schon in der Küche tranchiert sind. Mit der russischen Kulturgeschichte vertraute Freunde haben mich übrigens versichert, daß diese äußere Form der Mahlzeit schon am Hofe Iwans des Schrecklichen, nachweisbar sei.

Die kulinarische Erfahrung hat nun für das moderne Menü ein gewisses Schema gezeitigt, ein Gerippe gewissermaßen, aus dem man wohl hier und dort das eine oder andere unwichtige Glied fortlassen kann, innerhalb dessen auch ein Vertauschen einiger weniger Glieder gestattet ist, das aber die Reihenfolge der Speisen doch im allgemeinen ziemlich bestimmt festsetzt, wobei dem persönlichen Geschmack, ich möchte fast sagen: der Individualität des Gastgebers immer noch ein breiter Spielraum bleibt.

Ein vollständiges Diner setzt sich heute in der ganzen Welt — die feinere Küche ist trotz aller nationaler Abweichungen ja doch international — aus neun Teilen zu-

Menü von der Königlichen Tafel zu Berlin.
Zur 50jährigen Jubelfeier für die Veteranen von 1813.

Menü von der Tafel des Prinzen Friedrich Karl von Preußen.

sammen, die ich vielleicht am klarsten an dem Beispiel des mustergültigen Menüs einer kaiserlichen Mittagstafel im Berliner Schlosse (aus dem Jahre 1893) entwickeln kann; obwohl sie auf dem Originalmenü nicht mit abgedruckt sind, setze ich die deutsche und französische Bezeichnung der einzelnen Gänge vor die Namen der Gerichte:

1) Vorgericht	— Hors d'Œuvre		Austern.
2) Suppe	— Potage		Prinzessinnensuppe.
3) Fisch	— Relevé de Poisson		Karpfen mit Oliven.
4) Fleischstück	— Grosse Pièce oder Relevé de Boucherie		Lammkeulen mit Gemüsen.
5) Eingangsger., warm	— Entrée chaude		Hummernauflauf.
Eingangsger., kalt	— Entrée froide		Haselhühner in Gallerte.
6) Braten	— Rôt		Rehrücken; Früchte, Salat.
7) Gemüse	— Entremet de Légumes		Artischocken mit Mark.
8) Süße warme Speise	— Entremet de Douceur		Chokoladenspeise.
9) Nachtisch	— Dessert		Käsestangen, Gefrorenes.

Es lohnt sich wohl, auf dieses Menü ein wenig näher einzugehen.

Ganz abgesehen davon, daß es durchweg in deutscher Sprache gehalten ist, woran am kaiserlichen Hofe seit dem Regierungsantritt Wilhelms II. noch strenger festgehalten wird als vorher, fällt zunächst seine Einfachheit vorteilhaft auf. Man vergleiche mit ihm nur einmal in einem flüchtigen Blick die Zusammensetzung einer fürstlichen Mahlzeit aus früherer Zeit, etwa des von mir wiedergegebenen Küchenzettel für die Vermählung des Kurfürsten Joachim von Brandenburg (1524) oder dem Diner am Tuilerienhofe am 20. Januar 1820! Ja, es findet sich nicht einmal die doppelte Besetzung einzelner Gänge, wie sie selbst bei größeren Privatdiners gebräuchlich ist: nicht zwei Fleischstücke, nicht zwei Braten, nur *eine* Suppe, nur *ein* Fisch!

Eine besondere Bemerkung darf der Stellung des Vorgerichts *vor* dem Braten gewidmet sein. In den Kreisen der Küchengelehrten ist es eine alte Streitfrage, ob die Hors d'Œuvre vor oder hinter die Suppe gehören. Wenn man die Tafelkarten der europäischen Höfe, von denen mir Hunderte vorliegen, durchgeht, findet man bis in die neuere Zeit hinein die Vorgerichte, nicht nur die warmen, sondern auch die kalten, fast ebenso oft hinter als vor der Suppe. Erst ganz neuerdings scheint eine gewisse Klärung eingetreten zu sein: man gibt kalte Vorspeisen vor, warme nach der Suppe. Also Austern vor, gebackene Austern aber nach der Suppe; das jetzt so beliebte Hors d'Œuvre à la Diplomate (Charivari) gehört daher ebenfalls an den Anfang des ganzen Diners, und es entspricht dies auch ganz der Herstammung aus der russischen und skandinavischen Küche, wo die Vorspeisen als appetitreizende Sakuska ebenfalls vor der Mahlzeit gereicht werden. Übrigens werden jetzt nach der Angabe des Küchenvorstandes der kaiserlichen Hofküche, De Laquis, am Berliner Hofe grundsätzlich keinerlei Hors d'Œuvre, mit alleiniger Ausnahme frischer Austern, in die Dinermenüs eingeschaltet.

Auch eine zweite gastronomische Streitfrage: ob der Fisch vor das große Fleischstück, das auch Geflügel sein kann, gehört

Küchenzettel

bei der Vermählung des Kurfürsten Joachim von Brandenburg mit der Prinzessin Magdalene von Sachsen.

(Dresden, 6. November 1524.)

Mittags:

Erster Gang: Auerhahn mit gehemmerter süsser Sose. Grüne Foren (Forellen). Gebratenes. Mandeltorten mit Konfekt. Ein Schauessen.

Zweiter Gang: Schwein-Wildbret. Gebratenes von Spanferkeln. Wildhühner mit gelber Sose. Ein Schauessen.

Dritter Gang: Grüne Hechte. Heisse Kuchen mit Oblaten. Als Schauessen: Pasteten, darin eine Rehkeule, vergoldet.

Vierter Gang: Gepresste Schweinsköpfe mit Äpfeln und Weinessig. Birnen in süsser Brühe. Gebackenes. Als Schauessen: eine hohe Gallerte von Fischen, vergoldet.

Abends 6 Uhr:

Erster Gang: Salat. Zwei Reisschüsseln. Gebratene Tauben. Kalbsbraten. Gekochte Karpfen. Rindfleisch. Gekochte Aale. Hammelbraten. Gerösteter Kalbskopf. Erbsschoten. Krebse. Hammelfleisch. Leberkuchen. Geschnittener Ochsenkopf.

Zweiter Gang: Kalbfleisch. Gekochte junge Hühner. Pastete von Ochsenzungen. Hirschbraten. Gebratene Rehkeule. Lammbraten. Reh-Wildbret. Ochsenkaldaunen. Pflaumenkuchen. Stachelbeertorte. Hirsch-Wildbret. Ochsenklauen. Gekochte Karauschen.

Küchenzettel Friedrichs des Grossen

vom 5. August 1786.

(12 Tage vor seinem Tode.)

Die Kreuze, die der König während des Essens beifügte, bedeuteten, dass er mit den betreffenden Gerichten besonders zufrieden war.)

Soupe aux choux à la Fouqué. +

Du bœuf au panais et carottes. +

Des poulets en cannelons aux concombres farcis au blanc à l' Anglais. — (Vom König durchstrichen, der dafür bestellte *des cotelettes en papier.*)

Petits pâtés à la Romaine. —

Gebratene junge Couleussen. —

Des filets de volaille à la Pompadour avec des langues de bœuf et des croquettes. —

Portugiesischer Kuchen. — (Dafür: *des gaufres.*)

Grüne Erbsen. +

Frische Heringe. +

Saure Gurken. —

Menu eines Diners Napoleons I.

(Tuilerien 1811.)

2 Potages: A la purée de marrons; au macaroni.
2 Relevés: Pièce de bœuf bouillie, garnie de légumes; Brochet à la Chambord.
4 Entrées: Côtelettes de mouton à la Soubise; Perdreaux à la Montglas; Fricassée de poulets à la chevalier; Filets de canards au fumet.
2 Rôts: Chapon au cresson; Gigot d' agneau.
2 Plâts de Légumes: Choux-fleurs au gratin; Céleri-navet au jus.
4 Entremets au Sucre: Crême au café; Gelée d'orange; Génoise décorée; Gaufres à l' Allemande.

Banquet royal aux Tuileries.

6. Janvier 1820. (En ambigu.)

2 Potages: Potage printanier de santé; Bisque d' écrevisses.
4 grosses Pièces: Faon de daim à la broche; Turbot, sauce aux huitres et aux moules; Carpe à la Régence; Casserole aux riz à la St. Hubert.
16 Entrées: Filets glacés aux laitues; Sauté de filets de perdreaux aux truffes; Grenadins de filets de laperaux à la Toulouse; Côtelettes de chevreuil à la Soubise; Filets de lottes à la Villeroy, sauce Vénétienne; Quenelles de volaille au consommé réduit; Hâtelettes à la belle-vue à la gelée; Escaloppes de levrauts au sang; Poulardes à l' estragon; Kromeskis au velouté; Blanquettes de filets de poulardes à la Conti; Perches à la Waterfish; Poulets à la reine à la Chevry; Petits pâtés à la Béchamel; Filets d' agneaux aux pointes d' asperges; Purée de gibier à la Polonaise.
4 grosses Pièces: Buisson d'écrevisses; Sultane à la Chantilly; Soufflé aux fromage; Jambon de sanglier glacé.
4 Plats de Rôts: Faisans de Bohême; Perdreaux rouges; Éperlans frits; Becasses de Morvan.
16 Entremets: Asperges en branches; Choux-fleurs au parmesan; Champignons à la Provencale; Truffes au vin de Champagne; Laitue à l' essence; Epinards au consommé; Salade à la Piémontaise; Concumbres au consommé; Gelées d' oranges; Crêmes à l' Anglaise; Pannequets aux citrons confits; Oeufs pochés au jus; Gâteaux soufflés; Maccaroni à l' Italienne; Pommes au beurre de Vanvres; Gaufres à la Flamande.
Dessert: 8 corbeilles, 4 corbillons etc. etc.

Menu

bei dem Krönungsdiner König Wilhelms I. von Preussen

(Königsberg, 18. Oktober 1861 — 1020 Personen).

Potage d'orge à la Princesse.
Consommé printanier royal.
Saumon du Rhin à la Génoise.
Turbot à la sauce aux huitres.
Pièce de bœuf à la Flamande.
Jambon glacé, sauce au vin de Madère.
Poulardes à la Toulouse.
Timbale à la Talleyrand.
Homards à la Bragation.
Pain des foies gras à la gelée.
Faisans de Bohême rôtis.
Punsch à la Romaine.
Petits pois à la Francaise.
Asperges à la Hollandaise.
Pochés à la Maintenon.
Pouding soufflé à la vanille.
Gelée à la sultane à l'ananas.
Charlotte à la Parisienne.
Glaces variées; Dessert.

oder umgekehrt, ist jetzt wohl allgemein zu Gunsten der ersten Annahme entschieden. Es war nicht immer so; früher rückte man sogar den Fisch noch viel weiter zurück. Auf dem von mir wiedergegebenen Menü Friedrichs des Großen finden wir bei dem bereits à la russe zusammengestellten Diner den Fisch sogar erst nach dem Braten. Und der große Friedrich war ein großer Feinschmecker; dabei aber auch in Bezug auf die Tafel ein sparsamer Herr, der gelegentlich einmal unter eine noch erhaltene Küchenrechnung, welche die für den Tag festgesetzte Summe von 12 Thalern überstieg, die Worte setzte: „Impertinent gestohlen!“

Menü von der Tafel der Kaiserin Friedrich.
(Mit einer eigenhändigen Zeichnung der Kaiserin.)

Schwankend in unseren heutigen Menüs sind weitere Punkte. Am Berliner Hofe werden Salat und Kompott stets als Beigang zum Braten gegeben; man möchte fast sagen: nach bürgerlich deutscher Art. An den meisten anderen Höfen aber gibt man meist nur den Salat zum Braten, serviert das Kompott dagegen nach diesem besonders. Abweichend von früher, wo auf das Kompott sehr viel Wert gelegt wurde und man sich in konservierten Früchten, Gelees, Marmeladen zu übertreffen suchte, haben heute die in Zucker eingelochten Früchte der jeweiligen Jahreszeit stets den Vorzug.

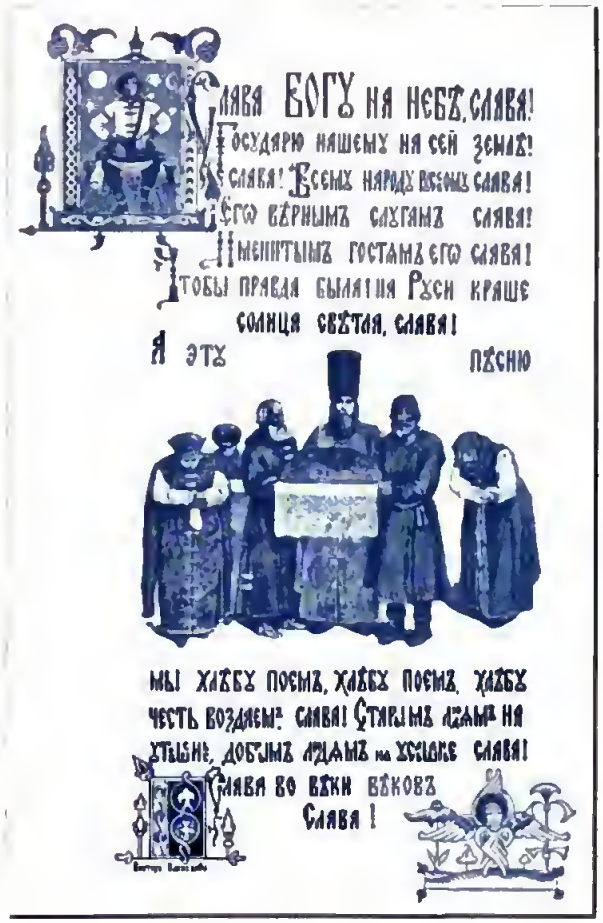
Als wesentlich gilt die Stellung des Gemüseganges in der Reihenfolge des Menü. Wenn man als dessen allgemeine Grundlage festhalten will, daß stets ein leichteres Gericht mit einem schweren, ein den Appetit angenehm anregendes mit einem der Sättigung dienenden abwechseln soll, so müßte man das Gemüse zwischen dem meist schwereren kalten Eingangsgericht (z. B. Gänseleberpastete) und dem Braten geben. Das Princip ist aber längst durchbrochen, und man schiebt das Gemüse meist bis hinter den Braten zurück, wie wir es auch in unserem Beispiel finden. Indessen hebt

z. B. Baron Malortie, der Oberhofmeister des früheren hannöverschen Hofes, dessen Einrichtungen heute noch als mustergültig gelten, mit Recht hervor, daß nur die feineren jungen Gemüse, z. B. Spargel, Schoten, Artischocken und von Kohlarten nur der Rosenkohl, nach dem Braten gegeben werden dürfen; ich möchte mir erlauben hinzuzufügen: alle Edelpilze. Apropos: Trüffeln in der Serviette in Champagner gekocht ist ein spaßhafter Unsinn. Denn heute kocht kein ordentlicher Kochkünstler mit Champagner; höchstens kommt dieser auf die Küchenrechnung, und der Koch hat ihn dann verständigerweise selbst getrunken. Stellt man das Gemüse vor den Braten, so gibt man wohl eine Fleischbeilage; nach dem Braten nur ganz ausnahmsweise.

Ein letzter Punkt endlich, über den die Gelehrten sich gänzlich uneinig sind, betrifft den Käse. Meist wird er, nach der Vorschrift Brillant-Savarins, der sich auch Herr von Malortie anschließt, nach der warmen süßen Speise, also vor dem Eis gereicht. So wird es auch am Berliner Hofe gehalten. Ich wage trotz der Stimmen solch gewichtiger Autoritäten mich der Gegenpartei anzuschließen und der Käseschüssel ihren Platz als Magenschluß ganz am Ende des Diners zu geben. —

Für größere Diners verlangt man wohl noch einen weiteren Ausbau des Menü, obwohl nirgends das alte Wort besser gilt als in der Gastronomie: weniger kann mehr sein!

Wenn man eine größere Anzahl Menüs deutscher Höfe aus älterer und neuerer Zeit durchmustert, fällt der fortschreitende Drang nach Vereinfachung stark ins Auge. Dabei wird an unseren Höfen — und nicht zuletzt an den kleineren — immer noch die edle Kochkunst am verständnisvollsten gewürdigt; auch wenn die hohen Herrschaften selbst den Tafelfreuden weniger Interesse entgegenbringen, fehlt es fast nirgends an einer leitenden Persönlichkeit, die dafür sorgt, daß die Küche Serenissimi ihren altbewährten Ruhm behauptet. Die Zeiten sind ja freilich längst vorbei, von denen der lachende Philosoph so lustig erzählt: wie einer der „Kleingroßen" seinen Küchenmeister zum Kammerdirektor machte, was auch ganz in der Ordnung, da zwei Drittel der „Staatseinkünfte" in die Küche liefen, und wie anderswo der deutsche Sekretär hundert Gulden Gehalt hatte, der französische Koch aber vierhundert „ohne das nefas, das sich leicht hinter Provisions (Lebensmittel — unrechtmäßige Einkünfte) versteckte". Immerhin sind heute noch die kulinarischen Leistungen der fürstlichen Hofhaltungen maßgebend — ganz besonders auch für die Haute finance, die gern mit jenen wetteifert, wie ehedem schon die millionenreichen Steuerpächter mit den französischen Großen.



Vorderseite für das Krönungsmenü zu Moskau.

Digitized by Google

Weit weniger nun auf den mustergültigen Tafelkarten der Höfe, als bei privaten Diners findet man jenen obenerwähnten weiteren Ausbau des Menü. Höchstens daß die einzelnen Gänge, besonders Suppe, Fisch, Fleischstück, Braten, Gemüse, in zwiefacher Auswahl gereicht werden; auch ist nicht selten ein gefrorener Punsch, ein Sorbet unmittelbar vor dem Braten — nie an anderer Stelle! — eingeschoben; man kann endlich, es ist aber ein recht in Abnahme gekommener Brauch, nach dem Braten, vor dem Gemüsegang noch ein kaltes Fleischstück einschieben, ja auch ein kaltes Zwischengericht, etwa Gänseleberpastete. In den letzten Jahren habe ich schließlich bei einigen Berliner Schlemmerdiners eine scheinbare Häufung der Genüsse beobachtet, die darin gesucht wurde, daß man auf einer Schüssel zwei verschiedene Speisen zu vereinigen suchte; es gab z. B. als grosse Pièce einen steyrischen Kapaun, garniert mit getrüffelten Rehkotelettes, als Fischgang gerösteten Rheinlachs, garniert mit Seezungenfilets. Vom Standpunkt des feineren Stils läßt sich das sicher nicht billigen, denn man will — und das ist einer der wesentlichsten Vorzüge der modernen Küche — sich ja heute möglichst an dem unvermischten Geschmack jeder Speise erfreuen; unähnlich den alten römischen Feinschmeckern, die den höchsten Triumph ihres obersten Küchensklaven darin sahen, daß es ihm gelang, etwa Hühnerkoteletten künstlich Geschmack und Ansehen von Hammelfilets zu geben. Die moderne Unsitte ist denn auch nichts als eine Erfindung jener Köche, die darauf ausgehen, ihren Auftraggebern möglichst große Rechnungen zu schreiben, weil sie wissen, daß jene den Wert eines Diners nur nach dem Preise beurteilen, und die andererseits zu ungebildet oder zu bequem sind, um ein wirklich kostbares Menü auch ohne derart gepfefferte Kunststücke zusammenzustellen. Sie sollten einmal die Bemerkungen ihres Kollegen Monsieur Antoine Girot, ancien chef-cuisinier de S. M. le Roi de Hanovre, nachlesen: „Les prud'hommes sont assemblés, on va discuter sur la teneur et les conditions du menu . . . . . Cherchons, calculons, mettons-nous la campagne! Trouver, rassembler, assortir, c'était le nœud de l'œuvre —"

Menü von dem Krönungsfest zu Moskau.

Angehenden Landwirten gibt man wohl das Bild eines Ochsen in die Hand, auf dem das schöne Tier mit allen möglichen Fehlern behaftet dargestellt ist. Ich besitze ein Menü, das ungefähr ähnlich zusammengestellt und daher sehr lehrreich ist. Es sieht noch dazu für den Nichtkenner außerordentlich splendid und sachgemäß aus, und muß jeder besseren Zunge doch einfach Grauen einflößen. Hier ist es:

Kraftbrühe von Hühnern.
Klare Schildkrötensuppe.
Austern.
Gans am Spieß mit Kastanien.
Wildschweinsrücken mit Trüffeln.
Steinbutt mit Austernsauce.
Sorbet von Champagner.
Fasan mit Sauerkohl in Champagner.
Trüffelsalat nach Toulouser Art.
Getrüffelter Kapaun.
Rentierrücken mit gefüllten Edelpilzen.
Französische Bohnen mit Rehkoteletten.
Macedoine von Gemüsen.
Auflauf von Pfirsichen.
Macedoine von Früchten.
Butter und Käse.
Eis von Kastanien.
Dessert. Früchte.

Ich brauche meinen verehrten Leserinnen sicher keine Vorlesung über die vielen Fehler dieses Diners zu halten, das ich thatsächlich in einem guten Hause mitgegessen habe — ohne eine Miene zu verziehen. Nur ganz kurz hinweisen möchte ich auf die zwei klaren Suppen, auf die Austern und die Steinbutte mit Austernsauce, auf den Wildschweinsrücken, den Rentierrücken und die Rehkoteletten, auf die thörichte Verschwendung der Trüffeln, auf die Aufeinanderfolge von Gans, Fasan, Kapaun — es gibt an diesem Abschreckungsmenü thatsächlich mehr Fehler als Gerichte, aber man kann an ihm negativ mehr lernen, als an seitenlangen Auseinandersetzungen. Möglichste Mannigfaltigkeit bei edler Einfachheit, keine Wiederholung, keine Überladung und die richtige Berücksichtigung der Jahreszeiten bleibt immer die Hauptsache. Gerade auch der Jahreszeiten! So sehr nämlich unsere ausgezeichneten Eisenbahnverbindungen einerseits, die neuen Konservierungsmethoden andererseits den Einfluß der Jahreszeiten auf die Küche zu verringern scheinen, um so empfindlicher berühren gewisse rohe Verstöße gegen ihre bleibenden Gesetze. Ich wenigstens danke für ein Timbale von Krebsen im November oder ein Rebhuhn mit Kohl im Mai, für eine Kräutersuppe im Winter oder Rheinsalm im Januar. — — — — — —

Es war auf dem Reichstag zu Regensburg anno Domini 1541, daß Heinrich der Quade von Braunschweig dadurch besonderes Aufsehen erregte, daß bei Tafel „eine lange Zedul vor ihm liegen that, so er oftermal besähe." Also daß sich Graf Hang von Monfort bei ihm erkundigte, was das bedeute — „Da ließ ihn der Herzog den Zedul sehen. Darin hat ihm der Küchenmeister alle Essen und Trachten in der Ordnung ufgezeichnet und kunnt sich also der Herr Herzog mit dem Essen darnach richten und seinen Appetitum uff die besten Trachten sparen."

Wenn die Erfindung des Menüs dem

Menü vom Berliner Kaiserhofe.

Chinesisches Diner. 1877.

Haifischflossen mit Krabbensauce. Dazu gebratene Taubeneier mit Pilzen und Seeschnecken in Hühnersuppe mit Schinken.

Wilde Enten mit Schantungkohl. Dazu gebackene Fische und fettes Schweinefleisch in Reismehl gebraten.

Geschmorte Lilienwurzel. Dazu Hühnchen in Früchten mit Schinken und geschmorte Bambusschösslinge.

Gebratener Schellfisch. Dazu geschmorte Fasanen und Pilzsuppe.

(Die Tafel wird abgeräumt.)

Gebratener süsser Pudding. Gedämpfter süsser Pudding. Gebackener salziger Pudding. Gedämpfter salziger Pudding.

Gesüsste Enten. Hühnerschnittchen in Öl gebraten. Gekochter Fisch in Sauce.

Schnitten von abgekochtem Hammelfleisch in Schweinefett gebraten. Suppe mit Reis.

Auf der Tafel dauernd 16 Schüsseln mit frischen, getrockneten, kandierten Früchten, Sardinen, Schinkenschnitten und Eiern.

Türkisches Menu.

Weisse Suppe mit gehackter Leber.
Gebratenes Lamm mit Pistizien; Gelee.
Gebratener Truthahn mit Ananassamen und geriebenen Kastanien gefüllt.
Weisser Eierrahm mit gestossenem Zimmet.
Gedämpftes Gemüse mit Öl.
Eierkäse.
Gebratene Fische mit saurer Sauce.
Brodpudding mit Zucker.
Geröstete Gänsekeulen.
Pastete von gehacktem Fleisch mit verschiedenen Kräutern.

Gebäck mit Honig.
Zusammengerollte Kohlblätter mit Reis gefüllt.
Eierspeise mit Mandeln.
Gedämpftes Huhn mit Ananassamen gefüllt.
Zuckerkuchen wie Diamanten geformt.
Gestobtes Gemüse mit Knoblauchsauce.
Wurst von Reis mit Kräutern. Kuchen.
Gebratene Barben. Kuchen.
Rindfleisch mit Olivensauce. Melonen.
Gesottene Klösse.
Frikassee mit Kastanien.
Gekochter Reis.

Rosenwasser mit Honig.

Kolonial-Diner

des deutschen Central-Vereins für Handelsgeographie. Berlin.

Majonaise von Lachs aus Labrador.
Reis aus Curry.
Pillaw aus Pistizien und Datteln.
Brasilianische Bohnen mit Rentier-Zunge.
Nordische Krickenten.

Elenrücken aus Lappland in japanischer Soyasauce.
Bärenschinken aus Schweden.
Eingemachte indische Früchte.
Eis.

Frische Bananen aus Westindien. Datteln aus Marokko. Feigen und Rosinen aus Smyrna.
Äpfel aus Kalifornien.
Kaffee aus Aden. Matéthee aus Paraguay.

Vegetarier-Festessen in Dresden.

Luisensuppe mit Eiernocken.
Vegetarisches Allerlei.
Kartoffel-Kroquettes in Coteletten form.
Reispudding mit Fruchtsauce.

Grüne Bohnen mit Maccaroni.
Gelbe Erbsen mit Sauerkraut.
Kunitzer Eierkuchen mit Kompott.
Dessert. Früchte.

dicken faulen Herzog Heinrich zugeschrieben wird, so kann das wohl nur in dem Sinne gelten, daß er die Tischkarte wieder anwandte, nachdem sie anderthalb Jahrtausende in Vergessenheit geraten war. Denn es wird auch bereits aus dem Altertum berichtet, daß der Gastgeber bei Beginn des Mahles mit einem Verzeichnis der Speisen versehen war, und es wäre ja auch geradezu erstaunlich', wenn die römischen Feinschmecker nicht den Schlachtplan ihrer Gelage bei diesen zur Hand gehabt hätten, um im rechten Zeitpunkt ihre besten Kräfte einsetzen zu können oder — die Reiherfeder anzuwenden. Auch ist die Tischkarte angeblich bei den Chinesen schon seit uralten Zeiten im Gebrauch.

Jedenfalls aber wurde sie bei uns erst längere Zeit nach der Erfindung der Buchdruckerkunst allgemeiner und erst in unserem Jahrhundert in eine handlichere Form gebracht, um nun in mehreren Exemplaren den Gästen zugeteilt zu werden, während sie ehedem im größten Format nur dem Gastgeber vorlag. Die heutigen Reproduktionsmethoden haben dabei eine bedeutsame Rolle gespielt, und kaum eine von ihnen — Kupferstich, Holzschnitt, Steindruck, Zinkätzung, farbiger Druck — ist nicht zur Herstellung von Tischkarten verwandt worden. Unsere Kartonnagen- und Luxuspapierfabriken überbieten sich in Modellen: es gibt Riesenkarten und so kleine, daß man sie nur mit der Lupe lesen kann (wenigstens ließ sich ein wissenschaftlicher Verein in Chicago derartige geistreiche Dinger anfertigen); ich habe Menu auf Blech gedruckt gesehen (für ein Klempnermittagessen), auf Holzbrettchen, auf Seide, auf Pergament; ja, T. Willy in London verfertigt sogar Tafelkarten aus Marzipan mit Zuckerschrift, die man also gleich zum Dessert verspeisen kann. Unglaublich mannigfach ist auch die äußere Form, denn bei jedem „Zweckessen" eines Vereins, bei jeder gemeinsamen Mahlzeit einer Berufsgenossenschaft soll die Menükarte in besonders „sinnreicher" oder witziger Weise hergestellt sein. Da gibt es nicht nur bedruckte Zeltchen und Fächer, Tellerchen, nicht nur Karten im gotischen, im Renaissance- und ägyptischen Stil, letztere mit imitierten Hieroglyphen — es gibt auch Menüs in Form von Cigarren, von Würstchen, von Spielwaren, Eiern, Wechseln, Landkarten ꝛc. Selbstverständlich haben sich denn auch bald Sammler von Tischkarten gefunden, und solch eine große Sammlung, wie sie auf den neueren Kochkunstausstellungen häufig zu sehen waren, ist in der That sehr interessant. Sie ist es nicht nur für den Fachmann und für den verständnisvollen Verehrer der edlen Kochkunst; sie kann auch in künstlerischer Beziehung so bedeutsam sein, daß sich z. B. unsere großen Kunstgewerbemuseen jetzt wohl fast ausnahmslos Sammlungen von Menüs angelegt haben.

Decke zum Menü der Kaisertafel bei der Eröffnung des Nordostseekanals.

Denn neben guten und ſchlechten Scherzen und neben vielen Albernheiten, die ſich auf den Menüs verewigt finden, iſt doch in neuerer Zeit auch die Zahl der Karten ſehr groß geworden, die wirklichen und zum Teil ſehr hohen künſtleriſchen Wert haben. Die Höfe ſind auch in dieſer Beziehung vorangegangen; faſt für alle feſtlichen Diners werden neuerdings die Menüs von Künſtlerhand entworfen: Blätter, wie die vielfarbigen Menüs für die Hochzeitstafel des Zarenpaares, oder wie die Menüs für das Kaiſerdiner bei der Eröffnung des Nord-Oſtſeekanals, oder die Tafelkarten des ſächſiſchen Hofes anläßlich des Wettinjubiläums 1898, gereichen jeder Sammlung zur Zierde. Künſtler allererſten Ranges ſtellten ihren Griffel zur Verfügung — ſo Altmeiſter Menzel u. a. für eine Tiſchkarte des Hofes zu Meiningen, ſo Max Klinger für das Menü einer internationalen Schriftſtellerverſammlung in Dresden. In einzelnen Fällen wurden ſogar Originalgemälde als Tafelkarten verwendet; Excellenz Herbette ließ z. B. als franzöſiſcher Botſchafter in Berlin die für die allerhöchſten Herrſchaften beſtimmten Tafelkarten von den erſten Malern Frankreichs in Aquarellen ausführen.

Ich möchte aber bemerken: wer nicht eine bewährte Künſtlerhand zu gewinnen vermag, verzichte lieber auf bildlichen Schmuck; eine ſchlichte Karte aus tadelloſem Karton mit Monogramm oder Wappen wirkt immer vornehm. Und ſchließlich bleibt für jede Mahlzeit das Wichtigſte doch — das Eſſen ſelbſt.

Lichterfelderstraße Nr. 1.

Eine Berliner Zigeunergeschichte.

Von

Hanns von Zobeltitz.

(Abdruck verboten.)

I.

Nur nicht alle Pudel über einen Kamm scheren — wat dem einen sin Uhl, is den anneren sin Nachtigall!

Heut natürlich . . . heut kommt's mir ja selbst wunderlich vor, daß ich auch mal in der von euch so bös verlästerten Zigeunerwirtschaft mitten drin steckte. Lang, lang ist's her! Aber daß man unglücklich sein müßte als erwachsener gebildeter Mensch, wenn man nicht zwei Paar ganze Stiebeln im Schrank hat und manchmal nicht sechs Dreier in der Tasche und ‚Schulden mehr als Haar auf dem Haupt', um mit dem alten guten Gaudy zu reden, der selber solch Stück von 'nem Bohemien an sich hatte — das soll man sich nur nicht einreden. Ganz oh Controleur! Ich hab' mein Leblang keine vergnügteren Menschen kennen gelernt, als in meiner Bohemezeit. Und bei Lichte besehen: so mit die vergnügtesten Stunden meines Lebens hab' ich doch damals auch erlebt. Heiliger Knipperdolling! Manchmal kam ja woll so der moralische über einen. Aber dann tobte man ihn eben fort. So'n junger Mensch hat 'ne ganz eigne Kraft in sich, schwarz in weiß zu verwandeln. Manchmal sogar ins Rosenrote. Jung muß man freilich sein, und Philister- oder Fischblut darf man nicht in den Adern haben.

Ja so . . . wie ich damals in die Bohemewirtschaft hineingeraten bin?

Aus 'nem Unglück wird manchmal über Nacht ein Glück. Ich glaub' aber, viel viel öfter entsteht aus einem sogenannten Glücksznfall ein recht kräftiges Unglück. So ging's mir damals — denn als ein absonderliches Glück für mich möcht' ich meine Zeit unter den litterarischen Zigeunern doch gerade nicht bezeichnen. Wenigsteus ging's doch hier und da . . . na! . . . haarscharf am Ende mit Schrecken vorbei.

Also die Geschichte fing so an:

Anno 69 hatte ich im Kasino eines schönen Morgens bei der Schinkenstulle in der Norddeutschen von einem Preisausschreiben der Allgemeinen Zeitung gelesen. 'ne kleine Novelle sollte es sein, aus der Gegenwart — erster Preis zweihundertfünfzig Thaler ꝛc.

Ich galt 'n bissel als Dichter im Regiment. Nämlich, ich machte die allerschönsten Knittelverslein, hatte znm letzten Sylvesterfest eine gedrängte Jahresübersicht frei nach irgend einem alten Singsang verbrochen und für unsere winterliche Liebhaberkomödie einen Prolog. Es steckte mir wohl auch von der Schule her in den Gliedern. Denn da hatten Fritze — mein Bruder — und ich schon gemeinsam das selbstverständliche Jambendrama begonnen, eine großartige Thusnelda, von der sogar zwei Akte fertig geworden waren, die alleine reichlich 'nen Bühnenabend gefüllt hätten von sechse bis halb zwölfe.

Wie ich denn so bei dem langweiligen Rekrutenturnen stehe — rechts der Sprungkasten und links der Schwebebaum — da klingelt's mir immerzu in den Ohren: zweihundertundfünfzig Thaler! Donnerwetter . . . das wäre mal was!

Und wie ich abends in meiner Kasernenstube sitze — der Bursche hatte so schön eingekachelt, und ich halte mir 'nen Grog gebraut — die angefangene Winterarbeit vor mir: „Die Bedeutung zweckmäßigen Schuhwerks für die Infanterie" — da klingelt's weiter: zweihundertfünfzig Thaler — zweihundertfünfzig runde, harte, schöne Thälerchens!

Na was soll ich sagen: ich schrieb die Geschichte in einem Sitzen runter, ohne aufzustehen, bloß daß ich mir manchmal Rum nachfüllte. Es war so, was die Kameraden, die 66 mitgemacht hatten, „Chlumen" nannten: ein Stückchen Feldzugserinnerung, das ich mal irgendwo aufgeschnappt hatte, mit 'nem rührend treuen, unmenschlich klugen Pudel und einem polackschen rührend treuen, unmenschlich dummen

Junger Satyr. Nach einer Aufnahme von W. von Gloeden-Taormina.

Burschen und viel Zündnadel und einer Diakonissin und einem abgeschossenen Bein. 'ne ganze Menge Chosen also — alles, was wahr ist. Ich hab's neulich mal wieder in den Fingern gehabt: schön ist anders.

Aber wie Gott den Schaden besieht: ich krieg' den Preis. Lang auf den Bauch fiel ich hin vor Schreck.

Das war aber das Schlimmste nicht. Sondern daß die Leutchen von der Allgemeinen Zeitung auf den „Leutnantspudel" hin — so hieß die Geschichte — einen mordsmäßigen Lärm in der ganzen Presse machten. Was wußt' ich dummes kleines Leutnantchen denn davon, daß das ganze Geschwafel nur Reklame war. Ich nahm's halt für bare Münze, und es stieg mir höllisch zu Kopfe. Und dann gibt's ja immer Menschen, die was zu poussieren haben müssen. Hier wurd' ich auf den Pudel angesprochen, und da war ich der „junge Dichter" — der drückte mir die Hand, und die machte mir schöne Augen. Dazu bekam ich selbstverständlich ein paar Aufforderungen zur Mitarbeiterschaft von anderen Redaktionen, und ein Dr. tel et tel, der Kerl schmort hoffentlich in der Hölle, kam selbst zu mir und schleppte mich an seinen Stammtisch zu Kollegen, denen die Leutnantsuniform wohl Spaß machte oder die sich auch durch sie geehrt fühlten, wenn sie's schon freilich nicht sagten: Zeilenreporter, die aber gewaltig groß thaten und mir riesig imponierten.

Da kam nun noch dazu, daß der Fritze gerade durchs Bauführerexamen geplumpst war und in Berlin rumlungerte und sich auch entdeckte. Nämlich mit gütiger Hilfe desselben Stammtisches in der Weißbierstube. Er hatte damals schon so 'ne ganz eigne Art, die Menschen in sich verliebt zu machen mit seinem Kindergesichtel und seinen schalkhaften Augen, seinem guten Humor, der unverwüstlichen Frische und der leichtsinnigen Ader. Der eine Kollege vernarrte sich ganz in ihn und führte ihn „in die Litteratur" ein. Ich war ordentlich neidisch auf den Bengel, der nach acht Wochen schon auf einem freilich ganz, ganz kleinen Redaktionsschemelchen saß und munter drauflos schmierakelte. Fritze blähte sich stolz wie ein Pfau.

Na, so war ich in die Bummelei ganz hübsch reingekommen. So was geht ja immer schnell, und wen der Deibel erst am kleinen Finger hat . . .

Den lieben Dienst, den machte ich so im Nebenamte ab. Bis ich dann eines schönen Tags im Parolebuche las, daß der Herr Oberst den Herrn Leutnant morgen im Dienstanzug zu sprechen wünsche. Unser guter Oberst — er hat sich 70 als Brigadekommandeur bei Gravelotte das Kreuz zweiter und bei Villersexel das erster Klasse geholt, und wir haben später noch manchen tiefen Trunk miteinander gethan — unser Oberst also war ein prächtiger Kerl. Aber von Litteratur hatte er nicht das geringste Verständnis — vielleicht aber auch mehr wie ich. Ihm war jedenfalls schon die Geschichte mit dem Pudel ein Greuel gewesen, und daß überhaupt einer seiner Leutnants etwas anderes schrieb, als Meldungen und die Winterleiche oder die Sommerrelation, ging ihm gegen den Strich. Nun war ihm von meinem neuerlichen Umgang wohl dies und das zu Ohren gekommen, und so gab es ein langes Register. Er konnte saugrob werden, der Alte, und da ich unvorsichtigerweise, als er einmal schwieg, eine Entgegnung wagte, schnauzte er mich an, daß ich mich in allen meinen verschiedenen Ehren — Leutnantsehre, Schriftstellerehre, dumme Jungsehre ꝛc. — tief gekränkt fühlte. Wovon er aber verflucht wenig Notiz nahm, sondern damit schloß: „Seine Majestät können nur Offiziers brauchen, die ihre Pflicht thun. Ich danke Ihnen!" Worauf ich meine Verbeugung machte und schnurstracks auf mein Zimmer ging und mein Abschiedsgesuch aufsetzte. Es kam mir so vor, als sei das ja doch nur eine Frage der Zeit gewesen, daß ich mich ganz der Litteratur widme.

Na, der Alte hat dann noch ganz väterlich mit mir gesprochen und mir die Raupen ausreden wollen. Aber da war's zu spät, und meinen infamigten Dickschädel hatte ich damals schon.

„Hurra!" schrie Fritze, als ich ihm das alles erzählte. „Das Klügste, was du thun konntest — und nun frisch drauf los."

Eltern hatten wir nicht mehr. Onkel Eberhard, der mir die kleine Zulage gegeben hatte, schnaubte Wut und sperrte sein Portemonnaie zu. Aber was that das?! Das war ja das Schöne: ganz frei sein, ganz unabhängig, und selber verdienen! Möglichst

viel Kassenscheine — — Und dem Verfasser der preisgekrönten Pudelgeschichte konnte es ja nicht fehlen damit!

Fritze und ich suchten uns zusammen eine Wohnung. Aber gerade als wir sie fanden, waren wir durchaus nicht auf der Suche gewesen, hatten vielmehr einen Bummelgang nach Tivoli raus gemacht.

Das sah damals vor dem Halleschen Thor ganz anders aus als heute. Mit dem Platz am Kanal war die Geschichte so ziemlich zu Ende. Da stand links „Neu-Amerika," damals ein vielangestauntes Riesenhaus, heut' ein runzeliger Kasten, in dem die Heilsarmee haust; rechts mitten in einem großen Garten die Rothersche Stiftung; dann kamen nur noch einzelne Mietshäuser in der Belle-Allianceſtraße, die Dragonerkaserne, das Eldoradotheater — dann Garten an Garten, und schließlich der Kreuzberg mit dem schönen Doppelgestirn der Bockbrauerei und des Tivoli.

Den Berg hinauf nach der großen Tivolibrauerei führte die schmale Lichterfelderstraße; linker Hand ganz unbebaut, rechts mit armseligen Restaurationslokalen garniert. So von der Sorte: „Hier können Familien Kaffee kochen." Von den kümmerlichen Buden war die am Fuße des Berges noch die ansehnlichste: ein langes einstöckiges Haus mit einem verhältnismäßig großen Garten, in dem vier Reihen Kastanienbäume standen.

Diese Kastanienbäume in ihrem Blütenschmuck thaten es uns beiden an jenem Vormittag an. Wir machten Station, bestellten uns eine Weiße und schwärmten uns einiges Poetische vor von dem Garten vor dem Elternhause, in dem auch die Kastanien so schön geblüht hatten. Fritze, der immer leicht am Wasser baute, hatte schon ein paar Thränchen im Auge.

Und dann fielen unsere Blicke plötzlich auf eine Stange vor dem Hause mit einer Tafel: „Hier sind möblierte Zimmer zu vermieten."

Am nächsten Vormittag bezogen wir unser neues Palais, und nachmittags wurde mir bereits die Ehre zuteil, Herrn Alfred Krohn kennen zu lernen, unseren späteren ausgezeichneten General.

Zuerst nur sein mächtiges, unglaublich modulationsfähiges Organ, dessen Tonwellen aus seinem offenen Fenster heraus zu unserem Fenster hereinschlugen, daß es dröhnte.

„Madame Pilken, kennen Sie Schopenhauer?! Lesen Sie Schopenhauer, Madame Pilken, auf daß Sie von der Erbärmlichkeit der breithüftigen Hälfte der Menschheit überzeugt werden! Madame Pilken, Sie wissen nicht, was Sie einem deutschen Dichter schuldig sind! Madame Pilken, Sie haben einen Mann vor sich, der in beiden Hemisphären unseres Erdenkloßes ruhmreich genannt wird! Gehen Sie in sich, Madame Pilken, und fragen Sie nicht etwa: was soll ich da? Denken Sie an Ihren herrlichen Beruf, Madame Pilken, und waschen Sie Ihre schwarze Seele mit der Seife christlicher Nächstenliebe —"

Fritze machte lange Ohren, und dann sagte er plötzlich: „I der Tausend! Das kann ja nur der Kronide sein!"

„Wie? Was? Der ... der Kronide?"

Fritze nickte, während draußen der tönende Wortschwall weiter ging. „Jawohl — der Kronide, auch das chronische Übel, und im gewöhnlichen Leben Mister Krohn genannt. Ganz ein großartiger Kerl. Ursprünglich, glaub' ich, Jurist, aber aus tiefgründigem Haß gegen die Pandekten umgesattelt. War in Amerika, behauptet dort Oberst von einem südstaatlichen Reiterregiment gewesen zu sein. Natürlich Blech! Ich meine, er ist auf der Redaktion der Morgenpost."

Gegen Mittag guckte Mister Krohn bei uns zum Fenster herein. „Unterthänigster!" sagte er. „Hörte soeben, daß die Herrschaften hier ihre Zelte aufgeschlagen. Hab' ja schon die Ehre —" Er nickte rechts meinem Frère zu und machte eine kleine artige Verbeugung zu mir hinüber: „Herr Kamerad, wer kennt den Verfasser des ‚Pudels' nicht! Erlauben Sie: Kolonel Krohn!"

Der preußische Leutnant steckte mir doch noch zu sehr im Blute, als daß ich den „Herrn Kameraden" so ohne weiteres acceptiert hätte. Der gute Krohn sah zudem auch verdeubelt aus. Er trug zwar, das war auch eine seiner Specialitäten, einen schwarzen Gehrock und eine Angströhre; aber sie waren auch danach. Und die Buxen stammten entschieden aus dem Mühlendamm, und die Stiefeln verrieten ein Geheimnis, das ich damals noch nicht kannte: die Verwendung von Tinte zur Verkleisterung der Risse im Bau.

Und dann sagte dieses schwarzbärtige

Ungeheuer gleich mit seiner staunenswerten Offenherzigkeit: „Die Herren haben wohl gehört, wie ich vorhin meiner Palastdame den Kopf zurecht setzte? Denken Sie sich nur: hat dieses Weib, genannt Mutter Pilken ... ich frage Sie, wie kann man Pilken heißen?! — die Verwegenheit, mir für die vier Wochen meines Frühlingsaufenthalts in Rummelsburg Miete abzufordern! Nun, ich habe sie aber Mores gelehrt —“ Er machte eine großartige Bewegung mit der rechten Hand — übrigens einer sehr kleinen, sehr wohlgepflegten Hand — zog den Hut und verschwand mit einem melodischen: „Addio ... auf Wiedersehen, meine verehrten Brüder im Apoll!“

Fritze mußte sich den Bauch halten vor Lachen. Ihm war plötzlich die Geschichte von dem ‚Frühlingsaufenthalt in Rummelsburg‘ eingefallen, wie man sie sich in der Redaktion erzählt hatte. Der Mister Krohn hatte nämlich einen kleinen hübschen Preßprozeß gehabt wegen Beleidigung irgend eines jüdischen Mannes und war zu dreißig Tagen Gefängnis oder hundert Thaler verdonnert worden. Der Verleger der Morgenpost hatte ihm auch üblicherweise die Moneten überantwortet, aber der Kronide zog es vor, mit dem Mammon dem eignen chronischen Übel etwas abzuhelfen vulgo die hundert Thälerchens zu verlumpen und dafür lieber den Monat „Frühling“ in Rummelsburg abzubrummen. Worauf er selbstverständlich aus der Redaktion flog. —

Also wir richteten uns in unserer Bude ein. 's war alles 'n bissel schäbig darin, die Möbel sahen aus, als seien sie schon in ihren besten Jugendjahren für 'alt gekauft, aber wir fanden's riesig gemütlich. Die Stube war ziemlich groß, und unsere keuschen Betten standen in 'nem kleinen Alkoven, so daß wir allenfalls von „zwei Zimmern“ sprechen konnten.

Auch unsere Wirtsleute hatten unseren ganzen Beifall. Herr und Frau Lieper waren kugelrunde Menschenkinder mit kugelrunden Gesichtern, aus denen übereinstimmend dieselbe Schlauheit und die gleiche Gutmütigkeit sprach. Ich habe beide nie anders gesehen, als mit riesigen blauen Schürzen angethan — Fritzesohn nannte sie bald die „blauen Kartoffelsäcke“. Und Mutter Lieper hatte eine ganz hervorragende Eigenschaft: sie kochte großartig — wenn sie wollte. Eisbeine mit Sauerkraut gab's da manchmal, der reine Zucker.

Nach ein paar Tagen hatten wir das ganze Haus kennen gelernt.

So was gibt's heut in Berlin nicht mehr, und wenn man bis an die Grenze von Rixdorf pilgerte.

Drum will ich mal schnell so 'ne Art kurze Topographie des Palastes einschalten — als historische Reminiscenz.

Wem der alte Kasten eigentlich gehörte, hab' ich nie erfahren. Herr Lieper schien ihn in Generalpacht zu haben; was darin kreuchte und fleuchte, war ihm unterthänig, zahlte ihm die Miete oder blieb sie ihm schuldig. Und alles, was wahr ist, er war ein ehrenwerter Mann.

Vornheraus, an der Ecke, lag die Restauration: Ein Schankzimmer voll der unergründlichsten Gerüche — vorherrschend Tabak und saure Gurken; daneben ein zweites Zimmer mit einem wahrhaft antediluvianischen Billard, von dem der Kronide behauptete, sobald er zum zweitenmale das große Los gewönne, würde er es unbedingt kaufen, und wenn es zehn Thaler kostete — nur um es dem Germanischen Museum in Nürnberg zu schenken. An den Billardsalon schloß sich der Saal. Jawohl: wir hatten einen Saal, und der Saal hatte auch ein Klavier. Das hätte aber selbst das Germanische Museum nicht geschenkt genommen, obwohl es alle Vorbedingungen ehrwürdigsten Alters und größter Gebrechlichkeit erfüllte. Leider — eine gewisse Anzahl Saiten klangen immer noch, wenn man recht energisch auf die Tasten hämmerte. Und es gab starke Männer, die das bis drei Uhr morgens thaten —

Wo Herr und Frau Lieper wohnten? Ja — das hat niemand von uns ergründet. Wenn wir fragten — im Anfang — später, als wir klüger waren, fragten wir nicht, hieß es immer: „da hinten ...“ Aber „da hinten“ war ja die Welt zu Ende. Der Kronide meinte, sie schliefen auf dem Billard. Aber das war Unsinn. Das vereinigte Gewicht von Herrn und Frau Lieper hätte das Billard nie ausgehalten. —

Längs des Saales lief ein ganz schmaler, ganz dunkler Korridor, und jenseits dieses Flurs, der manchmal wunderliche Dinge erlebte, gerade weil er nämlich so schmal war, daß man sich kaum ausweichen konnte, und

so hübsch dunkel dabei, — jenseits dieses gesegneten Flurs lagen die „Schaumbre garnichs“, wie Herr Lieper sagte. Vier an der Zahl: unser brüderliches Gemach; ein mittleres, mit leider stark fluktuierender Besetzung, und endlich am Ende das Zimmerchen unserer reizenden Hausgenossin. Von der aber später — —

Es gab auch einen Oberstock. Madame Lieper teilte uns mit, — so mit 'ner leisen, zarten Ermahnung, keinen Unfug zu treiben —, der erste Stock sei „verheiratet“. Was uns einen bedeutenden Respekt einflößte.

Dann gab es den Restaurationsgarten mit zwei Dutzend Kastanien, einem Dutzend Tischen und zwei Dutzend Stühlen. Es können auch 'n paar weniger gewesen sein, der Bestand wechselte, denn auch Herr Lieper stand — die Gewissenhaftigkeit des Chronisten zwingt mich zu dem Geständnis — bisweilen in Beziehungen zu jenem Manne mit der Dienstmütze und dem goldenen Herzen, den wir bald als unseren Freund und Gönner schätzen lernen sollten . . . dem Exekutor. Gesegnet sei sein Andenken. Als ich noch im leichtfertigen Besitz eines Fracks war und dem braven Manne noch leichtsinniger dies total überflüssige Bekleidungsstück überantworten wollte, wies er es ernst zurück und erklärte den Geschwänzten für unpfändbar. Sintemal er zur notwendigen Ausrüstung eines Schriftstellers gehöre. Man denke! Und der Menschenfreund hatte ja so recht, denn die Notwendigkeit trat acht Tage später zu Tage. Da mußte ich den Stolz des Gentlemans notwendigerweise, säuberlich in eine alte Tante Voß gewickelt, dahin tragen, von wo er nimmer wiederkehren sollte. Zu unserem anderen Freunde Scholim nomine Brühl hieß der und war einer der bedeutendsten Männer vom Weidendamm. O, wir hatten viel Freunde damals!

In dem Restaurationspark gab's aber nun wieder, quer durch den ganzen Garten, ein höchst merkwürdiges Gebäude. Wie das Ding entstanden war, wer überhaupt solch einen verrückten Kasten bauen konnte, hab' ich nie ergründen können — das konnte überhaupt sicher kein Mensch herausbekommen. Es war ein krummer, schiefer Bau, dem man, ohne sich zu recken, mit der Hand aufs Dach fassen konnte. Dafür ging's drin gleich drei oder vier Stufen 'runter, so daß die paar Stuben halb wie Keller in der Erde steckten, als sei das Ding ein Stückchen in den Erdboden eingesunken. Heutzutage würde die Baupolizei jedem Hauswirt schön auf den Kopf spucken, wenn er Menschen in solchen Löchern wohnen lassen wollte.

Damals nahm man's nicht so genau. Wenigstens wohnte rechts der alte Korbmacher mit drei Schreihälsen und links unsere Perle von Waschfrau, Mutter Pilken, die nebenbei die Ehre hatte, den Kroniden als Aftermieter zu beherbergen.

Dem Kroniden aber verdankten wir, daß wir schon am Tage nach unserem siegreichen Einzug die Creme unserer Hausgenossen persönlich näher kennen lernten.

II.

An diesem denkwürdigen Morgen pochte es nämlich an unsere Thüre, und auf unser Herein! trat ein kleiner schmutziger triefnäsiger Bengel ein — der Erbprinz aus der Korbmacherei — und überreichte uns mit einem höchst originellen Kratzfuß einen Brief. Dazu sprach er das große Wort: „Von der Pilken Ihren . . .“

Ich hatte noch ungeheuer viel Mammon; der Junge kriegte ein Fünfgroschenstück, glotzte mich an, als ob er an meinem Verstand zweifelte, und lief spornstreichs davon. Er mochte denken, besser ist besser, am Ende nimmt mich der Mensch die vier Groschen wieder weg.

Fritzefrère wog das Couvert mißtrauisch in der Hand: „Von Krohn? Du, Johannes — er wird uns doch nicht anpumpen wollen?“

„Aber er kennt uns ja kaum . . .“

„Das ist kein Grund — na, wir werden ja sehen . . .“

Mein Frère hatte Mister Krohn arg verkannt. Das Couvert enthielt eine Karte, die sein säuberlich aus irgend einem alten Kartondeckel zurecht geschnitten war, und darauf stand:

„Kolonel Theobald Krohn gibt sich die Ehre, die Herren Kollegen auf heut abend acht Uhr zu einem kleinen Gartenfest vor seiner Villa einzuladen.“

„Darunter: „Bitte wenden.“

Und auf der anderen Seite: „Die verehrten Gäste werden gebeten, Cigarren mitzubringen.“

Kaum hatten wir die Zeilen entziffert —

Kolonel Krohn schrieb eine Handschrift, die jeden Graphologen entzückt haben würde: sie sah genau aus, als ob er mit einer sehr stark abgenutzten Zahnbürste über das Papier gefahren wäre —, so pochte es schon wieder, und ohne unser Herein abzuwarten, trat der Gastgeber selbst über die Schwelle.

Er machte eine sehr gnädige Bewegung der Rechten, über die andeutungsweise ein Handschuh gezogen war, und begrüßte uns: „Verehrteste Kollegen! Liebe Freunde! Ich wollte Sie nur im Vorübergehen — ich bin soeben zu Excellenz von Itzenplitz befohlen worden — bitten, mir keinen Gegenbesuch zu machen. In meinen Salons ist nämlich Großreinemachen. Und dann wollte ich mir gleich Ihre Zusage holen. Mein Groom war doch schon hier? Ja! Also Sie kommen — charmant, charmant! O, Sie werden eine amüsante Gesellschaft finden, vor allem unsere reizende, entzückende Anna-Anita . . .“ er verdrehte die Augen und warf einige Handküsse in die unbekannte Ferne.

„Ach so . . . Sie kennen unsere schöne Hausgenossin noch gar nicht? Die Schönste unter den Schönen! Sie werden staunen!“ Seine Stimme sank zum süßesten Schmeichelton: „Im Vertrauen gesagt: würde ich denn hier wohnen, wenn Anna nicht . . . ah . . . ah . . . nun, Sie werden ja selbst sehen —“

Nun strich er sich wieder seinen wunderschönen langen blauschwarzen Bart und fuhr, ohne uns zu Worte kommen zu lassen, fort: „Ja . . . und was ich noch sagen wollte — es wird großartig. F — F — F . . . fein, fein, fein!“ Dann so ganz wie beiläufig: „Übrigens, verehrteste Kollegen, meine lieben Gäste haben mich, sozusagen, gezwungen, aus der Sache eine Art Picknick zu machen. Ich wollte das Souper bei Huster bestellen. Aber, wissen Sie, der eine oder andere geniert sich dann wegen des Revanchierens. So hab' ich nachgegeben — ja . . . nun, Ihre ausgezeichnete Liepern macht einen famosen italienischen Salat . . . ich habe bei Delmonico in New York keinen besseren gegessen . . . wenn Sie also wollen . . .! Aber ich muß fort, denn Excellenz erwartet mich . . .“

Und hinaus war er, ebenso schnell, wie vorhin sein „Groom“, der triefnäsige Korbmacherjunge. —

Wir waren pünktlich. Und der italienische war auch pünktlich. Kostenpunkt einen Thaler fünfzehn Groschen. Sofort bar bezahlt, worüber Madame Lieper ganz erstaunt war.

Vor der Thür des Gartenhauses war ein langer Tisch gedeckt. Der blendende Damast des Tafeltuchs und der Servietten imponierte mir geradezu. Schwerste Sorte. Nachher entdeckte Fritzesohn in einer Ecke ein S mit einer Grafenkrone und folgerte sinnreich, daß Mutter Pilken dieses Tischtuch wohl noch einmal waschen würde, ehe sie es dem Grafen Solms von den Gardedragonern ins Haus lieferte.

Die Tafel knackte. Da standen unser Salat, dann eine große Cervelatwurst, ein kleiner Kalbsbraten, ein Schüsselchen mit Jauerschen, ein Teller mit Eiern und sogar eine Torte. Neben dem Tisch lag ein Achtelchen Tivoli, und daneben stand der Groom, mit einer spitzen aus Zeitungspapier zugeschnittenen Mütze auf dem Schädel.

Der Kolonel schritt leicht erregt, wie es ja Gastgeber vor dem Beginn ihrer Gesellschaften meist sind, auf und ab und rieb sich die Hände: „Wir sind ganz en petit comité, liebe Freunde. Nur Hausgenossen! Mir lag daran, Sie mit diesen trefflichen Leuten bekannt zu machen. Es sind ja zum Teil einfache Menschen, aber Goldherzen, meine Lieben, Goldherzen! Und man muß Fühlung mit den verschiedenen Klassen der Bevölkerung unterhalten. Das ist unendlich wichtig für uns Schriftsteller . . . Ah, mein verehrter Herr Steglin . . . Madame . . . ich grüße Sie, meine liebe Miß Alma . . .“

Er stellte uns vor, und wir schüttelten der ersten Familie aus dem Oberstock der Reihe nach die Hände. Erst dem graubärtigen Lokomotivführer, der einen langen Bratenrock mit dem Militärehrenzeichen und den Medaillen von 1864 und 1866 auf der Brust trug und mir gleich sehr gefiel; dann seiner dicken Frau, endlich dem allerliebsten drallen Töchterchen, der Fritzesohn gleich verliebte Augen machte.

Als wir reihum waren, erschien die zweite Familie von oben: Herr Premierleutenant Stern, Vertreter eines mir gänzlich unbekannten Bordeauxhauses, und Frau Gemahlin; ersterer so einer von der großbrotigen Sorte, merkte ich bald, und dabei etwas stark Hans Sausewind — die Gattin hübsch, adrett, 'n bissel zimperlich.

Man stand umher und vertrat sich die

Beine, ganz wie es in anderen Gesellschaften auch ist. Ein rechtes Gespräch wollte nicht in Gang kommen. Nur Herr Steglin pustete wie eine Lokomotive gegen die Demokraten, und der Kronide trippelte von einem zum anderen und machte große Worte.

Bis denn endlich vom Hauseingang eine helle Gestalt herüberhuschte — —

„Oh, Fräulein Anna ... so spät ..." Mit tanzmeisterlicher Grazie faßte Krohn die Hand des jungen Geschöpfes: „Meine Herrschaften ... Fräulein Anna Michaleck, die Perle der deutschen Bühne ... der aufgehende Stern am Horizont der Kunst — meine teure verehrte Freundin!"

Ich hatte ein kleines geschminktes Theaterprinzeßlein erwartet, wie sie wohl auch schon mein junges Leutnantsdasein gekreuzt hatten. Doch die nun da vor mir stand und mir unbefangen die Hand reichte, hatte so gar nichts von der Art an sich. Das sah ich trotz aller Unerfahrenheit auf den ersten Blick.

Aber reizend war sie ... nein, schön war sie ...

Ja — war die Anna wirklich so schön, oder erschien es mir, uns damals nur so? Ich weiß es nicht. Ich weiß aber, daß mir altem Kerl heut noch da drinnen etwas puppert, wenn ich an das Mädel denke.

Mit Worten ein schönes Weib schildern, ist immer eine mißliche Geschichte. Ja, wenn man Maler wäre! Aber es müßte schon ein verflucht großes Genie sein, so einer von den ganz großen, der die Summe der wechselnden Ausdrücke in dem Gesicht auf einer Leinwand festhalten wollte. Es gibt wohl solche Malerriesen, die — so dumm es klingt — Seelen zu malen wissen, nicht blos Fratzen.

Nicht lachen! Mir ist's bittrer Ernst: ich glaube, wenn ich solch Bild von der Anna heut vor diese alten Augen kriegte — wahrhaftig! — heulen würd ich, wie ein Schloßköter.

Na, versuchen will ich's doch, die Anna wenigstens zu skizzieren. So gut oder so schlecht es eben geht.

Mittelgroß also, sehr schlank, aber so mit den weichen, zartgeschwungenen Linien dabei, wie man sie nicht selten gerade bei Polinnen trifft. Hände und Füßchen schmal, klein, weiß. Das heißt die Hände weiß, von den Füßchen nehm ich's nur an; die Nägel fest, rosig. Ein feiner, vielleicht ein bissel langer Hals mit der Sorte Ansatz hinten im Nacken, in den man sich allein rasend verlieben könnte. Haar seidenweich, leicht gewellt, goldblond, manchmal sogar ganz wenig ins Rötliche spielend, je nach der Beleuchtung; dazu, um das vorweg zu nehmen, schwarze Augenbrauen, stark und — das klingt wieder sehr dumm, aber ich finde keinen anderen Ausdruck: wie gemalt.

Das Gesicht schmal; Haut flaumweich, gesund, noch merkwürdig wenig von der gräßlichen Theaterschminkerei angegriffen. Sie war ja eben noch so jung, die Anna, zwanzig Jahre gerade, und erst kurze Zeit auf den Brettern. Kinn so gerade in der Mitte zwischen rundlich und spitz, mit 'nem ganz, ganz kleinen schwarzen Leberfleck; Mund ein wenig voll, aber herrliche Zähne — einer wie der andere, von dem richtigen, mattweißen Schmelz, ohne das allergeringste Tädelchen; so 'n halbes Dutzend harter Nüsse hintereinander aufknacken mit den Beißerchen, das war dem Leichtsinn ein besonderes Vergnügen.

Rechts in der Wange, wenn sie lachte, ein kleines Grübchen ... ein zierliches bewegliches Stumpfnäschen ... die Stirn niedrig, manchmal eine einzige schmale Falte darin —

Das alles will ja gar nichts sagen. Solche hübsche Mädchen gibt's schließlich schockweise, wenn man zu suchen versteht.

Aber das, worauf es ankommt, kann ich eben nicht schildern — die Augen, die dem ganzen Gesichtel doch erst Leben, Ausdruck, seine Eigenart gaben.

Manchmal haben wir später die Anna auf 'n Stuhl gesetzt, gegen das Licht, und wir drumrum, und nun sollte jeder sagen, von welcher Farbe die Augen wären. Und jedesmal war's anders, jedesmal fingen wir an uns mörderlich zu zanken, bis sie die Lider langsam zuklappte und das Grübchen kam und sie lachte: „Ach ihr lieben Dummen ... nicht einmal schauen könnt ihr, was ich für Augen hoab?! Grau und grün sein sie, daß ihr's nur wißt! Die richtigen Katzenaugen, hoat meine Frau Mutter gemeint —". Sie sagte immer „meine Frau Mutter".

Die Frau Mutter mochte eine sehr kluge Frau gewesen sein, eine ausgezeichnete Frau, wie hätte sie denn sonst eine Anna zur Toch-

ter haben können — aber die Augen dieser Tochter hatte sie nicht beurteilen können.

Katzenaugen! Anna! Unerhört!

Dazu waren sie schon viel zu dunkel — und dann hatten sie ja eben diesen weichen, schwermütigen Ausdruck, der selbst im Übermut nie ganz verschwand. „Rehaugen" sagte ich einmal, aber da lachten mich die beiden Anderen auch wieder aus. Und eines Tages kam der Kronide auf unser Zimmer, sank in die Sofaecke (man sank da sehr tief), saß reichliche fünf Minuten in das Sopha und in Gedanken versunken, seufzte und meinte endlich merkwürdig ernst und einfach für seine Verhältnisse: „Freunde! Ich habe eben zwei Augen gesehen, ganz wie die von Anna . . ."

„Unmöglich —" hieß es.

Er aber schüttelte sein Haupt. „Ich habe sie gesehen, und sie gehörten einem armen Köter, der soeben von seinem Herrn furchtbare Prügel gekriegt hatte —" . . . .

Damals bei dem Gartenfest des Kroniden blickten die Augen freilich noch heiter und lustig um sich, und die Lippen lächelten.

Wir gingen zu Tisch. Mir war die Ehre zu teil geworden, Frau Leutnant Stern zu führen, mit der ich schnell in ein Gespräch verwickelt war, das sich wenig von denen unterschied, die ich früher bei einem ‚sauren Kommißmops' mit der Gattin irgend eines Kameraden geführt hatte; nur daß sie mir bald mit einem leisen Seufzer anvertraute, wie sie ihre liebe alte Garnison vermisse und die frühere sociale Stellung. Sie seufzte sich überhaupt etwas zusammen, die kleine Stern, und . . . na, sie hatte wohl Grund dazu . . !

Aber heute taute sogar sie allmählich auf, denn es wurde bald eine allgemeine Fidelitas. Nach einer halben Stunde war auch die letzte Jauersche verschwunden, von der Cervelatwurst lag nur noch ein Zipfelchen auf der großen Schüssel, aber das Bier schäumte in den Gläsern, und der Kronide hielt eine gewaltige Tischrede:

„Verehrte Haus- und Festgenossen! Liebe Freunde und Kollegen!" so begann er etwa. „Meine Gedanken schweifen zurück in vergangene große, ruhmreiche Tage! Es war am 27. Juli 1862. Eine Woche vorher war ich durch Tagesbefehl an die Spitze meines tapferen Virginia-Regiments gestellt worden, mit dem ich später in mehr als zwanzig Schlachten und Gefechten Ruhm und Ehre erstritt. Wir lagen vor Richmond, den elenden Yankees einen gewaltigen Schlag zu versetzen. Spät am Abend war's, und die Sterne funkelten. Ich lag mit meinem teuren Freunde, dem tapfersten der Tapferen, mit dem General Stuart, am lodernden Wachtfeuer. Wir hatten an jedem der letzten Tage gewiß dreihundert Meilen im Sattel zurückgelegt —"

„Au!" schrie ich unwillkürlich. „Aber Kolonel, dreihundert Meilen . . ."

„Es können auch vierhundert gewesen sein. Seit zwei Wochen nährten wir uns vom Gras der Prärie, gleich unseren braven Gäulen. Aber unser eiserner Wille triumphierte über alle Hindernisse. Ja, meine Freunde" — er schlug sich vor die Brust — „der Wille, was kann der Wille nicht! Gleich einem Glutstrom hatten wir das Land durchfegt von den Ufern des Mississippi bis zu den Wällen von Richmond. Der Schrecken ging vor uns her, und der Sieg war bei uns: unsere Schwerter hatten in jenen Tagen 24000 Yankees niedergemetzelt, 10500 Gefangene hatten wir gemacht und 143 Geschütze erobert . . ."

„Au!" rief ich wieder.

Ein stechender Blick traf mich. „Es können auch 145 Geschütze gewesen sein, wir zählten nicht mehr. Aber nun rasteten wir, und bald übermannte uns der Schlummer, trotzdem von den Vorposten Schuß auf Schuß herüberdröhnte. Plötzlich fühlte ich des Generals Hand auf meiner Schulter. Ich fahre empor und sehe von der Sonne umstrahlt —"

Fritz brüllte dazwischen: „Es war ja Abend, Kronide!"

„. . . von der Sonne umstrahlt in das merkwürdig verklärte Antlitz des großen Helden. ‚Wir haben lange geruht, Kolonel,' sagte er seltsam weich, ‚der Tag ist da, schon leuchtet uns sein hehres Gestirn zu neuen Thaten. Aber, mein tapferer Freund, ehe wir in den Sattel steigen, muß ich dir einen schönen Traum erzählen.' Ich richtete mich vollends auf, und während unsere Diener auf dem Zelttisch ein leckeres Frühstück servierten, wie man es nur drüben kennt: Thee und Eier und gebratenen Schinken und uralten Portwein —"

„Kronide . . . denkt an das Prärie-gras!"

„. . . Dinge, die während der Nacht eine detachierte Schwadron eines Regiments — der wackere Hutchinson führte sie — einer Proviantkolonne der immer schwelgenden Yankees abgejagt hatte, fuhr der General fort: ‚Ich träumte von holden Frauen —‘ ‚Was, auch du mein Bruder?‘ rief ich. Er nickte. Und so war es. Wir hatten beide denselben schönen Traum gehabt: unter blühenden Kastanien hatten wir in ihrem Kreise gesessen, uns an ihrem süßen Lächeln ergötzt und an ihrem Silberlachen. Ah, meine Freunde, wie das wohlthat mitten im Lärm des Feldlagers, zwischen dem Brüllen der Kanonen. Und als wir unsere Träume ausgetauscht hatten, da sagte der General zu mir: ‚Freund, Bruder! Laß uns ein Gelübde thun: wenn dieser männermordende Krieg zu Ende, wollen wir unser Leben ganz dem Dienst der holden Frauen weihen. Davids!‘ rief er. ‚Eine Flasche Champagner —‘. Der Schwarze brachte, in Eis gekühlt —“

„Kronide . . .“

„. . . in Eis gekühlt freilich nicht, denn wo hätten wir damals Eis herbekommen sollen, eine Bouteille, die mein braver Hutchinson auch eingebracht hatte. Der Propfen knallte, wir stießen an. Uns war so wohl, so groß, so wunderbar zu Mute. Wir küßten uns. Freunde, nie vergesse ich diese weihevolle Stunde. Und wenn der jähe Tod meinen großen Freund dann niederriß, ich habe das Gelübde, das wir thaten, getreulich gehalten: mein Leben, mein ganzes Leben gilt den Frauen. Und bei jedem Tropfen, den ich trinke, gedenke ich ihrer! Freunde, lasset uns die Becher erheben . . . den Frauen . . . den Frauen zu Ehren!“

Ich hatte, während der Kronide sprach, mit stillem Vergnügen die einzelnen Gesichter der Tafelrunde beobachtet: die bedächtigen Mienen der wackeren Steglins, das spöttische meines Frères, das etwas verkniffene meiner kleinen Nachbarin. Aber immer wieder war mein Blick auf das Gesicht der kleinen Schauspielerin zurückgekehrt, die mir schräg gegenüber an der Seite des Kolonels saß. Ich habe immer Menschen gern gehabt, die mit Verstand zuhören können. Das dort drüben war solch ein Gesicht. Das Mädelchen saß ganz still, aber in den Augen leuchtete es seltsam, und um den feinen Mund spielte ein eignes Lächeln.

Als dann das allgemeine Anstoßen mit den Seideln begann und die Herren die Runde machten, ging ich auch zu ihr und flüsterte ihr zu: „Der Kolonel lügt prächtig, gnädiges Fräulein — nicht wahr?“

Sie bog den Kopf ein wenig zur Seite und nickte: „Es gibt aber halt Lügen, die niemand weh thun!“ entgegnete sie. „Und es ist so hübsch, daß der gute Kolonel immer im Augenblick alles selbst glaubt, was er spricht.“

„Glauben Sie das, Fräulein Michalek?“

„Aber gewiß doch! Das ist ja gerade das Schöne. Ich hab' ihn schon erzählen hören, daß er mit Herrn General Moltke zusammen in Amerika gewesen sei, und er war nicht davon abzubringen . . . und es war so komisch. Ich höre ihm gern zu.“

Ich weiß nicht, warum? Aber es kam ordentlich etwas, wie eine — höchst unmotivierte — Regung der Eifersucht über mich. Ich zog mir einen Stuhl heran und setzte mich auf einige Augenblicke neben sie. Mochte die Frau Leutnant Stern mich immerhin für unhöflich halten.

„Sie kennen Mister Krohn schon längere Zeit, Fräulein Michalek?“

„Seit ich hier wohne — zwei Monate etwa. Er war immer sehr freundlich zu mir,“ gab sie ganz unbefangen zurück.

Na — ein Wunder war's ja nun nicht, daß ich zunächst an ein zartes Verhältnis zwischen den beiden dachte. Ne Thorheit war's nur, daß mich das so wütend ärgerte. Dieser alberne Aufschneider — und diese kleine reizende Person! Es kam mir zu toll vor.

Als ich aber mit ihr weiter plauderte, merkte ich bald, daß ich auf dem Holzwege war. Sie erzählte — einfach und schlicht, mit dem unverkennbaren Gepräge der Wahrhaftigkeit, — wie sie den Kroniden bald nach dem Beginn ihres Engagements kennen gelernt und daß er sich ihrer wie ein Freund angenommen habe . . . „er ist halt so sehr lieb und gut, und wenn er auch amal n' bissel überflüssig Süßholz raspelt . . . o jeh . . . wir beide wissen's schon, das hat halters nix auf sich. 's ist nur a Gaudi, den er mal nit lassen kann. Und 's stört unsere Freundschaft nimmer.“

Das ging wie sanftes Öl in mein Herz —

Lustige Fahrt. Nach dem Gemälde von Wierusz Kowalski.

Nachher, als ich wieder bei der Frau Stern saß, meinte diese zwar: „Nun sehen Sie nur einmal, wie diese kokette Person dort drüben ihr Unwesen treibt!“ und zog hochmütig die Achseln. Aber ich sah nur, daß Anna zwischen dem Kroniden und Fritzesohn saß und sich guter Laune der Huldigungen der beiden erwehrte. Und besonders wohl that's mir dann, als ich zufällig hörte, wie die dicke Lokomotivführerin der Anna zurief: „Fräuleinche! Komm'n Se nich bald mal wieder ruff? De Alma hat schon so gebarmt nach Ihnen ... Se wissen doch, Fräuleinchen, wir haben Sie alle jerne ...“

Es wurde sehr spät an jenem Abend ... mancher würde es auch sehr früh genannt haben ... und ich weiß nur noch, daß schließlich Mister Krohn auf dem Dache seines Palastes stand, hoch aufgerichtet, in der schönsten Napoleonspose, und mit höchst anmutigem Lallen deklamierte:

„Ich steh' auf meines Daches Zinnen
Und schaue mit entzückten Sinnen
Auf dich, Annita, Teure — hin —“

Er machte eine Kunstpause und fuhr dann fort:

„Und wär' die Welt mir unterthänig
Und wär' ich Kaiser oder König
Nur dir — Annuschka — — —“

Weiter kam er nicht. Denn nun bemerkte er erst, daß der Gegenstand seiner Huldigung bereits in aller Stille entwischt war. So seufzte er denn schmerzlich auf, streckte die Arme gen Himmel und rutschte dann vom Dach herunter — hoch war's ja nicht — Fritzefrère gerade auf die Schultern. Und der machte Huckepack und führte mit ihm einen wilden Indianertanz auf.

Als Fritze und ich dann endlich in unserem Alkoven lagen und unseren respektiven Betten, und uns schon Gutenacht gesagt hatten, richtete er sich plötzlich noch einmal auf: „Du, Johannes ... der Krohn is doch ein verfl— Gastgeber. Hat mir der Kerl die letzten zwei Tiroler aus der Tasche gezogen — für Bier!“

Ich mußte lachen: „Tröste dich, Fritzesohn! Mich nagelte er auch zum Schluß noch fest. Kostenpunkt: drei Thaler ...“

Dann lagen wir eine Weile ganz still. Bis es drüben im Bett wieder raschelte, und ich sah, daß Fritzesohn sich auf dem einen Ellenbogen hob: „Alter —“ sagte er — „aber die Anna ... süß! Zucker! Ich bin verknallt bis über die Ohren.“

Ich warf mich ärgerlich herum: „So? Na ... das Mädel sieht mir gerade aus, als ob sie dir Avancen machen würde! Das bilde dir nur nicht ein, mein Jungchen!“

Er lachte höhnisch: „Dir vielleicht?! Und überhaupt, Alter, ich bitt mir aus: da komm mir nicht ins Gehege!“

„Hat sich was Gehege! Ich werde thun und lassen, was ich will! Punktum!“

„Oho! Oha!“

„Bitte recht sehr: wünschtest du noch etwas?“

Fritzesohn brummelte Unverständliches, und ich brummelte wahrscheinlich auch unverständlich zurück. Denn wir hatten uns voll innerer Wut die Rücken zugekehrt und die Bettdecken ganz hoch gezogen.

Aber lange wird's nicht gedauert haben mit der Brummerei. Die Jugend hat solch schönen Schlaf. Bums und weg! Ja ... die Jugend ... die Jugend hat's überhaupt gut ...

III.

Die Jugend hat's schon gut. Wenn bloß der leidige Kies nicht wäre, der elende Mammon, oder vielmehr der Mangel daran.

Zuerst ging's ja leidlich. Dann ging's so so — la la. Und dann ging's eigentlich gar nicht mehr. Anfangs hatte ich noch ein paar novellistischer Skizzen verkloppt, das Stück etwa zu fünf Thalern, jetzt schnappte es. Der Fritze hatte Krach gehabt, wie er behauptete, weil sein Chefredakteur ein „Walroß mit Fächern“ sei, und war außer Stellung. Krohn ... na, bei dem Kroniden lag's an was anderem. Davon später ...

Unser teurer Kronide!

Ich hatte den Kunden in den ersten Wochen unserer Bekanntschaft nicht recht ausstehen können. Das hielt so etwa 'nen Monat vor. Je mehr ich ihm aber den verschluckten Ladestock markierte, desto liebenswürdiger wurde er. Er konnte nämlich wirklich imponierend liebenswürdig sein.

Und während sich meine Leutnantssiegfriedshaut mehr und mehr abweichte, lernte ich den Kroniden doch auch in seinen guten Eigenschaften kennen — in seiner geradezu kindlichen Gutherzigkeit vor allem, in seiner burlesken Laune, aus der immer wieder ein Funke Geist aufblinkte, in jener Art von

Kameradschaftlichkeit, die so ganz anders war, als die im Regiment, und doch mutatis mutandis nicht weniger echt.

Dann kam der große Tag, an dem wir drei unser stolzes „Litterarisches Büreau" begründeten.

Oder vielmehr: die große Nacht! Denn die That ging zwischen Mitternacht und vier Uhr morgens vor sich.

Und das kam so.

Wir drei saßen eines Abends bei einem Seidel Bayrisch zusammen — d. h. Berliner Bayrisch, denn ‚echtes' gab's damals, glaub' ich, nur in vier Kneipen der Großstadt: bei Siechen, beim schweren Wagner, bei Klette und bei Olbrich. Übermäßig standesgemäß, für den Herrn Leutnant a. D. wenigstens, war unsere Kneipe auch nicht. Es war nämlich natürlich eine mit Bedienung von zarter Hand, und man mußte eine kleine Treppe abwärts steigen, um zu ihr zu gelangen. Dafür hieß das schöne Lokal aber auch der „Schillerkeller". Mit Herrn Friedrich v. Schiller hatte das nichts zu thun. Der Wirt selbst führte den gar nicht so ungewöhnlichen Namen Schiller, wurde aber von uns allen nur Franz Moor genannt und seine hübsche rundliche Gattin, die in Schinkenstullen excellierte, selbstverständlich die „Mohrin". Was sie sich im siegesgewissen Besitz einer rosigen Pelle auch ganz gern gefallen ließ. Es ging übrigens — „mehrschtendeels", wie Fritzesohn gesagt haben würde — da unten ganz anständig zu.

Erst waren wir ein bischen misepetrig, aber so vom vierten Seidel an hob sich die Stimmung. Und da wir natürlich doch fachsimpelten, wurde auf unsere Lage im allgemeinen, auf die ganze Presse und auf die Verleger und Redakteure im besonderen geschimpft. Und nicht zu knapp. Das ist ja nu mal solche hübsche deutsche Eigentümlichkeit, daß Jeder das Nest, in dem er sitzt, gerne — ich hätte beinahe etwas gesagt . . .

Plötzlich fiel, das mag wohl beim sechsten Seidel gewesen sein (die Dinger waren freilich wie die Finkennäpfchen, Literkrüge gab's noch nicht), das große Wort, das immer zieht: „reformbedürftig" . . . Worauf der Kronide drei Grogs bestellte.

Als sie kamen, strich er mit seiner Kolonelwürde über den Bart und erklärte: „Reformbedürftig von Grund aus! Prosit! Die Reformen müßten aber, wie alle wirklich guten Reformen, von innen heraus geschehen. Ihr versteht doch, Messieurs? An den Blutsaugern, den Verlegern, und an den Hohlköpfen, den professionsmäßigen Scherenbenutzern und Kleistertopfliebhabern, ist Hopfen und Malz verloren, wenn man ihnen nicht den Daumen, beide Daumen, auf die Augen setzt — ich weiß das aus eigenster Erfahrung . . ."

Das leuchtete uns ungeheuer ein, so sehr, daß auch ich drei Grogs bestellte. Ich hatte zwar nur wenige Groschen in der Tasche, aber Fritze mußte noch ein fettes Portemonnaie haben, und wir waren ja Brüder.

„Ich trage mich schon lange mit einem großen Plan, einer genialen Idee," fuhr der Kronide fort und sah mit begeisterten Augen in unsere gespannten Gesichter. „Schon seit drüben. Es fehlt uns deutschen Schriftstellern an einem geschickten kaufmännischen Vertriebe unserer Dichtungen. Drüben sind die Kollegen viel bessere Geschäftsmänner, und die smarten Yankees verdienen — sie verdienen — unglaublich, ich schwöre es! Man muß den Vertrieb organisieren — versteht ihr?! Man muß den Redaktionen alles, was sie brauchen, quasi gebrauchsfertig in die Mäuler stopfen: Romane und Novellen und Feuilletons und Notizen. Ihr sollt mal sehen, wie sie zuschnappen, schon aus lieber Bequemlichkeit, das alles so hübsch zurechtgemacht, druckfertig, von der richtigen Länge, ins Haus zu kriegen — und, wohlverstanden, Kollegen, jedwedem suum cuique . . . das richtige für *seine* Bedürfnisse. Die muß der Leiter solch eines Büreaus, eines litterarischen Büreaus, natürlich genau kennen. Er muß den Pulsschlag der Zeit aus dem ff kennen. Er muß umsichtig, weitsichtig sein, feinfühlig sein hier, derb, grobkörnig dort. O — o . . . die Götter wissen es: das wäre so etwas für meines Vaters Sohn —"

Fritzesohn, der immer für Projekte schwärmte, war gleich ganz begeistert und bestellte nun auch seinerseits eine Runde Grog und großmütig, wie stets, für die Kellnermaid einen Knickebein. Darauf wurde die geniale Idee mit höchster Aeenrateſſe, Delikateſſe und Fineſſe diskutiert und unter dem Einfluß der diversen Gröger für immer vortrefflicher erklärt. Na, ich will den Krempel hier nicht bis in alle Details auseinander klauben. Genug, daß wir den Plan

acceptierten, uns selbst für die ersten Geschäftsinhaber und zugleich die berufensten Mitarbeiter des Büreaus erklärten; schließlich stieg der Kronide auf einen Stuhl und proklamierte sich zum Geschäftsleiter und ich brüllte ihm seine Rangbeförderung vom Kolonel zum General zu. Es war ein erhabener Augenblick, zumal eine Gruppe Studenten in der anderen Ecke sofort losgröhlte: „Der Herr General — der Herr General — hat ein großes Loch auf dem Rücken . . .“ Frei nach Offenbach, aber in der That der Wahrheit entsprechend.

Unser General aber begann seine Amtsthätigkeit damit, daß er vom Sattel — wollt' sagen, vom Stuhle fiel. Wir beide setzten ihn darauf in die nächste Sofaecke, und er entschlummerte sofort selig, was Fritzesohn dazu benutzte, ihm den Riesenbart mit allen auf dem Tische befindlichen Schwefelbolzen zu bespicken, bis er aussah wie ein Stachelschwein.

Ich konnte wohl n' bissel mehr vertragen, wie die zwei. Wenigstens dachte ich doch nun endlich ans Nachhausegehen und ans Bezahlen. Das heißt, ich rüttelte meinen geliebten Frère und ordnete mit der Autorität des älteren Bruders an, daß er gefälligst das Portemonnaie ziehen solle. Worauf er mich anglotzte, zart meinte: „Johannes, du bist wohl ganz verrückt“ — und auf meinen sehr energischen Einspruch erläuterte: „Aber, Alterchen, ich hab doch gedacht, du würdest berappen. Nicht sechs gute Groschen hab' ich . . .“

„Fritze!“ sagte ich ernst und verweisend. „Fritz — und da bestellst du der Lise noch dazu 'n Knickebein! Du wirst doch nie verständig werden! Na, dann muß also unser General berappen . . . Das ist auch nur in der Ordnung!“

Rechts Fritz, links ich schüttelten und rüttelten den Kroniden, daß ihm die Schwefelhölzer aus dem Bart nur so auf den Schoß kullerten. Es half lange nicht. Aber als er dann endlich die Äugelchen halb aufmachte, schlug er auch gleich mit der Faust auf den Tisch und gröhlte: „Wirtschaft! Be . . . bezahlen . . .!“

Die Maid kam. Sie war die zarten Sitten schon gewohnt und rechnete fix zusammen: „Neun Bayrische und drei Schinkenstullen und einmal Holländer und neun Grog und einen Knickebein vor mir, Herr Doktor . . . macht gerade 'n Thaler und zwanzig Groschen . . .“

Der Kronide faßte schlaftrunken mit einer mechanischen Bewegung in die rechte Hosentasche, zog aber die Hand gleich wieder zurück und murmelte: „Weiß der . . . der Geier! Da . . . da hab' ich meine Börse ver . . . vergessen! Ach . . . Koll . . . Kollegen . . . Ihr . . . bitte . . . bezahlt . . .“ Nun preßte er aber schon beide Augen wieder fest zu. Ich glaub' heute noch, diesmal heuchelte unser General.

Wir guckten uns an, und Lise stand wartend mit den Fingern an der Ledertasche und einem ganz verflixten höhnischen Lächeln im Gesicht. Wie so 'n Mädel manchmal niederträchtig aussehen kann!

Aber es gab einen Mann, der Erbarmen hatte, wo das Weib nur höhnisch feixte. Und dieser Mann war Herr Schiller, der als feiner Menschenkenner von seinem Thronsessel hinter dem Schenktisch aus die Scene beobachtet und unsere Situation durchschaut hatte. Er watschelte in seinen Filzpariſern zu uns herüber und erklärte: „Lise, machen Se nich so'n dummet Gesicht. Die Herrn bezahln morjen. Ihr Dienerchen, meine Herrn.“

Es war doch ein sehr anständiges Lokal —

Wie wir nach Hause gekommen sind, weiß ich nicht. Nur des einen erinnere ich mich noch, daß der Kronide draußen merkwürdig schnell ganz wach war und vor sich hinsummte: „Und weil keiner wollte dulden — daß der andere für ihn zahlte — zahlte keiner von den . . . dreien —“

Das war der Geburtstag unseres großen litterarischen Bureaus, das nun schon so an zwei Monate bestand. Aber fragt mich nur nicht, wie?!

Hockte ich da eines Morgens auf unserem Prachtsofa mit den vielen weißen Deckchen und den korrespondierenden Löcherchen im roten Ripsbezug und kaute an den Nägeln. Symbolisch, versteht sich. Denn ich hab mein Leblang auf meine Nägel etwas gegeben, schon als Untertertianer, wo sie mir meine gute Mutter mal zur Strafe ganz kurz abschnitt, weil mich die dummen Professoren nicht versetzt hatten. Sehr empfehlenswerte Maßregel übrigens für faule eitle Bengels, kann ich versichern.

Vor mir auf dem Sofatisch lag mein Portemonnaie. Inhalt auch symbolisch, so

zu sagen: Kofferschlüssel zu einem nicht mehr existierenden Koffer, ein paar unmögliche Knöppe, ein paar Zettelchen mit allerlei zarten Adressen, die ihre Bedeutung verloren hatten, und ein Pfandschein über meine Uhr. Wertobjekte verfallen. That nichts. Nur nicht immer wissen, was die Glocke geschlagen hat.

Drüben an dem fichtenen Schreibspind mit der Klappvorrichtung in der Mitte saß mein geliebter Frère, hemdsärmlich, breitbeinig, in heruntergetretenen Latschen und Unterbuxen. Das Paar Beinkleider war gerade beim Flickschneider.

Wie deutlich ich das alles vor mir sehe. Das Zimmer mit den schmutziggelben Tapeten, dem protzig-bunten winzigen Teppich; rechts die zwei Fenster, weit offen, daß die laue Luft hereinströmte; links die kahle Wand und in der Ecke den blauen Vorhang vor unserem Alkoven.

's ist 'ne wunderliche Sache mit dem Gedächtnis. An die achtundzwanzig Jahre ist's her und, hol's der Geier, es liegt viel zwischen damals und heute. Wie viel Wichtiges aus großer Zeit hat man nicht verschwitzt, aber aus der scheußlich-schönen Zigeunerperiode in der Lichterfelderstraße Nr. k hat keiner von uns was vergessen. Das sitzt merkwürdig fest: ich weiß zum Beispiel ganz genau, daß Fritz auf dem rechten Fuß einen grauen und auf dem linken einen braunen Strumpf hatte. Und der graue hatte ein Loch, der Hacken schimmerte hübsch anmutig durch.

Das geliebte Brüderchen drehte mir den Rücken zu. Über seinem blonden Haupt sammelte sich eine graue Wolke — der Verschwender rauchte — und dabei pustete er immerzu vor sich hin. Das war so seine Art bei der Arbeit. Er schrieb nämlich an einem seiner ausgezeichneten Wald-, Feld- und Wiesenfeuilletons. Darin war er uns über, er legte jeden Tag ein Ei. Gestern hatte er „Das Parfüm im Salon" verbrochen, vorgestern „Frühlingsblumen", heut schrieb er über die „Ratten vom Ballet". Alles mit der gleichen, durch Sachkenntnis nicht getrübten Frische und Anschaulichkeit. Immer genau hundert Druckzeilen lang und berauschend schön — meinte er selbst.

Manchmal dachte er laut bei der angestrengten Geistesarbeit. Das hörte sich so an: „Weiße Ratten ... ph ... kleine liebe weiße Ratten ... ph ... mit euren schlanken geschmeidigen Gliederchen ... ph ... in den glatten, rosig schimmernden Trikots ... ph ..." Er liebte nämlich die Adjektiva sehr, sie füllten so hübsch.

Endlich hatte ich meinen Entschluß gefaßt. Es hatte merkwürdig lange gedauert, aber er war auch danach.

„Du, Fritzesohn, laß mal deine weißen Ratten und hör mich an! Du sollst mir einen Rat geben —"

„Gleich ... ich wollte nur den Satz ... ph ... süße, köstliche Symphonie der Beine, berauschender Sphärenklang ... ph ... nimmer vergessen ... ph ... Punktum. So, Alterchen — hier bin ich!" Damit schmiß er die Symphonie der eigenen Beine hoch in die Luft, drehte sich auf seinem Hinterkastell mit einem großartigen Ruck herum und saß nun plötzlich, die Stuhllehne zwischen den Lenden, das rosige Kindergesicht, um das ihn jede Ratte vom Ballet ebenso hätte beneiden können, wie um seine Gelenkigkeit, mir zugekehrt. „Was willste denn eigentlich?"

„Morgen ist ihr Geburtstag ..."

„Schon wieder! Ich dächte doch, alter Herr, erst vor vier Wochen ..."

„Bewahre, mein Junge! So ist Annuschka doch nicht."

„Na und wenn auch! Und wenn Anna ... Anita ... Annuschka alle acht Tage Geburtstag hätte, darin hast du ganz recht: lumpen dürfen wir uns nicht lassen. Nimmermehr — bei meiner Ehr!"

„Siehste wohl! Aber was schenken wir? Ich habe an einen Baumkuchen gedacht."

„Baumkuchen ist sehr gut. Er muß aber von Schilling sein, hörst du, Ecke Kochstraße."

„... und an recht schöne Blumen."

„Na selbstverständlich! Rosen ... dunkle Rosen ... das paßt zu ihr ... ihr, die sie selbst ein Röslein ist — ein Röslein! Von Schmidt natürlich, unter den Linden. Und nicht zu klein, Johannes, nur nicht geizen. Geiz ist die Wurzel alles Übels."

Ich mochte wohl ein schiefes Maul gezogen oder innig-sinnig zu meinem Portemonnaie heruntergeblinzelt haben. Er lachte laut auf und ich gleich mit. Donnerwetter — was konnten wir damals lachen! In

allen Tonarten, und dabei immer so recht aus tiefster Seele. Ja, die goldene Jugend! ... „Ach so —“ meinte er denn und krabbelte mit Daumen und Zeigefinger in der Westentasche herum. Richtig, er brachte auch zwei Zweigutegroschenstücke hervor und legte mit einer großartigen Bewegung auf jedes Knie eines: „Sieh hier die Schätze Golkondas! Was thäte ich nicht für Anna ... Anita ... Annuschka?!“

„Oh je! Auch du, mein Sohn Brutus? Junge, wenn du etwa gemein genug denken solltest, in diesem Fall, wo unsere Ehre auf dem Spiel steht, elenden Mammon zu unterschlagen! Fritzesohn, laß dich warnen —“

Er reckte beide Arme so heftig gen Himmel, daß die beiden Kastemännchen auf den Boden klirrten: „Erbärmlicher, wie kannst du denken?! Beim Zeus, für Anna ... Anita ... Annuschka mein Herzblut und den letzten Dreier! Aber wart einmal — Rat muß geschafft werden. Alterchen, ist's denn nicht ein Skandal —“ seine Stimme sank zu einem wehmütigen Flüsterton herab — „drei große, vier kleine Novellen, Perlen ... wahre Perlen, haben wir draußen. Dazu sechzehn Feuilletons, kleine feine Meisterwerke, und diese vermaledeiten hochmütigen Redaktionen, diese gottvergessenen faulen Kerle lassen uns warten und warten. Aber Annuschka muß ihren Baumkuchen, sie muß ihre Rosen haben. Es gibt Dinge, die wie der kategorische Imperativ ...“

„... Frau Lieper??“ warf ich ein, um seinen Redeschwall zu dämmen.

Er spreizte alle zehn Finger: „Geh doch, du Thor! Unsere brave Wirtin hat kein Verständnis für Baumkuchen und Rosen — es sei denn, daß du sie ihr selbst schenken wolltest. Nee, Alterchen, da biste schief gewickelt. Aber vielleicht ... der General ...“

Ich schüttelte trübe den Kopf. „Der General? Aber lieber Junge ...

„Der General ist ein Genie. Man muß es wenigstens versuchen. Mache ihm deinen Besuch — gleich jetzt. Und nun, bei allen Götter Griechenlands, nun laß mich arbeiten. Arbeit macht das Leben süß.“ Er schwenkte kurz Kehrt, wieder mit einem gewaltigen Emporschmeißen beider Beine, und gleich darauf hörte ich: „ph ... undefinierbares Kulissenparfüm umweht sie ... ph ... die kleinen weißen Ratten ... ph ... Poudre de riz ... Violet de Parme ... ph ... Duftströme ...“

Na ja! Versuchen wir's also bei dem General! Weit war's ja nicht! Ich brauchte nicht mal durch die Thür. Wozu war denn das Fenster da und der Gartentisch für solche Fälle davor gestellt. Nur immer hübsch das Natürlichste und Einfachste.

Schwuppdiwupp! war ich draußen, in unserem ‚Park‘.

Ein scharfer Seifengeruch schlug mir entgegen, als ich die Hausthür zum Palast Krohn öffnete, und im engen Flur lag ein heißer Brasen. Man sah die Hand vor Augen nicht. „Schockschwerebrett, Pilken!“ brüllte ich in die Hexenküche hinein. „Soll ich mir Hals und Beine brechen? Lassen Sie mal Ihren Zober und machen Sie mir die Thür zum Zimmer von Herrn Krohn auf. — Er ist doch zu Hause?“

„Natirlich!“ klang's heiser wie aus dem Grabe zurück. Und dann strich so 'ne richtige warme weiche Waschfrauenklaue an meinen vorsichtig ausgestreckten Patschen vorüber und führte sie mit mütterlicher Behutsamkeit zur Thürklinke, und dabei raunte mir die Alte mit ihrer wunderlichen Stimme, die mich immer an ein Gemisch von Rüböl und konzentrierter Schwefelsäure erinnerte, zu: „Er wird Sie aber sehr ärgerlich sein — er hat heut seinen Denktag.“

Das störte mich nicht weiter. Die kleinen Fisematenten des Generals kannte ich schon. Wenn Mutter Pilken mal an die Rechnung erinnern wollte, dann schrie er sie immer an: „Menschenwurm! Was störst du mich? Wandle zurück zu deinen Trögen im Blocksbergkeller, Weib! Ich muß denken! denken! denken! Denn wer soll der Zeit den Spiegel vorhalten, so ich es nicht thue! Weib, Staubgeborene, erinnere dich der Verantwortlichkeit, die auf deinen Schultern lastet! Nimm das doppelte Maß Kaffee zum Tranke der Levante, bringe ihn mir und laß mich denken .. denken ... denken ...“

Der General lag auf seinem Bette inmitten einer dichten Wolke von Cigarettenrauch. Er qualmte, solange es langte, den ganzen Tag, der richtige Kettenraucher. Ohne Cigarettenqualm wär's in dem Loch, in dem's immer ebenso nach Moder roch wie nach Seife, wohl auch nicht auszuhalten gewesen. Es war so schon ein Kunststück.

„Morgen, chronisches Übel!“ sagte ich mit einer unserer unendlich witzigen Anspielungen auf seinen Namen.

„Morgen!“ sagte er und strich sich seinen langen Bart, von dem er behauptete, daß die Tochter Stuarts, des großen Reiterführers, sich unsterblich in ihn verliebt hätte. „Morgen! Aber wie nennt ihr mich? Ich bin der Kronide! Der Kronide, mein Teurer! Wenn ich auch unser erhabenes Geschlecht nicht urkundlich bis auf die Olympischen zurückzuführen vermag, weil mit dem Brande der Bibliothek zu Alexandrien leider —“

„Laßt heut den Unsinn, teurer General! Ich komme in einer ernsten Sache.“

„Da thut ihr gut daran! Weise gesprochen! Wer von euch Leichtlingen trägt ein ernstes Herz in der Brust wie ich! Ihr lebt dem Tage, ich der Unsterblichkeit. Also sprich, mein Sohn Johannes. So knapp meine Zeit ist, ich leihe dir willig mein Ohr.“

Ich seh' ihn vor mir liegen, zum Greifen deutlich. Die kleine, schmächtige, zähe Gestalt in dem buntgeblümten zerrissenen Schlafrock; die dünnen Beinchen daraus hervorlugend in — dank Mutter Pilkens Wohlwollen — tadellos weißen Unterbuxen; auf dem Riesenkopfe einen türkischen Fez; im Munde die Cigarette, ein Kästchen billigster Laserme auf der Brust, damit er nur ja nicht etwa aufzustehen brauchte, um sich das eine Ding am anderen anzuzünden.

„Setzt euch, Johannes!“ geruhte er noch zu sagen. Und er war dabei gütig genug, ein wenig an die Wand zu rücken. „Und eh' Ihr beginnt, laßt Euch verraten: ich habe eine Idee! Eine großartige, eine epochale Idee. Ein Theaterstück — es ist keine Tragödie, es ist kein Schauspiel, es ist keine elende Komödie. Es ist nicht Hamlet, es ist nicht Faust, es ist nicht Wintermärchen und nicht Venedig. Aber es ist von allem etwas, und darum ist es neu, originell, bezaubernd —“

Er hatte immer Ideen — unser General. Wir hatten es längst aufgegeben, ihm diese unheimliche Ideenhochflut auszutreiben. Daher begnügte ich mich auch, ihm zuzunicken und ging direkt und mannesmutig auf mein Ziel los: „Mon général, Ihr habt gewiß zehn Thaler für einen guten Zweck übrig?“

Worauf er die Augen groß und weit aufriß und in herablassendem Tone sagte: „Wann hätte ich je gefehlt, wo es einem guten Zweck galt? Selbstverständlich, Johannes! Ihr könnt mir doch auf einen Hundertthalerschein herausgeben?“

Na — damit hatte ich genug. Die Redensart kannte ich. Also Monsieur le général hatte auch kein Geld! Arme Anna ... Annita ... Annuschka ...

Mißmutig furchte ich mit den Fußspitzen die zahllosen Cigarrenstummel zusammen, die auf dem Fußboden herumlagen. Aschenbecher hielt der Kronide für überflüssigen Luxus.

„Ihr könnt also nicht wechseln!“ begann er aufs neue. „Euer Leichtsinn ist unverantwortlich. Sündhaft ist es, Johannes, wie Ihr mit den Zinsen Eurer Kapitalien umgeht. Aber mein großes Herz ist voll Erbarmen mit Euren irdischen Schwächen. Sagt also, wozu braucht Ihr den Mammon?“

Kaum war der Name Annuschka gefallen, so richtete sich der General mit einem hörbaren Ruck auf, daß die Cigarettenschachtel von seiner Brust herabkullerte und die dünnen Dingerchen sich friedfertig zwischen die Stummel zerstreuten. Sie blieben da vorläufig ruhig liegen.

Krohn sah mich blinzelnd an. Seine dicken Augenbrauen zogen sich über der großen Hakennase zusammen — wie drohend fast. Er schrie mit dem ganzen ungeheuerlichen Pathos, der ihm zu Gebote stand: „Macht mich nicht rasen! Weckt nicht lodernde Flammen in meiner Brust! Was nennt Ihr diesen Namen ...“ Und dann plötzlich, ganz weich und wehmütig, während er die Falten seines Schlafrocks um die dünnen Beinchen drapierte: „O, mein Johannes, was rührt Ihr an den tiefsten Wunden meines Herzens! Ihr wißt doch, wie ich sie liebe, vergöttere! O mein Johannes ...“ Der Rest verlor sich in ein dumpfes, außerordentlich schön gemachtes Gemurmel, dann kam ein wundervolles Aufschluchzen, die Arme hoben sich auf einen Moment gen Himmel, schließlich schlug der General die Hände vor das Gesicht — und streckte mir zwischen diesen die Zunge heraus, so lang wie nur möglich.

Er war eben ein bissel verdreht, unser Kronide.

Nun er sich aber ausgetobt hatte, war ganz vernünftig mit ihm zu reden. Und es zeigte sich auch wieder, daß er wirklich ein Genie war.

Nämlich — als ich ihm den Kasus genügend auseinander geklaubt hatte, zog er den Fez bis über die Augen, lag ein Weilchen ganz still und erklärte dann in den schmelzendsten Tönen: „Wahrlich — ich habe schon schwerere Schlachten geschlagen, denn diese, in der Amor selbst meinen Feldherrnstab leiten wird. Johannes, Ihr thatet gut, mir zu vertrauen. Bringt mir die elenden fünf Böhm von dem Schächer, Eurem Bruder, vertraut meinem erfindungsreichen Geiste und sorget für nichts, als daß Anna — Annita über einen guten Mokka verfüge. Der holde Frühling beut seiner Kinder in Fülle, und es backet der Bäcker köstliche Gaben. Fünf Groschen, Johannes, sind in meiner Hand ein Vermögen! Ihr werdet staunen!“

IV.

„Morjen, Ihr Tintensklaven!“ herrschte uns der General am anderen Morgen an, als er durchs Fenster zu uns hereinkletterte.

Es mochte gegen zwölf Uhr sein. Daß es eine böswillige Verleumdung aller übrigen Tageszeiten ist, wenn man behauptet: Morgenstunde hat Gold im Munde! — das hatten wir längst eingesehen.

Ich trank gerade am Sofa Kaffee, und Fritze, der immer 'n bissel eitel war, schnitt sich an seinem Arbeitstisch mit der Papierschere einen über Gebühr ausgefaserten Hemdenkragen glatt.

„Morgen, Herr General!“ antworteten wir dienstbeflissen, ohne uns im übrigen durch den Besuch des hohen Würdenträgers stören zu lassen. Wir guckten nicht 'mal auf, bis er endlich mit 'nem Hipp! Hipp! Hurra! vom Fensterbrett herabsprang und uns andonnerte: „Nun — wie steh' ich da?! Hab' ich mein Wort gelöst? Alles für Annuschka!“

Da schauten wir auf und waren einfach paff.

Denn in der rechten Hand trug der Kronide einen Blumenstrauß, sehr hübsch und taufrisch — aber ohne Zweifel soeben erst höchstselbst oben aus den verwilderten Anlagen um das erzene Nationaldenkmal, das in kandierter Gotik die Helden von 1813 feiert, und so am Rande der nächsten Gärten hin zusammengeräubert. Akazienblüten vorherrschend.

Und in dem linken Pfötchen trug er ein säuberlich eingeschlagenes Etwas, das nach frischem Gebäck duftete, und das, als er es jetzt auf den Tisch legte und das Papier abstreifte, sich als ein niedlicher kleiner Napfkuchen und als eines jener merkwürdigen Gebäcke entpuppte, die es nur in Berlin gibt und die man „Storchnester“ nennt.

Wir waren zuerst so paff, daß wir nicht einmal lachen konnten. Nur Fritze, die Naschkatze, machte sich gleich am Storchnest bröckelnderweise zu thun, worauf wir ihm beide unisono auf die frechen Finger klappsten. „Kinder!“ erläuterte dann der General, und im Erläutern war er immer erhaben. „Ist das nicht schön und groß? Seht, diese seltene Mischung von Grün und Weiß! Alle meine Treibhäuser hat mein Obergärtner plündern müssen, und ich bin höchstselbst schon im grauenden Morgen in meinen Park hinausgepilgert, daß nur ja nichts fehlte! Mußten es denn gerade Rosen sein? Rosen sind so etwas Alltägliches, Banales. Jeder Schusterjunge schenkt seiner Dirne 'ne Rose. Pah! Aber dies — dies ist fein und sinnig und minnig! Und mußte es denn gerade Baumkuchen sein? Das ist so etwas Massiges, Kompaktes — es hat auch, Ihr könnt es nicht leugnen, Männer, einen protzigen Beigeschmack. Und nun schaut Euch an, was der Chef de pâtisserie meiner . . .“

„Kronide!“ Fritzesohn unterbrach endlich den Redestrom. „Zwei gute Groschen der Napfkuchen — zwei gute Groschen das Storchnest — es stimmt! Wenn Ihr es nicht etwa altbacken noch billiger —“

„Pfui, elender Sklave!“ brüllte der General. Aber ich kraute mir hinter den Ohren und wagte zu bemerken: „Hören Sie mal, lieber Krohn: das Blumkett großartig! Allerhand Achtung! Der Napfkuchen mag passieren! Aber ob nun gerade für Anna — Annita — Annuschka ein Storchnest passend ist . . .“

Da brach der Sturm los. Von beiden Seiten. Fritze erklärte mich für einen ganz gemeinen Kerl, daß ich „ihren“ Namen überhaupt in Verbindung mit solch einem Gedanken bringen könne, der Kronide sprach von schmutziger Phantasie, warf sich mächtig in die Brust und behauptete, „wenn über-

haupt, so sei ja gerade dies Storchnest eine zarte, keusche Andeutung an die höchsten Pflichten des Weibes ... Ich solle mich schämen."

Und es fehlte nicht viel, so hätte ich mich wirklich geschämt. Denn wir wußten ja, Anna — Annita — Annuschka war rein, wie einer der Tautropfen dort auf den Blüten. Und wir drei Unholde wachten ja auch seit Monden über ihre Tugend, jeder von uns eifersüchtig wie ein Schießhund auf den anderen.

Es wurde beschlossen, daß wir die Blumen und die Kuchenspende gemeinsam überreichen sollten. Schnell wie die Wiesel warfen wir beide uns in unseren Sonntagsnachmittagsausgehstaat, und dann schritten wir hinüber, im Gänsemarsch: der Kronide voran mit seinem Strauß, ich mit dem Napfkuchen hinterher, Fritze am Schluß, das Storchnest in beiden Händen balancierend — den bewußten dunklen Flur entlang, auf den äußersten Fußspitzen, dann vor Annitas Thür ganz, ganz leise Halt machend und mit der äußersten Grundgewalt unserer Kehlen anstimmend: „Wach auf! Wach auf — Feinsliebchen mein —" Alles im tiefsten Dunkel, bis sich nach den ersten melodischen Klängen die Thür öffnete, eine Flut sonnigen Lichts heraus drang, mitten in ihr das reizende Gesichtel, rosig, schalkhaft lächelnd ... die winzig kleinen Hände gegen die Ohren gepreßt — — —

„Aber nein! Wie lieb! Und die schönen Blumen! Aber singen müssen's nit — bitt recht schön! Treten's doch näher, liebe Freunde —"

Anna sprach sonst leidlich dialektfrei ein schulmäßig gelerntes Deutsch, mit ganz leisem Hervorheben das R; nur wenn sie sehr lustig oder sehr traurig war, klang's an das sogenannte Deutsch-Österreichische an. Sie stammte nämlich von der schlesischen Grenze her.

Also wir spazierten herein. Der General mit schnüffelnder Nase wieder voran, die Brust herausgeworfen, als säß' ein mächtiger Crachat daran. Dann sprach er, ihr die Blumen überreichend, wie ein Demosthenes, reichlich genug für uns alle drei, und schließlich — was thut der Kerl? — zieht er hinten aus der Rocktasche zwei wundervolle dunkle Rosen heraus und schließt: „Der gemeinsamen Gabe der Freundschaft, holde Annita, reihe ich diese persönliche Gabe als Zeichen meiner unwandelbaren Verehrung an ... o Annita ..."

Solch ein Schurke!

Und da drängt sich der Fritze vor, läßt sich auf das rechte Knie nieder und überreicht sein Storchnest, und — was muß ich sehen?! — oben auf liegt plötzlich ein Fläschchen Parfüm —

Kalten Bluts morden hätte ich die beiden heimtückischen Halunken können.

(Fortsetzung folgt.)

Phantasie.

Komm, Phantasie! Ich hab genug gewacht,
Laß mich ein Stündlein nun bei dir verträumen —
Die Wände dehnen sich, und südlich lacht
Ein blauer Himmel über Palmenbäumen.

Ich ruh' geschmückt auf schwellenden Divanen,
Zwei Mohrenknaben knien zu meinen Füßen, —
Aus weiter Ferne wandern Karawanen
Die mich als Herrn der Warenlast begrüßen,

Und dann naht sie in schlanker Mädchen Schar
Und süße Sehnsucht jubelt ihr entgegen:
Nun laß mich, Fatme, Perlen in dein Haar
Und meine Lippen auf die deinen legen! ...

Da wach' ich auf. Morsch kracht das Kanapee.
Aus allen Ecken kriecht die Nacht hervor.
Vom Hofe lärmt es ärger noch als je
Und Kinderwinseln quält mein armes Ohr.

Wohin ich blick', nur Elend, Nacht und Not;
Mir stellt kein Page goldne Schüsseln hin.
Ich hol' vom Schrank ein Stückchen trocken Brot
Und wünsch' mir selbst, es wäre Gift darin ...

Georg Busse-Palma.

Rosa Poppe als Klytia in Herostrat. Nach dem Gemälde von Bennewitz von Loefen.

Aus den Berliner Theatern.

(September—Dezember 1898.)

Von

Hanns von Zobeltitz.

Mit einem Einſchaltbild und zehn Abbildungen.

„Hofgunſt.“ Von Thilo v. Trotha (Neues Theater). — „Der Star.“ Von Hermann Bahr (Leſſingtheater). — „Heroſtrat.“ Von Ludwig Fulda (Königl. Schauſpielhaus). — „Cyrano von Bergerac.“ Von Edmond Roſtand. — „Fuhrmann Henſchel.“ Von Gerhardt Hauptmann (Deutſches Theater).

(Abdruck verboten.)

Man verſprach ſich von der diesjährigen Campagne beſonders viel. In dem Reigen der hieſigen Bühnenleiter hatten mit dem Abſchluß der vorigen Saiſon allerlei Veränderungen ſtattgefunden: Herr Oskar Blumenthal legte, um ſich im Intereſſe der deutſchen Litteratur ganz dem Dichten widmen zu können, das Scepter des Leſſingtheaters nieder, und Herr Neumann-Hofer, wie ſein Vorgänger aus dem Kreiſe der böſen Recenſenten hervorgegangen, nahm es auf. Frau Nuſcha Butze übernahm das Neue Theater, um unter Mithilfe ihrer oft citierten Frau Mama dem tief empfundenen Mangel nach einer Bühne abzuhelfen, vor der auch die verſchämteſte höhere Tochter ohne Erröten ſitzen könnte; dafür zog Herr Lautenburg wieder in ſein altes Reich, das lockere Reſidenztheater, zurück. Herr Intendant Praſch gab das arme Theater des Weſtens auf, um dem Berliner Theater ſeine und ſeiner fleißigen Gattin Kräfte ganz weihen zu können ... und was dergleichen Interna mehr waren, von denen man annahm, daß ſie dem lieben Publikum zu gute kommen ſollten. Aber ob auch die Berge kreißten, heraus kamen nur armſelige Mäuſtein — mit wenigen Ausnahmen.

Es iſt zwar in den Theaterbureaus ſehr fleißig gearbeitet worden; vor allem in der Fabrikation von Waſchzetteln, die durch gütige Vermittelung der Tagespreſſe das Publikum von den bevorſtehenden Freuden unterrichten ſollten. Es wurden auch ſehr viele Novitäten herausgebracht; zeitweilig ſo viele, daß den armen Berufskritikern die letzten Haarreſte ſich ſträubten. Aber wirklich bedeutſame Erfolge erntete eigentlich nur das Deutſche Theater, das ſowohl durch geſchickte Pflege der Verbindungen mit den erſten Autoren, wie durch thatſächliche Leiſtungen der Regie und der darſtellenden Mitglieder immer entſchiedener an die Spitze der Berliner Bühnen tritt.

Fräulein Leonie Taliansky als Vicky in „Hofgunſt.“
Nach einer Aufnahme von R. Perſcheid, Hofphotograph, in Leipzig.

Im Berliner Theater amüſierte man ſich über „Zaza,“ deſſen Titelrolle der Frau Direktorin vortrefflich lag, und über „Der Erbe“ von F. Philippi, der einen an ſich vortrefflichen, aber in der hier beliebten Verquickung ganz unmöglichen Vorwurf durch ſeine übliche Senſationshaſcherei für jeden feiner Empfindenden gründlich verdorben hat: das Stück überträgt die Vorgänge bei dem Ausſcheiden unſeres größten Staatsmannes aus dem Dienſt auf das bürgerliche Leben, ebenſo wie Herr Philippi in ſeinen „Wohlthätern der Menſchheit“ die Krankheitsgeſchichte Kaiſer Friedrichs, in „Wer war es?“ die Rotzeaffaire takt- und geſchmackvoll verarbeitete. Einer eingehenden Würdigung an dieſer Stelle ſcheint mir weder das franzöſiſche Schauſpiel, noch der deutſche „Reißer“ zu verdienen.

Frau Nuſcha Butze gewann im Neuen Theater nach

einigen bösen Nichterfolgen in „Hofgunst“ von Thilo von Trotha ein Kassenstück, das — ganz ihrem Programm entsprechend — alle sanften, für Vornehmheit schwärmenden Seelen entzückt: ein bißchen Hackländer, ein bißchen Moser, und viel Nathalie von Eschstruth. Die Aufführung ließ aber wenigstens in einer jungen Künstlerin, Fräulein Talianský, der die übliche Backfischrolle zugefallen war, ein frisches Talent hervortreten, von dem man sich noch etwas versprechen darf.

Die neue Direktion des Lessingtheaters hatte entschiedenes Unglück. Ein feingestimmtes, aber ohne genügende Rücksicht auf das dramatisch Wirksame aufgebautes Schauspiel von G. Frhr. von Ompteda „Eheliche Liebe“ vermochte, trotz freundlicher Aufnahme am ersten Abend, nicht dauernd zu fesseln. Die Erstaufführung des „Eroberers“ von Halbe, der man nach den Erfolgen der „Jugend“ und der „Mutter Erde“ mit großer Erwartung entgegengesehen hatte, tauchte in einem gröblichen Theaterskandale unter. Auch die lustige „Großmama“ von Dreyer erwies sich doch nicht kräftig genug, um das Herrn Neumann-Hofer als kostbares Blumenthalsches Erbe überkommene „Weiße Rößl“ von der Bühne fern zu halten. Ein etwas freundlicherer Stern ging dem Lessingtheater endlich mit dem „Star“ von Hermann Bahr auf.

Ich habe im vergangenen Jahr desselben Verfassers „Tschaperl“ an dieser Stelle besprochen, und ich könnte heut fast wörtlich wiederholen, was ich damals sagte: auch der Schwerpunkt seines neuen Schauspiels liegt nicht auf der dramatischen Gestaltung des Ganzen, sondern auf oft überraschend fein durchgeführten Einzelheiten, auf Stimmungsmalerei und Charakteristik. Meines Erachtens stand aber das „Tschaperl“ künstlerisch höher, als der „Star“, in dem sich denn doch vielfach rohere Effekte in den Vordergrund drängen.

Die eigentliche Handlung gleicht einem ganz dünnen — etwas trüben Wässerchen. Fräulein Lona ist der „Star“, die gefeierte erste Künstlerin eines Wiener Theaters; Wien ist ja in der Züchtung derartiger Stars immer groß gewesen. Wir treffen Fräulein Lona zuerst in ihrem Boudoir am Morgen nach einer Premiere, die einen gewaltigen Mißerfolg brachte. Kein Wunder, daß der Star äußerst übler Laune ist. Nicht nur freilich über den Theaterskandal des letzten Abends. Sie ist überhaupt ungnädig gestimmt, unzufrieden mit der Welt, der Bühne — und sich selbst. Verwöhnt, verzogen, fühlt sie sich gelangweilt. Ihr getreuer gräflicher Verehrer hat sich jüngst verheiratet — kurz, sie empfindet eine schmerzliche Lücke in ihrem Leben, in ihrem Herzen. Und wie nun einmal verwöhnte Stars sind, möchte sie dies leere Herz auch zur Abwechselung einmal mit einem ganz neuen Inhalt füllen, sie träumt von einem „kleinen Glück“ in einem Dachstüblein. „Eine ganz perverse Idee“, nennt das ihre höhere

Scene aus „Herostrat,“ 3. Akt. Originalaufnahme nach der Vorstellung im Kgl. Schauspielhause.

Duenna, eine köſtlich, wenn auch ein klein wenig karikiert gezeichnete Tragödin a. D. So findet den Star der unglückliche Autor des durchgefallenen Stückes: ein hübſcher blutjunger Poſtbeamter, der in dem Einerlei ſeines Dienſtes ſich ſeinerſeits nach einem phantaſtiſchen „großen Glück“ ſehnt. Er wird zuerſt ſehr ungnädig empfangen, aber bald erkennt Fräulein Lona, daß ihr mit ihm das ins Haus geſchneit iſt, was ſie ſucht — und wir erkennen, daß der Star ſein kleines, das Autarlein ſein großes Glück gefunden zu haben meinen.

Klytia und Praxiteles (Frl. Roſa Poppe und Rud. Chriſtians) vor dem Tempel.

Dieſer erſte Akt iſt der weitaus beſte; er iſt überaus friſch, übermütig luſtig und bringt allerlei hübſch beabachtete, hübſch wiedergegebene Interna des Theaterlebens auf die Bühne. Wie der Theaterarzt den Star überredet, ihre Abſage zurückzunehmen und aufzutreten, wie der Chef der Claque Fräulein Lona und dem jungen Autor ſeine aus tiefſter Erfahrung geſchöpften Lehren erteilt, die Zwiegeſpräche der Dienſtbaten im Hauſe des Stars, die Mätzchen der alten Tragödin — das iſt alles allerliebſt gemacht, witzig und unterhaltend. — Aber ſchon im zweiten Akt, der in einer kleinen Mietswohnung ſpielt, in der Fräulein Lona ihrem „kleinen Glück“ nachgeht, flacht das Stück bedenklich ab. Man merkt zu früh, worauf der Autor hinaus will: daß ein Star eben für ein kleines Glück nicht geſchaffen iſt, und daß der im Grunde ſpießbürgerliche Poſtbeamte und Poet ſein erträumtes großes Glück auf dieſem Wege erſt recht nicht finden kann. Die inneren Gegenſätze in beiden mußten eigentlich jetzt ſchon zum endgültigen Bruch führen; da Herr Bahr aber für ein abendfüllendes Stück noch einen dritten Akt gebrauchte, ſo ſchürte er künſtlich das Feuer und ließ den Star und den Poſtſchweden ſich erſt noch feierlich verloben, um im Schlußakt, der ein Feſt in den Salons von Fräulein Lona bringt, den Eklat herbeizuführen und uns die Ausſicht zu geben, daß ſein Held — wenn man den thörichten und unſympathiſchen jungen Laffen ſo bezeichnen darf — in Zukunft pflichtſchuldigſt am Schalter Marken verkaufen und ein wohlhabendes Bäschen heiraten, daß der Star aber nur noch den hohen Aufgaben, die Herrn Bahr zufolge ein Star eben hat, nachleben wird.

Ein ſo guter, ſcharfbeabachtender Theaterkenner Herr Bahr ohne Zweifel iſt, darin hat er ſich doch gänzlich vergriffen, daß er in ſeinem Star einen Typ aufſtellte, daß er dem Publikum die Überzeugung aufzudrängen ſucht, die Auffaſſungen, die Fräulein Lona in ihrer beredten Verteidigung des Anrechts der Schauſpielerin auf eine freie Lebensführung ausſpricht, ſeien in den Kreiſen unſerer Bühnenheldinnen allgemein verbreitet. Gewiß gibt es leichtſinnige, leichtfertige Schauſpielerinnen, und Herr Bahr hätte durchaus das Recht gehabt, eine dieſer Perſonen zu ſchildern. Er hat aber unrecht in der van ihm diesmal beliebten Verallgemeinerung, bei der er nicht einmal den Verſuch macht, entſchuldigende oder auch nur erklärende Motive für die laxen Grundſätze ſeines Stars zu geben. Hier und dort zeigen ſich freilich in ihrer Zeichnung Anläufe zur Satire, und die ganze Geſtalt wäre verſtändlicher geworden, wenn Herr Bahr ſie nach dieſer Richtung hin weiter ausgebaut hätte. Anſtatt deſſen aber verlangt er dann wieder, daß wir ſie ernſt, nicht als leichtgeſchürzte Operettendiva, ſondern als ehrgeizige bedeutende Schauſpielerin, und zugleich ihre Zigeunermoral mit in den Kauf nehmen ſollen. Schließlich frägt man ſich vergebens, was der Dichter eigentlich wollte: ſtand er mit ſeinen Sympathien auf der Seite des ſpießbürgerlichen Wiſinger, der doch wenigſtens ein anſtändiger Kerl iſt, aber wollte er ein Loblied auf die Bohemewirtſchaft anſtimmen? Ich möchte wetten, daß unter den harmloſeren Zuſchauern die eine Hälfte mit der einen, die andere Hälfte mit der anderen Anſicht das Haus verließ.

Die Titelrolle lag Fräulein Graß vortrefflich. Sie ſpielte mit vielem Temperament und wußte die inneren Widerſprüche in der Geſtalt faſt überraſchend geſchickt zu überbrücken, wobei ſie ſich freilich durchaus auf die Seite der Zigeunermoral ſchlug. Auch Herr Jarno als Poſtbeamter war recht gut — eine geradezu meiſterhafte Charge aber ſchuf Frau Marie Meyer als alte Tragödin. Die Regie ſchien mir in keiner Weiſe

Edmond Rostand.

auf der Höhe zu stehen, die wir ehedem im Lessingtheater zu sehen gewohnt waren. —

Unter den Novitäten des Königlichen Schauspielhauses beanspruchte „Herostrat“ von Ludwig Fulda das weitaus größte Interesse — schon als das Werk eines Dichters, der uns so manche hübsche, anmutige, geistreiche Gabe, hier aber seine erste Tragödie bot.

Die Grundfabel ist allbekannt: Herostrat brannte 356 v. Chr. — es wird überliefert, in derselben Nacht, in der Alexander der Große geboren wurde — den weltberühmten Dianatempel zu Ephesus nieder; wie er auf der Folter gestand, um seinen Namen unsterblich zu machen. Ein gemeinsamer Beschluß der kleinasiatischen Griechen soll zwar verboten haben, den Namen Herostrat zu nennen, der Geschichtsschreiber Theopomp hat ihn aber doch der Nachwelt überliefert.

Ludwig Fulda hat zu dem dürftigen Gerippe der historischen Überlieferung über den ältesten Anarchisten — man wird unwillkürlich zu dem Vergleich, der in dieser Bezeichnung liegt, hingedrängt — ein geistreiches Gewand ersonnen. Sein Herostrat ist Bildhauer in der Werkstätte des Hegesias, der als Enkel des Erbauers des Dianatempels dessen oberster Hüter ist und nebenbei mit dem Verkauf kleiner Nachbildungen der Dianastatue einen lohnenden Erwerb betreibt. Dies Standbild ist schadhaft geworden, es soll ausgebessert werden. Da flammt in Herostrat sein Ehrgeiz auf: unwürdig erscheint ihm die elende Flickarbeit, ein neues Dianabild will er schaffen, würdig der Göttin, der „großen Diana der Epheser“:

„..... durch meinen Arm
Will sie dem Volke sich offenbaren
In neuem, schreckhaft überirdischem Prunk.
Dem alten Bilde nur ähnlich im strengen Ernst,
Doch weil es übertreffend an Kraft und Adel,
Auf ungeheuerem Sockel wuchtig fußend
Und mit dem Scheitel das Tempeldach berührend
Als hohe Mutter von allem Lebendigen
Und dennoch von allem Lebendigen abgeschieden
In spröder, himmlischer Unnahbarkeit.“

Aber der hohe Magistrat ist vorsichtig. Er verschreibt sich aus Athen den jungen Praxiteles, dessen aufstrebender Ruhm die Welt zu erfüllen beginnt. Er kommt, und als er des Hegesias schöne Tochter Klytia erblickt, die Herostrat liebt, da erkennt er in ihr sofort das Vorbild für seine Diana, wie sie längst seinem Geiste vorschwebte. Nicht aus Elfenbein und Gold will er sie formen, wie Herostrat, sondern in blendendem Marmor, nicht übermächtig, nicht wie das alte Bild:

„... Das plumpe Barbarenhände
In kindischer Vorzeit hilflos formten
Als rohen Koloß in üppiger Ungestalt.
Doch jenes, das mir lebendig im Sinne wohnt.
Seht hier! Nicht Artemis von Ephesos,
Nein, Artemis von Hellas erblickt ihr dort!
Die hohe, jungfräuliche Schwester Apolls,
Die keusche Göttin, welche die Nacht durchgleitet
Und leis den schlafenden Endymion küßt.
Nichts in der Welt ist göttlicher als Schönheit.
Dies ist der heilige Glaube von Athen,
Und ich, das wisset, bin dieses Glaubens Priester!“

So treten sich zwei Kunstanschauungen gegenüber, aber mehr als das: die Anschauungen zweier grundverschiedener Welten, von Athen und Ephesos repräsentiert. Hier ein reichgewordener Kaufmannsstand, nur praktischen Gesichtspunkten nachstrebend, sich behaglich sonnend unter dem Ruf und Ruhm der alten Göttin, deren Pilger alljährlich Gold und Gut nach der großen Handelsstadt bringen; dort — in Athen — schaffensfrohe harmonische Kraft voll idealer Ziele. In Ephesos ein geistloses Erstarren, in Athen frisches Leben, Freude am Können und an der Kunst.

Das alles ist sehr fein ersonnen und in oft überraschend gedankenreichen Wendungen hervorgehoben. Nur — für ein Drama, das straff geführter Handlung bedarf, genügt es nicht. Es ist eben Herrn Fulda meines Erachtens nicht vollständig geglückt, seinen schönen Vorwurf in den Gestalten der Dichtung und deren Handeln folgerichtig zum Ausdruck zu bringen. Wie das Liebesleid seines Helden nicht packt, so greift auch sein Schmerz, als er seine künstlerischen Hoffnungen scheitern sieht, nicht in die Tiefe der Seele, und es fehlt vor allem die vorbereitende Motivierung seines Entschlusses der Tempelzerstörung. Herostrat ist dem Dichter um einen Fuß zu klein geraten, möchte ich sagen; er ist zu sehr Stümper geblieben, nicht nur als Künstler, auch als Mensch im Guten und Bösen; ich hätte mir ein Stück Faustnatur, ein dumpfes Gären in all seinem Denken und Streben in die Gestalt verschmolzen gedacht. Nicht aus einer Augenblickserregung heraus, die erloschen wäre, wenn Klytia ihm nur „einen Funken von Hoffnung“ ließe, durfte der schreckliche Entschluß geboren werden, — er müßte in der ruhmgierigen Brust langsam heranreifen, übermächtig, wie ein grauenvolles Gespenst, gegen das jedes Ringen vergeblich ist.

Es ist trotzdem durchaus nicht zu leugnen, daß der Schluß des vierten Aufzuges, in dem Herostrat mit der lohenden Fackel aus dem Tempel stürzt und der Menge zuruft:

„Sucht ihr den Thäter? Ihr sollt ihn kennen.
Ich, Herostrat von Ephesos —
Grabt ein den Namen in euer Gedächtnis! —

Ich, Herostrat, ich hab' es vollbracht
Und rühme mich der gewaltigen That."

— daß dieser Aktschluß von großer Wirkung ist, wie denn auch in den vorhergehenden Aufzügen, wenn immer das Interesse zu erlahmen droht, die beredte Kunst des Dichters Zuhörer und Leser — letztere freilich noch mehr als erstere — neu anzuregen und zu fesseln weiß. Nun aber kommt etwas mir Unerklärliches. Wir wissen alles, was wir zu wissen brauchen; die Tragödie ist zu Ende, denn daß Praxiteles die schöne Klytia verlassen wird, nachdem sie sein Schönheitsempfinden gesättigt hat, ist ebenso unfraglich, wie daß Herostrat sein Verbrechen mit dem Tode büßen muß. Weshalb uns Herr Fulda dies in einem fünften Aufzug noch greifbar vor Augen führt, habe ich nicht zu ergründen vermocht. Es sei denn, daß er sich selbst gesagt hat: Du mußt irgendwie ausgleichen, was du vorhin versäumtest, mußt den Eindruck verwischen, als sei die That die eines Momentes des Wahnsinns — mußt das Versäumte nachholen und Deinen Helden als den Missethäter aus Überzeugung hinstellen! War dies des Dichters Absicht, so ist sie — verfehlt an sich — ihm nicht zum Ausdruck zu bringen gelungen. Der ganze Akt wirkt wie ein unschönes Schnörkelchen, aber er verletzt auch durch dies nun allzu krasse Pochen Herostrats auf die errungene — Unsterblichkeit.

Das Königliche Schauspielhaus hatte seine besten Kräfte für die Aufführung der Tragödie eingesetzt — wie sich das gebührte, denn sie bleibt trotz aller Ausstellungen das Werk eines echten Dichters, der mit ernstem Wollen an seine große schwierige Aufgabe herantrat und sein schönes Können an dieser Aufgabe auch voll bethätigte. Fräulein Poppe entsprach als Klytia freilich nicht ganz meinen Erwartungen; die von mir sehr hoch geschätzte Künstlerin ließ mich die schöne Natürlichkeit vermissen, um deretwillen nicht zuletzt Praxiteles in ihr das Vorbild seiner Göttin sehen muß. Sie war zu sehr schönes — bewußt schönes Modell. Ich glaube nicht zu irren: sie hatte an der Rolle zu sehr herumgeklügelt; und über dem Studieren und Glätten war schließlich das menschlich fesselnde etwas verloren gegangen, an Stelle der natürlichen Empfindung war eine ein wenig manierierte, gekünstelte Auffassung getreten. Den Herostrat gab Herr Matkowsky mit starker Leidenschaftlichkeit, und es gelang ihm wirklich, in freilich oft sehr scharfen Affekten, der Gestalt hier und dort die Wucht zu verleihen, die ich bei der Lektüre des Dramas schmerzlich vermißte. Außerordentlich gut war Herr Christians, der neue Liebhaber des Schauspielhauses, als Praxiteles; er gab dieser, von dem Dichter offenbar mit besonderer Vorliebe und großem Feinempfinden gestalteten Figur all das sonnige jugendliche Feuer, das in ihm wohnt, er ließ uns in ungeschminkter Treue die sorgenlose Heiterkeit, das frohe Sichausleben einer echten Künstlernatur und dabei doch deren ernsten Schaffensdrang miterleben. —

Wenn Ludwig Fulda im Königlichen Schauspielhause mit seinem eigenen Werk keinen ganz ungetrübten Erfolg errang, so ward ihm dieser — und zwar wahrlich ein wohlverdienter — im Deutschen Theater als Übersetzer oder richtiger mit seiner künstlerisch vollendeten Nachdichtung der „Romantischen Komödie" Cyrano von Bergerac des Franzosen Edmond Rostand.

Ich lege von vornherein Gewicht auf die Bezeichnung des Werkes als „Romantische Komödie" („comédie héroique" heißt sie im Original), denn man darf sie meines Erachtens nie aus den Augen verlieren, wenn man die durchaus eigenartige Dichtung richtig würdigen will. Wie denn andererseits auch die fast überschwengliche Bewunderung, welche sie in Paris fand, wohl weniger ihrem litterarischen Werte galt, vielmehr der naiven Freude entsprang, wieder einmal inmitten der Miseren des Tages ein Stück echtesten Franzosentums mit allem Schingdarassassa der Romantik über die Bühne ziehen zu sehen. Wie alles in der Welt wiederkehrt, so auch im Cyrano die Romantik der drei Musketiere und ihrer Genossen — freilich in verfeinerter, in sehr geistvoller Form. Sie kehrt aber nicht nur äußerlich wieder, nicht um nur einer Modelaune aufs neue zu genügen: sie kehrt wieder, weil sie eine innere Berechtigung hat, weil sie einem immer wieder erwachenden Bedürfnis des menschlichen Gemüts entspricht. Es will nicht immer nur der Verstand genährt werden, es genügt nicht, immer nur menschliche Leidenschaften oder menschliches Leiden vorzuführen — auch die Phantasie beansprucht ihr gutes Recht. Und schließlich wäre die Kunst doch armselig, in der nicht die ver-

Cyrano van Bergerac.
Nach dem Stich von Desrochers.

schiedensten Richtungen nebeneinander sich gleichwertig bethätigen dürften — wenn sie nur wirkliche Kunstformen verwirklichen. Auch ist wahrlich das Bedürfnis noch einer Wiederbelebung der Romantik nicht nur dem romanischen Geiste eigen, ja ich bin gewiß, es ruht noch fester im deutschen Herzen. Schließlich sind die Erfolge all der verschiedenen Märchenspiele der letzten Jahre doch auf ein ähnliches Sehnen zurückzuführen; dem Dichter aber, der uns eine deutsche romantische Komödie schenkte, die dem Cyrano an Gehalt und Schwung gleich ist, würde tosender Beifall entgegenhallen.

Cyrano de Bergerac — genauer gesagt: Hercules Savinien de Cyrano Bergerac — ist eine historische Gestalt. Am 6. März 1619 in Paris geboren, entstammte er einer Gascogner Adelsfamilie; er erhielt eine sorgfältige Erziehung, trat 1638 mit seinem Freunde Henri Lebret, dem späteren Herausgeber seiner Werke, in die Nobelgarde, die der Hauptmann Corbon de Castel-Jaloux befehligte, und die fast ausschließlich aus Gascognern bestand — jüngeren Söhnen (daher Kadetten genannt) der alten Geschlechter der Gascogne. Die Herren waren als Raufbolde berüchtigt, Cyrano that es ihnen allen zuvor, und mancher rechnete ihm, den man den „Dämon der Tapferkeit" nannte, bald noch, daß auf jeden Tag seiner Dienstzeit ein Duell käme. Im übrigen quittierte er, nach zwei ehrenvollen schweren Verwundungen auf dem Schlachtfelde, schon 1640 den Dienst, um sich ganz den Wissenschaften und der Litteratur zu widmen. Greifbare Erfolge blieben ihm zwar versagt, aber anregend haben seine dichterischen Werke dennoch gewirkt: seine 1648 entstandene „Reise in den Mond", ein satirischer Roman voll interessanter philosophischer und naturwissenschaftlicher Exkurse, wurde von Swift im „Gulliver" nachgeahmt; seine Tragödie „Agrippino", die in Frankreich heute wieder als klassisches Werk gefeiert wird, wurde gleich Teilen seines „le pédant joué" von Molière direkt benutzt. Im Herbst 1655 starb Cyrano infolge einer schweren Kopfwunde, die ihm ein — man weiß nicht, ob zufällig oder durch einen heimtückischen Anschlag — aus einem Fenster stürzendes Stück Holz verursacht hatte. Während seines Siechtums soll seine schöne fromme Cousine Madeleine Robinet, Baronin von Neuvillette, die als Witwe eines bei Arras gefallenen Offiziers sich in ein Kloster zurückgezogen hatte, den kecken Spötter durch liebevolle Pflege und weibliche Beredsamkeit in einen zerknirschten Reuigen umgewandelt haben. Er wurde dann auch in der Kirche des Kreuzdamenklosters beigesetzt.

Frau Reisenhofer als Roxane in „Cyrano von Bergerac."
Nach einer Aufnahme von J. C. Schaarwächter, Hofphotograph, in Berlin.

Ohne allen Zweifel muß Cyrano eine fesselnde Persönlichkeit gewesen sein; nichts weniger, als ein Poltron und Eisenfresser ordinären Schlages, sondern fein gebildet, witzig, originell, oft bizarr; ein heftiger Gegner der litterarischen Tagesmode, wie sie sich bei den gespreizten Precieusen des Hotel Rambouillet breitmachte. Ein treuer Freund, war er mit Zunge, Feder, Degen ein unerschrockener, unerbittlicher Gegner. Um auch das zu sagen: von Person ein stattlicher Mann mit energischem Gesicht, dem eine starke Nase ein besonderes Gepräge gibt, ohne es indessen zu verunstalten. Rostand hat mit dieser Nase in dichterischer Freiheit geschaltet, indem er sie gewissermaßen zum Schicksal seines Helden machte. Allerdings soll dieser selbst sich mit ihr in besonderer Vorliebe beschäftigt haben: in seiner „Mondreise" läßt er z. B. alle Mondbewohner Großnasen sein, weil eine große Nase das Zeichen sei „d'un homme spirituel, courtois, affable, généreux, libéral", und andererseits soll er zehn Menschen im Duell erstochen haben, nur weil sie seine Nase verspottet hatten.

Der eigentliche Inhalt der Rostandschen Komödie ist schnell erzählt: Cyrano liebt seine Base Roxane; er kennt aber sein mißgestaltetes Gesicht zu gut, um in die hoffnungslose Konkurrenz einzutreten mit seinem schönen Kameraden Christian, so er über-

nimmt es, dem thörichten braven Gesellen die empfindsame Dame zu erobern, indem er ihm die wundervollsten Liebesbriefe für sie schreibt, ihm huldigende, begeisterte Verse souffliert. So verliebt sich Roxane in eine Seele, die gar nicht zu dem Manne gehört, der schließlich — wieder durch eine List Cyranos — ihr Gatte wird. Als dann der schöne Christian im Felde fällt, hält Cyrano unerklärlicherweise (14 lange Jahre hindurch!!) die Täuschung aufrecht, und erst in seiner Todesstunde erfährt Roxane, daß sie eigentlich gar nicht um ihren schönen Christian geseufzt, nicht für ihn geschwärmt, nicht ihn geliebt hat, sondern den seltsamen Don Quixote, ihren geistvollen Vetter.

Diese trockene Inhaltsangabe gibt indessen auch nicht im Entferntesten eine Anschauung von der Komödie. Denn ihr Zauber liegt wahrlich nicht in der dünnen, oft fast operettenhaften Handlung, die von Unwahrscheinlichkeiten strotzt. Es ist ihr Held allein — immer nur er —, der unser Interesse fesselt; auch die meisten Nebenfiguren sind Theaterschemen, selbst Roxane ist ein armseliges Bühnengeschöpfchen. Aber wie ist dieser Cyrano aus dem Vollen herausgearbeitet! Wie köstlich ist der übersprudelnde Humor, der von allen seinen Fanfaronaden ausgeht, wie bezaubernd liebenswürdig steht er vor uns als der unglückliche groteske Dichter, der die herrlichsten Liebestöne findet — um einem Freunde die selbst Geliebte zu erobern. Ein prächtiger Kerl, aus einem Guß, — eine Gestalt voll Kraft und Feuer, die man lieb gewinnen muß. Immer wieder, wenn die Handlung zu versiegen droht, wenn die Motivierung der Geschehnisse versagt, reißt uns dieser Prachtmensch mit sich fort, und immer neue Wendungen weiß der geistreiche Dichter zu finden, in denen er ihn uns zeigt, mit immer neuen, scharf zugespitzten Pointen schildert er uns seine Eigenart.

Josef Kainz als Cyrano von Bergerac.
Nach einer Aufnahme von W. Höffert, Hofphotograph, in Berlin.

Die ganze Eigenart der Komödie bringt es mit sich, daß für Erfolg oder Nichterfolg der Darsteller des Helden entscheidend ist. Das Deutsche Theater konnte Herrn Kainz ins Treffen stellen, und dieser ja nicht zuletzt als Sprachmeister ausgezeichnete Künstler befand sich gewiß vollständig auf der Höhe seiner Aufgabe, wenn ich mir den Cyrano auch noch ein wenig vollsaftiger vorstellen könnte, grotesker, als es Herrn Kainz — abgesehen von seiner wahrhaft ungeheuerlichen Nase — beliebte. Frau Reisenhofer war als Roxane blendend schön, gab aber anstatt des preziensen Fräuleinchens eine Kokette: ich sah später in derselben Rolle Fräulein Elsinger, die mir ungleich besser gefiel. —

Den größten und ernstesten Erfolg des Jahres erntete, ebenfalls im Deutschen Theater, Gerhardt Hauptmann mit dem „Fuhrmann Henschel".

Der Dichter der „Versunkenen Glocke" kehrt mit seinem neusten Schauspiel zu seinen Anfängen zurück, zum ausgesprochensten Realismus: er wandelt nicht mehr auf den Bergeshöhen der Phantasie, er hat sich wieder tief unten im Thale angesiedelt. Aber er tritt vor uns hin doch als ein ganz anderer, als er in „Vor Sonnenaufgang" oder in seinen „Einsamen Menschen" war: ungleich gereifter und konsequenter; zum erstenmale auch gibt er uns eine Dichtung, die in ihrem Aufbau den oft verspotteten und doch nun einmal nicht zu umgehenden Forderungen der Technik des Schauspiels voll gerecht wird.

„Fuhrmann Henschel" spielt wieder in der schlesischen Heimat des Dichters, die meisten seiner Gestalten sprechen das schlesische Platt, das, beiläufig bemerkt, von der Bühne herab gesprochen, auch dem nicht mit dem Dialekt Vertrauten viel verständlicher klingt, als es sich in der Buchausgabe liest. Jugenderinnerungen Hauptmanns sollen in das Schauspiel verflochten sein; er ließ den Hotelbesitzer Siebenhaar sogar in der Maske seines Vaters spielen, der selbst Besitzer der „Preußischen Krone" in Oberfalzbrunn war, die hier in den „Rautenkranz" (in der Buchausgabe „grauer Schwan") umgewandelt ist.

In einer Kellerwohnung dieses Gasthauses wohnt der Fuhrmann Henschel mit seiner Familie. Ein knorriger, braver, einfacher Mann, tüchtig in seinem Geschäft, und zu leidlichem Wohlstand gelangt. Seine Frau liegt schwer krank darnieder. Ihre Magd Hanne, eine junge dralle Person,

Frau Elsie Lehmann als Hanne in „Fuhrmann Henschel."
Nach einer Aufnahme von W. Höffert, Hofphotograph, in Berlin.

die Erinnerung an das seiner ersten Frau gegebene Versprechen. Nun schlägt das Schicksal über ihm zusammen: sein Kind folgt der Mutter nach, er hat Unglück über Unglück im Geschäft; seine zweite Frau kehrt, nachdem sie ihr Ziel erreicht hat, ihr wahres Gesicht heraus: sie ist sauertöpfisch, tyrannisch, herzlos — sie betrügt ihn. Die Spatzen pfeifen seine Schande von den Dächern; es geht aber noch ein anderes Gerücht: Hanne hätte die erste Frau und ihr Kind vergiftet. Der starke und doch weichherzige Mann bricht zusammen; das gebrochene Versprechen drückt ihn vollends nieder. Er geht in den Tod.

Unsere alten Schicksalstragödien wurzelten in der Romantik. Hier haben wir eine solche, die der modernen realistischen, um nicht zu sagen, naturalistischen Auffassung entsprossen ist. Auch hier ist es im Grunde das unerbittliche Walten des Geschickes, das sein Opfer ins Verderben zieht, — den wackeren Mann, der seiner ganzen Lebensanschauung nach das Versprechen, das ihm zu einer Art tragischer Schuld werden sollte, gar nicht heilig ernst nehmen konnte. Höchst merkwürdig ist es, wie so die Fäden herüberführen von einem Zacharias Werner zu einem Gerhard Hauptmann, und höchst merkwürdig ist es auch, wie der Dichter inmitten seines, wenn auch tief ergreifenden, so doch höchst nüchternen Kunstwerks schließlich der roman-

Rudolf Rittner als Fuhrmann Henschel.
Nach einer Aufnahme von J. E. Scharwächter, Hofphotograph, in Berlin.

behandelt sie rücksichtslos. Die Frau ahnt in ihr ihre Nachfolgerin, ahnt auch, daß Hanne ihr Kind schlecht behandeln würde. So nimmt sie auf dem Sterbelager ihrem Manne das Versprechen ab, die Magd nicht heiraten zu wollen. Hanne aber macht sich Henschel unentbehrlich. Nicht daß sie seine Leidenschaft erregt. Sinnlichkeit liegt überhaupt nicht in seiner Natur, aber sie ist eine ordentliche Wirtschafterin und hält das Geld zusammen; daß sie vor der Ehe ein Kind hatte, ist in seinen Augen kein Vergehen. Ihm fehlt eine Frau an allen Ecken, im Hause, im Geschäft, das ihm neuerdings schwere Sorgen macht, — als ihm Siebenhaar zuredet, überwindet er auch das einzige Bedenken,

tischen Einzelzüge nicht entbehren konnte: wie er seinen Fuhrmann Henschel in den Mond und in die ziehenden Wolken starren läßt, als gebe es da seines Schicksals Lösung zu lesen; wie er ihn die Uhr anhalten läßt, weil ihr Ticken sein Gewissen wachruft; wie er die erste Frau als Geist vor ihn stehen läßt mitten in der Tagesarbeit . . .

Ein tief ergreifendes, aber höchst nüchternes Kunstwerk, sagte ich soeben. Es klingt wie ein Widerspruch, und ist doch keiner. Ist keiner, weil eben die dichterische Kraft, das eminente Gestaltungsvermögen, die vollendete Charakteristik Hauptmanns diese Tragödie des alltäglichen Lebens adelt, weil wir mit seinem Helden all dessen Leid mit erleben, weil wir es so greifbar in solcher Wahrheit vor uns sehen, daß es uns erschüttern muß. Freilich: das Schauspiel erschüttert nur im Augenblicksempfinden, aber hinterläßt wenig Nachhall in der Seele. Es ergreift, aber es erhebt nicht, ihm fehlt jede lösende Kraft des Schmerzes. Aber das ist eben die gewaltige, nie zu füllende Fehlerquelle der ganzen Dichtungsart, der Hauptmann sich aufs neue zugewendet hat, daß sie ewig an eine dumpfe Atmosphäre gebunden bleiben muß, aus der es keinen Ausblick und keinen Aufblick gibt.

Meisterhaft, wie die Charakteristik der beiden Hauptgestalten, ist auch diesmal wieder das Milieu geschildert; dabei ohne die störende Breite, die z. B. in den Webern meiner Meinung nach den Gesamteindruck sehr ungünstig beeinflußte. Jede einzelne Figur ist in scharfen Linien gemeißelt: der gescheut redende Siebenhaar, der Schenkwirt Wermelskirch, ein verlotterter alter Schauspieler, dessen leichtfertige Tochter, der liederliche Kellner — da sitzt jeder Strich, jedes, auch das scheinbar neben sächlichste Wort trägt zur Kennzeichnung irgend einer Eigenart bei!

Emanuel Reicher als Wermelskirch in „Fuhrmann Henschel."
Nach einer Aufnahme von Wilh. Fechner in Berlin.

Die Aufführung gehört zu dem Vollendetsten, was ich je auf einer deutschen Bühne sah. Herr Rittner schuf in seinem Henschel ein Charakterbild von erstaunlicher Kraft und Geschlossenheit, gleich vortrefflich anfangs als der schwerfällige, gutherzige schlichte Mann, der von Sturm und Wetter gebräunt, von der Last steter Arbeit gekrümmt ist, wie als der leidenschaftlich erregte, dem der Schwager die Schande seiner Frau kündet, wie endlich als der verträumte, halb irre redende Unglückliche des letzten Aktes, der aus der Schlinge, in die er geraten ist, nur noch einen Ausweg weiß — den Tod. Auch Frau Else Lehmann war als Hanne ausgezeichnet, wenn mir auch scheinen wollte, als könne die Gestalt ein Gran mehr dämonischer Sinnlichkeit vertragen. Ebenso wurden die kleineren Rollen — z. B. der Siebenhaar des Herrn Sauer, der Wermelskirch des Herrn Reicher (in einer köstlichen Maske) u. s. w. — vollendet verkörpert. Besondere Bewunderung aber gebührt der Regie, die in geradezu mustergültiger Weise die Vorstellung abgetönt hatte und die uns auf der Bühne Wirklichkeitsbilder gab, die kaum zu übertreffen sein dürften. Dies schlesische Bauernzimmer mit seinem großen Kachelofen, hinter dem das aufgeschichtete Brennholz liegt, den viel gebrauchten schmucklosen Möbeln, darin Else Lehmann hochgeschürzt, in dicken blauen Strümpfen, am Waschfaß hantierend; dazu Henschel, wie er vom Grabe seiner ersten Frau zurückkommt, im schwarzen Sonntagsrock mit hohem Cylinder, gestrickte Handschuh auf den Händen — es war von geradezu verblüffender Echtheit. Wenn anders überhaupt das höchste Ziel der Bühnentechnik ist, ein absolut richtiges, ungeschminktes Spiegelbild der Wahrheit zu geben — hier war das wahrlich erreicht.

Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Es wird neuerdings wieder vielfach die Frage erörtert, ob das Drama oder das Epos mit seinen Zweiggebilden Roman und Novelle die höhere Kunstform darstelle. Man könnte mit demselben Recht die Fragen aufwerfen: Was ist die höhere Wissenschaft, Chemie oder Physik, was die höhere Kunst, Poesie oder Musik, was der höhere Genuß, ein Glas Rheinwein oder ein Glas Bordeaux? Das alles sind Doktorfragen, die im Grunde nur eine subjektive Entscheidung zulassen; wer sich mit ihnen beschäftigt, der nehme die Beschäftigung als Spiel, als eine Art geistiger Gymnastik, aber er mache keinen Anspruch auf ernsthafte Würdigung seines Thuns. Es lassen sich in vielen Fällen nicht einmal die Einzelwerke des einen Gebiets mit denen des anderen vergleichen, geschweige denn die Gattungen selbst. Oder wer getraut sich, zu entscheiden, ob Goethes „Hermann und Dorothea" bedeutsamer ist, als Schillers „Wilhelm Tell", ob Homers Ilias und Odyssee künstlerisch wertvoller sind, als Shakespeares Dramen? Was mich betrifft, so weiß ich bestimmt nur das eine, daß ein meisterhafter Roman mir mehr gilt, als ein schwächliches Drama, und umgekehrt. Und nur für den Durchschnitt, durchaus nicht in jedem einzelnen Fall, scheint es mir zuzutreffen, daß das Drama dem Roman voraus ist in der Energie der Wirkung, der Roman aber dem Drama in der Fülle des Gehalts und dem Reichtum der Probleme. Das letztere freilich nur bedingt. An und für sich ist das Drama in der Stoffwahl ebensowenig beengt, wie der Roman; aber da die Dramatiker ihrer Mehrzahl nach stets die Bühne im Auge haben, so müssen sie sich um des Theaterpublikums willen, das als Massenwesen weit engherziger und schwachnerviger ist als der einzelne Leser, sehr zurückhalten und beschränken. Von ähnlichen Rücksichten hält sich auch der Erzähler nicht immer frei, aber im allgemeinen bewegt er sich doch in viel weiteren Grenzen und spricht sich freier und offener aus, als der Bühnenschriftsteller. Wie umfassend das Stoffgebiet des heutigen Romans ist, das merkt am deutlichsten der Kritiker, da er nach und nach so ziemlich die ganze Erzählungslitteratur unserer Zeit durchzukosten hat. Als wäre ein Faustmantel sein, so wird er allmählich auf alle Höhen, in alle Tiefen der Erde geführt, und zuweilen noch über die Erde hinaus; zwingt ihn heute der Erzähler, mit ihm die sociale Frage anzuschneiden, so morgen dem Problem der Unsterblichkeit näher zu treten, ein andermal sich in die Kulturverhältnisse Indiens zu vertiefen, und gleich darauf dem Betrieb einer Bierbrauerei in allen seinen Teilen die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken. Vor dem Erzähler ist nichts sicher: weder die Juden- noch die Frauenfrage, weder Bismarcks Häuslichkeit noch die Kämpfe auf Cuba, weder die chinesischen Lasterhöhlen in San Francisko noch die Zustände auf dem Sirius.

Diesmal nötigen mich zwei der Erzähler, mit denen ich es heute zu thun habe, ein Feld zu betreten, wie es nebelhafter, unsicherer und abgrundreicher keines gibt, das Feld der Mystik. Aber man lernt etwas, wenn man die beiden Erzähler — Wilhelm Jensen und Ossip Schubin — miteinander vergleicht, man lernt den Unterschied zwischen echter und falscher, natürlicher und erkünstelter, um nicht zu sagen verlogener, Mystik verstehen. Jensens neuester Roman „Das Bild im Wasser" (Dresden, Carl Reißner) ist als Ganzes, wie in seinen einzelnen Teilen von natürlicher Mystik durchtränkt. Von dem Empfinden, daß die Welt, das All im Innersten und Wesentlichen ein einziges großes Wunder bildet, daß alle Wesen und Dinge, die lebendigen und die unlebendigen, durch unzählige feine Fäden miteinander verknüpft sind, daß jedes Geschehen in Gegenwart und Zukunft mit Notwendigkeit aus der Saat der Vergangenheit erwächst. Die Personen wie die Vorgänge der Erzählung tragen im Grunde ein durchaus realistisches Gepräge, sie könnten uns jeden Tag und überall begegnen. Aber dadurch, daß sie alle mehr oder weniger in die Stimmung hineingerückt werden, wie sie sich aus jenem Alleinsempfinden erzeugt, breitet sich über die Geschichte ein traum- und märchenhaftes Licht. Das Seelenleben der Menschen, der bedeutenden wie der geistig Armen, scheint der Wirklichkeit gegenüber um Grade gesteigert zu sein, jedes Gefühl, auch das einfachste und schlichteste, wie das Muttergefühl der Ebba Stolterbek, der Dorfwirtin, gewinnt einen Zug des Außerordentlichen, und alles Alltägliche wird von einem Ewigkeitshauch umwittert. Und wenn eine der Jensenschen Gestalten auf die Versicherung hin: „Es ist ja alles nicht wirklich, sondern nur in der Einbildung" — die Antwort gibt: „Was ist denn wirklich? Sind wir's oder bilden wir uns auch nur ein, daß wir sind? . ." so wird damit die Traumstimmung des Romans aufs klarste angedeutet. Ein Märchen ist es denn auch, um das sich die Erzählung rankt, wie um einen zarten Zweig ein dichtes farbiges Blumengewinde. Ein junger Mann — so lautet das Märchen — kam einmal zu heißer Mittagszeit irgendwo an einen ganz einsam im Feld gelegenen Brunnen und wollte, von heftigem Durst gequält, gern daraus trinken. Aber das konnte er nicht, weil es tief bis zum Wasser hinunter ging, und an einer verrosteten Kette hing kein Eimer oder sonstiges Schöpfgefäß. Im Anfang fiel's ihm auch nicht möglich, wahrzunehmen, ob überhaupt Wasser drunten sei, denn der Rand oben war dick mit Gehälm und Farnkraut zugewachsen. Dann jedoch fand er eine Lücke, durch die sich niederblicken und ein blinkender Schimmer wahrnehmen ließ. Nun bückte er sich weiter über, und von unten sah ihm ein Spiegelbild entgegen. Das mußte

natürlich sein eignes sein, aber wie er genauer darauf hinschaute, war's das nicht, sondern ein anderes Gesicht, von einer jungen Frau oder einem Mädchen, das ihm geradeauf in die Augen blickte. Darüber erschrak er so, daß er zurückfuhr und sich in der Sonne hinsetzte: Der Wind kam und sang um ihn herum, und er schlief ein. Wie er danach aufwachte, bückte er sich noch einmal über den Brunnen, doch da war nichts drunten als der leere Wasserspiegel und zuletzt sein eignes Gesicht. Aber von der Stunde her hatte er keine Ruh mehr und zog immerfort durch die ganze Welt danach herum, irgendwo das Bild, das ihn aus dem Brunnen angesehen, lebendig aufzufinden . . . Wie diesem jungen Manne der einsame Brunnen, so spielt dem Helden des Romans, Otward Reinholz, das Leben mit. Die Ideale und die Ziele, die ihm von außen aufgedrängt werden, erweisen sich als trügerisch, er muß sich schließlich den Altären zuwenden, deren Bild im eignen tiefsten Innern leuchtet. Und ähnlich wie im Beruf, geht es ihm in der Liebe. Das Mädchenbild, das er zuerst im „Wasser" gesehen, erweist sich, trotz aller Irrungen und Wirrungen, trotz all der Bilder, die das erste später zeitweilig verdrängen, zuguterletzt als das Bild, an das sein Geschick sich für immer knüpfen soll. Daß mit dem Seelenleben der Menschen die Landschaft — Heide, Wald, Kleinstadt am Meere — harmonisch im Einklang steht, braucht kaum hervorgehoben zu werden; in dieser Verknüpfung ist Jensen Meister. Neben dem traumhaft mystischen Ton klingt aber auch eine tiefethische Weise durch das Buch, sie feiert die Liebe Gottes, die über allem irdischen Haß ist. Von den belanglosen Schwächen des Werks zu reden, wäre in diesem Zusammenhange kleinlich; so manche Bedenken der Aufbau bietet, so manche Unwahrscheinlichkeiten die Charakteristik des Helden, das Ganze wird doch in empfänglichen Gemütern einen hohen und reinen Eindruck hinterlassen.

Äußerlich spannender, kunstvoller im Aufbau, bunter und mannigfaltiger in den Lebensbildern ist der Roman Ossip Schubins „Vollmondzauber" (Stuttgart, J. Engelhorn); aber alle Kunst der Verfasserin erscheint schließlich als Mache, die über ein hohles Nichts mit glänzenden Flittern hinwegzutäuschen sucht; trotz aller poetischen Einzelzüge wirkt das Buch zuletzt beinahe abstoßend, weil es ihm — im tiefsten Sinne des Worts — an Wahrheit fehlt. Und damit auch an der rechten Idealität. Es ist der Verfasserin nicht darum zu thun, die Seele des Lesers zu höherem Fluge mitzureißen, ihr ist das Mystische nicht ein Ewigkeitslicht, das der Alltäglichkeit einen neuen Sinn, dem Leben eine höhere Weihe ermöglicht, ihr liegt einzig daran, zu verblüffen und jenen Leuten, denen selbst das Ernsthafteste und Tiefste nur einen Unterhaltungsreiz und -kitzel bedeutet, einen Wust neuer Pikanterien zu bieten. Gäbe der Roman das, und nur das, was der Titel andeutet: Mystik und Spuk der Mondnacht, für die Phantasie des modernen Menschen neu belebt und beleuchtet, stets aber als phantastisch hingestellt, — die Verfasserin könnte dann getrost noch mit ganz anderen Wundern, mit noch tolleren Gespenstern aufwarten, wir würden ihr gern in ihr Märchen- und Zauberreich folgen. In der Kunst hat auch die wundergläubigste Romantik ein Daseinsrecht, wenn sie nur den Glauben zu erzwingen vermag; den Glauben aber erzwingt sie, wenn sie innerlich ist, d. h. einem innerlichen Bedürfnis des Schaffenden entspringt und einem innerlichen Bedürfnis des Empfangenden entspricht. Hier scheiden sich die Wege echter und falscher Mystik. Was Jensen uns bietet, das kommt einer tiefen Sehnsucht unserer Seele entgegen, der Sehnsucht, überall im Leben, auch im Niedrigsten und Kleinsten den Hauch des Göttlichen, geheimen Sinn, Ahnungen künftiger Offenbarungen zu entdecken. Was wir aber bei der Schubin finden, das ist nichts als eine Fratze der Mystik. Es hat gar keine Beziehungen zu unserem Seelenleben, es ist nur dazu da, ein bißchen Gruseln zu erregen, und es ist weder im subjektiven noch im objektiven Sinne wahr, weder für die Verfasserin noch für den Leser. Dieser Leser, auf den die Schubin zu rechnen hat, ist ja kein Bauer aus der Dobrutscha, für den Gespenster wenigstens die eine Bedeutung haben, daß sie wirklich sind. Selbst wenn der Leser Spiritist ist, wird ihm der Spuk, der sich im „Vollmondzauber" breit macht, kein Interesse einflößen können, weil er ihn ebensowenig, wie ein Rationalist ernst zu nehmen vermag. Geschweige, daß er ihm eine tiefere, seelische Teilnahme entlocken könnte. Die Verfasserin aber nimmt ihr Mondgespenst ernst, — leider. Denn ob auch das Gruseln, das der Roman erzeugt, immer wieder ins Komische umzuschlagen droht, so hat doch die Schubin keineswegs einen Scherz beabsichtigt; dagegen spricht die Behandlung des Stoffes. Es wird mir schwer, von diesem Stoffe eine nähere Andeutung zu geben; etwas wie Scham befällt Einen doch, auch nur die Umrisse des Unsinns nachzuzeichnen, den die Verfasserin in breiten Linien behaglich hingemalt hat. Die ganze verschollene Romantik des Vampyrtums lebt in der Erzählung wieder auf. Aber — und das ist ein ästhetischer Grundfehler des Romans — ohne die Voraussetzungen, die das nächtliche Schreckensgebild wenigstens für die Phantasie annehmbar machen. Der neueste Vampyr hat die Frechheit, mitten in die nüchternste Alltagswirklichkeit sich einzudrängen, er wählt sich eine österreichische Kavalleriegarnison zum Schauplatz und nimmt an dem danalsten Gesellschaftstrubel teil. Das einzige Zugeständnis, das er dem Geheimnisvollen macht, ist sein Auslandpaß: er ist nicht in dem polizeisicheren Österreich geboren, sondern aus Italien eingewandert, irgendwo von der Meeresküste her, wo es noch Banditen gibt und also auch die Möglichkeit nicht ganz ausgeschlossen ist, daß die Polizei auf ihren Razzias ein paar Gespenster übersehen hat. Gina Ginori nennt sich der Vampyr, seinem Stande nach ist er Marchesa, und er lebt bei Verwandten auf dem Schlosse Zdibitz. Schon von Kindheit an zeigte das junge Mädchen, das ebenso bleich wie schön ist, eine seltsame Vorliebe für Kirchhöfe, Leichen und alles, was sonst im engsten Verhältnis zum Tode steht. Aber das ist nur die geringste ihrer Eigentümlichkeiten. Sie selbst strömt fortwährend einen durchdringenden Verwesungsdunst aus, den sie mit

wenig Erfolg durch scharf duftende Parfums zu verdecken sucht. Ebenso merkwürdig ist die Thatsache, daß Gina jedesmal, wenn der brave Vollmond die Himmelswache bezieht, auf Stundentanz zur starren, kalten Leiche wird. Daß es mit dieser Leichenhaftigkeit kein „natürliches" Bewandtnis hat, ist selbstverständlich. Immerhin erklärt sich, wenn dem Gerüchte zu trauen ist, die Sache — ziemlich einfach. Gina ist nämlich aus einer recht ungewöhnlichen Verbindung erzeugt. Ihre Mutter hatte als junges Mädchen ein Verhältnis mit einem bildschönen jungen Römer. Sie gab ihm aber den Laufpaß, um den durch Alter wie durch Reichtum gleich ausgezeichneten Marchese Ginoci zu heiraten. Der junge Römer schnaubte Rache. Ehe er jedoch eine Möglichkeit fand, seinen Haß zu befriedigen, ertrank er auf einer Meerfahrt. So ein verliebter, haßerfüllter Römer gibt aber selbst mit dem Tode seine Rachepläne nicht auf. Er weiß sich im Jenseits einen Urlaub zu erwirken, kehrt als Gespenst auf die Erde zurück und begibt sich stracks in das Schloß des Marchese: ein Diener sieht, wie der „Geist" ins Schlafzimmer der jungen Frau sich einschleicht. Nach neun Monaten kommt die Marchesa mit Gina nieder. Wer aber möchte bezweifeln, daß ein Mädchen, das eine Leiche zum Vater hat, ein Recht auf die gewagtesten Sonderbarkeiten besitzt? Ehe jedoch Gina ihre Residenz im Schlosse Zdibitz aufschlug, betrieb sie die Halbgespensterei einzig und allein zu ihrem Privatvergnügen. In Zdibitz aber entwickelt sie sich zum Vampyr und wird ihren Nebenmenschen gefährlich. Sie verliebt sich in einen schmucken Oberlieutenant und bringt es, trotz des Grauens, das der Ärmste vor ihr empfindet, schließlich dahin, daß er sich mit ihr verlobt. Aus seinen Küssen saugt sie, die einem frühen Tode so gut wie verfallen war, sich neues Leben. Selbst wenn der Geliebte fern von ihr ist, weiß sie ihn zu erreichen. In Vollmondnächten trennt sich die Seele Ginas vom Leibe und wandelt — sie die Seele, sichtbar und hörbar, denn ein ganz nüchterner Oberst sieht, wie sie ein Fenster öffnet, und hört ihre seidenen Kleider rascheln — dem Orte zu, wo der Lieutenant weilt. Zum Glück treibt sie dies Spiel nur auf kurze Zeit. Statt der Auszehrung erliegt sie nunmehr dem Rausch, mit dem sie die Liebe genießt, und der ihre schwache Natur zerstört. Der junge Oberlieutenant atmet auf, wie von einem Alp befreit. Er heiratet nach dem Tode Ginas alsbald ein anderes Mädchen, eine Jugendgeliebte. Einige Jahre erfreut er sich seines Eheglücks. Dann aber hat er gelegentlich die Verwegenheit, eine Nacht auf dem Schlosse Zdibitz zuzubringen. Gina, die wie der junge Römer, auch mit dem Tode ihre Pläne nicht aufgegeben hat, steigt sofort aus ihrem Grabe hervor und tötet mit einem Gespensterkuß den Treulosen; sie weiß aus Erfahrung, daß auch ein Toter als Gatte brauchbar ist, und offenbar denkt sie: besser eine Leiche, als gar keiner. . . Schade um die Kunst, die Ossip Schubin an dieses Stoffungetüm vergeudet hat. Die Gestalten, die sie vorführt, sind durchweg sehr leicht, aber mit sicherer und fester Hand gezeichnet, und in der Darstellung des Gesellschaftslebens bewährt die Verfasserin ihre alten Vorzüge. Aber es fehlt der Erzählung auch nicht an Stimmungspoesie, die Mondscheinscenen sind, an und für sich betrachtet, voll Duft und Reiz. Aber sie sind in das Werk hineingekeimt, nicht organisch mit der Geschichte verwachsen. Die Phantastik des Buches hätte nur dann eine gewisse ästhetische Berechtigung, wenn die Gestalt der Gina gleichsam aus der Mondscheinstimmung heraus sich erzeugte, wenn die Verfasserin den Leser erst selbst mondsüchtig, mondscheintrunken gemacht hätte, wenn all die seltsamen Vorgänge in jenem Dämmerlicht blieben, daß man nicht wüßte, hat man es nur mit Einbildungen, „Fernwirkungen", unbewußten Seelenzusammenhängen zu thun, oder mit Wirklichkeit? Was das Buch so thöricht erscheinen läßt, das ist das Hineinzerren der Gespensterei in die nackte Alltäglichkeit, ferner die derbe Handgreiflichkeit des Spuks (S. 225), die gar nicht den Ausweg läßt, alles könne vielleicht nur Hallucination sein, und schließlich die Sinnlosigkeit des Ganzen. Es ist schlimm für ein Buch, wenn alle Kunst des Verfassers nicht ausreicht, in dem Leser die Frage zu unterdrücken: Was will eigentlich die Geschichte? Eine echt phantastische Erzählung trägt ihren Zweck in sich selbst, in ihrer Stimmungspoesie, aber der bloße Zauberspuk hat seine Berechtigung durch irgend welche Tendenz zu erweisen. Dieser Pflicht entzieht sich der Roman um so mehr, als er in zwei Hälften zerfällt, deren eine, die Liebesabenteuer des Herrn Oberlieutenants, nur sehr lose mit der Geschichte des Leichenmädchens verknüpft ist.

Einer, der im Traum mit allerlei widrigen Schemen gerungen hat, kann nicht fröhlicher aufatmen, wenn er erwachend in den hellen, taufrischen Morgen hinausblickt, als der Kritiker, der den blassen Salonroman der Schubin hinter sich hat und nun einem so lebensstarken und lebensernsten Buche sich zuwenden darf, wie es die Familiengeschichte aus den Befreiungskriegen ist, die Bernhardine Schulze-Smidt unter dem Titel „Eiserne Zeit" (Bielefeld, Velhagen & Klasing) veröffentlicht hat. Hier ist nichts von nächtlichem Spuk, hier ist heebe, lautere, blutaufrüttelnde Morgenstimmung, hier ist Leben, das der Leser wie das eigne voll innerlichster Teilnahme mitdurchlebt, hier sind Menschen, deren Wollen und Ringen, deren Schicksale nicht die Neugier, nicht die Nerven, sondern Herz und Geist aufs tiefste in Anspruch nehmen. Eine echte Frau hat den Roman geschrieben. Ihr liegt wenig daran, das Welthistorische der großen Kriegszeit, wie es in den Verhandlungen der Kabinette, in den Siegen und Niederlagen, in den Persönlichkeiten der Feldherren und Staatsleiter sich entfaltet, vorzuführen. Das alles klingt in die Dichtung hinein, aber es bildet nicht den Hauptakkord, steht nicht im Vordergrund. Was die Dichterin erstrebt, das ist ein Bild zu entwerfen von dem intimen Leben der Zeit im Haus und auf der Scholle, von dem, was die Herzen erfüllte und erregte, was den einzelnen im Volke bewegte, wenn er Gut und Blut dem Vaterlande opferte, von all den Freuden und Leiden, den Hoffnungen und Sehnsuchten, dem Gewinn und den Zerstörungen, von denen der Geschichtsschreiber

faſt nichts zu melden weiß, und die doch ſchließlich, weil der Einzelne im Grunde Alle vertritt, den Kern und die innerſte Macht jeder Volksbewegung, jeder Kulturentwickelung bedeuten. Und was die Dichterin ſich vorſetzte, das hat ſie in vollendeter Weiſe durchgeführt, inhaltlich wie formell. Es gibt nur ſehr wenige Bücher, in denen vergangenes Zeitleben ſo treu im Großen und Kleinen, im Koſtüm wie im Sprachausdruck, in der Eigenart der geiſtigen Vorſtellungen wie des ſeeliſchen Empfindens wiedergegeben iſt. Nur Meinholds „Bernſteinhexe“ und Flauberts „Salambo“ können meines Erachtens der „Eiſernen Zeit“ in dieſer Hinſicht ſich an die Seite ſtellen. Und mit derſelben Meiſterſchaft, mit der die Dichterin die Erhebung, die Begeiſterung der Gemüter ſchildert, zeichnet ſie die ſeeliſche Ermattung und Abſpannung, die nach dem Kriege ſich einſtellte. Aus dem Schickſal des guten Hannes fällt ein ſcharfes Licht auf die jämmerliche Politik der Reſtaurationszeit. Eine Fülle von Geſtalten, jede eine ſcharf umriſſene Individualität, greifbar lebendig, in ihrer Gegenſätzlichkeit faſt dramatiſch wirkend, tummelt ſich auf dem Schauplatz des Romans. Die Charakteriſtik iſt durchaus realiſtiſch, die Dichterin ſucht nirgends die Züge zu verſchönen, zu vertuſchen, ſie ſtellt jeden einzelnen mit allen Schwächen vors Auge hin. Hier und da beinahe kleinlich genau, zu ſehr nach dem lebenden Modell, während man dann und wann um der Wirkung willen einen bedeutenderen Zug wünſchte. Daß aber trotzdem von den Geſtalten ein Licht ausſtrömt, das immer wieder die Seele des Leſers erhellt und durchwärmt, das iſt das ſchöpferiſche Geheimnis der Dichterin. Einzelne von dieſen Perſönlichkeiten hervorzuheben, oder die Verſchlingungen ihrer Schickſale auch nur anzudeuten, iſt nicht gut möglich: ich müßte ſonſt dem Roman ebenſo viele Seiten widmen, wie mir Zeilen zur Verfügung ſtehen, denn es iſt kein ſeichtes Bächlein, ſondern ein Strom von Handlung, ein Strom von Empfindungen aller Art, der den Roman erfüllt. Nur die eine der Geſtalten in der ſie gleichſam ihr menſchliches Ideal verkörpert, der Mennonit David Klaßen, darf auch in dieſer kurzen Anzeige nicht unerwähnt bleiben. In all ſeiner Schlichtheit iſt dieſer Mann der grenzenloſen Liebe, dem nichts Menſchliches fremd, nichts zu klein, zu verächtlich iſt, einer der tiefſten Charaktere, die unſere neuere Litteratur gezeitigt hat. Ihm verdankt es denn auch der Roman, daß er ſich ſchließlich über das Idyll hoch erhebt, daß er ausklingt in einem Hymnus auf das geläuterte Menſchentum, auf das allgemeine Prieſtertum aller Gläubigen, auf die proteſtantiſche Freiheit im höchſten Sinne des Wortes.

Mitten in das Empfindungsleben der jüngſten Gegenwart verſetzt die neueſte Erzählung Friedrich Spielhagens, die ſich ebenſo knapp wie bezeichnend „Herrin“ (Leipzig, L. Staackmann) nennt. Aber die Vergangenheit, die Frau Schulze-Smidt ſchildert, berührt den Leſer unendlich wärmer, als die Gegenwart, wie ſie Spielhagen im Spiegel ſeiner Dichtung, der faſt als Hohlſpiegel erſcheint, auffängt. Formell ſteht der Erzähler in dem Buche durchaus auf der Höhe ſeines Könnens; mit wenigen Zügen weiß er aufs lebensvollſte zu charakteriſieren, und die Sprache iſt, abgeſehen von den bekannten kleinen Manierismen des Dichters, ebenſo reich und mannigfaltig wie beſtrickend. Aber von dem Inhalt der Erzählung und von der Hauptgeſtalt geht es wie ein Eiſeshauch aus; die Geſchichte wirkt nicht tragiſch, ſondern einfach deprimierend. Das liegt nicht nur an der Zeichnung der Heldin, einer Zeichnung, die trotz aller Ausführlichkeit von der Kunſt, mit der die übrigen Perſonen geſchildert ſind, wenig verrät. Der Charakter iſt ganz und gar konſtruiert und mehr eine verkörperte Satire herbſter Art, als ein lebendiger Menſch. Überdies in den Einzelheiten weder folgerichtig durchgeführt noch immer wahrſcheinlich. Aber auch die Handlung trägt das Ihrige dazu bei, verſtimmend, eher peinlich, als erlöſend zu wirken; es liegt in der Tendenz etwas Grämliches, ich möchte ſagen Greiſenhaftes. Hat man Spielhagen früher vorgeworfen, daß er ſich oft allzu verliebt in die eignen Figuren zeigte, ſo kann man ihm diesmal das Gegenteil vorhalten; er hat ſeine Heldin nicht aus dem Herzen, ſondern rein aus dem Verſtande heraus und in ſehr nörgelſüchtiger, peſſimiſtiſcher Stimmung geſchaffen. Dieſe Heldin, die Jüdin Becky Lombard, macht von den modernen „Frauenrechten“ ausgiebigſten Gebrauch. Sie hat das ganze Wiſſen der Zeit in ſich aufgenommen und ſteht nun erhaben über allen Vorurteilen, die die Menſchenmaſſe bewegen, ohne Glauben an Gott, geſchweige denn an eine irdiſche Autorität. Daß ſie ſich trotzdem als Spinoziſtin bezeichnet, ſtatt auf den Anarchismus oder auf Nietzſche zu ſchwören, das gehört zu den Inkonſequenzen, an denen ihr Charakter reich iſt. In tollem Widerſpruch zu ihrem Spinozismus ſteht es denn auch, daß ihr Empfinden von der krankhaften Leidenſchaft eines verzehrenden Ehrgeizes ganz und gar beherrſcht iſt. Während Spinoza das Macht und Herrengefühl des großen Menſchen darin begründet ſieht, daß er um all die kleinen Ehren und um die Alltagsluſt, welche die „Welt“ zu bieten hat, ſich nicht ſorgt, lebt in Becky Lombard nichts als die quälende Sehnſucht, Triumphe in der vornehmen Geſellſchaft zu erringen. Sie ſtellt ſich alſo ein Ziel, das hunderttauſend andere Dämchen, und die geiſtig ärmſten am entſchiedenſten, in gleicher Weiſe erſtreben. Künſtleriſch aber gibt es nichts Verſtimmenderes, als wenn jemand mit den Allüren eines Titanen die Bühne betritt und ſchließlich, ſtatt den Himmel zu erſtürmen, in den Hühnerſtall einbricht und Eier ſtiehlt. Das iſt ein Vorwurf für die Komödie, aber nicht für eine pathetiſche Schöpfung. Becky Lombard iſt aber nun einmal ſo. Und da ſie über den Millionenbeſitz ihres Vaters unbeſchränkt verfügt, hofft ſie ihr Ziel ohne ſonderliche Schwierigkeiten zu erreichen. Sie kauft ſich ein paar Güter und geht darauf aus, einen verarmten Nachbar, den Grafen Baſſedow, ſich zum Gatten zu gewinnen, um dann als Gräfin die erträumte Rolle zu ſpielen. Was aber ſo viele ihrer Stammesſchweſtern ohne Mühe fertig bekommen, das bringt die auserwählte Herrennatur nicht zuſtande. Fräulein Becky würde ſich wohl nie zur gräflichen

Braut auswachsen, wenn ihr nicht ein Zufall, ein Zusatt aufdringlichster Art, zu Hilfe käme. Der Graf fällt in der Nähe ihres Hauses in Ohnmacht. Fräulein Lombard fährt gerade an der Unglücksstelle vorbei und läßt, da sich aus der Ohnmacht ein böses Fieber entwickelt, den Erkorenen ihres Ehrgeizes in ihr Haus schaffen, pflegt ihn, — — und das Weitere ist selbstverständlich. Er verliebt sich in sie, und auch sie verliert ihr Herz an den schlanken Ritter, der zwar geistig eine Null ist, aber als Charakter ein Edelmann jeder Zoll. Trotz dieser gegenseitigen Verliebtheit gedeiht jedoch die Brautschaft nicht zur Ehe. Fräulein Becky will auch in der Liebe nicht Sklavin, sondern Herrin sein, als ob es gar keine Mitte zwischen diesen Extremen gäbe; ihr Wille soll in allen Dingen der maßgebende sein. Und aus diesem Empfinden heraus beleidigt, ja beschimpft sie eines Tages den Grafen derart, daß ihm als Ehrenmann nichts übrigbleibt, als stracks das Haus zu verlassen. Kaum ist er abgegangen, bricht bei Becky der Wahnsinn aus, sie stellt sich dem erstaunten Leser plötzlich als Königin von Saba vor. Der Graf aber reist nach Afrika, um dort zu sterben. Es wird wenige Leser geben, die das Schicksal der beiden Hauptgestalten mit dem Freunde Bassedows als ein „tieftragisches" empfinden. Sollte es in diesem Sinne wirken, dann müßten die beiden zum Leser in ein viel engeres menschliches Verhältnis treten; aber selbst ein Macbeth steht uns im gewissen Sinne näher, als dieses Weib, das rein psychiatrisch und pathologisch wirkt, als dieser Graf, der sein geistiges Banausentum so behaglich zur Schau trägt. Und gerade um dieser Charakterzüge willen macht auch die Tendenz des Werkes einen so schiefen Eindruck. An einer Stelle der Erzählung deutet Spielhagen an, daß das Geschick seiner Heldin zum Teil mit „gewissen krankhaften Dispositionen und Tendenzen der Menschen von heute im engsten Konnex" stehe. Das ist etwas nebelhaft ausgedrückt, aber im Zusammenhang der Geschichte kann der Satz wohl nur auf das Nietzschetum nnd die Frauenbewegung unserer Zeit abzielen. Was aber soll ein ganz untypischer, pathologischer Fall beweisen, der um so nichtssagender erscheint, als die Heldin nicht im Kampf mit einem überlegenen Princip, sondern mit geistiger Beschränktheit erliegt? Gerade in dem Punkte, wo sie dem Grafen entgegentritt, hat sie doch für ein feineres Empfinden recht; mögen ihre Motive sein, welche sie wollen, daß sie der Gesellschaft halber nicht eine Belehrung heucheln will, das durfte unmöglich der Anlaß ihres Sturzes werden. Was an der Erzählung erfreut, das sind die Nebengestalten, besonders der immer liebenswürdige Geheimrat und die kluge Direktorin; an ihnen zeigt sich die alte Meisterschaft Spielhagens.

Zum Glück werden noch Bücher geschrieben, in denen die Tagestendenz nicht wie Meltau das Schaffen zersetzt, die schlicht und einfach, ohne überhitztes Pathos, von dem erzählen, was zu allen Zeiten das menschliche Herz in Lust und Leid bewegte. Ein solches Buch ist die Sammlung von Skizzen und Novelletten, die Frida Schanz unter dem Titel „Eine Millionenheirat" bei Karl Reißner in Dresden herausgegeben hat. Das einzige, was an dem Buche mißfällt, ist dieser Titel, den die erste Skizze der Sammlung mit gutem Recht führt, der aber dem Ganzen in keinerlei Weise ansteht. Das Buch enthält zehn Geschichten von sehr verschiedenartigem Gepräge, einige, die über den Charakter eines leichten, gefälligen Feuilletons nicht hinausgehen, andere aber kleine Kabinettsstücke von poetischer Stimmung und stilistischem Reiz. Allen gemeinsam aber ist, daß sie unmittelbar dem Leben entnommen sind und frischestes Leben atmen, daß nichts Gekünsteltes und Gemachtes in ihnen ist, und daß sie, von echter milder Weiblichkeit erfüllt, mit dem Herzen geschaffen sind und zu Herzen gehen. Wenig Bedeutendes, aber viel Erquickliches. Keine auffallenden Prunkblumen, aber ein duftiger Strauß von Wald- und Feldblüten. Einen besonderen Reiz empfängt die Mehrzahl der Geschichten durch den ethischen Grundgedanken, der ohne Aufdringlichkeit das Ganze mit einer feinen Wärme erfüllt und selbst den Kleinigkeiten einen gewissen Wert verleiht. Wollte man die Eigenart der Erzählerin mit einem Worte bezeichnen, so wäre das Wort Sinnig wohl am zutreffendsten. Seltener wagt sich das Launige, Fröhliche hervor, es spielt in stärkerem Maße eigentlich nur in die „Millionenheirat" hinein. Aber auch an reiner Stimmungspoesie ist kein Mangel. Sie atmet besonders aus den Stücken „Wie der Giannino zu Ehren kam", „Ein Abschied" und „Aster". In allen drei wirkt die leise Schwermut, die verhaltene Wehmut ergreifend und berückend. Giannino ist ein armseliger Dorfjunge auf Capri; der schwache, mißgestaltete Knirps wird Zeitlebens von aller Welt, von der Großmutter, der Schwester, dem Lehrer, den Schulkameraden herumgestoßen, gepufft und als willkommene Zielscheibe aller Neckereien oder allen Mißmuts betrachtet. Als ihn jedoch ein Fieber hinrafft, wird der Tote auf ein paar Tage lang Gegenstand der allgemeinen Ehrfurcht, Liebe und Wertschätzung; im Sarge erfährt er, was er umsonst im Leben ersehnte. Pathetisch nennt ihn der Lehrer il nostro amico, il nostro angelo, il nostro Giannino, und alles stimmt ihm zu. Ein ähnliches Augenblicksbild gibt der „Abschied"; das Verhältnis zwischen dem blühenden Mädchen und dem sterbenden Bruder ist ebenso schlicht wie rührend gezeichnet. Breiter ausgeführt ist die dritte dieser Geschichten „Aster". Sie erzählt, wie sich zwischen einem Fürstenkind und einem einfachen Lehrer ein Liebesverhältnis entspinnt. Lange sträubt sich die Prinzessin, von der Höhe ihrer Unnahbarkeit herabzusteigen und ihr Herz dem längst Geliebten zu offenbaren. Aber auch als sie sich überwunden hat, kann sie dem Manne nur eine Minute reinen Liebesglücks gewähren. Dann muß sie entsagen und von ihm Entsagung fordern, weil äußere Verhältnisse sie zwingen, um ihrer Familie willen einem Ungeliebten zum Altare zu folgen. Es liegt wie ein milder, zarter Herbstsonnengtanz über der Erzählung.

Das neue Künstlerhaus des Vereins Berliner Künstler.
Nach einer Aufnahme von Zander & Labisch in Berlin.

Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Der Verein der Berliner Künstler hat sich endlich ein würdiges schönes Heim geschaffen, nachdem er jahrelang bei den Architekten zu Gaste war. Das neue Künstlerhaus, erbaut von Professor Karl Hoffacker, liegt in Berlin W, wo die Mehrzahl der Künstler wohnt und ihre Ateliers hat, in der vornehmen Bellevuestraße, und vornehm gibt es sich selbst mit seiner breitentwickelten Fassade, dem prächtigen Treppenaufgang, dem großen, in der Anlage an nordische Motive anklingenden Festsaal. Aber es birgt auch sehr behagliche Gesellschaftsräume für die Mitglieder des Vereins und vor allem gut gelegene, gut beleuchtete Ausstellungssäle. Wir wünschen dem Verein zu dem stattlichen Heim herzlichst Glück — möge auch über der Kunst, die in ihm gepflegt und zur Anschauung gebracht werden soll, ein glücklicher Stern walten.

Die Rivalität zwischen den beiden großen deutschen Kunstcentren, München und Berlin, ist in den letzten Jahren immer entschiedener in Erscheinung getreten. Berlin hat sich allmählich, was vielfach unterschätzt wird, aber nicht unterschätzt werden dürfte, zu einem großen Kunstmarkt emporgeschwungen. Der wachsende Wohlstand der Riesenstadt, der gewaltige Fremdenverkehr, der in ihr zusammenströmt, die doch recht bedeutenden Aufwendungen des Staates, auch das persönliche Interesse des Monarchen besonders für die plastische Kunst — das alles mußte fördernd wirken; es ist aber andererseits auch ein Wiedererwachen künstlerischer Neigungen im Publikum selbst deutlich zu bemerken. Für das eine, wie für das andere liefern die zahlreichen, in den letzten Jahren hier neubegründeten Kunsthandlungen und Kunstsalons (ein recht häßliches Wort) — ich nenne nur Keller und Reiner, Cassirer, den Salon Ribera — den besten Beweis, denn diese kaufmännischen Unternehmungen gingen ja nur dem erkannten Bedürfnis nach. Wohin diese Entwickelung führen wird, ist noch nicht abzusehen. Zur Zeit hat ja die Isarstadt noch unbestreitbar das Übergewicht durch die Wucht der Tradition, durch das Schwergewicht der großen Namen, deren Träger sich dort heimisch gemacht haben, schließlich auch gewiß rein quantitativ durch die Zahl seiner Künstler; in der Bildhauerkunst hat Berlin allerdings München bereits überflügelt, auf den Gebieten der Malerei und — nicht zuletzt des Kunstgewerbes — steht es heute immer noch in zweiter Linie.

Auch in unserem Heft herrschen diesmal die Münchener Künstler vor. Wenn man die Namen der im Heft Vertretenen durchgeht, empfindet man so recht, wie groß die Anziehungskraft der blühenden Kunststadt gewesen sein muß

und noch ist: Emanuel Spitzer ist z. B. ein Ungar, Wilhelm Räuber ein Westpreuße, Wierusz Kowalski ein Pole, Bennewitz v. Loefen, der wenigstens bis vor kurzem in München lebte, ein Berliner — nur von Friedrich Fehr weiß ich bestimmt, daß er ein Sohn Bayerns ist. —

„Das verlorene Eisenbahnbillet", unser farbiges Titelbild, gibt sich als ein echter Spitzer mit seinem breiten und doch fein pointierten, immer gern an das Aktuelle — hier an die Bahnsteigsperre, die jetzt ja auch in Bayern siegreichen Einzug gehalten hat — anknüpfenden Humor. Friederich Fehr, der sich zuerst als Maler leicht beschwingtester Balletteusen einen Namen gemacht hat, tritt uns dagegen diesmal in seinen „Politikern" (zwischen S. 512 u. 513) mit drei Gestalten entgegen, die den Vertreterinnen der holden Kunst Terpsichores geradezu diametral entgegengesetzt sind: die drei alten vertrockneten Kannegießer sind aber jedenfalls köstlich wiedergegeben. Zwischen S. 528 u. 529 ist die Reproduktion eines anmutigen plastischen Werkes von Harry Liebmann eingeschaltet, die in sinniger Weise durch die Gestalt eines nackten Kindes, das eine Schnecke betrachtet, symbolisierte menschliche „Wißbegierde". Von Reinhold Hoberg, der manchen unserer Leser wohl aus der Münchener „Jugend" bekannt sein dürfte, bringen wir eine fein abgetönte Zeichnung „Dämmerung" (zwischen S. 544 u. 545). Zu dem großen zweiseitigen Einschaltbild „Im Schloßhof" (zwischen 560 u. 561) hat Wilhelm Räuber wieder einmal ein Motiv aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges benutzt, ein reitender Bote bringt dem Schloßherrn eine wichtige Botschaft, vielleicht über eine bevorstehende Einquartierung. — Die photographische Kunst von W. v. Glaeden in Taormina (Sicilien) fand erst kürzlich an dieser Stelle eingehendere Würdigung. Die schöne Aufnahme, zwischen S. 576 u. 577, dürfte das damals ausgesprochene Urteil nur bekräftigen. Von Wierusz Kowalski bringen wir eines seiner typischen Gemälde, „Lustige Fahrt" (zwischen S. 584 u. 585) zwei charakteristische Frauengestalten auf dem Wagen im eifrigsten Gespräch, plaudernd wahrscheinlich von den Herrlichkeiten des Jahrmarkts.

Die Reihe der unmittelbar in den Text eingefügten Bilder eröffnet eine Temperastudie von E. Ramin (S. 501), ein Blick ins Meer, über dem Gewitterstimmung liegt; ausgezeichnet durch ungesuchte starke Lichteffekte, die auch auf unserer Autotypie in überraschend vollendeter Weise zur Erscheinung kommen. — S. 505 ist eine der schönen Kandelobergruppen wiedergegeben, mit denen Walter Schott die Balustrade des Neuen Palais in Potsdam schmückte; Heft 10 des vorigen Jahres brachte das Pendant der Gruppe und eine ausführlichere Würdigung des trefflichen Künstlers. — Neben dem Charakterkopf von Otto Bromberger-München (S. 517) und der lebensfrischen Tierstudie von Evert van Muyden (S. 525) sei hier noch die Zeichnung „Lachender Bauer" von Gabriel Metsü (S. 521) hervorgehoben, des bedeutendsten unter den niederländischen Kleinmalern des XVII. Jahrhunderts (geb. 1630, † 1667). Metsü war gleich ausgezeichnet durch die Feinheit seiner Zeichnung, durch seine überraschend malerische Auffassung, wie durch scharfe, meist mit Humor gewürzte Charakteristik. Fast alle großen europäischen Galerien enthalten Werke seiner Hand: der Louvre das berühmte Gemälde, „Offizier und Dame, die Galerie im Hoag „Der Jäger", die Ermitage in Petersburg „Das Mittagessen", die Münchener Pinakothek „Das Fest des Bohnenkönigs" u. s. w. Die von uns wiedergegebene Zeichnung kennzeichnet treffend seine Eigenart.

H. v. S.

Der große Festsaal des neuen Künstlerhauses in Berlin.
Nach einer Aufnahme von Zander & Labisch in Berlin.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Fragment aus dem letzten Gemälde von Heinrich Lossow: „Auf der Promenade"

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XIII. Jahrgang 1898/99. Heft 6, Februar 1899.

Zwei Männer.

Roman von

Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Die Rivalität zwischen Calatin und Albrecht gehörte zu ihrem Leben. Als Söhne befreundeter Gutsnachbarn, gleichaltrig, waren sie schon ins Kadettenhaus und später in dasselbe Regiment zusammen eingetreten. Als Knaben wie als Jünglinge richteten sie ihre Interessen, ihre Wünsche, ihre Leidenschaften stets auf denselben Gegenstand. Es schien nun einmal ihre Bestimmung, stets denselben Geschmack zu haben. Auch um Christine, die Tochter ihres Majors, bewarben sie sich gleichzeitig. Dann verbrachte Calatin viele Jahre im Ausland. Die anderen Lebensbedingungen, in denen er stand, entwickelten ihn anders. Die Linien seines Wesens wurden komplizierter, die Albrechts blieben einfach. Aber dennoch schien es, als sei eines in ihnen unverändert das Gleiche geblieben: der Geschmack ihrer Seelen.

Albrecht sah recht gut die veränderte Laune Calatins, und er erriet ganz klar den Grund. Er lächelte darüber, und doch entstand etwas in ihm, wie eine leise Verstimmung.

Es war ein Uhr in der Nacht, als sie endlich heimfuhren.

Löbell, der Kutscher, sah die Herren mit etwas verglasten Augen an, ehe er auf den Bock stieg.

„Verschlafen oder betrunken?“ fragte Albrecht scharf.

„O ne, Herr, nee, nee,“ versicherte Löbell, obschon ihm der Cylinder schief auf dem Kopf saß und die Kokarde an der falschen Seite zeigte. Aber sein langer, hellbrauner Kutscherrock war ordentlich zugeknöpft, und die Fäuste steckten sogar in weißen Handschuhen.

„Für die Kutscher geht's immer ein bißchen zu freigebig her auf Hörstel,“ sagte Albrecht, „da sieht man, daß ein Herr fehlt.“

„Wenn der Monteforter Kutscher nur nüchtern war, daß den beiden Damen nichts geschieht,“ sprach Hartard besorgt.

„Ei, ei,“ dachte Albrecht erfreut.

Er knöpfte das Leder fest, schlug sich den Kragen hoch und drückte sich behaglich in seinen Wagen, indes die Pferde anzogen.

Die Nachtluft war feucht, aber nicht sehr kühl. Sie that den heißen Köpfen wohl, denn infolge von Hartards Ankunft war noch mehr getrunken worden, viel mehr als sonst bei den Damen auf Hörstel.

„Das war ein glücklicher Abend und eine glückliche Heimkehr,“ sprach Albrecht.

„Ja, Papa, das war es. Ich kann es dir gar nicht schildern, mit welcher Wärme mir das ans Herz griff. So all die guten, lieben Menschen, die man von klein an gekannt hat! Und was für'n reizender, fideler kleiner

Balg die Natalie ist. Bei der Thränenweide von Multer doppelt überraschend."

„Na, du hast ihr aber auch gleich gut den Hof gemacht," bemerkte Albrecht lachend.

„Soll ich nicht?" fragte der Sohn.

„Du sollst, was du willst. Denn du bist ein Mann jetzt," sagte Albrecht herzlich.

Sie schwiegen ein Weilchen. Dies Wort hatte den Sohn sehr beglückt, er drückte dem Vater stumm die Hand.

„Zwota ist doch ganz derselbe, nicht wahr? Oder findest du ihn gealtert?" fragte Albrecht dann.

„Gealtert? Nein, gar nicht. Aber verändert. Alle fand ich euch verändert oder anders, als ihr in meiner Erinnerung waret."

„Wie denn?"

Hartard war beinah verlegen, wie er es sagen sollte.

„Lache mich nicht aus, Papa. Aber als wenn ihr alle viel jünger seid als früher! Früher, da war ich, bei meinen Ferienbesuchen zwischen euch allen das einzige ganz junge Menschenkind. Und Zwota erschien mir wie ein Methusalem, weil er weiße Haare hatte, Taule Stechow ditto, und du und Ma und Alexandra auch schon als alte Leute, weil ihr meine Respektspersonen waret. Ich sehe mit Erstaunen, daß Zwota ein rüstiger Sechziger und Tante Stechow eine noch sehr wohl konservierte Dame ist."

Er stockte. Es war, als wenn eine Befangenheit sich beider Männer bemächtigte.

„Wir sind wohl dieselben geblieben, mein Junge," sagte Albrecht, „nur du hast andere Augen bekommen. Du wirst eben die Sachen jetzt mehr sehen, wie sie sind, nicht, wie sie scheinen."

Beide dachten an den Brief, in welchem Hartard seinem Vater die Lasten des Lebens abzunehmen versprach. Aber beide dachten auch mit herzlichem Entschluß frohgemut:

„Das wird sich alles finden."

„Was für ein prachtvolles Weib ist Alexandra!" sprach Hartard mit einem Mal.

Es war dem anderen, als schlüge ihn jemand ins Gesicht. Tief verstimmt, mit unklarer Stimme sagte er:

„Sie ist immerhin dreizehn Jahr älter als du und wird gewiß nach wie vor mehr darauf halten, für dich Respektsperson zu bleiben, als von dir bewundert zu werden."

Über den Ton wunderte sich Hartard so sehr, daß er im Augenblick keine Antwort fand. Nach seiner Meinung hatte seine unbefangen bewundernde Bemerkung eine so scharfe Zurückweisung nicht verdient.

Aber eigentlich verletzt fühlte er sich doch nicht.

„Wenn man so heimkommt, ist es, als wenn man ein Terrain betritt, das man früher unbebaut gekannt hat. Man muß erst vorsichtig herumtasten, ob man nicht wo auf keimende Saat und junge Schößlinge tritt," dachte er, „und wenn irgendwo was in der Luft liegt, kann man die Leute schon reizen, wenn man bloß vom Wetter spricht."

Albrecht seinerseits war sich seines schroffen Tones bewußt geworden. Was mußte sein Sohn davon denken? Er ärgerte sich über sich selbst.

„Verzeih," sagte er, „Alexandra ist Mama und mir eine so teure, so verehrungswürdige Frau, daß ich eigentlich nur gewöhnt bin, in den höchsten Tönen von ihr reden zu hören. Und da schien mir in deinen Worten so etwas von einer niedrigeren Taxe zu liegen."

„Du irrst, Papa. Ich schätze sie sehr hoch ein. Was Briefe haben mich von je gelehrt, ihrer mit Dankbarkeit zu denken."

Damit war die Sache erledigt. Jedes weitere Gespräch ward auch unmöglich.

Der Wagen näherte sich der Mühle, wo der Weg nach Rethen umbog. Löbell schien nach seitwärts umsinken zu wollen. Aber er saß bloß so schief, und sein Kopf hing nach vorn.

„Kerl — schläfst du? Löbell —" schrie Albrecht. Löbell machte einen Ruck.

„Ich werde selber fahren," sagte Albrecht und knöpfte das Deckenleder auf. „Hall, Löbell — Mensch halt, sag' ich, bist du taub?"

Aber gerade als Albrecht aufstehen wollte, das langsam hintrottende Gefährt zu verlassen, um die Pferde anzuhalten, gab es einen Ruck. Die Räder hatten die ausgefahrenen Spuren im Wege längst verlassen gehabt. Nun waren sie vom Rasenrain, auf dem sie stoßend hinrollten, herabgeglitten und in den trockenen kleinen Graben am Wegesrand geraten.

Mit ziemlicher Sanftheit fiel der Wagen um und warf seinen Lenker wie seine beiden Insassen aufs Feld.

Albrecht wußte nicht, ob er lachen oder ſchimpfen ſollte. Hartard rieb ſich lachend die Schultern.

Löbell rührte ſich nicht. Er konnte unmöglich wirklich beſchädigt ſein, aber in ſeinem umnebelten Zuſtand mochte es ihm wohl das Klügſte ſcheinen, den toten Mann zu ſpielen.

Die eine Wagenlaterne war zertrümmert. Albrecht ging, um die von der linken Seite zu holen, während Hartard ſich mit den zitternden Pferden zu ſchaffen machte.

Nach genaueſter Beleuchtung des Liegenden ſchloß Albrecht, daß er betrunken ſei. Einige kräftige Püffe bewirkten, daß Löbell ſich aufrappelte.

„Sträng' die Pferde los," befahl Albrecht und ſetzte die Laterne auf die Stoppeln des Feldes.

Er ſelbſt warf Mantel und Frack ab. Und wie Löbell mit Hartards Hilfe eben die Pferde los hatte und ein paar Schritte auf den Weg führte, ſtemmte Albrecht ſich mit ſeiner ganzen Kraft hinten gegen den Wagen, mit ſeinen Armen unter denſelben greifend.

Ein Ruck — ein unwillkürlicher ſtöhnender Laut höchſter körperlicher Anſtrengung — und der Wagen ſtand wieder auf dem Wege.

„Papa!" rief Hartard.

Albrecht ſchlug ſich abwechſelnd die Hände ab, ſie waren ſehr ſchmutzig geworden.

„Was denn?"

„Ich hätte mit anfaſſen ſollen."

„Ach — der Wagen iſt nicht ſchwer," ſagte Albrecht leichthin und zog ſeine Röcke wieder an. „Nun will ich aber fahren."

Löbell, ein ſchlotterndes Unglück in Perſon, kroch auf den Bock zurück, wo ſein Herr ſchon Platz genommen hatte.

Nun fuhren ſie raſch heim. Aber in der Nacht, ganz ſchwach durch die Wagenlaternen von der einen Seite erhellt, ſah Hartard immer die beiden Geſtalten oben vor ſich auf dem Bock: den Flitzbogenrücken des angetrunkenen Löbell und die gerade Haltung ſeines Vaters.

Er war ganz ſtarr über das körperliche Kraftſtück, das er eben hatte vollführen ſehen. Auf Rethen angekommen, bemerkte Hartard mit Erſtaunen, daß ſein Vater ſehr laut die Thür auf und zu ſchloß, pfeifend das bereit geſtellte Licht anzündete und durch die Halle nach ſeinem Zimmer ging, dabei aber immer durch Gebärden andeutete, daß Hartard leiſe ſein ſolle. Er nahm den Sohn mit in ſein Zimmer.

„Oben rauf, in deine rote Stube, kannſt du nicht, Hartard. Mama würde dich hören," ſagte er und fing an, aus Schlafdecken und Kiſſen ein Lager auf der breiten Chaiſelongue herzurichten. „Du mußt ſchon da ſchlafen."

„Aber du ſelbſt warſt doch ſo laut?" fragte Hartard.

„Mama wacht viel des Nachts. Weißt du, da wird ihr alles lebendig. Die Dielen knacken, die Uhr tickt lauter, manchmal gehen Schritte, im Park flüſtern Männer, und ſo weiter. Da iſt es denn Verabredung: wenn ich mal ſpät heimkomme, mache ich viel Spektakel, daß kein Irrtum entſtehe: ich ſei's. Und dann pfeif' ich immer:

Gute Nacht, gute Nacht, liebſte Anne Dorothee,
Gute Nacht, gute Nacht, ſchlaf wohl.

Dann weiß Ma, daß ich an ſie denke, ſelbſt wenn's ein bißchen ſcharf mit Trinken hergegangen iſt. Na, und dann freut ſie ſich und legt ihr Geſicht auf die andere Seite und ſchläft beſſer."

Hartard fiel ſeinem Vater um den Hals. Seine Augen waren naß.

Er konnte in der Nacht wenig ſchlafen. Das lag nicht allein an dem Mangel von Leinentüchern und Federkiſſen.

Er konnte gar nicht aufhören, an ſeinen Vater zu denken. Bald ſah er ihn wieder auf der Thürſchwelle ſtehen, hoch und ſchlank, im Frack, wie ein eleganter Lebemann anzuſchauen. Bald ſah er ihn, unſicher von den Strahlen einer Laterne beleuchtet, die auf dem Felde ſtand, mit Rieſenkraft den geſtürzten Wagen emporhebend. Dann war's ihm immer, als pfiff jemand das alte Lied:

„Gute Nacht, gute Nacht, liebſte Anne Dorothee,
Gute Nacht, gute Nacht, ſchlaf wohl.
Stille, ſtille, kein Geräuſch gemacht,
Bei der Nacht — bei der Nacht."

Er erinnerte ſich plötzlich, daß ſein Vater ihm das auch vorgeſummt, wenn er als kleiner Junge abends nicht ſchlafen wollte. Und mit einer Deutlichkeit, die mehr von der Phantaſie als der bewußten Erinnerung gezeichnet war, ſah er auch wieder das Geſicht, das ſein Vater dann gemacht. Es war ebenſo väterlich, freundlich und fürſorglich geweſen, wie das von heute abend,

als er der schlummerlosen Kranken das verabredete Signal pfiff.

Ihm kam es vor, als habe er seinen Vater noch niemals, in seinem ganzen Leben nicht, so lieb gehabt, wie in diesen Stunden. Er hätte ihn wecken mögen, um ihm zu sagen, daß er ihn anbete.

Und dabei war doch ein seltsames Bangen in seiner Seele, wie das Vorgefühl von allerlei Drückendem, Schwerem.

Aber Albrecht schlief fest. Man hörte seine ruhigen Atemzüge durch die stille Nacht.

Plötzlich fiel Hartard etwas anderes ein. Er lächelte vor sich hin und suchte sich behaglicher in seine gestickten und gehäkelten Kissen hineinzuwühlen.

„Ja, Natalie Montfort — in die könnte man sich schon verlieben — — das gäbe mal ein reizendes Frauchen — — und dann Flieders — —“

Darüber schlief er ein.

So laut Albrecht nach Hause gekommen war, so leise erhob er sich am Morgen. Als Hartard erwachte, sah er das Bett leer. Noch ehe er sich recht zum Aufstehen entschlossen hatte, that sich die Thür auf, und sein Vater, in Reitstiefeln und Lederjoppe kam herein.

„Guten Morgen, mein Junge.“

„Du warst schon fort, Papa?“ fragte Hartard.

„Im Finkenbusch wird Heidekraut gerodet. Ich bin hinausgewesen um die Parzellen abstecken zu lassen. Und eben war ich bei Ma. Es ist nämlich bereits achte durch.“

Hartard sprang auf.

„Ich bin wirklich sonst kein Langschläfer,“ sagte er.

„Nun — heut war's dein Recht. Du wirst da keine schöne Nacht gehabt haben.“

„Und Ma?“

„Mama hat keine blasse Ahnung. Eben war ich bei ihr. Ich muß immer an ihrem Bett sitzen, wenn sie ihren Morgenthee einnimmt. Sie war schon ziemlich aufgeregt und meinte, sie wisse nicht, wie sie die Stunden bis Nachmittag ertragen solle. So, wie du angezogen bist, sag' ich's ihr.“

Hartard kleidete sich so schnell als möglich an. Dann trat er mit seinem Vater in die Halle.

„Ich ruf' dich. Ich muß es ihr langsam beibringen. Das Warten hätte ihr geschadet. Aber Schreck muß auch vermieden werden.“

Hartard setzte sich auf die Truhenbank und wartete.

Eigentlich war doch das ein Krankenwärterleben, das sein Vater führte. In seinem Hause konnte er nichts lassen, nichts thun ohne den Begleitgedanken, wie es der Leidenden schade oder nutze. Bei aller Liebe — das mußte doch schwer sein.

„Gottlob, jetzt hat er mich,“ dachte Hartard und nahm sich vor, daß sein Zusammenleben mit dem Vater ein frisches, freudiges sein solle.

Die Thür des Krankenzimmers öffnete sich. Er machte schon die Bewegung aufzuspringen. Aber es war nicht sein Vater, es war nur die Krankenpflegerin. Er blieb sitzen und sah sie herankommen. Sie schritt durch die Halle gerade auf die Thür zu, schien also ins Freie zu wollen.

Sie schritt gerade in einem breiten Lichtstreifen einher, denn der Morgensonnenschein fiel leuchtend und warm durch die Fenster auf den Estrich.

Und mit einemmal sprang Hartard doch auf. Sein Herz klopfte, wie das jemandes, der einen heftigen Schreck empfand.

Kleopha sah, daß da ein Mann stand. Sie schloß halb ihre kurzsichtigen Augen, um ihn zu erkennen. So kam sie heran.

„Ach . . .,“ sagte sie dann und errötete. Das war natürlich der Sohn des Hauses, er sah seinem Vater so sehr ähnlich; das war Hartard Michael von Fronhofen, von dem die kranke Frau ihr so peinlich viel erzählt hatte — peinlich, ja, denn es war immer wie eine Warnung in all den Erzählungen gewesen, daß sie sich nur um Gottes willen nicht in den Erben von Rethen verlieben solle, der eine standesgemäße und reiche Frau heiraten müsse. Sie hatte der gütigen Frau, die all dergleichen mit der wichtigen Naivetät eines Kindes vorbrachte, diese versteckten Warnungen gar nicht übel genommen. Aber alle Unbefangenheit Hartard gegenüber hatten sie ihr von vornherein schon geraubt.

Als Hartard diese halb geschloffenen Augen sich in plötzlichem Erkennen weit öffnen sah, ward ihm wunderlich zu Mute. Die großen und doch verschleierten Augen schienen ihm so ausdrucksvoll, wie er noch keine gesehen. Die Schönheit des Mädchens

machte ihn beinahe verlegen von Erſtaunen.

„Mamas Pflegerin?“ fragte er und verbeugte ſich.

„Ja,“ ſagte ſie leiſe. „Ich müßte wohl meinen Namen ſagen,“ dachte ſie, konnte aber doch nur ſchweigen.

Hartard ſah ſie unverwandt an. „Es geht Mama erträglich?“ fragte er und dachte gar nicht an ſeine Mutter.

„Es geht ihr ſogar ſehr gut,“ antwortete Kleopha. Dann, nach einer ſekundenlangen Pauſe, ſagte ſie:

„Ich ſollte hinausgehen und bunte Blätter und ein paar Blumen holen.“

Es klang wie eine Entſchuldigung. Es war im Ton einer Dienerin geſprochen.

Hartard bekam plötzlich eine unbändige Sehnſucht, den Blumen- und Gemüſegarten wiederzuſehen, der ſich jenſeits der Straße breit und lang vor dem Seeufer und ſeinem Schilfgeſtade hinzog.

Aber Kleopha ging ſchnell, mit einer flüchtigen Kopfneigung hinaus, und er konnte kaum dazu kommen, ihr das Hausthor zu öffnen und zu ſchließen.

Und da rief auch ſchon ſein Vater: „Hartard — Junge — Ma erwartet dich.“

Chriſtine hatte ihren Sohn wieder. Er kniete an ihrem Bett, und ſie hielt ſein Geſicht zwiſchen ihren beiden Händen. Albrecht hatte ſie allein gelaſſen.

Sie ſollten ſich ausſprechen. Auch über ihn, falls ſie etwa dazu ein Bedürfnis hatten.

Es dauerte lange, ehe Chriſtine ſich ſoweit faßte, daß ſie geordnet ſprechen konnte. Dann mußte Hartard auf ihrem Bettrand ſitzen.

Sie hatte ihm hunderttauſend Dinge zu erzählen. So viel, er würde es gar nicht glauben. Dazu gehörten Monate. Er denke wohl, ſie erlebe gar nichts, weil ſie immer ſtill auf ihrem Bette liege. Aber das ſei ein Irrtum. Sie höre und wiſſe und erfahre alles.

Hartard war freudig überraſcht, ſeine Mutter in einer ſolchen geiſtigen Beweglichkeit zu finden.

„Und ich kann dir auch viel, viel erzählen, Ma,“ verſprach er zärtlich. „Ich

Aus unſerer Bildermappe:

Ägypterin. Statuette von Francesco Baezaghi.

habe mir jeden Tag knappe, tagebuchartige Notizen gemacht, um dir meine ganze Reise nach und nach, Tag für Tag beschreiben zu können, damit du sie sozusagen im Geiste mitgenießest."

„Ach ja, das ist nett, das wird mich sehr interessieren," sprach sie in gleichgültigem Ton und fragte dann lebhaft: „Wie war es denn gestern abend bei Lexe? Wer alles dagewesen ist, hat Papa schon erzählt. Sah die arme, gute Anlendorf wieder so aus, als habe sie sich drei Tage nicht gewaschen und vier Tage nicht gekämmt? Und dabei ist sie eigentlich sehr ordentlich. Und wie findest du Natalie Montefort?"

„Sowohl die Baronin Montefort, als auch Natalie haben mir einen sehr guten Eindruck gemacht."

„Ja, Papa sagte schon, du habest ihr bereits geradezu die Cour geschnitten."

Hartard runzelte die Stirn.

„Hab' ich das? Nun, das war die Stimmung des Abends und jedenfalls etwas übereilt," sagte er, ärgerlich über sich selbst.

„Nein, gar nicht übereilt. Halte dich nur dazu," sprach Christine eifrig. „Natalie ist die gegebene Partie für dich."

„Das findet sich ja alles, Ma'chen."

„Und sage mir doch: was hatte Alexandra an?"

„Wenn ich mich recht besinne, ein helles lila Kleid, es war so eine Farbe wie blasse Waldveilchen."

„Und die Stechow?"

„Ach, Ma, das weiß ich nun wirklich nicht."

„Und wie war Calatin?"

„Sehr nett. Ich konnte viel mit ihm von Paris sprechen. Denke dir den Zufall, Mama, er hat auch in der Rue Royale gewohnt. Ich habe dir das Bild der Straße mit der Madeleinekirche mitgebracht. Ich habe überall Photographien für dich gekauft," erzählte er.

„Also Calatin war nett? Ich meine eigentlich nicht, wie er mit dir, sondern wie er mit Lexe war? Denke dir, die Leute sagen, er bewerbe sich um sie."

„Da ich das nicht wußte, habe ich keine entsprechenden Beobachtungen machen können."

„Schade. Und Zwota? War er lustig? Will er bald kommen? Er ist seit acht Tagen nicht hier gewesen."

Hartard begriff es: den Gedankengang seiner Mutter auf seine Reisen und Erlebnisse zu richten, war unmöglich: Sie lebte und webte in dem kleinen Kreise, der sie umgab. Ihr Horizont war licht und sonnig, aber er war ganz eng. Er hörte sogar schließlich, daß Sebald die Hörstelschen Damen tyrannisiere, er erfuhr, daß die Köchin Lina den Kutscher des Herrn von Calatin heiraten wolle — —

Und er konnte nicht ungeduldig werden. Die Stimme seiner armen Mutter sprach mit kindlich wichtigen, glücklichen Tönen.

Er hörte und hörte und machte ein Gesicht voll lebhafter Anteilnahme, und dabei brannte ein Gedanke in seinem Herzen: Bewunderung für seinen Vater.

Endlich brach dies Gefühl mächtig durch.

„Du erzählst mir so viel, Machen. Ich werde ordentlich gleich wieder heimisch und vertraut auf Nethen. Das ist schön. Aber von Papa sagst du nichts."

Da ging ein Leuchten über das Gesicht der Frau.

„Was soll ich davon sagen," sprach sie leise, „ich habe es dir doch immer geschrieben. Du mußt es nur sehen."

Sie umklammerte mit ihren schmalen, langen Fingern die Hand des Sohnes.

„Nie, Hartard, nie, nie kannst du ihm den Dank abtragen für alles, was er mir thut."

In ihr Gesicht stieg eine leise Röte, ihre Augen brannten.

Sie zog den Sohn zu sich herab, und er hörte, sein Gesicht ganz nahe dem ihren, ihre raunenden Worte.

„Du bist nun ein Mann, Hartard — du verstehst besser — vielleicht ganz. Es war nicht leicht für ihn. So jung und eine gelähmte Frau. In den ersten Jahren hatten wir noch die Hoffnung. Da waren wir glücklicher und auch unglücklicher. Ich glaube, Papa litt fürchterlich. Er hatte mich doch so lieb und wollte mir doch treu bleiben. Er kämpfte. Ich kämpfte auch. Es war schwer, mich darein zu finden. Aber allmählich fanden wir uns darein. Als so langsam die Gewißheit kam, daß es nie anders werde ... Da ward es sozusagen still in uns. Oft freilich, auch noch jetzt, wünsch' ich mir den Tod, damit Papa frei werde. Aber der Doktor sagt, ich kann achtzig Jahr dabei werden."

Thränen liefen über ihr Gesicht. Auch die Aufregung über das Wiedersehen mußte sich noch irgendwie Luft machen. Christine weinte heftig.

Hartard war außer sich. Er schämte sich, einen Moment innerlicher Ungeduld gehabt zu haben, als seine Mutter ihn von dem Kleinkram der Nachbarn und Dienstboten unterhielt.

Mit nassen Augen beschwor er seine Mutter, nicht mehr zu weinen, und streichelte ihr das Haar und sagte, daß ihr Tod sie alle untröstlich elend machen würde.

Sie weinte fort. Aber mit einemmal, in jähem Übergang, unbeeinflußt von den Trostworten, trocknete sie ihre Thränen und lächelte.

„Ach, das sag' ich nur mal so. Das kommt mir manchmal. Ich will ja noch gar nicht sterben. Ich bin sehr glücklich so. Wie viele haben es schlechter. Und Papa hat mich auch unendlich lieb. Was er thut, kann nicht das Mitleid allein. Das fühle ich wohl. Das ist Liebe. Wenn auch vielleicht . . . Ach ja, es ist doch auch Liebe, das sagt Zwota auch immer. Das hat alles so sein sollen. Wer weiß warum! Zwota, der weiß ganz genau mit uns Bescheid. Ja, mit dem hab' ich mich damals in der schweren Zeit immer ausgesprochen. Ich glaube Papa auch."

„Nun siehst du wohl, daß du für Papa und für mich leben mußt. Und für alle lieben Freunde. Du hättest nur hören sollen, wie sie gestern von dir sprachen: Zwota und Alexandra und die Montefort."

Sie lächelte behaglich und spielte schmeichelnd mit ihres Sohnes Fingern.

„Ach ja — ich habe es gut. Und eine so schöne, aufmerksame Pflegerin hab' ich. Du mußt dich nur nicht in sie verlieben, Hartard."

„Aber Mama, wie sollte ich?" sprach Hartard und bekam zugleich Herzklopfen. Er beschloß sofort, nicht zu erzählen, daß man sich schon begegnet war.

„Sie heißt Kleopha Reineck," erzählte Christine, immer wichtig mit ihren eignen Angelegenheiten beschäftigt, „und sie arbeitet sozusagen auf eigne Rechnung und Gefahr. Nicht um Gotteswillen, wie die grauen Schwestern, wo man nachher doch immer geniert war durch die Erwägung, was man dann als freiwillige Gabe der Oberin schicken solle. Auch nicht als Mitglied eines Ordens. Nein, sie hat bloß gelernt im Rotenkreuzhospital und ist nun bei mir gegen festen Gehalt. Sie ist sehr arm, mußt du wissen, und ernährt noch einen kleinen Bruder. Ist das nicht sehr rührend?" fragte sie, trotz ihrer Warnung doch bestrebt, ihre Pflegerin für Hartard interessant zu machen und sie vor ihm ins beste Licht zu setzen.

„Gewiß ist es rührend, aber sie wird auch in dir eine so liebenswürdige Kranke haben, wie's keine zweite gibt."

„Still," sagte Christine, „sie kommt!"

„Hast du aber seine Ohren!"

„Ja," sprach sie stolz, „ich höre am Schritt, wer durch die Halle geht."

Die Thür öffnete sich, und Kleopha, mit einem großen, bunten Strauß in der Hand, erschien. Die leuchtenden Farben der Blätter und Blumen belebten die ernste Tracht des Mädchens.

„Kommen Sie, Schwester Kleopha, hier ist mein Sohn."

Hartard stand auf. Er that, was er mußte: er reichte dem Mädchen die Hand.

Er sah es, Kleopha war verlegen. Sie neigte das Haupt und senkte die Lider, als sie ihm die Hand gab. Und zugleich hielt ihre Linke den strahlenden Strauß weit ab.

Ihre Erscheinung war in diesem Augenblick so von dem Zauber jungfräulicher Anmut umgeben, daß Hartard weder ihre Hand loslassen, noch das Auge von ihr wenden mochte.

„Ich danke Ihnen für alles, was Sie meiner Mutter thun," sagte er warm.

„Ich thue nur meine Pflicht," murmelte sie. —

Hartard mußte seiner Mutter den ganzen Vormittag widmen. Er fand das selbstverständlich, es entsprach auch seinem eigensten Bedürfnis. Aber dennoch regte sich in seinem Herzen die verzeihliche und natürliche Sehnsucht, einmal durch den Park und Garten zu laufen, um alle Stätten seiner Knabenspiele wiederzusehen.

Die Septembersonne schien so golden. Die graue Diana badete ihren langen Leib förmlich in der strahlenden Wärme. Und zur offenen Thür herein kam beinahe üppig Duft und Luft des herrlichen Morgens.

Seinen Vater sah Hartard erst zu Mittag wieder. Es war ein heißer Morgen gewesen. Eifrig erzählte Albrecht davon: das Heide-

kraut, das im Finkenbusch ausgerodet ward, kam den Häuslern von Rethen als Streu für ihre Kuh oder Ziege zugute, die gerechte Einteilung war anzuordnen und teilweise zu bewachen gewesen; auf der nördlichen Koppel, gegen Dolac zu, wurde gepflügt; Lehmler war dagewesen und hatte die sechs Mastschweine abgeholt und gehandelt, daß es zum Rasendwerden war; in der großen Scheune arbeitete die Dreschmaschine, sie war neu, es würde Hartard sicher interessieren, sie nachher zu besehen.

Während Vater und Sohn so sprachen, saß Kleopha schweigend.

Es war ihr peinlich, daß sich das Essen durch die Unterhaltung der Herren so viel länger hinzog, als sonst.

Albrecht zwar versuchte zuweilen, als erinnere er sich einer Höflichkeitspflicht, das Wort an sie mitzurichten. Hartard aber sprach gar nicht mit ihr.

Allein seine Blicke ruhten fast unausgesetzt auf ihrem Gesicht. Sie fühlte es. Es machte sie ängstlich und unglücklich. Sie hätte vom Tisch fortlaufen und weinen mögen.

Und einmal war ihr, als müsse sie ihn bitten, sie nicht so viel anzusehen, durch einen Blick nur zu bitten.

Sie sah zu ihm hinüber, und in dem Bemühen, nur recht klar und scharf seinen Gesichtsausdruck zu erkennen, ward ihr Blick viel eindringlicher und beredter, als sie ahnte.

Wieder ergriff ihn der Ausdruck dieser verschleierten Augen.

„Das ist ja ein bezauberndes Geschöpf," dachte er und hatte dabei das angenehme Gefühl, daß er sich keinenfalls auf Rethen langweilen werde.

Kleopha ergriff die erste schickliche Gelegenheit, aufzustehen und fortzugehen.

„Nun liebes Kind — kein Obst heute?" fragte Albrecht gutmütig.

„Ich danke sehr — nein," sagte sie leise und öffnete schon die Thür.

„Ein taktvolles Mädchen," lobte Albrecht, „sie denkt gewiß, sie stört heute."

Hartard fand es bei sich etwas merkwürdig, daß sein Vater alle Tage im traulichen tête-à-tête mit solcher Schönheit gespeist hatte, ohne offenbar sonderlich viel acht auf diese Schönheit zu geben.

„Nun," schloß Hartard seine Gedankenreihe, „ich hätte das nicht können. Ich hätte mich rasend verliebt. Aber schließlich bin ich auch ein junger Mensch, und Papa ist ..."

Hier stockten seine Gedanken. Nein, „ein alter Herr" war sein Papa keineswegs!

„Aber ein verheirateter Mann ..." Nein, der Gedanke traf auch nicht zu. So eine rechte Ehe war das doch nicht, die seinen Vater und seine Mutter verband. Sein Vater hatte an der armen Kranken doch kein rechtes Weib. Er trug sie nur mit namenloser Geduld und Aufopferung auf Händen ... sie war wie eine schwere, schwere Kugel, die an seiner Existenz hing. Und er — er gab sich mit wahrer Athletenkraft die Miene, nichts von diesem Schwergewicht zu spüren.

„Warum bist du denn mit einem Mal so nachdenklich?" fragte Albrecht.

„Ich — gar nicht," sagte Hartard, sich aus beklemmenden und verwirrenden Gedanken aufraffend.

„Merkwürdig," scherzte Albrecht, „drei Dinge geben die Menschen selten zu: daß sie gut geschlafen haben, daß sie eifersüchtig sind und daß sie nachdenklich waren. — Aber komm hinaus. Wir wollen unsere Cigarre draußen rauchen. Du wirst von der Güte meiner Sorte überrascht sein. Mein einziger kleiner Luxus — das muß ich so nach Tisch haben."

Sie gingen draußen auf und ab und gingen in den Gemüsegarten. Die Sonne brannte dermaßen, daß die Nähe des Herbstanfanges wie eine Unmöglichkeit erschien.

Auf den langen, schmalen Beeten standen in sauberen Reihen die dunklen, glänzenden krausblättrigen Selleriestauden; auf anderen die fahllila dicken großen Kugeln des Rotkohls auf dem schalenartig sich öffnenden Gebreite ihrer Deckblätter; zwischen einer Wüsteuei von verwelkenden, heillos ineinander verrankten Stengeln und Blättern, lagen flach die leuchtend gelben Leiber großer Gurken. Es roch gewürzig, und Hartard brach sich im Vorbeischreiten ein Zweiglein Bohnenkraut vom Kränterbeete.

Das waren die Gerüche seiner Kindheit, die dieser Garten ausatmete, hier war einmal seine Welt gewesen. Da in jener fernen Ecke befand sich einst sein eignes Beet. Die Petersilie und die Erbsen, die er darauf zog, wurden ihm von der Mama für schwindelerregende Preise abgekauft. —

Das breite Schilfband zwischen See und

Aus unſerer Studienmappe:

Komponiſt Georg Schumann. Nach der Paſtellſtudie von Friedrich Heyſer.

Garten war mannshoch. Kaum daß man über den Spitzen hinweg einen Streifen ſchuppig blanker Stahlfläche des Waſſers im Sonnenſchein ſchmerzhaft blinkern ſah. Drüben die Ferne ſtand im bläulichen Silberduft der Hitze. Ein ſchmales Waſſerweglein war in das Schilf geſchnitten, ſo ſchmal, daß ein langer, ſchmächtiger, ſchwarzer Nachen eben hindurch getrieben werden konnte. Ein kleiner Steg ermöglichte dem Gärtner, hier gleich das Waſſer zu ſchöpfen. Die Schilfwand ließ das ſchmale Waſſerband beſtändig im Schatten.

Hart und grau, von braunen Blütenbüſcheln überragt, ſtand das Röhricht. Zuweilen ging ein Raſcheln hindurch. Die aufſtrebenden Zweige der dickköpfigen beiden Weiden, die am Ufer rechts und links, wie Säulen mit plumpem Kapitäl das Widerlager des Steges flankierten, bewegten ſich zuweilen leiſe, dann ſchimmerte es wie graue Seide aus ihrem Gezweig.

Der stille, üppige Frieden der Stunde und der Landschaft hatte für Hartard einen Zauber ohnegleichen.

Er breitete die Arme aus, als könne er an seine Brust nehmen, was seine Augen umfaßten.

„O, einzige Heimat!“ rief er aus. Er hatte sich vorgenommen gehabt, gleich am ersten Tag seinen Vater zu bitten, ihn in die Wirtschaft einzuführen, ihn den Leuten als eine Art von Mitregenten vorzustellen. Aber irgend ein dunkles, wie von fern an sein Herz pochendes Gefühl von Bangen, von Scheu, hatte ihn davon abgehalten, seinen Vorsatz auszuführen.

Nun, in der sonnenglühenden Ruhe dieses Augenblicks, glaubte er zu begreifen, daß er wohl das instinktive Bedürfnis gehabt habe und noch ein Weilchen haben werde, sich in der Heimat vorerst als ein bloß Genießender, Schauender umzuthun. Und auf einmal fand er die Freiheit, es auszusprechen.

„Denk dir, Papa,“ sagte er, „zuletzt auf meiner Reise konnte ich mich vor Thatendrang kaum lassen. Ich dachte beinah so: aus der Eisenbahn gleich aufs Feld, gleich in die volle Arbeit 'rein. Aber nun ist mir so, als sollte ich mir's gönnen, ein paar Tage noch zu bummeln — Weg und Steg in der Heimat zu grüßen — mein Gott, ich möchte jedem Baum sagen: Ich bin wieder da — ich bin wieder da —“

Er brach ab. Er war sehr bewegt.

Albrecht klopfte seinem Sohn herzlich auf die Schulter.

Er sah, das waren gute und starke Gefühle, die ihn bewegten. Wie sollte er es nicht achten, daß der Sohn ihm wiederkam, die reine echte Heimatliebe voll gesunder Kraft im Herzen!

„Zunächst, mein lieber Junge,“ sagte Albrecht voll Herzlichkeit, „liegen dir auch noch allerlei Pflichten ob, die sich aber ganz gut mit den Wiedersehensfeierlagen verbinden lassen.“

„Pflichten?“

„Ja. Die: deine Mutter und deinen Vater kennen zu lernen,“ sprach Albrecht ernst.

Hartard stand still und sah den Vater an.

Albrecht, in dem vollkommen inneren Gleichgewicht seines Wesens, sah dem Sohn gerade in die Augen.

„Du warst zwölf Jahr, Hartard,“ begann er, „als du fortkamst, aufs Gymnasium. Unser guter Zwota traute seinen Lehrkünsten, mit denen er die Gouvernante ergänzte, nicht weiter. Von da an bist du nur als Ferienbesuch nach Haus gekommen — als Schüler, als Student, als Freiwilliger, als Volontär — immer nur ein Gast, der Festzeit für das Haus mitbringt. Vielleicht ist dir darum Rethen das Ideal von Aufenthalt geworden. Aber glaubst du, daß du dabei deine Eltern wirklich kennen gelernt hast?“

Hartard wechselte die Farbe — sein Vater sah es deutlich, daß er blaß wurde.

„Es kann wohl sein,“ sprach Hartard und sah an seinem Vater vorbei, „daß ich ... daß ... man beurteilt von ferne ja manches anders.“

„Komm,“ bat Albrecht und ging auf das dürftige Bänkchen zu, das Hartard sich einst selbst neben seiner „Gärtnerei“ gezimmert.

Die Bank krachte ein wenig, aber sie gab doch beiden Männern Platz, wenn auch Albrecht seine Füße etwas seitwärts und gespreizt auf den Erdboden stellte, wobei sich ihm Bohnengeranke an die Stiefel schmiegte.

„Sieh, mein Junge,“ hob er gleich an, „das ganze Leben hier ist auf Mama gestellt, insofern nämlich, als sich alles um sie dreht. Ich muß dich bitten, deine nächste Aufmerksamkeit darauf zu richten, daß du Ma richtig zu nehmen weißt. Vergiß nie, daß sie dreiundzwanzig Jahr alt war, als das Schicksal sie so vom wirklichen Leben schied. Man kann gewissermaßen sagen: nun ist sie dreiundzwanzig geblieben. Sie war ja sehr kindlich als Mädchen und junge Frau. Das war ihr Zauber damals — ihre Unerfahrenheit, ihre Naivetät. Da sie nun von da an keine Pflichten mehr hatte, keine Arbeit, keine Sorge — so ist sie auf eine Art stehen geblieben. Auf eine andere aber ist sie viel feiner und tiefer ausgebildet, als andere Frauen. So etwas von Geduld und Zufriedenheit ist beispiellos. Freilich, man versucht, was man kann ... aber was ist alle diese Aufmerksamkeit gegen den Reichtum des wirklichen Lebens? Was wollte ich doch in der Hauptsache sagen? ... Ja, richtig. Für Mama dürfen keine Unannehmlichkeiten existieren. Die Ernten sind immer gut, die Ställe immer gesund, wir haben niemals Sorgen. Du verstehst. Und

man muß alles sehen und wissen und bemerken und wiedererzählen können, was sich so an Kleinigkeiten ereignet. Das unterhält Ma. Nie darfst du versuchen, Mas Interesse auf Dinge zu lenken, die ihr fern liegen. Erstmal könnte ihr das den Unterschied zwischen ihrem Leben und dem Leben anderer klarer ins Gedächtnis rufen. Zweitens kann sie unruhig werden und sich Gedanken machen, wenn sie spürt, daß sie nicht zu folgen vermag, daß Wissen, Urteil, Auffassung mal nicht reichen."

„Papa," rief Hartard überwältigt, „Papa — o, Ma hat recht. Nie kann ich dir danken, was du ihr bist und thust."

Albrecht wehrte den Sohn ruhig ab. Aber seine Wangen überflog es wie Bläße der Erregung, als er weitersprach:

„Du mußt mir heute gleich was geloben! Was sage ich: geloben? Schwören! Wir Fronhofen sind kein langlebiges Geschlecht. Wunderbar eigentlich — denn wir sind gesunde Leute, das läßt sich durch Generationen nachweisen. Aber das ist wie mit den Eichen, die der Blitz aufzehrt. Es ist immer viel Malheur dabei gewesen: mein Vater stürzte vom Pferd. Mein Großvater fiel im Duell. Zwei früher mal im Kriege. Hie und da allerdings starb einer in hohen Jahren. Ich weiß nicht, was mir für'n Los beschieden ist. Ich will auch nicht so vom Tod reden. Das wäre ja wohl 'n bißchen sentimental für einen Mann von eben achtundvierzig. Aber Ma, weißt du, Ma kann siebzig und achtzig werden bei ihrem Leiden und mich lange überleben. Und da sollst du es mir zuschwören, daß sie es immer so hat, wie jetzt! Du von dir aus glaubst heilig und fest: das sei selbstverständlich. Ja, mein Sohn — es ist wohl selbstverständlich. Aber — das Schwere daran, das liegt so in der Zeit! Immer, immer, immer dasselbe."

Die ungeheure Wucht seines schweren Geschicks lag in diesen Worten.

„Immer, immer, immer dasselbe." Es war Hartard, als höre er nun doch die Ketten klirren und sähe die schleppende Kugel daran.

Er war so erschüttert, daß er seine Hand vor die Augen legte, um seine Thränen zurückzudrängen.

„Ich schwöre dir . . ." begann er mit unklarer Stimme.

Albrecht erhob abwehrend die Hand.

„Dir hilft die Liebe," fuhr er fort, „dir, für dich, nehm' ich keinen Schwur ab. Du wirst aber einmal heiraten, eines Tages wirst du Herr auf Rethen sein, und eine Frau, deine Frau, wird neben dir als Herrin hier stehen. Wir kennen sie beide noch nicht. Es kann die kleine Montefort sein, es kann auch eine X, Z sein, von deren Dasein wir zur Stunde keine Ahnung haben. Für dieses dein Weib, für deine Kinder, für die ganze Zukunft und alles, was noch in dein Leben treten kann, schwöre mir, stets wie ein Mann die Ruhe deiner Mutter zu wahren und obenan zu stellen über alles Glück und alle Leidenschaft. Wie ich es gethan habe — in aller Not meines Lebens."

Er stand vor seinem Sohn hoch aufgerichtet, und aus seinen dunklen Augen blitzte ein furchtbarer Ernst.

Hartard sprang auf. Überwältigt fiel er seinem Vater um den Hals.

„Mein Manneswort!" rief er.

So hielten sie sich einige Augenblicke mit eiserner Umarmung umschlossen.

Albrecht fand zuerst den leichteren Ton wieder.

„Nun komm zur Mama," sagte er, „sie ist gewohnt, daß ich um drei Uhr meine Tasse Kaffee bei ihr trinke."

Er nahm den Arm seines Sohnes. Zusammen schritten sie zurück.

„Wir beiden," sprach er zuversichtlich, „wir brauchen nicht viele Worte miteinander über uns zu wechseln. Für uns heißt es, sich in der Praxis zusammen einleben. Wie das mit der Arbeit werden soll, ist mir zur Stunde noch unklar. Aber das wird sich ja alles historisch entwickeln. Im ganzen darf ich ja wohl von deinem Vater sagen, ohne arrogant zu werden, daß er ein Mensch ist, mit dem sich leben läßt," schloß er lachend.

Hartard nahm zärtlich den Arm, der in dem seinen ruhte.

Vor dem Schloß fanden sie eine kleine Gruppe. Da stand Löbell, die Hände in den Hosentaschen, die Stallmütze schief auf dem Kopf und sprach, in einer schon von weitem zu erkennenden hochmütigen Haltung, mit einem Mann, der ein Pferd am Halfter hielt. Der Mann und das Pferd paßten nicht zusammen — das Tier sah aristokratisch, der Mann plebejisch aus.

„Das ist ja Rappsilber," sagte Albrecht, „was hat denn der? Natürlich schon wieder ein Pferd, um mich damit in Versuchung zu führen."

Rappsilber hatte ein Pferd zu verkaufen, und bei der Rückkehr des jungen, gnädigen Herrn hatte Rappsilber gedacht, daß am Ende der Herr Baron für den jungen Herrn Baron würde Reflektant sein auf das Tier, welches alles in allem ein auserlesenes Tier sei und nur für den Herrn Baron, und weil er es sei, für achtzehnhundert Mark zu haben.

Albrecht ließ den Mann reden, dem ein Wortschwall aus der großen Mundöffnung quoll, die nur noch ein paar kaffeebohnengleiche Zähne aufwies. Und Augen machte Rappsilber zu seinen Reden: schwimmende, verzückte Augen, die mit einem Blick gen Himmel noch sagen zu wollen schienen, wozu die Sprache zu schwach war.

Das Pferd erregte Albrechts Entzücken. „Es ist ein Mecklenburger," sagte Rappsilber, von seinem allgemeinen Enthusiasmus darüber, wie der Herr Baron sich auf dem Fuchs ausnehmen würden, zu präcisen Angaben kommend, „aus englischer Mischung. Sehen der Herr Baron nur den geraden, schönen Kopf, die gerade Kruppe, die prachtvollen Schenkel, die feinen Fessel. Und 'ne Grazie hat der Wotan in der Bewegung! Davon sag' ich keinen Ton. Das ist einfach phänomenal."

Herr Rappsilber rannte ein paarmal mit dem Pferd vor den Herren auf und ab.

Hartard sah in den Augen seines Vaters die Luft funkeln. Es war ersichtlich: das Pferd gefiel ihm sehr, er wünschte es zu besitzen. Er prüfte es mit der Genauigkeit eines intimen Kenners.

„Papa," sagte Hartard, „ich an deiner Stelle nähme das Pferd. Herr Rappsilber läßt dreihundert Mark ab."

Während Herr Rappsilber beschwor, daß davon niemals die Rede sein könne, schüttelte Albrecht den Kopf.

„Das geht nicht, mein alter Junge," sagte er, „achtzehnhundert, oder selbst fünfzehnhundert. So was muß ich mir versagen, das ist Luxus."

Hartard bestand darauf und meinte, er wolle des Vaters bisheriges Reitpferd nehmen.

„Nein, nein. Wir haben meinen ‚Herzog', und dann ist da die ‚Juno', sie geht à deux mains. Nein, nein."

Er wandte sich ab. Man merkte, es wurde ihm schwer.

Aus unserer Studienmappe:

Aschermittwochmorgen. Skizze von Arthur Kampf.

Hartard hatte einen Einfall, der ihn vor Freuden erröten ließ. Sein Geld fiel ihm ein, daß er auf der Reise erspart. Wenn er dafür den Fuchs erstand ... Der Vater würde sozusagen pflichtgemäß schelten und sich doch sehr, sehr freuen.

Während Albrecht, Rappsilber kurz mit der Hand zuwinkend, davonging, flüsterte Hartard mit dem Händler.

Am Bette der kranken Frau saßen sie dann zusammen und tranken ihren Kaffee in einer Stimmung, als wenn es Sekt gewesen wäre.

Der tiefe Ernst ihres vorigen Gespräches klang noch in ihnen nach und erhob ihnen das Gemüt.

Dazu war Albrecht freudig und zufrieden, weil er einen lebhaften Wunsch überwunden und zum unendlichstenmal der Versuchung widerstanden hatte, sich ein kostbares Reitpferd zu gönnen. Hartard war freudig und zufrieden, weil er nachher mit Rappsilber handelseins zu werden hoffte und im voraus schon das Vergnügen seines Vaters genoß.

Christine lag da wie von Glück verklärt. Sie konnte gar nicht begreifen, daß man sich wegen des Zusammenlebens von Vater und Sohn gebangt habe. Da saßen sie ja beide, ein Bild der innigsten Harmonie. Und warum sollte es nicht immer so bleiben, wie es am ersten Tage war?

„Wir sind eine besondere Familie," scherzte sie, mit ihrer leisen, fast klanglosen Stimme, die immer daran gemahnte, daß sie aus schwächstem Körper kam, „mein Mann ist mir Vater, Mutter, Bruder, Pfleger — alles, wie man es nennen will. Und du sitzt da, nicht wie deines Vaters Sohn, nein, wie sein Bruder. Ihr könntet euch überall den Spaß machen, euch für Brüder auszugeben."

Und Albrecht und Hartard sollten vor den Spiegel treten, um sich zu überzeugen — aber da war kein Spiegel, und Christine ließ sie versprechen, nachher in Albrechts Zimmer diese Musterung ihrer selbst abzuhalten.

Als die beiden Männer abends in das Speisezimmer traten, fehlte Kleopha noch.

Sie blieben stehen und warteten. Albrecht sagte, daß er darauf halte, der Pflegerin seiner Frau immer wie einer Dame zu begegnen, was Hartard ein angenehmes Gefühl erweckte.

Er benutzte den Augenblick, zu sagen: „Was mir noch einfällt, Papa: ich schrieb dir von Geld, das ich auf der Reise erspart habe. Nun komme ich doch mit leeren Taschen, denn ich hatte noch im letzten Moment eine große Ausgabe, die du hoffentlich billigen wirst, wenn ich ..."

Albrecht lehnte mit einer Handbewegung die beabsichtigte Rechenschaftsablegung ab.

„Jeder junge Mann muß mal seine kleine Periode haben, wo er das Vergnügen des sorglosen Geldausgebens durchkostet. Das ist auch eine Art Rausch, die mal durchgemacht sein will."

Kleopha kam herein.

„Sie sehen ja so blaß aus, mein Kind, fehlt Ihnen etwas?" fragte Albrecht, indem er sich setzte.

„Ich danke sehr. Ich fühle mich vollkommen wohl," antwortete sie und wurde rot.

„Na nu!" rief Albrecht.

Unter seiner Serviette stand ein hölzernes Pferdchen aus einer alten Spielschachtel Hartards. Das Pferdchen trug einen Zettel um den Hals, der größer war, als es selbst. Darauf stand von Hartards Hand:

„Ich heiße Wotan und bin Albrecht Michael von Fronhofens Leibroß. Ich stamme aus Hartards Reisesparbüchse."

„Aber das ist ja — du Junge! Du böser, guter, einziger Junge! Sehen Sie mal, Schwester Kleopha, was er gemacht hat."

Hartard lachte glücklich.

„Rappsilber hat ihn richtig für fünfzehnhundert gelassen."

Auch Albrecht lachte. Er umarmte seinen Jungen. Er freute sich wie ein Kind.

Aber die schönste Belohnung schien es Hartard doch zu sein, daß Kleopha ihn mit einem unbeschreiblichen Blick angesehen hatte.

Obschon er nun diese Nacht nicht wieder auf einer Chaiselongue zwischen gehäkelten Decken und gestickten Kissen zu ruhen brauchte, sondern in sein eignes Zimmer eingezogen war, in seinem eignen Bette lag, konnte er dennoch nicht schlafen.

Er sah immer die schönen, verschleierten Augen vor sich.

Und daß er sie sah, beunruhigte ihn ernsthaft.

„Mama hätte mich nicht davor warnen sollen, mich in dies Mädchen zu verlieben. Nun ist mir gerade, als müsse ich's erst recht," dachte er.

Aber er nahm sich bestimmt vor, sich in dieser Beziehung fest in der Hand zu behalten.

V.

Die nächsten Wochen zerrannen Hartard unter der Hand wie eine Summe Geldes, das man in kleiner Münze ausgibt. Es ist zu Ende, und man weiß eigentlich nicht recht, was man dafür gehabt hat. Nur wenn man ein großes Resultat sieht, begreift man nachher, wo man mit der Zeit oder dem Gelde geblieben ist.

Zunächst machte Hartard seine Besuche in der Nachbarschaft, und dann kam die Jagd mit ihren vergnüglichen Anstrengungen und ihren Herrendiners auf allen befreundeten Gütern.

Jeder Besuch nahm fast den ganzen Tag fort; auf Hörstel, am Geburtstag der Frau von Stechow, hatten alle Freunde ihn eingeladen, bei ihnen gleich zu gutem Mahl und Trunk einzukehren.

Er wurde überall so aufgenommen, daß er sich etwas darauf hätte einbilden können. Und er hatte das richtige Maß dafür und bestimmte sich den Wert all dieser Freundlichkeiten ziemlich richtig.

In jedem Kreis, in den ein neues Element tritt, entsteht eine Bewegung. Eine Art eifersüchtiges Bemühen um die Stellung zu diesem neu hinzugekommenen Menschen ist der erste Ausdruck solcher Bewegung. Alle Nachbarn und Freunde der Fronhofens hatten, jeder für sich, den Wunsch, daß Hartard gerade bei ihnen am intimsten und häufigsten verkehren möge.

Auch war der Kreis seit vielen Jahren so unverändert geblieben, daß auch ein weniger stattlicher, weniger weltgewandter Dazukömmling eine freudige Aufnahme gefunden haben würde.

Außerdem war Hartard ein Mann in heiratsfähigem Alter, und es gab da drei junge Damen, für welche er momentan die einzige Aussicht schien. So beschäftigte sich die Phantasie von Müttern und Töchtern liebevoll mit ihm.

Man machte ihm den Hof, und er ließ es sich in bester Laune gefallen. Christine aber strahlte, und sie hatte auch einen bemerkbaren Nutzen davon. Die Freundschaft und Opferwilligkeit der Baronin Montefort für sie stieg erheblich. Jede Woche kam die Baronin mit Natalie einmal angefahren. Dies blieb nicht ohne Einfluß auf Christinens Meinung. Sie entschloß sich innerlich für Natalie Montefort als Schwiegertochter.

Sie arbeitete ganze Zukunftspläne aus, beschloß, daß die Trauung und Hochzeitsfeier hier im Schloß Rethen gefeiert werden solle, damit sie vom Bett aus möglichst viel daran teilnehmen könne, und weinte oft schon stille Freudenthränen im voraus über das Glück ihres einzigen Jungen.

Christine war nicht die einzige, welche die beiden schon verlobte. Eigentlich that es die ganze Gegend; nur Aulendorfs bestritten heftig die Möglichkeit und sagten, daß Natalie Montefort doch viel zu unbedeutend für einen Hartard von Fronhofen sei.

Es schien allen Leuten so, als mache Hartard dem Mädchen stark den Hof.

Und wirklich: mit ausdrücklichem Vorsatz beschäftigte Hartard sich immer viel mit Natalie, wenn sie sich trafen.

Er sah wohl, es war seiner Mutter Lieblingswunsch, und manchmal erschrak er geradezu darüber, wie weit ihre Phantasie sie vorwärts trug. Sein Verstand sagte ihm auch, daß eine vorteilhaftere Wendung seines Lebens gar nicht möglich sei. Das Mädchen war gut erzogen, hatte ein warmes Herz und ein offenes Wesen. Ihre Herkunft entsprach den Anforderungen, die Hartard als Majoratserbe von Rethen, dem Familienstatut gemäß, machen mußte. Sie brachte ihm Flieders zu, und die larmoyante Schwiegermutter brauchte ihn auch nicht zu genieren. Frau von Montefort hatte ihm einmal anvertraut, wenn ihre Tochter heirate, wolle sie nach Rom ziehen. Man hatte sie in Verdacht, katholisch werden zu wollen, was alle als ein Symptom der Verrücktheit auffaßten, nur Zwota nicht, welcher sagte, er halte es darin mit dem alten Fritz.

So lag alles günstig, und obenein war Natalie in ihn verliebt.

Jeden Tag stand er mit dem Gedanken auf, daß er sich im Laufe des Winters mit Natalie verloben wolle.

Und jeden Abend sagte er sich: Ich liebe sie nicht.

Er wartete förmlich darauf, sich in Natalie zu verlieben.

Er hatte sie von Herzen gern, sie war ihm in ihrer Erscheinung und ihrer Frische

ästhetisch sogar hervorragend angenehm. Sie besaß keine einzige Eigenschaft, die ihn abgestoßen hätte. Schon daß er zwischen ihr und den Aulendorfschen Töchtern keinen Augenblick schwankte, nahm er für eine Disposition, sie zu lieben. Meta Aulendorf war ja geradezu eine Schönheit, mit ihren regelmäßigen Zügen, ihren großen Augen und dem braunen Haar. Aber sie hatte sehr oft Zahnweh und roch, wie ihre Mutter, manchmal nach Medikamenten, und wenn ihre Miene ernst, ihr Augenaufschlag schwermütig war, schob Hartard dies nie auf eine tiefgründige Seelenstimmung — in der Meta sich thatsächlich oft befand — sondern er dachte immer: sie habe wieder Zahnweh. Und Lizzie Aulendorf hatte unter der stolz gebogenen Nase einen Mund, an dem die Oberlippe zu kurz und zu eng war, was ihr ein für allemal einen gezierten Ausdruck gab. Hartard konnte die Frauengesichter nicht leiden, die nicht veränderlich waren, wie der Himmel. Er wollte Leben, Charakter, ja sogar Unarten von einem Gesicht ablesen und alles darüber hinspielen sehen, was gerade die Seele bewegte.

So ein Gesicht, immer neu im Ausdruck, bald von schwerem Ernst verschattet, bald von herzlichem Mitleid verklärt, einmal von ratloser Befangenheit weich und zart, ein andermal von auftrotzendem Stolz herb und strafend, so ein Gesicht hatte Kleopha.

Und immer wirkte es noch anziehend durch das geheimnisvoll Rätselhafte, was darüber lag.

Hartard verspottete sich und dies „Rätselhafte“ und suchte sich alles in Banalität aufzulösen.

„Die ganze Geschichte ist,“ dachte er, „daß diese kurzsichtigen Augen, die sich manchmal halb schließen und dann so groß und dunkel öffnen, wobei es auch dann noch über ihnen liegt wie ein Schleier, ihr etwas Hingebendes, versteckt Temperamentvolles andichten, was vermutlich gar nicht in ihr steckt. Ein zufälliger, äußerlicher Vorgang — weiter nichts. Ich will ihr doch raten, einen Kneifer zu tragen. Damit dürften diese Augen entzaubert sein. — Und das Rätselhafte? Mein Gott, man ist so gewohnt, junge Mädchen plauderhaft zu sehen. Hier ist mal eine, die schweigt. Da sieht es gleich wunder wie interessant aus. Und worüber sollte sie auch wohl sprechen? Von sich? Von ihrer Sippe? Sie kann uns nicht weiter interessieren, sie pflegt Mams und wird dafür bezahlt. Und ihre Sippe geht uns erst recht nichts an. Übrigens muß sie aus einer sehr guten Familie sein. Manieren und Ausdrucksweise deuten auf beste Erziehung. Vielleicht war der Vater Arzt oder Pastor — das kann sie immerhin auf diesen Beruf gelenkt haben.“

Längst war ihm aufgefallen, daß sie nur sehr selten Briefe bekam. Jeden Dienstag morgen erhielt sie einen, der den Poststempel Plön trug und von einer Kinderhandschrift adressiert war. Das hatte er zufällig entdeckt, als er ein paarmal dem Postboten die Sachen abnahm. Und dann, nach dieser Entdeckung paßte er geradezu auf. Er wollte doch einmal sehen, ob sie nicht Briefe von Herrenhand bekam. Es hätte ihn gefreut, die Vermutung hegen zu dürfen, daß sie draußen irgendwo eine Liebschaft oder eine Verlobung habe. Aber es kamen keine solchen Briefe.

Eines Tages, es war Mitte Oktober, hatte der Postbote einen eingeschriebenen Brief an Fräulein Kleopha Reineck. Es war ein Geldbrief und brachte hundert Mark. Hartard, der gerade aus dem Zimmer seiner Mutter kam, faßte den Briefträger in der Halle ab, sah den Brief und sah auch als Absender blaugestempelt das Wort „Reineck“. Es war gerade so ein ovaler Stempel, wie er auf Rethen bei Geflügel, Obst- und Buttersendungen nach auswärts benutzt wurde.

Hartard ging zurück und rief in das Zimmer hinein:

„Fräulein, hier ist ein Geldbrief für Sie.“

Er sagte nie „Schwester Kleopha.“ — „Das ist mir zu heilig, Mama, und sie ist ja doch gar keine Nonne,“ erklärte er lachend, als Christine sich darüber wunderte. Es war ihr ein wenig zu prosaisch, das schöne Mädchen in der klösterlichen Tracht „Fräulein“ angeredet zu hören.

Auf seinen Ruf kam Kleopha heraus. In der Halle war es an diesem Morgen nur düster, denn es regnete draußen dickträhnig.

„Ist sie so leichenblaß oder ist es bloß das schummerige Licht?“ dachte Hartard.

Aber nein, sie war so bleich, und sie zitterte am ganzen Leibe. Er sah es genau, als sie am Tisch, in der Fensternähe, ihren Namen als Quittung auf die rötliche Karte setzte.

Auf der Stelle bildete er sich ein, daß mit diesem Gelde etwas für sie Beschämendes zusammenhänge, etwas, das sie zu verstecken habe.

Sein Herz klopfte in schweren Schlägen, seine Blicke bewachten sie. Keine ihrer Mienen sollte ihm entgehen, keine . . .

Und er sah, daß sie ihr Haupt hoch aufrichtete, daß ihre Nasenflügel bebten und daß um ihren Mund eine unsägliche Verachtung zuckte. Sie sah aus wie der beleidigte Stolz selbst.

Seine Augen blieben unverwandt auf sie gerichtet. Er dachte gar nicht daran, daß er ihr zudringlich erscheinen könne.

Kleopha aber, die seit dem Gespräch mit Albrecht begriffen hatte, daß der Wunsch, sich und ihre Angelegenheiten zu verstecken, thöricht war und ihr schade, fühlte sich seitdem gedrängt, offen zu sein, soweit es ging. Vielleicht trieb sie auch das unwiderstehliche Bedürfnis der Empörung aufzuschreien.

Als der Briefträger die zehn blanken Goldstücke auf den Tisch gezählt hatte, wo er schon die Zeitungen und Briefe vorher niedergelegt, sah Kleopha mit immer demselben Ausdruck der Verachtung auf das Geld nieder. Und kaum schloß der Mann die Thür von draußen, sagte sie bitter:

„Heut ist mein Geburtstag, und dies ist das Geschenk und zugleich einzige Lebenszeichen reicher Verwandten für das ganze Jahr!“

Hartard war bestürzt, schmerzlich und freudig zugleich erregt.

Also sie hatte nichts Beschämendes zu verstecken. Und er hatte sie in seinem eifersüchtigen Herzen schon beleidigt gehabt! Und *wie* mußte dies Geschenk sie gekränkt haben, wenn sie in ihrer Erregung verriet, daß ihr Geburtstag war!

Diese hundert Mark beleidigten auch ihn. Sie waren ein Almosen. Kleopha brauchte keines. Sie war stark genug, aus eigner Kraft für sich zu sorgen.

„Warum weisen Sie dies Geld nicht zurück!“ rief er aus.

Sie neigte das Haupt. Ihre Empörung hatte, im Augenblick, da sie ausbrach, schon dem Schreck über ihre Offenheit Platz gemacht.

„Ich darf die Verwandten nicht kränken — meines kleinen Bruders wegen — sie geben etwas zu seiner Erziehung her und wollen ihm auch später die nötigen . . .“

Sie stockte.

„Wo ist dieser kleine Bruder? In Plön, nicht wahr? Was macht er da? Ist er bei einem Lehrer in Pension? Wir wollen ihn einmal kommen lassen, Ihnen zur Freude! Jetzt gleich — Ihnen als nachträgliches Geburtstagsgeschenk.“

Er sprach so ungestüm, so feurig, daß ihr vor Schreck die Kniee bebten.

Alle Reden seiner Mutter fielen ihr ein. Todesangst ergriff sie.

Hartard durfte ihr nicht so viel Teilnahme zeigen — das konnte falsch ausgelegt werden — es war dann um ihre Stellung geschehen.

Und sein heißer Ton that ihr doch so wohl. Es wehte sie an wie lauter Freude und Glück, als Hartard nun ihre Hand nahm und sie stark drückte.

„Meine wärmsten Wünsche! Und nicht wahr, Sie nehmen es als kleine Aufmerksamkeit an, als Dank für all Ihre treue Pflege, daß wir den kleinen Burschen kommen lassen? Ich habe Knaben riesig gern. Ich werde ihn reiten lehren.“

„Es geht nicht,“ murmelte Kleopha, „es geht wirklich nicht — er hat auch gerade keine Ferien — o, wie gut von Ihnen.“

Und sie brach in Thränen aus.

Nicht wie sein Vater war Hartard gegen Thränen etwas abgehärtet.

Dieser Ausbruch erschütterte ihn tief und machte ihn ratlos und unglücklich zugleich.

„Das Mädchen leidet unter dem Kampf ums Leben,“ dachte er, „es ist unsere Pflicht, ihr beizustehen, immer und immer wieder zu versuchen, sie zutraulicher zu machen, mehr an uns heranzuziehen. Jetzt ist es mir klar: sie ist aus Stolz so schweigsam.“

Er hätte die Halle in einen prangenden Festsaal, das scheußliche Wetter draußen in lachenden Frühlingssonnenschein umwandeln mögen, nur um die Weinende aufzuheitern.

„Liebes Fräulein,“ flehte er und nahm ihr die Hände vom Gesicht, „weinen Sie nicht. Ich kann es nicht ertragen, wenn jemand weint.“

Er war in diesem Augenblicke wie ein liebenswürdiger Knabe.

Kleopha sah ihn an — ein Lächeln breitete sich über ihr Gesicht — ein armes, zaghaftes Lächeln, welches ihm noch mehr das Herz zerriß, als ihre Thränen.

Ihm wurde die Stirn heiß und feucht.

Auf der Promenade. Nach dem letzten, unvollendeten Gemälde von Heinrich Loſſow.

„Mein Gott . . .“ murmelte er und dachte hilflos nach, wie diese Situation zu enden sei und daß sie um jeden Preis schnell enden müsse, sonst würde er sich noch hinreißen lassen, diesen so schmerzlich lächelnden Mund zu küssen.

Dora kam als Erlöserin. Mit ihrer zierlichen Gestalt und ihrer selbstbewußt wichtigen Art kam sie die Treppe herunter, sah das Paar ein bißchen erstaunt und sehr genau an und verschwand im Hintergrund der Halle, wo hinter der Treppe noch ein Schrankzimmer war.

„Ich will nach Mama sehen,“ sagte Hartard hastig und ging davon.

In voller Erregung glühend, trat er bei seiner Mutter ein.

„Mama,“ rief er, „dein Fräulein Reineck hat Geburtstag. Der Postbote brachte Geld für sie, und dabei kam es heraus. Du wirst ihr natürlich irgend eine Aufmerksamkeit erweisen wollen. Aber ich sag dir gleich: so zart als möglich. Denn die Ärmste muß sich von reichen Verwandten durch plump gegebenes Geld demütigen lassen.“

Das war nun etwas für Christine. Das gab dem abscheulichen Regentag doch ein bißchen Inhalt. Mit kindlichem Eifer machte sie eine Unmenge Vorschläge. Aber sie waren alle thöricht, sie sah es selbst ein.

Die wenigen kleinen Schmucksachen, welche sie aus ihrer Mädchenzeit besaß, hatten damals nur Reiz und Wert durch ihre modische Form gehabt. Jetzt waren sie so häßlich, daß man sie niemand schenken konnte. Den Schmuck, den Albrecht seiner Frau gegeben: Collier und Brosche zur Hochzeit, Armband und Haarnadel zu Hartards Taufe, war alt Frouhofener Familienbesitz und viel zu kostbar, abgesehen davon, daß man ihn gar nicht verschenken konnte.

Nach Trebbin reiten konnte Hartard bei dem Wetter doch auch nicht, und schließlich, was hätte er, der Mann, dort kaufen können? Frauen finden immer etwas.

Christine war schon drauf und dran, zu weinen. Da sagte Hartard:

„Ich habe noch allerlei Kleinigkeiten von der Reise, Ma. Allerlei bunten Tand aus Italien. Was meinst du, wenn ich davon was holte?“

Nun flackerte die Freude Christinens wieder auf.

Und Mutter und Sohn bauten nun einen kleinen Geburtstagstisch auf. Die Mutter halb aus Güte, halb um sich zu zerstreuen, und sie dachte gar nichts dabei, daß sie ihren Sohn treppauf treppab laufen ließ, daß er unterm Regenschirm draußen nach ein paar verkümmerten Rosenknospen suchen mußte, und daß er alles so willig that.

Als Kleopha mit dem Mittagessen für ihre Kranke hereinkam, fand sie ein phantastisch mit welken Blättern, Tannenzweigen und verspäteten Herbstblumen geschmücktes Tischchen, auf welchem eine kleine Majolikavase, ein Kupferschälchen und ein rotseidener, römischer Shwal lag.

Ihr Gesicht erglühte. Hartard sah es auch genau, daß ihre Finger zitterten. Aber in schicklicher Haltung sagte sie ihren Dank und küßte Christinen ergeben die Hand.

„Sie hat Takt, sie hat sehr viel Takt,“ dachte Hartard.

Bei Tisch hörte der erstaunte Albrecht von der festlichen Bedeutung des Tages. Mit herzlichem Wohlwollen sprach er seine guten Wünsche aus. Hartard fand seine Haltung zu vornehm, zu sehr die Entfernung zwischen Fronhofen und Reineck betonend. Aber er blieb doch sehr froh erregt.

Als sie dann um drei Uhr bei der Kranken ihren Kaffee nahmen, fand Hartard die Stimmung seiner Mutter etwas verändert.

Irgend etwas schien sie sehr zu beschäftigen und zu beunruhigen. Und sie kam auch schnell damit heraus.

Wie ihre Gewohnheit war, strich sie mit platten Händen den Saum ihres Betttuches glatt und sprach mit ihrem kindlich schmollenden Ton:

„Ich glaube, es war unklug, für Schwester Kleopha einen solchen Tisch aufzubauen. Es war zu viel. Ich hätte ihr wohl nur versprechen sollen, ihr nachträglich etwas Nützliches kaufen zu lassen. Und Dora sagt, du hast so intim mit ihr in der Halle gesprochen — ach Gott, Hartard, setze ihr nur nichts in den Kopf, vertiebe dich nur nicht in sie.“

Er wurde ganz blaß. Ein großer Zorn stieg in ihm auf. Es war seine Mutter zwar, seine arme kranke Mutter, die ihm das sagte. Aber er fand eine unzarte Einmischung in seine eigensten Angelegenheiten darin, ein Tasten an gefährlichsten Dingen.

Ein ungestümes Wort, vielleicht eine

schroffe Zurückweisung brannte ihm auf den Lippen.

Da traf sein Blick mit dem Blick seines Vaters zusammen. Er las in dem dunklen Auge eine Mahnung . . .

Sein Zorn verflog. Aber eine jämmerliche Stimmung blieb zurück.

Nachher verbrachte er den Abend in seinem Zimmer, unter dem Vorwand, Briefe an einige Reisebekannte schreiben zu wollen.

Aber er saß brütend vor seinem Schreibtisch. Im Hause war es still, kaum daß ab und zu unten einmal eine Thür ging und Schritte hallten.

Draußen strich noch immer der Regen nieder. Er erfüllte die Luft mit einem gleichmäßigen Raunen und Summen.

Die Lampe brannte still und weiß und warf ihr Licht auf unbeschriebene Briefbogen.

Hartard fühlte sich außer stande, zu schreiben. Ihm war, als habe er bisher noch in der Festfreude des Wiedersehens gelebt und als sei mit heute nachmittag der Alltag angebrochen. Er begriff wieder einmal und mehr als je, daß das Leben seines Vaters beinahe ein Märtyrerdasein war. Aber nein — so jung, so zufrieden, so klar, so kraftvoll kann doch jemand nicht aussehen, der sich als Opfer, nur als Opfer fühlt!? Hartard begriff es nicht. Er für seine Person fürchtete, in ähnlicher Lage so vieler Größe und Geduld nicht fähig zu sein.

Die Liebe freilich, so sagte man, könne alles. So war es denn vielleicht die Liebe, die unerloschene Liebe zu seinem Weibe, die seinem Vater die Kraft gab, alles zu tragen.

Dieser Gedanke rührte Hartard so sehr, daß er in seiner Seele seiner armen kleinen Mama seine Zornesaufwallung abbat.

Vielleicht war es auch sehr gut gewesen, daß sie so unbefangen mit ihren Kinderhänden auf eine Gefahr hingedeutet, die für ihn schon brennend geworden.

Er begriff es, daß alle seine Gedankenwege nur zu dem einen Ziel führten: Kleopha. Gar nicht mit bestimmten Wünschen oder Hoffnungen, sondern ganz unwillkürlich und unbewußt.

„Das soll nicht sein, das kann nicht sein," dachte er.

Nur diese gänzliche Unthätigkeit war der Grund, daß seine Gedanken von dem Bilde eines schönen Mädchens, das doch nun einmal nicht für ihn bestimmt war, so angefüllt werden konnten. Er brauchte Arbeit, einen, seiner frischen Kräfte würdigen Lebensinhalt.

Es kam ihm vor, als langweile er sich maßlos.

Gleich jetzt wollte er hinuntergehen und seinen Vater bitten: laß uns teilen mit der Arbeit.

Aber er blieb wie gelähmt sitzen. Da war ja nichts zu teilen. Unten, in seinem Zimmer saß sein Vater über den Büchern oder erledigte einige geschäftliche Korrespondenzen. Das war keine Sache, die einer besorgen konnte, der in den Betrieb von Rethen nicht eingeweiht war.

Und wie in dieser Stunde, so war es morgen und alle Tage. Die Felder wurden gepflügt und bestellt, sein Vater hatte die Fruchtfolge bestimmt und hätte nur Mühe davon gehabt und keinerlei Nutzen, nun dem Sohn zu erklären: auf diese Koppel kommt Roggen, jene bleibt brach ꝛc. Zu beaufsichtigen gab es auch gar nichts, denn Albrecht ritt jeden Morgen und jeden Nachmittag selbst auf die Felder. Auf Rethen zog man aus allem Nutzen, was Boden, Ställe und Garten nur produzierten. Im Grunde genommen war es eine Art Kleinhandel mit Wild, Obst, Gemüse, Butter, und alles ging an einen bestimmten Zwischenhändler per Bahn nach Berlin. Schweine wurden gemästet, aber nicht gezüchtet. Wenn man im Jahr zwanzig Stück verkaufte, war es viel. Ab und zu holte der Schlachter ein Kalb aus dem Stall.

Dies alles mußte von einem Willen geleitet, von einem Auge übersehen werden. Es gab auf Rethen weder Zuckerfabriken noch Branntweinbrennereien. Rethen war ein alter, vornehmer Feudalbesitz und wurde so bewirtschaftet — neben dem Getreidebau, der Hauptsache, ging nach altem Herkommen eine möglichst vollständige Ausnutzung der kleinen, natürlichen Einnahmequellen.

Hartard wurde, wie er sich so alles überlegte, sehr schwer ums Herz. Er sah wohl ein: Rethen ertrug nur einen Besitzer, nur einen Herrn.

Konnte er seinem Vater sagen: gib Platz für deinen Sohn?!

Ließ nur der Tod das Recht des einen Besitzers erlöschen und das des Nachfolgers erstehen? So oben hin, so landläufig — ja, und immer wieder ja.

Aber dann war jeder Sohn von vornherein zur Tragik bestimmt, wenn seine Anlagen und Neigungen ihn durchaus auf den Beruf des Vaters verwiesen.

Darin lag doch eine Ungerechtigkeit der Natur, des Schicksals.

Vielleicht lag auch ein Hinweis darin, daß Männer erst so spät heiraten sollten, daß ihr Sohn ihnen gerade zum Nachfolger herangereift ist, wenn sie eines solchen bedürfen.

Man soll nicht kraftvolle Hände schaffen, wenn man keine Streitaxt verfügbar hat, die man hineinlegen kann.

Eine tiefe Mißempfindung durchkältete Hartards Herz. Ihm war, als sei er durch jemand um ein Recht geschmälert.

Das Recht und das Bedürfnis seiner Persönlichkeit sollte ihm unerfüllt bleiben. Er hatte nur einen Lebenswunsch, und der war: die heimatliche Scholle zu bebauen.

Aber auf der stand mit festen Füßen ein stolzer Mann, der mit kraftvollen Händen säete und erntete.

Ja, sein Vater stand da und ihm im Wege — — —

Hartard erschrak. Er war ganz blaß geworden. Er hatte deutlich, ganz deutlich so etwas empfunden, wie einen Vorwurf gegen seinen Vater, eine Regung von Zorn beinahe — —

Wie war das möglich? Bei ihm, der seinen Vater vergötterte!

„Der Egoismus in uns ist eine Bestie," dachte Hartard. „Die springt sogar unsere Heiligtümer mit ihrem Raubtiersprung an."

Nein, er wollte diese fruchtlosen Gedanken nicht weiter verfolgen. Er hetzte seine Phantasie förmlich auf freundliche Bilder.

Natürlich, jetzt im Herbst war die Arbeit so minimal, daß eine Teilung derselben lächerlich gewesen wäre. Aber zum Frühling wird es anders, mußte es anders werden. Und vielleicht konnte er den Winter dazu benutzen, seinen Vater für irgend ein Unternehmen zu bestimmen. Man konnte eine bescheidene Hypothek auf Rethen nehmen und dann irgend eine fabrikmäßige Anlage machen: eine Brennerei, eine große Geflügelzucht, eine Dampfmühle — irgend etwas, was den Betrieb mannigfaltiger machte und ihm zur Aufgabe ward.

Und das andere, das müßte wie weggewischt sein . . . er fühlte wohl, noch eine Begegnung wie die heutige mit Kleopha, und die Thorheit, ja das Verbrechen wäre geschehen. Denn er rechnete es als ein Verbrechen, ein armes Mädchen, das er nicht heiraten durfte, durch sein Wesen glauben zu machen, er liebe es.

Er dachte gar nicht daran, sie zu lieben. Er bewunderte bloß ihre Schönheit. Und dann hatte er ein bißchen Mitleid. Das war einfach alles.

Nachdem er sich das bewiesen, schien ihm, als sei ihm wieder besser zu Mute.

Er nahm sich auch nochmals und zum unendlichstenmal vor, nun mit vollen Segeln auf eine Verbindung mit Natalie loszusteuern.

Der nächste Tag schon gab ihm die Gelegenheit.

Die Baronin Königsegg hatte ihre Freunde zu einem festlichen Frühstück eingeladen. Es war nahezu derselbe Kreis, der damals den Geburstag von Alexandras Mutter mitgefeiert hatte. Meta und Lizzie von Aulendorf fehlten diesmal nicht, auch war aus Berlin der Generalmajor von Stechow, ein Vetter der Frau von Stechow, mit seinem Sohn, einem Sekondeleutnant, zugegen.

Lizzie Aulendorf schwenkte gleich in das militärische Lager über.

Aber die leider wieder etwas nach Kreosot duftende Meta setzte Hartard mit ihrem seelenvollen Augenaufschlag von rechts zu, während Natalie Montefort von links her ihren strahlenden Übermut vor ihm funkeln ließ. Ihm war ganz wohl dabei. Dies Anschwärmen der jungen Damen machte ihm Vergnügen, beunruhigte ihn aber nicht weiter, weil er es für nicht mehr hielt, als sein eignes Benehmen bedeutete. Das waren kleine Vorpostengefechte. Ehe man zum ganz ernsten Kampf überging, mußte man sich innerlich doch klarer sein.

Er fand Natalie heute besonders reizend. Ihr dunkelblaues Tuchkleid stand ihr sehr gut. Er bemerkte auch, daß sie eine sehr hübsche kleine Hand hatte.

Die jungen Damen bejammerten, daß sie beinahe nie Gelegenheit zum Tanzen hätten. Man müßte schon gerade nach Berlin zum Besuch von Bekannten fahren.

„Heute ginge es beinahe. Wir drei Mädchen sind da. Und dann die Baronin Königsegg. Herren? Na ja, Herrn von Calatin kann man rechnen. Auch Ihren

Papa und Sie und Herrn von Stechow. Es sind immer vier Paare. Und Zwota kann spielen," sagte Natalie.

„Der Pastor?" fragte Leutnant von Stechow.

„Er kann eine Polka — er nennt es noch einen Schottisch — und einen Walzer. Zwei ganz altmodische, aber mit famosem Rhythmus."

„Wir müssen leider um sechs Uhr am Zuge sein," bemerkte Stechow.

„Nach Tisch, bis zum Thee," meinte Lizzie Aulendorf, „das ginge."

„Wir wollen lieber im Park was anfangen — Tennis oder dergleichen," meinte Meta, die dann auf ein paar ungestörte Minuten mit Hartard rechnete. Sie wollte ihn etwas Wichtiges fragen.

„Es ist viel zu kalt und zu naß," behauptete Natalie.

„Aber ich bitte dich, die Sonne scheint, und es ist beinahe auffallend warm," sagte Meta mit gereiztem Ton.

„Es hat die ganze Nacht geregnet," antwortete Natalie, mit förmlicher Macht die ganze Nacht betonend.

„Das haben Sie gehört? Haben Sie denn nicht geschlafen?" fragte Hartard.

Ganz leise sagte Natalie: „Ich freute mich so auf heute."

Er hörte es, obgleich gerade Meta ihn fragte, was er vorzöge, den Park oder Tanz? Es rührte ihn.

Er sah Natalie in die Augen. „Gutes, liebes, kleines Ding," dachte er.

„Ich fragte, ob Sie lieber tanzen würden, oder es vorzögen, wenn wir uns im Freien die Zeit vertreiben," fragte Meta nochmals.

„Ich bin für Natur," antwortete er scherzend. Daß er auf ihren Vorschlag einging, nahm Meta geradezu für ein bedeutungsvolles Zeichen. Sie sah Hartard mit ihrem tiefsten Blick an.

Gegen halb zwei Uhr hatte man abgegessen. Die jungen Mädchen stürmten hinaus und knöpften sich in ihre Jacken. Natalie drückte ein Filzbarett mit zwei dicken Pompons verziert auf ihren blonden Kopf. Die beiden Aulendorfs hatten schon ihre neuen Winterhüte und prangten mit wogenden Straußfedern.

Das Gefühl, einen neuen, prachtvollen und kleidsamen Winterhut zu haben, während Natalie noch mit ihrem vorigjährigen Torreadorbarett umherlief, gab Meta ein erhöhtes Bewußtsein ihrer Persönlichkeit. Zu ihrem Bedauern und zu ihrer Überraschung gesellte sich Herr von Calatin zu ihr und verließ sie nicht mehr.

„Mein Gott," dachte sie, „Calatin wird sich doch nicht in mich verlieben? Man sagt doch immer, daß er die Königsegg so gern mag. Nun, vielleicht war das vorigen Winter, wie ich noch in der Pension steckte."

Sie hätte zu gern heimlich an Hartard eine Frage von entscheidender Wichtigkeit gestellt. Sie wollte ihn fragen, ob er einmal von seiner Frau die Mitteilnng ihres Tagebuchs aus der Jungen Mädchen-Zeit verlangen werde.

Was würde er denken, daß Calatin nicht von ihrer Seite wich? Er würde eifersüchtig werden. Vielleicht trieb es ihn rascher dazu, sich zu erklären.

Roderich von Calatin ertrug es einfach nicht, mit Alexandra zusammen zu sein. Er schwor sich jedesmal, er wolle absagen, verreisen, und kam doch immer wieder dahin, wo er sie sehen konnte. Vielleicht daß sie dennoch, dennoch eines Tages ihm ein Wort, einen Blick der Hoffnung gönnte.

Er untersuchte es selbst nicht, ob es Beharrlichkeit der Liebe oder des Trotzes war. Genug, er konnte nicht von seinem Plane lassen.

In einem Moment, da sie sich mit strahlendem Lächeln zu Albrecht wandte, dachte er respektlos:

„Ich werde mit den Gänsen gehen."

Er konnte die Aulendorfs nicht leiden, Lizzie schon gar nicht, Meta schon etwas eher, weil er sie trotz ihrer Sentimentalität und ihrem Zahnweh für ein gutes Ding hielt. Natalie und Hartard wollte er nicht stören. Der Sohn Albrechts sollte sich nur rasch verloben, das gab dann lauter neue ehrwürdige Ämter für Albrecht.

So kam es, daß Hartard sich allein mit Natalie befand, als er sich einmal umsah, weil er keine Stimmen mehr hörte.

Ihn überkam sogleich ein beklemmendes Gefühl. Auch Natatie schien verlegen.

„Lizzie hat sich mit dem Leutnant seitwärts in die Büsche geschlagen," scherzte sie etwas erzwungen. „Ich glaube, die beiden werden uns noch Gelegenheit zu allerlei Festen geben. Schon im Frühling, als er

mal hier war, dachten wir, es käme zur Verlobung."

Hartard ſchwieg.

„Es muß ſchön ſein, ſich zu verloben," ſagte ſie plötzlich naiv.

„Aber auch ſehr verantwortungsvoll!" antwortete er ernſt.

Sie gingen weiter in den Park hinein. wildem Fleckenwirrwarr die weißen Zackenblätter von Silberpappeln, braune Lindenblätter, leuchtend gelbe, lederdicke und blanke Birnbaumblätter; alle feſt aufeinander und und aneinander und auf den Grund geklebt, von der ſchweren Näſſe.

Die vorn am breiten Wege lang ſich hinab erſtreckenden Rabatten waren noch nicht

Aus unſerer Studentenmappe:

Aus Wilhelm Thielmanns Skizzenbuch.

Die Raſen und Büſche rings troffen von einer ſtarken Feuchtigkeit. Auf den Baumpartien des Parkes ſpielten alle Farben. Buchen ſtanden im roten, ſich lichtenden Blätterſchmuck, tief grün bewahrten noch die Erlen ihr volles Laub, dazwiſchen ſtreckten ſchon kahle Akazien ihre nackten Reiſer in die Luft. Auf dem grünen Raſen lagen in zur Winterruhe vorbereitet. Die Reihe der hochſtämmigen Roſen ſtand in üppigem Laub, grau perlte es von Tau- oder Regenreſten auf allen Blättern, und den harten Knoſpen ſah man an, daß ihnen keine Blüte mehr beſchieden ſein werde. Dazwiſchen, auf der fetten, ſchwarzen, von Buchsſtreifen eingefaßten Erde, wucherten, nicht mehr gepflegt,

allerlei Herbstblumen. Ihre Blätter der Erde zunächst waren verrottet, und auch die Astern und Cinnien selbst schienen angefault.

Über dem Landschaftsbild, das wie verwaschen von Thränen, wie durchrunzelt von Alter erschien, spannte sich ein leuchtend blauer Himmel. Die Sonne schien mit gelbem Messingglanz.

Hartard und Natalie gingen den ganzen Weg entlang, der den Park in zwei Hälften spaltete und sich durch eine muldenartige Bodensenkung hinab und hinauf zog. Am Ende des Weges und der Parkgrenze stand eine Art von primitiver Schutzhütte, von welcher man zurück auf das in anmutigem Stolz sich erhebende weiße Schlößchen sah und voraus auf die stille Landschaft.

Auf vier klotzigen, geschälten Baumstämmen, die wenig über Manneshöhe schon abgeschnitten waren, ruhte ein merkwürdig dickes, viergiebeliges Strohdach, altersgrau, von grünlichen Moosen stellenweise gefleckt. Ein Staket von naturalistisch zusammengenagelten Birkenstämmchen schloß als Grenze auch zugleich den Raum des Schutzhäuschens gegen das Feld ab, das hier erheblich tiefer lag.

Die beiden jungen Menschen standen, die Ellenbogen auf den obersten Querstamm des Zaunes gestützt, und sahen in die Gegend hinaus.

„Warum er wohl keinen Ton sagt?“ dachte Natalie.

„Sie erwartet vielleicht eine Liebeserklärung,“ dachte Hartard und fühlte, daß ihm eine solche nicht von den Lippen wolle. Noch nicht! Denn er fühlte sich Natalie heute so merkwürdig nahe. Sie war ihm noch niemals so sympathisch gewesen wie heute, ja, wie eben jetzt, da sie so träumerisch wartend neben ihm stand und in den sonnigen Herbst hineinsah.

Ein umgepflügtes Feld bereitete sich mit seinen Furchen und zusammengeballten, schweren Erdklumpen nah vor ihnen aus. In den tiefen Rinnen, die der Pflug gezogen, stand, blanken Stahlflecken gleich, hier und da ein wenig Wasser. Spatzen hüpften mit ihren kurzen, federnden Sprüngen hin und her. Die fahlen Farbentöne eines riesengroßen Stoppelfeldes schlossen sich an das fette Braun des frisch umgebrochenen Ackers. Rechts war diese Grenzlinie einmal unterbrochen. Dort standen, um einen teichartigen Wassertümpel, einige Birken. Ihre weißen Stämme und ihre dünnen Zweige waren bis in die feinsten Linien erkennbar, denn dünn verstreut faßen nur noch gelbe Blättchen daran. Sie bewegten sich leise. Die Sonne überstrahlte sie, und wie Goldgeflimmer zitterten sie vor dem Hintergrund des blauen Himmels. Links am Horizont stand die Wellenlinie, die der Kiefernwald bedeckte. Die Luft war so klar, daß man die Striche der roten Stämme vor dem blaudunklen Grund der Waldestiefe erkannte.

Natalie seufzte.

Hartard fühlte, daß er diesen Seufzer ignorieren müsse. Es beunruhigte und bewegte ihn, das liebe Mädchen seufzen zu hören. Er schämte sich beinahe, ihr nicht das schon sagen zu können, was sie erwartete.

„Sie sind sehr schweigsam,“ sagte er endlich. Sofort wandte sie sich ihm lebhaft zu.

„Haben Sie erwartet, daß *ich* *Sie* unterhalten soll? Gewöhnlich ist es umgekehrt,“ sprach sie und sah ihn mit strahlenden Augen an.

„Gewöhnlich — ja! Aber wir Männer sind solche Egoisten. Wenn wir nachdenklich oder träge sind, dann erwarten wir, daß zarter Frauensinn errät, daß wir der Anregung bedürfen.“

Es war nicht glücklich gesagt. Er hatte sich eigentlich nur entschuldigen und ihr zugleich etwas oberflächlich Verbindliches sagen wollen. Er sah sofort an ihrem Gesichtsausdruck, daß sie es tiefsinniger auffaßte.

„Wenn Sie träge sind, nichts weiter, dann will ich Sie nicht verziehen und Ihnen gar nichts vorschwatzen,“ sagte sie lächelnd. Dann fügte sie innig hinzu: „Aber wenn Sie schwere Gedanken haben, irgend etwas, das Sie verstimmt — o, dann so gern. Ich denke es mir so wunderschön, einen Mann aufzuheitern, wenn er Sorgen hat.“

„Sie sind ein liebes, herzvolles Mädchen,“ murmelte er und drückte ihr die Hand.

Sie schwiegen wieder.

„Es steckt ein prachtvoller Kern in ihr. Auch daß sie ihre Hoffnungen auf mich so wenig verstecken kann, ist ein Beweis ihres aufrichtigen Wesens,“ dachte er. „Ich will nur täglich, ja täglich ein Zusammensein mit ihr herbeiführen. Wem ist es beschieden, in einer großen Leidenschaft Glück zu finden? Den wenigsten. Und zu einer

ruhigen, dauernden, beglückenden Liebe kann man sich auch ein bißchen erziehen."

„Darf ich mich für morgen bei Ihrer Mama zu Tisch anmelden?" fragte er aus diesem Gedanken heraus plötzlich.

Natalie wurde rot. Sie umfaßte mit der Rechten fest ein aus dem Zaun anfragendes Birkenstämmchen.

„Gewiß," stammelte sie und hoffte glühend, daß er morgen um sie anhalten wollte.

„Sie können dann auch Mama gleich ihre Reise nach Rom ausreden," fügte sie hinzu.

„Wieso? Ich denke, Ihre Mama will nach Rom, wenn Sie einmal heiraten?"

„Ja, dann für den größten Teil des Jahres. Aber seit ein paar Tagen hat sie den Plan gefaßt, mit mir zusammen den November und Dezember dort zu verleben," erzählte sie und sah Hartard mit zitternder Erwartung an.

Er atmete auf. Mit einemmal schien es, als sei das eine Gnadenfrist. Wenn Natalie für acht Wochen verreiste, hatte er acht Wochen länger Zeit, sich für seinen Entschluß zu sammeln. Ihm schien es wie ein Zeichen, daß er noch warten dürfe.

„Aber das wäre ja ein Unrecht, es Ihrer Mama auszureden," sprach er eifrig, „in Rom ist es sehr schön. Es wird eine große Freude für Sie sein, dorthin zu reisen."

Natalie hatte es sich natürlich auch gewünscht, nach Rom zu kommen, aber auf der Hochzeitsreise — das konnte sie freilich nicht sagen, daran dachte sie auch gar nicht. Mit zitternder Stimme, während ihr Herz rasend klopfte, sagte sie:

„Aber ich bleibe dann doch acht Wochen fort."

Er war verwirrt, er fühlte, daß er das bedauern müsse. Aber er schwieg.

„Thut Ihnen das denn gar nicht, gar nicht leid?" rief sie leidenschaftlich. „Vorhin, bei Tisch — da — da sahen Sie mich so an, daß ich dachte — daß ich glaubte —"

Sie brach in Thränen aus.

Und wieder waren es die Thränen, die ihn weich machten, denen gegenüber er sich roh, grausam, schuldig vorkam, denn diese Thränen flossen ja seinetwegen.

„Aber liebe Natalie," sagte er zärtlicher, als er wollte und mußte, „gewiß thut es mir von Herzen leid, wenn Sie für so viele Wochen fortgehen. Sie sind doch die einzige in unserem ganzen Kreis, mit der ich wirklich gern zusammen bin."

„Dann sagen Sie morgen Mama, daß ich hier bleiben müsse. Sie allein können es," rief sie und nahm seine Hand.

„Aber wie dürft' ich das! Wie könnt' ich das!" murmelte er und drückte in seiner Hilflosigkeit ihre Hand sehr fest.

„O, das wissen Sie wohl, wie!" sprach sie zitternd.

Er erschrak peinlich. Er verstand nun mit vollkommener Deutlichkeit.

Er trat einen Schritt zurück.

„Mein Gott . . . Natalie . . ." stotterte er.

Sie sah ihn entsetzt an. Jede Haltung und Fassung wich von ihr.

Sie schrie beinahe auf.

„So war alles nicht wahr . . . . bloß ein Spiel . . . . bloß ein Irrtum . . . ."

Sie schluchzte. Es zerriß ihm das Herz. —

Er nahm das weinende Mädchen in seine Arme, damit sie sich an seiner Brust beruhigte. Sanft streichelte er ihr das Stückchen Wange, das frei war, während das thränenüberströmte Gesichtchen an seine Brust gedrückt blieb.

„Ich bitte Sie um Gottes willen, liebe, gute, teure Natalie, weinen Sie nicht so. Spiel? Nein, von Spiel war keine Rede. Es ist auch kein Irrtum. Mein Herz ist Ihnen in treuester Freundschaft ergeben. Und so auch das Ihre mir. Nicht wahr, so ist es?" fragte er innig.

Er fühlte sich unsäglich gequält. Seine Stirn war feucht. Er wollte als ein ritterlicher Mann handeln. Aber er wollte auch nicht lügen.

Sie schüttelte heftig den Kopf, ohne ihr Gesichtchen zu erheben.

Sollte das heißen, daß ihre Empfindung keine Freundschaft war?

Mit fast väterlichem Ton, sich die Mienen tiefer Erfahrungen gebend, fuhr er fort, ihr zuzusprechen:

„Wir sind beide noch so jung. Wir kennen uns noch so wenig. Ich habe Sie sehr gern Natalie, und Sie mich auch — ich fühle es mit tiefer Dankbarkeit. So viel gute Gesinnung und Meinung muß ich mir aber erst verdienen. Wir können

uns heute noch über die wahre Natur unserer Gefühle täuschen. Vielleicht lernen Sie draußen in der großen Welt einen Mann kennen, der Ihrer vielleicht würdiger ist als ich, und für den Sie eine große Leidenschaft fassen. Dann begreifen Sie erst, daß das, was Sie mir schenken, doch nur herzliche Kameradschaft ist."

„Nein," rief sie, seine Worte nur so deutend, als fürchte er sich, daß *sie* sich täusche, als wolle er ihrer Unerfahrenheit noch keine festen Gelübde abnehmen, „nein, es ist Liebe!"

Und sie schlang ihre Arme um seinen Hals.

Er wurde leichenblaß. Er fühlte es aus dem heißen Ruf heraus, aus dem Beben dieses jungen, sich an ihn klammernden Körpers: er war wirklich geliebt! Tief und leidenschaftlich!

Und in diesem selben Augenblick ging es wie ein seliger Schreck durch sein ganzes Wesen.

Er begriff, daß er Kleopha liebte.

Er sah sie förmlich vor sich. Sie stand da, hochaufgerichtet, hinter dem weinenden Mädchen, und schien zu sagen:

„Dieser Mann ist mein!"

Und er hätte es laut hinaus schreien mögen:

„Ich liebe dich! Bis in den Tod."

„Natalie," sagte er und versuchte sanft, ihre Arme von seinem Hals zu lösen, „liebe teure Natalie. Es gibt kein Mädchen auf der Welt, welches ich bitten würde, mein Weib zu werden, als Sie allein, wenn — wenn — mein Herz nicht schon — — einer anderen . . . ."

Er wagte nicht weiter zu sprechen.

Mit einem Schrei war sie von ihm zurückgewichen und fiel in die Kniee, ihren Kopf gegen die Birkenstämme des Zaunes lehnend. Ihr Taschentuch mit beiden Händen gegen das Gesicht drückend, weinte sie herzbrechend.

Er redete ihr zu. Er streichelte ihr die Schultern. Vergebens. Sie schluchzte weiter. Das ging Minuten lang.

„Es könnte doch jemand kommen," sagte er verzweifelt.

Da stand sie schwankend auf, seine hilfreiche Hand zurückstoßend.

„Ich schäme mich tot!" sagte sie erbittert.

„Nein," rief er beschwörend, „das sollen Sie nicht. Das brauchen Sie nicht. Wir haben uns bei diesem lieben, schönen Gespräch, für das ich Ihnen dankbar bleibe mein Leben lang, von Anfang an nicht ganz verstanden, und so kam es, daß ich erfahren durfte, Sie gönnen mir ein wenig Liebe. Das war menschlich. Das war schön, liebe Natalie. Und da ich das herrliche, größte Geschenk nicht annehmen darf, so gönnen Sie mir ein kleineres, nicht minder wertvolles: Ihre dauernde Freundschaft! Wir wollen uns so ganz heimlich wie Bruder und Schwester fühlen. Ja, wollen wir das?"

Seinem innigen Ton konnte sie nicht ganz widerstehen. In all ihrem Kummer that er ihr doch etwas wohl.

Und dann brach auch das brennende Interesse an der „anderen" durch den Schmerz und mußte zu Wort kommen.

„Sagen Sie mir nur das eine," bat sie etwas leiser weinend, „ist es Meta oder Lizzi?"

„Nein," sagte er. „Beide sind mir geradezu fatal."

Natalie machte einen Versuch, ihre Thränen zu trocknen. Aber bei der nächsten Frage brachen sie doch hervor.

„Also eine Fremde! Werden Sie sie bald — bald — heiraten?"

Hartard hatte eine glückliche Eingebung. Im Grunde wollte er nur für das erfahrene grenzenlose Vertrauen wieder Vertrauen zeigen. Wie sehr das Natalies weiblichem Herzen wohlthat, ahnte seine Unerfahrenheit gar nicht.

„Meine Liebe ist nicht glücklich," sprach er traurig, „ich muß sie für immer schweigend in meiner Brust begraben. Da ich das Weib, welches ich liebe, niemals bitten kann, mein Weib zu werden, so darf ich ihre Seele nicht einmal durch ein Geständnis beunruhigen."

Natalie trocknete ihre Thränen und sah ihn an.

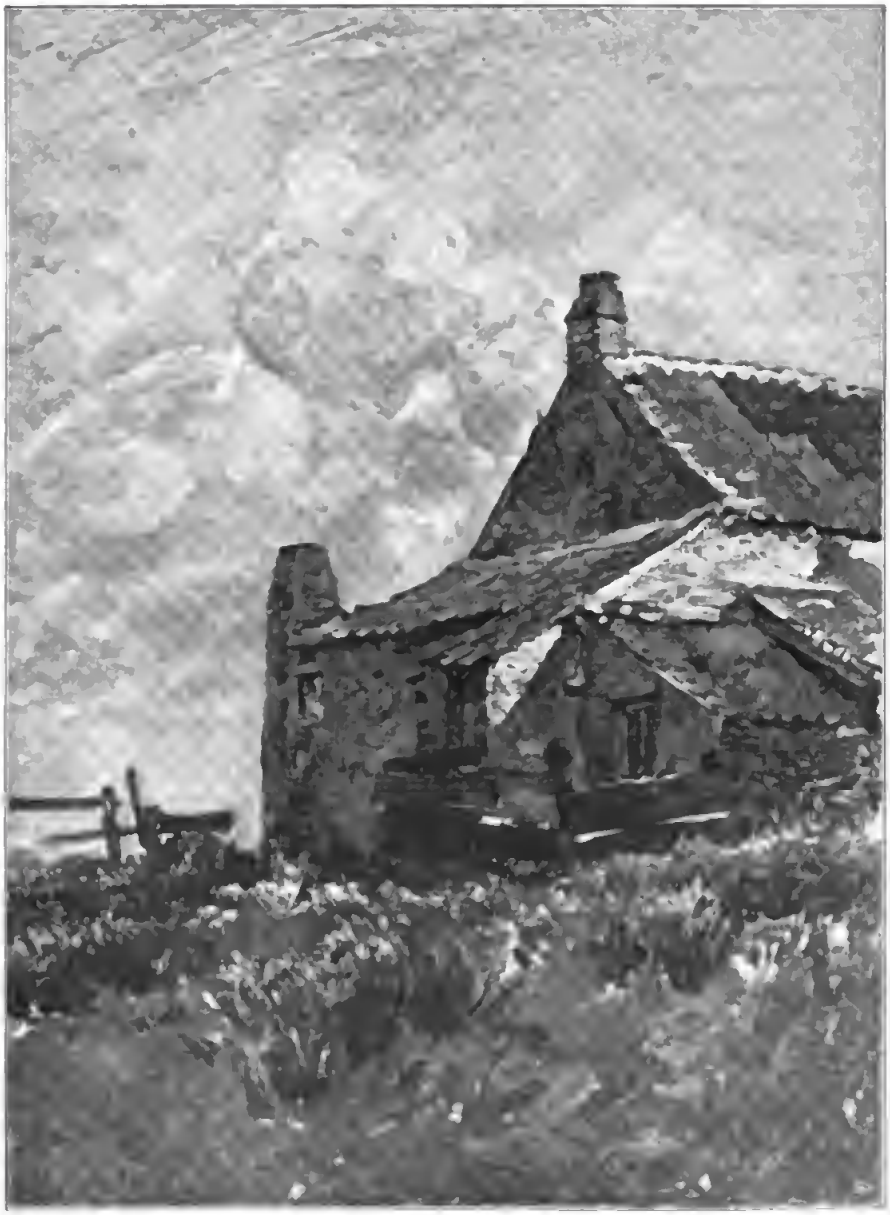
„So sind wir beide sehr unglücklich!" sagte sie.

„Und müssen wir nicht eben darum in treuer Freundschaft zusammenhalten?"

„Ja, das wollen wir!" sprach sie laut mit heiligem Vorsatz.

Sie war nicht getröstet. Aber sie war etwas, das eigentlich wertvoller ist als das:

Aus unſerer Studienmappe:



Giebelhaus auf der Düne von Oſtende.
Nach der Ölſtudie von Ludwig Dill.

sie war beschäftigt. Ihre Gedanken hatten eine Unsumme von Fragen und Vorstellungen zu bewältigen.

Wenn er dem Weibe nie sagen durfte, daß er es liebe, war es gewiß das Weib eines anderen! Wie furchtbar! Beinahe sündhaft! Und doch, wie großartig schön.

Daß zwei sich lieben und verloben, das kam alle Tage vor. Das war geradezu banal.

Aber so neben dem Geliebten als Freundin her zu gehen und zu wissen, daß auch er unglücklich liebt — das war ein Schicksal, ein wirkliches und großes Schicksal.

Und wenn er dann eines Tages begriffe, daß er seiner Familie wegen nicht länger fruchtlos seinem Unglück nachträumen dürfe, sondern heiraten müsse, auch ohne Liebe, dann würde er gewiß kommen und fragen: ‚willst du mein werden, Natalie? Du allein kennst die Geschichte meines Herzens, du allein hast die Gefühlsgröße, mit dem wenigen zufrieden zu sein, was dir meine Seele bietet, von dir allein weiß ich, daß deine Liebe stark genug ist, das Grab in meiner Vergangenheit zu ehren.' Natalie entschloß sich schon jetzt, dann opfervoll und treu zu handeln und sein Weib zu werden.

Sie hauchte gegen ihr Taschentuch und drückte es wieder und wieder an die Augen.

„Seh' ich noch schlimm aus?" fragte sie mit dem Schein eines Lächelns.

Er musterte sie und schlug dann mit der Hand die Erdspuren von ihrem Kleide, die sich beim Knieen daran geklebt.

„Doch, noch etwas verweint. Wir wollen lieber jeder für sich zurückgehen," riet er.

„Ja, und ich werde sagen, ich habe Zahnweh. Wie Meta!"

„Ach, das glaubt Ihnen ja niemand," sprach er.

Da mußte sie wirklich lächeln, denn ihre wunderschönen Zähne waren ihr Stolz.

„Sagen Sie nichts," riet er. „Sie streiten sich ja wohl manchmal mit Meta? Na, da wird man eben denken, ihr Mädchen hättet euch gezankt."

„Sehr gut! Ja. Und adieu also!"

Sie hielt ihm die Hand hin. Sie sahen sich an, gut und treu, und Hartard fühlte, daß ihm die Augen ein wenig naß wurden.

„Freunde auf immer!" sagte er.

„Auf Tod und Leben!" schwor sie.

Sie ging davon. Er sah ihr wehmütig nach. Denn er fühlte wohl, daß das Leben mit einemmal Inhalt und Fröhlichkeit gehabt, wenn er die Kleine zu seiner Braut hätte machen können.

Es war eine schwere Stunde gewesen. Am schwersten durch die Erkenntnis, daß er Kleopha liebe.

Wie sollte er es ertragen, nun neben ihr her weiter zu leben!

Seine Mutter bitten, sie zu entlassen, hätte geheißen, der Mutter die Wahrheit gestehen, ihr zugleich tausend Sorgengedanken aufbürden und — sein Geheimnis aller Welt, sogar den Dienstboten preisgeben. Denn er wußte längst, daß seine arme Mama nur noch laut denken konnte.

Also schweigen und ertragen!

Ein rechter Mann muß alles können. Von seinem Vater konnte er sie ja so gründlich lernen, die Kunst des Ertragens.

Er verließ den Platz, der ihm so bedeutungsvoll geworden, um zur Gesellschaft zurückzukehren. Fern auf dem breiten Hauptweg sah er noch Nataliens zierliche Gestalt. Und da er nicht so zweihundert Schritt hinter ihr hergehen wollte, schlug er den nächsten, die Rabatten durchschneidenden Seitenpfad ein, um, langsam den Park durchstreifend, unbemerkt sich dem Schloß zu nähern.

Der schöne Nachmittag mit seinem Sonnenschein und seiner kraftvollen reinen Luft war wie ein unerwartetes Freudengeschenk. Auch die älteren Herrschaften genossen es offenbar, denn einmal sah Hartard von fern Frau von Aulendorf am Arme des Generalmajors, denen die Baronin Montefort mit Frau von Stechow folgten. Die Damen waren im bloßen Kopf und hatten ihre Mäntel nur lose um die Schultern genommen. Der rotgelbe, schon so durchsichtige Park war freundlich durch die Spaziergänger belebt. Andere von den Gästen schienen den Kaffee in der Veranda genommen zu haben; als Hartard sich näherte, sah er einige Tassen auf dem breiten, platten Kopf der Holzbalustrade stehen.

Und dann sah er noch etwas ....

Das Dach der breit hinter Alexandras Arbeits- und Wohnzimmer sich hinziehenden Veranda war in der Mitte durch einen

säulenartigen Holzträger noch einmal gestützt, der aus der Balustrade sich erhob und, wie sie, dick mit noch üppig grünen Clematis berankt war. So hatte die Veranda vom Park aus gesehen gleichsam zwei Abteilungen, die jede von einem grünen Rahmen umgeben war. In der einen Hälfte sah man niemand, nur die kleine Tassengalerie zeugte davon, daß sich hier noch eben mehrere Menschen befunden hatten.

Dann, als Hartard sich, von der Seite kommend, näherte, sah er in der zweiten Hälfte seinen Vater, Alexandra und den Pastor Zwota stehen.

Albrecht von Fronhofen lehnte an der grünumkleideten Holzsäule, und sein Sohn sah nur seine Schulter, das Wangenprofil und ein Stück seines dunklen Haares, sowie die Rechte, die sich seitwärts auf den Kopf der Balustrade stützte.

Vor ihm stand Alexandra, ihre Hand auf seine Rechte gelegt und das Angesicht zu ihm erhoben, mit einem Ausdruck — einem Ausdruck . . . .

Hartard wurden die Füße schwer. Brausend ging ihm das Blut zu Kopf und erfüllte sein Ohr mit wallenden Geräuschen, die es ihm unmöglich machten, zu hören, was Alexandra sprach.

Wie groß ihr Auge zu dem Manne aufgeschlagen war! Welche Liebe daraus flammte!

Ja, Liebe — — so konnte nur Liebe blicken.

Entsetzen rieselte ihm durch alle Nerven. In dem Schauer, der ihn durchrann, meinte er, ihn fröre.

Aber wie war das möglich . . . . . da war ja Zwota! Der ehrliche, treue, herrliche Zwota! Er, dessen Güte und Reinheit allen ein leuchtendes Beispiel war, zu dem seit mehr als dreißig Jahren alles, was zehn Meilen in der Runde geboren und gestorben war, aufblickte und aufgeblickt hatte?

Und Zwota mußte doch die Worte und die Blicke bemerken. Er stand ja in seiner ganzen strahlenden Behäbigkeit dabei, harmlos die Kaffeetasse in der Hand — nicht wie jemand, der einem fürchterlichen Verbrechen beiwohnt.

Hartard glaubte, er müsse taumelnd zu Boden fallen, wenn er nur einen Schritt weiter gehe.

Wie angewurzelt blieb er stehen.

Da bemerkte ihn Alexandra. Sie sah sein bleiches Gesicht und seine brennenden Augen, die mit einem Ausdruck des Entsetzens auf sie blickten. Und sie errötete lebhaft.

Er sah es genau. Ihn täuschte der unbefangene Ton ihrer Stimme nicht. Er schwor darauf: sie war rot geworden wie eine ertappte Schuldige.

„Hartard," rief sie, „ich glaube, Sie sind ohne Kaffee davon gelaufen. Und was haben Sie mit Natalie gemacht? Das Mädchen kam rot und verweint zurück und sitzt nun vorn mit Kopfweh."

„Ich glaube, sie hat sich mit Meta Aulendorf verzankt," sagte er, zu seinem eignen Erstaunen mit ganz ruhiger Stimme, und stieg die drei Stufen hinan, die seitwärts in die Veranda führten.

Zwota schüttelte lächelnd den Kopf.

„Wenn die beiden doch nur ein einziges Mal Frieden halten wollten," sagte er.

Alexandra sah Hartard forschend an. Sie wußte, daß Meta mit Calatin zusammen spazieren ging und daß somit keine Gelegenheit gewesen war für Natalie und Meta, ihrem Hang, sich zu streiten, nachzugeben.

Hatte sich da etwas ereignet zwischen den beiden? Und war das der Grund von Hartards Erregung, die ihm deutlich genug auf seinem fahlen Gesicht geschrieben stand? Eine Sekunde lang hatte ein furchtbarer Schreck sie erfaßt gehabt und sie erzittern lassen. Sie fürchtete, Hartard habe ihr Gespräch gehört.

Und es war besser, er hörte nicht, er sähe nicht, er erführe nicht . . .

Er war schließlich doch ein junger, unerfahrener Mensch und Christinens Sohn.

Mit-wissen konnte hier nur Mit-leiden heißen. Seine kleine Lüge beruhigte sie. Er hatte also eine Scene mit Natalie gehabt. Vielleicht eine Streiterei, wie sie zwischen verliebten Kindern vorkommt. Vielleicht hatte man sich heute auf ewig getrennt, um sich morgen zu verloben.

Sie seufzte erleichtert und lächelte Albrecht zu.

Der Sohn sah es. Ein plötzliches Haßgefühl gärte in ihm auf. Er wußte nicht, gegen wen, vielleicht gegen die ganze Welt.

Alexandra sollte nicht in seiner Gegenwart seinem Vater zulächeln.

Seiner selbst nicht mächtig, ging er ungestüm davon.

Verwundert sahen die drei ihn im Haus verschwinden.

„Was war denn das?“ fragte Albrecht.

„Ich glaube, er hat sich mit Natalie gestritten,“ sagte Alexandra. Aber in diesem Augenblick glaubte sie es doch wieder nicht. Sie fühlte sich beklemmt.

„I, das war die Jugend!“ sprach Zwota schmunzelnd. „Habt ihr mal 'n jungen Menschen gesehen, der sich für sein Leid nicht an unschuldigen Dritten rächt und sei's auch bloß durch Unhöflichkeit? Er soll nur machen, der Junge, daß er mit der Verlobung ins reine kommt. Dann weiß er wieder, was er mit sich und was er mit der Welt anfangen soll. Jetzt ist er nicht Fisch noch Fleisch. Er hat nichts zu thun. Alles könnt ihr Fronhofens — bloß faullenzen könnt ihr nicht. Dafür haben Kopf und Gliedmaßen zu viel Beweglichkeit.“

„Leider Gottes!“ gab Albrecht zu. „Aber ich kann ihm doch keine Arbeit aus dem Boden stampfen. Es ist ja Herbst. Was da noch zu befehlen und zu beaufsichtigen ist, mach' ich in ein paar Stunden ab. Wir Landwirte sind ja wie die Vögel: wir haben bloß außerm Nest was zu thun, solange es Tag ist. Mit der Sonne heraus und mit der Sonne herein. Und nun die kurzen Tage! Und abends das bißchen Korrespondenz.“

Alexandra litt, weil sie auf seiner Stirn die Falten schwerer Sorge sah.

„Zum Früh-

Aus unserer Bildermappe:

Aristoteles. Statue von Karl Knudmann.

ling," sprach sie mit zuversichtlichem Ausdruck, „mußt du für den Betrieb von Rethen irgend eine Erweiterung oder Veränderung ausdenken, die Hartard angenehm beschäftigt und ihm Pflichten gibt." —

Daß man sein verstörtes Gesicht, sein auffallendes Benehmen bemerkt haben könne, fiel Hartard gar nicht ein.

Er nahm seinen Hut und Mantel, ging im Stall vor, wo Sebald und Löbell zusammen an einer Wagendeichsel gelehnt, die agrarische Frage mit ihrer Kutscherweisheit lösten, und sagte dem erschrocken auffahrenden Löbell, daß er zu Fuß nach Rethen gehen wolle und der alte Herr nicht auf ihn warten solle.

Hartard ertappte sich manchmal darauf, daß er von seinem Vater „der alte Herr" sagte.

Er ärgerte sich immer, wenn er es gethan, und doch trieb ihn irgend ein unerklärliches Gefühl immer wieder dazu. Es war, als müsse er sich und den Leuten beweisen, daß er, der Junge, a u c h ein Herr sei, als müsse er sie darauf hinlenken, daß sein Vater denn doch kein Jüngling mehr sei.

Nun ging er mit stürmenden Schritten in den Oktobertag hinein. Die Sonne stand schon so am Horizont, daß Hartard wohl sah, sie werde ihm nur noch eine Stunde lang scheinen. Aber das war ihm recht, er sehnte die Dunkelheit herbei. Er wollte sich verstecken, vor dem Tag und der Welt.

Als er den Kiefernwald durchschritten hatte und den Waldsaum erreichte, blieb er stehen.

Der Himmel stand über dem Horizont in einer roten, blanken Glut; wie eine flammende Wand war das anzusehen, die wagrecht von einem Streifen schweren blaugrauen Gewölks abgeschnitten war. Darüber zogen sich andere glühende Streifen hin, deren oberster von Wolken vielfach überdeckt war. Vor dieser roten Glut standen, schwarzen, ausgeschnittenen Silhouetten gleich, ein paar Kiefern mit gabelnden Ästen und breitgequetschten Kronen.

Hartard starrte hinüber zu dem flammenden Abendhimmel, aber er sah nichts von der prunkvollen Beleuchtung.

Er sann und sann.

Immer wieder sah er das liebestrahlende Auge der schönen Frau. Aber er sah auch immer den treuen, wackeren Zwota daneben.

Das war nicht der Mann, sich zum Zeugen einer Schuld herzugeben. Darüber gab es keine Zweifel, selbst in Hartards fieberhaftem Hirn nicht!

Hatte ihn etwa eine Täuschung genarrt? War das Gespräch zwischen den dreien etwa ein unpersönliches gewesen, aber eines, das allgemeine, edle Stimmungen wachrief oder irgend einen begeisternden Gedanken?

Konnte nicht auch in einem solchen ein so beredtes Frauenangesicht, wie das Alexandras, erglühen in schöner Hingabe?

Hartard klammerte sich an diese Möglichkeit. Ganz gewiß, so war es. Er wollte morgen ganz harmlos seinen Vater fragen, worüber er denn mit Zwota und Alexandra gesprochen. Er war überzeugt, irgend ein menschenfreundliches oder schöngeistiges Thema nennen zu hören. Und zugleich fühlte er, daß er diese Frage doch nicht stellen werde. Seine Lippen hätten dabei gebebt, die Stimme gezittert.

Feuchte Dünste stiegen auf und halfen der sinkenden Dämmerung die Luft undurchdringlich machen. Hartard ging einher wie einer, der in Einsamkeit abgelöst ist von der Welt. Er sah nicht mehr zehn Schritt vor sich und zu den Seiten.

Plötzlich fiel ihm ein, was die Mama sagen würde, wenn er allein heimkäme. Sie würde zahllose Fragen an ihn richten. Ihrer Neugier, ihrer Teilnahme, ihrem Mutterauge würde gar nichts entgehen. Er hätte ihr etwas vorlügen müssen.

„Dazu habe i c h kein Talent," dachte er höhnisch.

Und erschrak zugleich, daß es ihm eisig durch die Adern fuhr.

Hatte denn sonst einer Talent dazu, im Hause der Fronhofen, die arme Kranke zu belügen? Und wer? Wer!?

Er suchte sich gewaltsam zu fassen und lenkte seine Gedanken, um irgend einen berechtigten Ärger zu haben, auf die Unfreiheit, in der er lebte.

Keinen Schritt konnte er machen, keine Miene tragen, ohne seiner ewig fragenden Mutter Rechenschaft abzulegen.

Da stieg mahnend vor seiner Erinnerung jene Stunde auf, wo er mit Mannesswort gelobt hatte, seine Mutter auf Händen zu tragen, wie — ja, wie sein Vater sie trug.

Er gestand es sich. Er schämte sich. Er dachte, wie doch sein Vater seit endlosen

Jahren heiter trug, was ihn alle Augenblicke in Ungeduld aufgären ließ.

Er beschloß am Wege auf seinen Vater zu warten, damit sie zusammen heimkämen.

Er mußte lange warten, wohl eine Stunde länger, als er sich ausgerechnet.

In einer gewissen stumpfen Ergebung ging er am Rande des Fahrwegs lange Strecken hin und zurück.

Nach den Aufregungen des Nachmittags war ihm, als sei er zerschlagen.

Endlich hörte er das Schnauben eines Pferdes, das dumpfe Rollen von Rädern. Und dann glimmte durch den Nebel ein Lichtschein, und zwei nickende Pferdeköpfe wurden sichtbar.

Der Umriß Löbells erschien, der dick und mit seinem Cylinderhut auf dem Bock saß.

„Nimm mich mit, Papa!" rief Hartard.

„Na nu," sagte Albrecht und rückte gleich zur Seite.

„Verzeih, daß ich davonlief. Ich hatte eine kleine Aufregung gehabt, mit . . . mit . . ." sprach der Sohn leise.

„Pst — egal, mit wem und was!" meinte Albrecht wohlgemut. „Nur gut, daß ich dich da habe, und daß wir zugleich bei Ma ankommen. Hätt' ich das übrigens geahnt, so wäre ich eine Stunde früher weggefahren. So saß ich nun noch 'ne Stunde bei Alexandra."

Hartard schwieg.

Er hatte geglaubt, ruhig zu sein oder wenigstens zu matt, um noch einmal aufzuwallen.

Und jetzt klopfte sein Herz wie rasend — nur bei dem Namen.

Und er dachte verzweifelt:

„Bist du doch ein Lügner? Du, den ich angebetet habe?"

VI.

Es war Winter geworden, und ein Schneefall, der mehrere Tage stark und dicht niederging, gab bei klarer Kälte der Landschaft eine leuchtende Helle.

Christine freute sich des blinkenden Lichtes, das förmlich Glanz in ihre Stube hineinzustrahlen schien. Auf den Ulmenästen drüben im Park haftete freilich die weiße, leichte Last des Schnees nicht, aber die lange Diana trug davon eine Polenmütze auf dem Kopf und ihre gezierten Beine waren bis zur Wadenhöhe im Schnee verborgen.

Auf dem Altan gab es fast den ganzen Tag Geflatter und Gepiepse. Dort mußte Albrecht morgens und mittags den Vögeln Futter streuen. Und Christine sah dann zu, wie die grauen und schwarzen Gäste herangesegelt kamen oder ein Krümchen im Schnabel, eiligst davonschossen. Sie behauptete, alle genau zu kennen, jeden Spatz und jede kleine gelbgrünbrüstige Kohlmeise. Sie konnte sich darüber aufregen, wenn unter den Vögeln draußen eine Balgerei entstand, und wußte genau, wer Schuld hatte.

Hartard saß oft stundenlang bei seiner Mutter, nahm an ihren kleinen Interessen teil und that, als wenn auch für ihn das Leben gar keinen anderen Inhalt habe, als zu erfahren, ob die Vögel draußen lieber Brot mochten oder lieber an einem hingehangenen Knochen mit Fleischresten pickten; ob Doras Bruder, der in Amerika gestorben war, ihr zwei- oder vierhundert Thaler hinterlassen; ob Löbell seine Frau wirklich prügele oder ob es nur eine Verleumdung von Lina sei; ob Frau von Aulendorf noch denselben Wintermantel habe, den sie schon seit vier Jahren trug; ob — — und so weiter und so weiter.

An anderen Tagen hielt er es keine Viertelstunde aus. Diese Gespräche erschienen ihm läppisch. Anstatt sich darüber zu freuen, daß seine Mutter die Monotonie ihres Lebens gar nicht empfand, sondern es sich mit hundert kleinen Nichtigkeiten ausgefüllt hatte, wurde er ungerecht und übte Kritik. Dann war es ihm, als habe der glitzernde Tag draußen verführerische Reize, als müsse ihm unendlich wohl werden, wenn er im kleinen Schlitten, das trabende Pferd voran, dahinsausen könne, einsam, rings um sich die weite, weite blendende Ebene.

Wenn er sich dann hastig von der Mutter verabschiedete, klagte sie wohl:

„Du bist oft so ungeduldig. Dein Papa hat immer Geduld bei mir. Nie mal mehr, mal weniger. Immer gleich — ach so gut und treu."

„Und treu!" dachte Hartard und stellte tausend Fragezeichen hinter das Wort.

Aber darin hatte seine Mutter recht: in immer gleicher Geduld und Herzlichkeit widmete sein Vater der Kranken täglich viele Zeit, und er schien niemals ihre Interessen läppisch, ihre Gespräche kindisch zu finden.

In den Augenblicken, wo Hartard das

Krankenzimmer wie eine Gefängniszelle sich umschranken fühlte, wallte in ihm immer eine maßlose Bewunderung für seinen Vater auf.

Und fuhr Hartard dann allein durch die weiße Stille der Natur, wurde ihm anstatt wohler, nur schwerer, immer schwerer ums Herz.

Längst hatte er erkannt, was alle schon wußten, ehe er gekommen war: daß er eine vollkommen überflüssige Figur auf Rethen bildete. Er begriff selbst nicht, daß ihm draußen nie beigefallen war, was er sich hätte an den fünf Fingern abzählen können.

Die früheren Majoratserben von Rethen waren ausnahmslos Offiziere gewesen, bis sie zum Antritt des Erbes berufen wurden. Daher war die Frage in der Familie noch niemals kritisch gewesen, was der männliche Sohn neben dem männlichen Vater für Raum und Pflichten fände.

Hartard hatte Zeiten, wo er seinem Vater grollte, daß dieser ihn nicht tyrannisch gezwungen habe, auch Offizier zu werden. Er machte dem Vater einen Vorwurf daraus, die Individualität des Sohnes respektiert zu haben. Eltern sind reifer als Kinder und übersehen das Leben besser. Sie müssen im Notfall die Kinder zu dem zwingen, was für diese ihnen nützlich scheint. Gewiß, er wäre als Offizier nicht glücklich gewesen, das fühlte er genau, aber so unglücklich wie jetzt gewiß nicht.

Manchmal sah Hartard mit weniger getrübten Blicken. Dann erkannte er deutlich, daß der Fehler darin gelegen hatte, daß Kinder nie genau die Kräfte und das Alter ihrer Eltern abzuschätzen wissen. Sie erscheinen ihnen immer verbrauchter und älter, als sie sind. Und hatte er so seinen Vater nicht deutlich gesehen, war andererseits sein Vater zu zartfühlend, zu liebevoll gewesen, ihm vorher zu schreiben: „Was willst du hier? Ich bin zu jung, dich neben mir zu dulden."

Führte nicht jeder Gedankenweg dazu, ihm eine schöne Eigenschaft seines Vaters klar zu machen?

Und er wünschte manchmal ihn hassen zu können.

Auch Albrecht sah wohl, daß das Leben seines Sohnes von der Jagd, der Geselligkeit und der kindlichen Fürsorge um die Mutter gar nicht ausgefüllt war. Langsam reifte in ihm der Plan, dennoch eine Hypothek aufzunehmen, damit Hartard eine Pachtung anfassen könne. Da der Entschluß schwer, die Ausführung immerhin mit langwierigen Formalitäten verbunden war, sprach er noch nicht zum Sohn davon, hauptsächlich in der Hoffnung, daß dessen Verlobung die ganze Lage auf einmal kläre. Denn Natalie betrug sich so geheimnisvoll und sagte bei jedem Hartard von Fronhofen betreffenden Gespräch zu jedermann: „Das muß ich wissen, ich stehe ihm als Freundin sehr nahe", daß man ganz einfach annahm, sie seien heimlich verlobt, und nur eine Schrulle der Baronin sei Grund der Nichtveröffentlichung.

Schweigend schonten Vater und Sohn den heiklen Punkt der Arbeitsfrage. Aber es war nicht die zarte Schonung, die Liebe übt. Es lag in dem Schweigen etwas, wie die Furcht, an peinlichen, unheilvollen Dingen zu rühren.

Jeder von ihnen sah ein, daß der andere im vollkommenen Recht seiner Persönlichkeit war.

Und dennoch wuchs langsam im Herzen des Vaters schmerzliches Mißbehagen, in dem des Sohnes brütender Groll.

Oft war Hartard ganz einfach entschlossen, hinterrücks zum ersten Januar eine Stellung als Verwalter oder Inspektor anzunehmen, vielleicht fände sich gar, trotz seiner noch nicht bewährten Jugend, eine für ihn als Güterdirektor. Die Zeiten waren ja andere. Das Geldverdienen modern. Warum sollte sich nicht auch ein Fronhofen an diesem sittlichen Ausgleich der Standesunterschiede beteiligen? Ihm war, als müsse es leichter sein, sich von irgend einem reich gewordenen Herrn Müller oder gar Moses als eine Art höherer Domestike anranzen zu lassen als hier, wo er nach vielhundertjährigem Recht seines Hauses einmal als Herr sitzen sollte, unnütz zu vegetieren.

Aber bleischwer war er an diesen Platz gebannt. Zwei Gefühle fesselten ihn hier so, daß er, er gestand es sich, niemals den Mut gehabt haben würde, Rethen zu verlassen.

Das eine Gefühl war die fieberische Spannung, mit welcher er seinen Vater und Alexandra von Königsegg beobachtete.

Liebte nur sie ihn, dann war sein Vater in seinen Augen schuldlos: denn wer kann dafür, wenn ein Frauenherz ihm Liebe schenkt?

Daß es ihm während der ersten Wochen gar nicht aufgefallen war, daß sein Vater

jede Woche mindestens einen Abend auf Hörstel verbrachte, ohne ihn mitzunehmen, das begriff er jetzt gar nicht.

Zwei- oder dreimal wagte er es, nachzureiten und als ungebetener Gast auf Hörstel zu erscheinen.

Da hieß man ihn freundlich willkommen, wenn auch nicht übermäßig freudig, und er fand einmal Zwota, Frau von Stechow, seinen Vater und Alexandra friedlich beim Whist, das der Hörstler Pastor und die alte Dame sehr liebten. Ein andermal fand er Alexandra an ihrem Schreibtisch, sein Vater stand daneben und gab ihr eindringliche Ratschläge für einen Brief, den sie an ihren Bankier schreiben solle.

Alexandra kam jede Woche ein- oder zweimal nach Rethen, um die Kranke zu besuchen.

Hartard sah es, er *mußte* es begreifen: es waren die Freudenstunden der Woche für seine arme Mutter. Strahlend, wie das Leben und die Schönheit selbst, erschien Alexandra im Krankenzimmer und brachte Anregung, ja geradezu Vergnügen für Christine mit.

Keine Miene dieses leidenschaftlichen, beredten Gesichts entging dem Lauernden. Er verhehlte es sich nicht: Alexandra gehörte nicht zu den Frauen, die heucheln können. Ihre Liebe zu Christinen war echt.

So kann man sich einer Frau gegenüber nicht geben, die man bestiehlt.

Mit klopfendem Herzen brachte Hartard zuweilen das Gespräch auf seinen Vater.

Unbefangen, nicht von dem mindesten Versuch nur beengt, etwas zu verhehlen, sagte da Alexandra einmal:

„Es ist mir der anziehendste und bedeutendste Mann von der Welt. Ich kenne keinen Charakter seinesgleichen."

Und dafür küßte seine Mutter begeistert die Wangen der Freundin rechts und links.

War sein Vater zugegen, so verkehrten er und Alexandra in einer Weise, die Hartard sehr herzlich fand, die sich aber um keinen leisesten Grad von der Wärme unterschied, mit welcher sie sich in Gegenwart des Pastors oder der alten Dame begegneten.

Es war offenbar: die Unsicherheit, die ein Schuldbewußtsein gibt, lastete weder auf ihr noch auf ihm.

Und dennoch — dennoch war da irgend ein unbestimmtes, nicht greifbares Etwas ...

Es schien die beiden zu umstrahlen, wenn sie nebeneinander standen, ein königliches, wie für einander bestimmtes Paar ...

„Mein Verstand reicht da nicht aus," dachte Hartard verzweifelt.

Und er beschloß von Tag zu Tag zu warten, weiter zu beobachten.

Das andere Gefühl aber, das ihn hier mit Ketten der Qual festhielt, war seine Liebe.

Er glaubte seine Worte und seine Blicke zu bewachen. Niemand sollte ahnen, was in seiner Seele loderte.

Seine Mutter durfte nicht unruhig, sein Vater nicht stutzig werden. Sie hätten Kleopha auf der Stelle entlassen.

Und sehen wollte er sie wenigstens — das arme, karge Glück ihrer Nähe genießen, wenn er sie denn nie, nie besitzen sollte und konnte.

Er verstand es auch, sich vor allen zu verbergen. Nur vor der einen nicht, der seine Liebe galt.

Kleopha hatte schon an jenem Oktoberabend, da er von Hörstel zurückkam, begriffen, daß er sie liebe.

Kaum betrat er damals die dürftig erhellte Halle, während sein Vater noch im Stall mit Löbell sich besprach, so eilte, vom Krankenzimmer kommend, Kleopha auf ihn zu. Die Kurzsichtige nahm den Sohn für den Vater.

„Sie möchten gleich zu Ihrer Frau Gemahlin kommen," sagte sie, „die Gnädige hat heut nach Tisch einen Traum gehabt, den sie noch erzählen müsse."

Da drückte Hartard ihr die Hand, zärtlich und immer wieder, ohne ihre Finger loszulassen.

„Ich bin es, Kleopha," murmelte er, „ich." Er war sich seines Thuns nicht bewußt.

Und nachher, beim Abendessen, that er, als sei sie gar nicht im Zimmer. Er vermied es, das Wort an sie zu richten. Als er ihr gute Nacht sagen und dabei, der Gewohnheit gemäß, die Hand reichen mußte, war sie kalt wie Eis.

Erbittert und beseligt zugleich, dachte Kleopha die ganze Nacht:

„Wenn er nur schweigen kann! Nur nie, nie ein Wort von sich verrät."

Sie wußte, er konnte das *arme* Mädchen nicht zum Weibe begehren, und sie hoffte, daß er sie genug achten würde, ihr nicht von seiner Liebe zu sprechen.

Pierrot. Nach dem Gemälde von Eugenie Munk. (Glaspalast 1898.)
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Und das Wissen hätte hier ja auch zugleich das Ende bedeutet.

Es war doch ein wenig Glück, es war doch wie der Blick in ein fernes, schönes, üppiges Land — wenn man auch nie von der rauhen Höhe, auf der man steht, den senkrechten Absturz hinabklimmen kann — der Blick allein, das Bewußtsein, daß es so viel Schönheit gibt, ist Entzücken.

Und er schwieg.

So gingen sie nebeneinander her, gequält und begtückt zugleich.

Wie er seinen Vater beobachtete, so überwachte er auch Kleopha. Ihre Briefe, die sie bekam, gingen fast immer durch seine Hand; die Hausordnung hatte es so gefügt, daß er die Post entgegennahm. Aber er sah nie, an wen sie schrieb. Und daß sie schrieb, wußte er, denn sie kaufte sich manchmal Freimarken bei Bödner. So mußte sie schon bei ihrem täglichen kleinen Spaziergang im Freien ihre Briefe in den Kasten stecken, der sich an der Pforte des Wirtschaftshofes befand. Den leerte Bödner von Amts wegen aus. Diesen Postboten zu fragen, war unmöglich, ganz unmöglich.

„Was versteckt sie?“ fragte Hartard sich gemartert.

Daß es etwas Schuldvolles sei, dachte er nie.

Aber sie konnte zum Beispiel heimlich verlobt sein. Vielleicht warteten der Mann, den sie liebte, und sie Zeiten ab, wo sie sich zur Gründung eines Hausstandes genug zusammen verdient haben würden. Und eine Jahre lange Verlobung behandelt man gern als Geheimnis.

Die Eifersucht auf alles in ihrem Leben, was er nicht wußte, verzehrte ihn fast.

Kurz vor Weihnacht bat Kleopha um einen Urlaub von zwei Tagen. Sie brachte die Sache bei Tisch zur Sprache und sagte, wenn Herr von Fronhofen es für unmöglich hielte, daß Dora, etwa mit Linas Hilfe, zwei Tage die Leidende besorge, so wolle sie erst gar nicht dieser selbst mit der Bitte kommen.

Albrecht sah nur zu gut das Recht der Pflegerin auf eine kurze Erholung ein. Er sagte, daß man sich selbstverständlich zwei Tage behelfen werde und daß Löbelts Frau schon früher, als nicht ungeschickt in solchen Dingen, zur Aushilfe herangezogen worden sei.

„Wohin will sie? Was will sie?“ dachte Hartard. Als wenn sie seine Gedanken erriete, vielleicht auch in dem Gefühl, daß ein junges Mädchen nicht für zwei Tage nach Berlin fährt, ohne eine Art Rechenschaft über den Verbleib abzulegen, sagte sie:

„Mein Bruder reist zum Fest zu den Verwandten. Da will ich ihn doch gern zwei Tage haben.“

„Papa,“ sprach Hartard, ohne sich zu besinnen, „gestatte doch Fräulein Reineck, ihren Bruder hierher einzuladen.“

„Gewiß, mein liebes Fräulein,“ sagte Albrecht gutmütig. „Er wird hier vielleicht mehr Vergnügen haben, als bei den Verwandten. Er hat seine Schwester. Und dann hat er all das Plaisir, was so'n Wirtschaftshof und Ställe einem Jungen machen.“

Kleopha war ganz rot geworden. Man sah es ihrem Ausdruck an: sie freute sich der Gesinnung für sie, die aus Albrechts Worten sprach.

„Sie wird es annehmen, sie wird es annehmen,“ dachte Hartard glücklich. Dann fuhr sie nicht fort, für zwei endlos öde Tage. Dann konnte er ihr wohlthun, indem er ihrem kleinen Bruder die Rethener Tage zu einem Fest machte.

Sie aber sprach:

„Ich danke Ihnen von Herzen für Ihre große Güte. Sie haben mich sehr glücklich gemacht. Aber annehmen darf ich es nicht. Die Verwandten fordern es, daß Berthold zu ihnen kommt. Da sie versprochen haben, ihm später nützlich zu sein, da dieser Vetter meines verstorbenen Vaters zugleich Bertholds Vormund ist, haben wir keine Wahl.“

„Verwandte, die Wohlthaten mit Tyrannei verbinden, sollten strafbar sein,“ sagte Albrecht.

„Vielleicht ist es nur ein Vorwand, vielleicht will sie durchaus nach Berlin und lehnt deshalb die Einladung für den Bruder ab,“ dachte Hartard. „Natürlich — sie könnte doch nicht etwa gestehen: ich will meinen Bräutigam treffen. Das klingt immer übel.“

Und Kleopha fuhr wirklich am Vormittag des zweiundzwanzigsten Dezembers fort. Löbell brachte sie im Schlitten nach Trebbin.

Hinter seinen Gardinen stand eben Hartard und sah zu, wie sie einstieg.

Das enge kleine Jackett, das Pelzkätzchen um den Hals, auf dem vollen Blondhaar das schwarze Jägerhütchen verwandelten sie

völtig. Aus der klöſterlichen Erſcheinung, die durch die Tracht der Krankenpflegerin von einem gewiſſen romantiſchen Nimbus umgeben war, ſchien eine ſehr elegante Weltdame geworden.

Hartard ſah es wohl, einfacher konnte man ſich kaum kleiden. Aber es kam ihm vor, als ſei es die Einfachheit einer Prinzeſſin im Inkognito. Ihr Wuchs, ihre Haltung, ihr Ausdruck, alles war die Vornehmheit ſelbſt. Wenn ſie ſo im Berliner Straßengewühl von irgend einem Mann bemerkt wurde, mußte der ſie für eine große Dame halten, die nicht beachtet zu werden wünſcht.

Sie fuhr davon und wandte ihr Angeſicht noch einmal zurück — nach ſeinem Fenſter. Hartards Herz klopfte drängend. Er wußte ja, ſie konnte ihn nicht erkennen. Es war alſo eine ganz unwillkürliche Bewegung geweſen, eine Folge vielleicht von Gedanken, die von ihm Abſchied nahmen!

Er hatte ſich die beiden Tage ſchlimm vorgeſtellt. Aber von ihrer wirklichen Leere hatte er dennoch keinen Begriff gehabt.

Es war ihm ganz gleichgültig, ob und wann man aß. Sie fehlte ja doch bei Tiſche.

Er bildete ſich ein, in ſeinem ganzen Leben noch nie die Langeweile empfunden zu haben. Erſt heute lernte er ſie kennen.

Vielleicht fand er bei ſeiner Mutter einige Zerſtreuung. Ohne Zweifel würde ſie das Bedürfnis haben, von Kleopha zu ſprechen. Aber ſeine Mutter ſtand immer unter dem letzten Eindruck. Der war für ſie nun heute die Aushilfe der Frau Löbell. Anſtatt von Kleopha ſprechen zu hören, erfuhr Hartard, daß Löbell doch manchmal brutal gegen ſeine Frau werde, daß Ati Löbell, des Herrn Patenkind, Oſtern nach Hörſtel zur Schule komme, und daß die kleine Stine Löbell bereits laufe, was wegen der vor drei Monaten angekommenen Zwillinge ja ſehr erwünſcht ſei.

Hartard überließ ſeine Mutter der Familie Löbell und rannte ins Freie.

Der Winter that gerade als ob er ſich über die Leute luſtig machen wollte, die ihn fürchteten.

(Fortſetzung folgt.)

Zigeuner.

Von

Georg Buſſe-Palma.

Er war ein Zigeuner und nicht wie die andern —
Er konnte nur eines, nur ſingen und wandern.
Und ſang er, dann wurden die Schwalben am Dach
Und in heimlichen Nächten die Nachtigallen wach.

Doch Hunger und Elend, die wollten nicht weichen,
Sie blieben ihm treu in acht Königreichen.
Die Seele ward müd und der Leib dazu
Mürb wie die Sohle am Wanderſchuh.

Da ſollte er raſten und ſäſſig bleiben —
Keine Lieder mehr ſingen und Rechnungen ſchreiben.
Wie er ſich quälte, er hielt es nicht aus —
Da war auch kein Freund für ihn mehr zu Haus.

Er war ein Zigeuner und nicht wie die andern —
Sein Leben und Sterben war nur im Wandern.
Er ſtarb auch im Wandern — am Weg irgendwo
Und tauſend Schwalben ebenſo....

Gesamtansicht des kunsthistorischen Museums.

Der Kunstschatz der Habsburger.

Von

Karl von Vincenti-Wien.

(Abdruck verboten.)

Eindlick in das Treppenhaus

Es gab eine Zeit, wo sich der Fremde die Kunstschätze Wiens teilweise aus den entlegensten Winkeln der Stadt zusammensuchen mußte, die Zeit des Wiener Musealelendes. Diese Zeit ist vorbei. Heute besitzt Wien ein Kunstmuseum, das als künstlerischgefaßtes und zusammengefaßtes Ganzes kaum übertroffen werden kann. Es bringt das Köstlichste, was Wien an Kunst zu bieten hat: Habsburgs Kunstschatz. Hunderttausende sind seit jenem Oktobertage des Jahres 1891, wo der Kaiser selbst die Pforten aufgethan, zu diesem großen Schatzhause gepilgert, um dort Schaulust zu befriedigen, Tausende, um Kunstandacht zu verrichten So ist es bei jeder Wallfahrt: Schaulust und dann Andacht. Allen aber blieb die Erinnerung rein und schlackenfrei

Rubens-Lünette von Makart.

in der Seele, und dies ist nicht immer so bei Wallfahrten. Der Schöpfer des Monumentalschreines, welcher die kunsthistorischen Sammlungen des Kaiserhauses umschließt, Karl von Hasenauer, der letzte der vier „Barone der Wiener Bauhütte“ — Ferstel, Schmidt und Hansen waren die anderen — ist heimgegangen auf der Schwelle der Sechzig. Sein Name wird in der Wiener Kunstgeschichte leuchtend bleiben, auch von jener Verklärung umschimmert, welche Kampf und Leiden geben. Auf der Sonnenhöhe der Erfolge, die er vielleicht „zu früh“ erreicht, trank er viel bitteren Ruhm und starb sicherlich zu früh. Über die Baupläne der langsam erstehenden Kaiserburg gebeugt, brach er zusammen, ein gütiges Geschick aber hatte ihm gewährt, den Burgtheaterbau und die beiden Hofmuseen zu vollenden.

Den meisten Lesern sind die architektonisch gleichlautenden Renaissancebauten der Hofmuseen geläufig. Sie kennen durch Bild oder Anschauung die beiden gestreckten, durch Mittel- und Eckrisalite imposant gegliederten Rechtecke, welche ihre kuppelgekrönten Hauptfronten dem Museumsplatze mit der ehernen Kaiserin und den vier umgrünten Marmorbrunnen zu kehren. Reicher Skulpturenschmuck bedeckt die Museen außen wie innen, ein nach einheitlichem Plane streng durchgeführtes, in sich geschlossenes Werk, mit dem sich die moderne Wiener Plastik ein bleibendes Denkmal gesetzt hat. Jede Front des Kunsthistorischen Museums gehört einer Kunstepoche, ist somit ein Stück beziehungsreiche, steingewordene Kunstgeschichte, worin sich Sinnbildliches und Persönliches, Geschichtliches und Legendarisches verbindet, erläutert, gegenseitig ergänzt, bis hinauf zur Kuppellaterne, wo Benks Kolossalpallas, goldgepanzert, Schutzfrau der Kunst, das Goldbild der Psyche hoch emporhält. In ihm klingt der schmückende Gedanke aus, als höchste Note dieser skulpturalen Symphonie.

Der Haupteingang ist dem Kaiserindenkmal gegenüber. Zwischen zierlichen Viktoriensäulen betreten wir die Freitreppe. Jetzt stehen wir unter der Flachkuppel der Achteckvorhalle in der Achse der Hauptkuppel, deren reicher Schmuck durch die Rundöffnung herabschimmert. Ringsum marmorspiegelnde, reich, doch diskret abgetönte Pracht, die sich mit jedem Schritt auf der Haupttreppe steigert. Aller Sammelschatz, außerhalb der Malerei und ihrer Sondergebiete, ist in den Hochparterresälen geborgen, zur Bilderschau laden Haupt- und Oberstock. Wir steigen langsam die zwanzig Schuh langen Carrarastufen empor, zwischen hohen, dunkel abgetönten Wänden und fleischrot blinkenden Balustern aus Engelsberger Marmor. Carraralöwen halten

Der Mittelbau mit der Kuppel.

Habsburgs Wappenschilde, Canovas Theseusgruppe grüßt, es ist ein wohlig Schauen: schwarz-weiß-rot die ersten Farbenklänge, die alsbald jedoch von stärkeren Prunkaccorden übertönt werden. Munkacsys Verherrlichung des Cinquecento an der Decke, Makarts Malerbildnisse und Sinnbildkompositionen — sein herrliches Nachlaßwerk — in den Lünetten, blühender Bilderschmuck von Matsch und den beiden Klimt, der Kunst und Kulturleben cyklisch verlebendigt, in den Zwickeln und Zwischenfeldern mächtige Doppelstellungen schwarz weiß geaderter Nevoantikosäulen mit korinthischen Kapitälen, mit Basen und Schaftzier in Goldbronze, welche die Bogenstellungen ringsum gliedern und betonen — ein berauschender Traum von Marmor, Gold, Farbe, Licht, wie unser unvergeßlicher Hans Makart ihn so gern geträumt und den der Erbauer Hasenauer — auch einer von der Makarttafelrunde — prachtkünstlerisch verwirklicht hat. Durch den Arkadengang, welcher um die Stiegenhalle läuft, fällt ausgiebiges Hoflicht, ein Schritt noch und wir betreten nach vorn den großen Kuppelsaal.

Säulenschmuck des Treppenhauses.

Kunst-Habsburgs Ehrenhalle! Vom Museumplatze flutet Nachmittagslicht durch die thorhohen Bogenfenster. Der machtvolle, hochgekrönte Achteckraum mit seinen entzückenden Durchsichten ist von Sonnengoldduft erfüllt. Es ist feierlich ruhig. Wer seine Bilderandacht verrichtet, geht von hier aus und kehrt hierher zurück. Der weihevolle Raum stimmt unwillkürlich zur Sammlung, zu still verarbeitendem Nachgenießen. Zwischen gewaltigen Pfeilerstellungen, teils mit Säulen, teils mit geschafteten Flachpilastern betont, brechen acht Arkadenbogen durch; aus der Kuppelhöhe fällt sanftes Dämmerlicht in die wundersam durchleuchtete Marmorhalle. Sprach im Stiegenhaus die Malerei mit eindringlichem Pathos, so hat hier im Kuppelsaal die Plastik das Wort, am überzeugendsten mit Weyrs Hochfries und Benks Medaillonbildnissen von Kunstfürsten aus dem Erzhause. Unseres geliebten Kaisers Bild fesselt von oben den Blick. Er ließ ja dieses Haus der Kunstmacht und pracht errichten. Dann blicken herab: Karl VI, der Kunstkaiser der Barocke, Rudolf II, der Prags Wunderkammer gegründet, Karl V, der Weltkaiser, Maximilian I, der „letzte Ritter"; mit ihnen drei Erzherzöge: Leopold Wilhelm, als Mitgründer der Belvederegalerie, Albrecht VII, welcher die Rubensperle, das Ildefonso Altarbild, gestiftet, Ferdinand von Tirol, der Ambraser Sammler. Für jedes dieser Bildnisse hat Rudolf Weyr ein kräftig aus-

ladendes, beziehungsreiches Hochrelief geschaffen, acht Prachtplatten, welche, in köstlichem Reif um den Kuppeltambour gelegt, Kunstliebe und -pflege der Habsburger verherrlichen. Jeder Wiener sollte hier dankbaren Herzens des Kaiserhauses gedenken, welches im Laufe der Zeiten einen Teil seines Einkommens „in Kunst" angelegt hat. Das heutige Groß-Wien streicht nun die Zinsen ein.

Im Geiste, der diesen Andachtsraum durchwittert, betrete man die Bildersäle. Es sind deren vierunddreißig, nämlich vierzehn große Oberlichtsäle und zwanzig Räume mit Seitenlicht. Wer sich für Kunst zu erwärmen vermochte, mußte die Übelstände der ehemaligen Belvederegalerie schmerzlich empfinden. Vor Zeiten aus einem unwürdigen Unterschlupf in der Stallburg nach dem Sommerpalaste des Prinzen Eugen übertragen, hatten die Habsburgschen Bilderschätze damit weder Raum noch Licht gefunden, denn das Belvedere war eben auch kein Museumsbau. Nur weniges kam zu voller Geltung, das meiste gab nur Halbgenuß, vieles verwirrte; Wertvolles lag im Depot, aus dem es nunmehr das Licht erblickte. So ist heute erst die kaiserliche Gemäldesammlung, welche ihren Ursprung auf die Wiener Kunstkammer Mitte des XVI. Jahrhunderts zurückführt, bezeichnet und ergänzt, musterhaft aufgestellt und geordnet, mit ihren weit über zweitausend Nummern wahres Kunstgut für alle geworden, welches in seiner vollen Schönheit gewürdigt und genossen werden kann. Man kann den Zuwachs der Galerie seit dem Einzug ins Museum auf gegen dreihundert Nummern beziffern, wobei nahezu alles kunstgeschichtlich bestimmt wurde. Nebst Neuerwerbungen und Schenkungen sind es das Belvederedepot, die Ambraser Sammlung, das Ambraser Schloß, der Prager Hradschin und die Bildnissammlung des Kaiserhauses, welche den Galerien Neues zugeführt haben. Allein die historischen

Die Kuppelhalle.

Die Gemäldegalerie der Italiener.

Porträts sind auf hundert und fünfunddreißig angewachsen. Demungeachtet ist die Galerie, an der Hand der Kunstgeschichte betrachtet, bekanntlich nicht lückenlos. So fehlen beispielsweise die Franzosen fast gänzlich, kommen für die altitalienische Kunst nur wenige Bilder auf, und könnten auch, Velasquez ausgenommen, im Gemäldeschatze einer lange spanisch gewesenen Dynastie die Spanier weit reicher vertreten sein. Andererseits aber besitzt die Galerie eine selten reiche Auswahl an Hauptwerken der ersten Meister aus den Glanzperioden der italienischen (insbesondere venetianischen), niederländischen und deutschen Schulen. Holländische Kleinbilder könnten allerdings gleichfalls zahlreicher sein, die vorhandenen jedoch gehören zu den feinsten ihrer Art, und um ihren Breughelbesitz dürften selbst holländische Galerien unser Museum beneiden.

Der Bilderschatz zerfällt nach der Neuordnung durch Direktor Schaeffer in vier Hauptgruppen: die italienische, die deutsche, die niederländische, die moderne, vorwiegend heimische. Vom Kuppelsaal aus treten wir ein. In den Oberlichtsälen finden wir neutral gestimmte, dunkelsteingrüne Wände, Sockel und Thürgewände in Schwarzmarmor. Tilgner hat die Großräume mit fünfzig Bildnisbüsten von berühmten Malern aller Schulen geschmückt, auch sonst macht sich unaufdringliche bildnerische Zier geschmackvoll geltend. Die Beleuchtungsfrage ist auf das glücklichste gelöst; von oben dringt eine Fülle ruhig temperierten Lichtes ein, und für die Seitenräume wurde durch parabolische Einbauwände das Seitenlicht in günstigster Weise ausgenützt. Alle Übelstände des gerade oder in einem scharfen Winkel auffallenden Lichtes sind damit vermieden. Weniger günstig als die Lichtfrage durch den Architekten, war die Hängefrage durch den früheren Direktor der Galerie gelöst worden. Engerth behielt bei Aufstellung und Gruppierung der Gemälde lediglich die historische Entwickelung im Auge, während sein Nachfolger Schaeffer als oberste Postulate die natürliche sowohl als die geschichtliche Ordnung aufstellte. Sein glänzend durchgeführtes Programm hat denn auch die allseitig gewünschte

Wandlung geschaffen, womit für den ungetrübten Kunstgenuß der Galerie die letzte Gewähr geschaffen wurde. Zusammengehöriges ist nun wirklich geschlossen gehalten und mit verwandten Erscheinungen in Beziehung gebracht. Wir vermögen im nachfolgenden selbstverständlich nur hier und da auf Perlen hinzuweisen und wollen insbesondere die Neuerwerbungen berücksichtigen.

Bei den Italienern eintretend, empfangen wir sofort den Eindruck der Geschlossenheit. Die hervorragendsten Gemälde gelangen in den Oberlichtsälen zur natürlichen Geltung, und die Bilder kleineren Formates sind durchwegs in der richtigen Augenhöhe aufgestellt. Auch koloristisch bietet jede Wand ein harmonisches Gesamtbild. Zusammenhang und Aufeinanderfolge der Schulen leuchten auch den gewöhnlichen Besuchern ein. Sogleich im ersten italienischen Saale grüßt der einzige Raphael der Galerie: die „Madonna im Grünen". Ringsum gruppieren sich die Bilder des Pietro Perugino, der des großen Urbinaten Lehrer gewesen. Sein fein empfundenes Bildchen der „Heilige Hieronymus" ist ein Zuwachs. Hier finden wir auch Correggio, Mantegna und Parmigianino mit feinen Bildnissen. Die beiden nächsten Säle bergen den Stolz der Galerie: die Meisterwerke der Venetianer. Sie bieten ein nahezu erschöpfendes Bild vom Werden und Reifen der venetianischen Malerkunst, vom Anfange in den Werkstätten der Muranomaler bis zu Giorgione, dem Bahnbrecher. Vier Namen leuchten: Tizian, Palma der Ältere, Moretto, Tintoretto. Dort Tizians „Kirschenmadonna," der „Ecce Homo" und die „Danaë". Und Morettos „Justina", ein Lieblingsbild von Tausenden! Der unschätzbare Besitz an Bildnissen von Tizian, Palma und den beiden Tintorettos bildet einen erlesenen Genuß. Dem Tizianbesitz wurden drei neue Nummern einverleibt: ein kleines Porträt Karls V (Holz), das lebensgroße Bildnis (Halbfigur) der Tochter des Meisters, Lavinia Sarcinelli, und eine Nymphe mit Schäfer. Vom älteren Palma, dem Maler venetianischer Blondheiten, ist eine lebensgroße Apostelgestalt (Halbfigur) zugewachsen, und die Tintorettos sind um zwölf Bilder vermehrt. Fortsetzung und Ausgang der venetianischen Schule sind durch den Prachtmaler des Dogenpalastes, Paolo Veronese, der heute um sieben Nummern mehr als früher zählt, durch den

Detail der Deckendekoration in der Gemäldesammlung.

jüngeren Palma und Tiepolo mit ihren Nachfolgern vertreten, denen sich der große Vedutenmeister Canaletto und die toscanischen Meister des XVII. Jahrhunderts anschließen. Der Canalettobesitz ist um zehn Bilder (teils Wiener Motive, teils Ansichten von kaiserlichen Schlössern) bereichert worden. Von Michelangelo besitzt die Galerie nur mittelmäßige Kopien. Eine vierte große Gruppe der Italiener bilden die Eklektiker und die Naturalisten, die Caraccis mit ihren Nachfolgern, Guido Reni, Maratta, Sassoferrato, Domenichino, Michelangelo da Caravaggio, die Neapolitaner des XVII. Jahrhunderts, Ribera mit seinem großen Schüler Luca Giordano, Salvator Rosa und schließlich die Meister des XVIII. Jahrhunderts. Vom Prager Hradschin hat man zweiunddreißig Gemälde der drei Bassano in einem Seitenkabinette vereinigt, ebenso haben Carlo Dolces Bilder im Eckſale gute Unterkunft gefunden.

Von neu hinzugekommenen Bildern sind noch zu erwähnen: ein männliches Bildnis (wohl der Maler selbst) von Bellini, das Porträt des Kardinals Pucci von Fra Piombo, „Adam und Eva“ von Paris Bordone. Die Bologneser Schule wurde durch ein kleines mythologisches Holzbildchen von Carracci, die römische durch Heiligenbilder von Feti bereichert; die Ferrara-Koloristen erhielten Zuwachs durch eine Lilienmadonna Garofalos mit leicht heruntergewaschenen Lasuren; zu den Florentinern kam ein großes, vortrefflich restauriertes Temperabild (Mariä Verkündigung“) von Signorelli, dem Domfreskanten von Orvieto, der zugleich einer der Schmücker der Sixtinischen Kapelle gewesen. Ganz neu erscheinen in der Galerie zwei Maler, der feierlich ernste Udineser Cima und der Bellinischüler Mansueti, jener mit einem großen Temperagemälde „Madonna unter dem Orangenbaum“, dieser mit zwei Heiligenbildern. Der spanische Bilderbesitz wurde vornehmlich vermehrt durch vier neue lebensgroße weibliche Bildnisse (Kniestücke) aus dem spanischen Königshause von Velasquez und durch das Porträt einer vornehmen Dame von Coëllo, jenem farbenkühlen Meister, welcher Ignaz von Loyola nach der Totenmaske gemalt hat.

Saal der Elfenbeinschnitzereien.

Der Rubenssaal ist der strahlende Mittelpunkt der Niederländergruppe. Er mutet

mit seinen machtvollen Altarbildern — wer kennt das Ildefonsobild nicht? — wie eine Kunstkapelle an. Rubens ist uns hier neugewonnen. Neuaufgestellt finden wir eine Jugendarbeit des großen Vlämen, das lebensgroße Bildnis (Halbfigur) der Isabella von Este, Markgräfin von Mantua, welcheser nach Tizians Original kopierte. Unter den Vlämen haben noch namhafte Bereicherung erfahren: zwei Brueghel (Höllen- und Bauern-Brueghel), der Schlachtenmaler Snayers, Jan van der Hoecke, Huysmans, Thulden, Wouters. Die zwölf Snayers bringen im Auftrage des kunstsinnigen Erzherzogs Wilhelm Leopold, Fürst Erzbischofs von Passau und Straßburg, und in der damals üblichen perspektivischen Manier gemalte Schlachten aus den letzten Jahren des dreißigjährigen Krieges. Zehn riesige gouachierte Kartons (Vorleger für Wandgewebe) aus dem Tunisfeldzuge von Jan Vermayen, der bekanntlich Karl V. bei diesem afrikanischen Kriegsabenteuer begleitete, wurden nach der Neuaufstellung mit Recht in den zweiten Stock verwiesen. Die speciell niederländische Schule wurde nebst dem noch vermehrt durch ein kleines Holzbild Jan van Eycks „Sündenfall", vier Reitergefechte Bredaels, die „Schlacht bei Pavia" (Holzbildchen mit Hunderten von Figuren) von Patenier, dem frühverstorbenen Begründer der niederländischen Landschafterei, und ein Höllenmotiv des Gespenster- und Scheusalmalers Bosch. Der holländischen Schule endlich sind Bilder von Lucas van Leyden, Savery und Hans Fries zugewachsen.

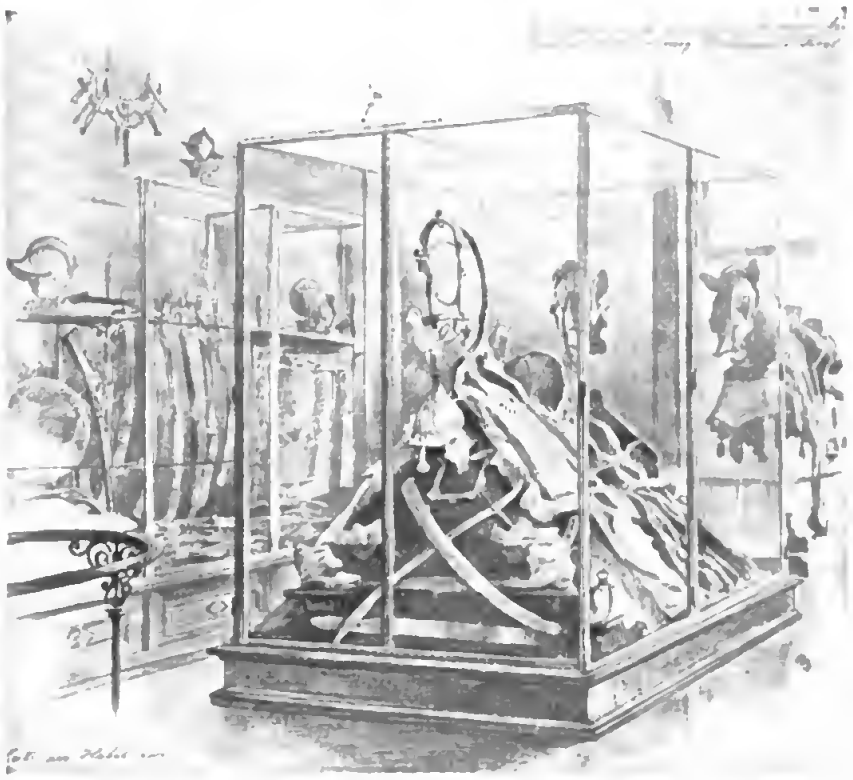
Ägyptischer Saal.

Aus dem Bilderbesitz der deutschen Schule leuchten Dürer und Holbein, von den deutschen Goldgrundmeistern umgeben. Dürers jetzt ausgezeichnet aufgestelltes Allerheiligenbild haftet im Gedächtnis für immer. Ein

neuer Dürer, das „Leben Mariens", ein in achtzehn Felder geteiltes figurenreiches, mittelgroßes Bild (Papier auf Holz), ursprünglich eine Federzeichnung auf blauem Papier, die erst später durch Überfirnissen zum Ölbild geworden, ist stark nachgedunkelt; die Kopie nach des Nürnberger Meisters berühmtem „Rosenkranzfest", dessen aus der Rudolfinischen Wunderkammer stammendes Original sich bei den Strahow-Prämonstratensern in Prag befindet, ist, vom historischen Interesse abgesehen, mittelmäßig. Bis jetzt weniger beachtete Bildnisse von Holbein hat die Ambraser Sammlung beigesteuert; aus den Tiefen des Belvederedepots, das so lange eine Bilderrumpelkammer gewesen, ward ein köstlicher Cranach, ein Hauptbild des älteren Lucas, zu Tage gefördert: „das Paradies", ein Werk von seltener Frische und Leuchtkraft. Außerdem sind von diesem Meister neu ein fein durchgebildetes Bild „Adam und Eva" und ein Amor. Kenner begrüßen mit Interesse eine Reihe von Skizzen von der Hand der großen österreichischen Freskanten Maulpertsch, Daniel Gran, Paul Troger. Unter den Übergangsmeistern hat auch Mengs einen Zuwachs erfahren. Zum erstenmale endlich erscheint in der Galerie der farbenwuchtige Kremser Schmidt, und zwar mit kleinen Christusbildern und einer Altarbildskizze, Arbeiten, deren Wert leider dadurch verdunkelt wird, daß der rote Bolusgrund die Farben durchwachsen hat.

Und unsere Neuzeit-Meister! Es sind früher hierüber Stimmen laut geworden, welche die Neuerwerbungen aus der Malerei der Neuzeit als nicht allemal glückliche bezeichnet haben. Auch darin ist es besser geworden, wenn gleich der moderne Bilderbesitz der Galerie noch manche Lücke und auch manches nicht unbestrittene Gut aufweist. Viele wünschen deshalb ein österreichisches „Luxembourg", wozu sie das verlassen dastehende, zu adaptierende Belvedere empfehlen. Drei große Oberlichtsäle und

Der Szent-Miklóser Goldschatz.



Rüstung des Erzherzogs Ferdinand von Tirol.

eine Reihe von Seitenlichträumen sind der heimischen Malerei, von Füger bis heute, angewiesen. Schüler und Meister treten in ihrem geistigen Zusammenhange untereinander für den Beschauer deutlich hervor. Wir unterscheiden drei Epochen: die Fügerzeit, den Danhauser Waldmüllerschen Vormärz, nämlich das sittenschildernde Alt Wien in der Malerei, und endlich unsere Zeit, welche mit der Historienmalerei (Rahl, Blaas, Wurzinger ꝛc.) zu Beginn der fünfziger Jahre einsetzt. Matejko ist mit seinem bewegten Warschauer Reichstagsbilde glänzend vertreten; die Gruppe der Frommmaler steht unter Führichs überzeugter Führung; Kupelwieser und Treukwald sind vortrefflich vertreten. Amerlings Bildniskunst mit ihren koloristischen Vorzügen, Angeli, der bedeutendste Porträtist Neu-Wiens, treten uns entgegen. Groß Wien wird einst auf diesem Gebiete imponierend dastehen. Für das Kriegsbild kommen Höchle und Leander Ruß, dann Peter Krafft und zuletzt L'Allemand auf; die Entwickelung der Wiener Landschaft läßt sich von Steinfeld und Karl Marko, unserem Claude Lorrain, bis auf unsere Tage verfolgen; Direktor Schaeffer nimmt darin mit kraftvoll schönen, harmonisch wirkenden Bildern eine erste Stelle ein. Vom Invalidenmaler Friedländer ist Vortreffliches da; die Galerie besitzt in der „Loge Johannis" den reifsten Canon, im ergreifenden Friedhofbilde „Pax" ein Meisterwerk Emil Schindlers, im „Letzten Aufgebot" eine Defreggerperle, in „Romeo und Julia" dagegen den nachgedunkeltsten Makart. Glücklicherweise ist es nunmehr gelungen, ein Großbild Makarts, den „Bachantenzug," aus englischem Besitz zu erwerben. Meister „Farbenrausch" ist jetzt mit einem seiner reifsten und genialsten Werke vertreten. Kurzbauer und Leopold Müller endlich treten mit Bestem auf den Plan. Die heiterschöne Treppe nach dem Oberstock führt uns nach der fast ein halbtausend Nummern umfassenden Sammlung von Aquarellen und Handzeichnungen, welche nur moderne vaterländische Werke aufweist. Drei Namen genügen da, um den Wert des Besitzes anzudeuten: Schwind (Melusinen-

cyklus), Paſſini, Rudolf Alt. Dort ſteht — ein ſchmerzlich Andenken — des ſo früh heimgegangenen Kronprinzen Bilderkaſten, den Canon mit Schildereien geſchmückt — ein Hochzeitsgeſchenk!

Plaſtiſche Kunſt durchzieht faſt alle Sammlungen und Räume bis in die Tiefparterrehalle hinab, wo die lykiſchen Funde aufgeſtellt ſind. Wir können die Bildnerei aus den Tiefen pharaoniſcher Zeiten durch das hohe Licht der Antike, die Inbrunſt des Mittelalters, den Schönheitsjubel der Renaiſſance, den Überſchwang der Barocke, dann bis zu Canovas menſchlicher Höhe und von da herab durch den Verfall bis zum Wiederaufſchwung der Neuzeit verfolgen. Welſche Plaſtik erfreut durch reiche Fülle, die Wiener Schule der Carolinszeit iſt hervorragend vertreten, die Werke Donners erfüllen uns mit vaterländiſchem Stolze, Canova erſcheint wie einer der Unſeren, von den Weichmetallmeiſtern Schaller und Moll iſt Charakteriſtiſches da, ebenſo von Meſſerſchmidt und von Zauner, dem Bildhauer des Kaiſer Joſef Reiterbildes, der ganze Palaſt ſelbſt zeugt für das hochentwickelte Können unſerer heutigen Wiener Plaſtik, und doch klafft — vom Muſealſtandpunkte aus — in dem weiten Gebiete der Plaſtik ſo manche Lücke. Der lichte hohe Kuppelſaal iſt denn auch als vaterländiſche Skulpturenhalle der Zukunft gedacht, deren Anfänge bereits in einigen Marmorwerken vorhanden ſind.

Die Reihe der Hochparterreräume wird durch Ägypten eingeleitet und durch die Waffenſäle abgeſchloſſen. Von unendlicher Koſtbarkeit ſind die mannigfachen Glieder dieſes Kunſtringes, der ſich in der Eintrittshalle öffnet und wieder ſchließt. Sechs Räume gehören Misraim, ſeinen Baſaltbildnern und Granitmeiſtern, ſeinen Mumienplaſtikern und den Totenſchmückern, welche das Menſchenbild für die ewige Nacht erhielten. Die beiden Hauptſäle beſitzen als Stützen granitne Bündelſäulen, welche der Dalmatiner Lukovics in Dienſten Mehemet Alis dem Nilſchlamm entriß. Die feierlichen Wandmalereien ſind eine vortreffliche Kopie des Berliners Weidenbuſch nach dem gan fürſtlichen Grabe von Beni Haſſan. Der Antike ſind acht Säle eingeräumt, welche auf koſtbaren, mit Bronze montierten Säulenmonolithen in Granit, Syenit und Marmor ruhen. Um den Wandſchmuck in den glyptiſchen Räumen haben ſich die Maler Eiſenmenger (im Camaïenſtil), Karger und Simm verdient gemacht. Im Vaſenſaale wird dem Kenner vor allem die panatheniſche Preisamphore mit dem Bilde der kämpfenden Athene auffallen; die beiden Kleinode unter den Marmorſkulpturen ſind die hoheitsvolle, in Schwarzmar-

„Saltera" von Cellini im „Goldenen Saal."

Waffenſaal.

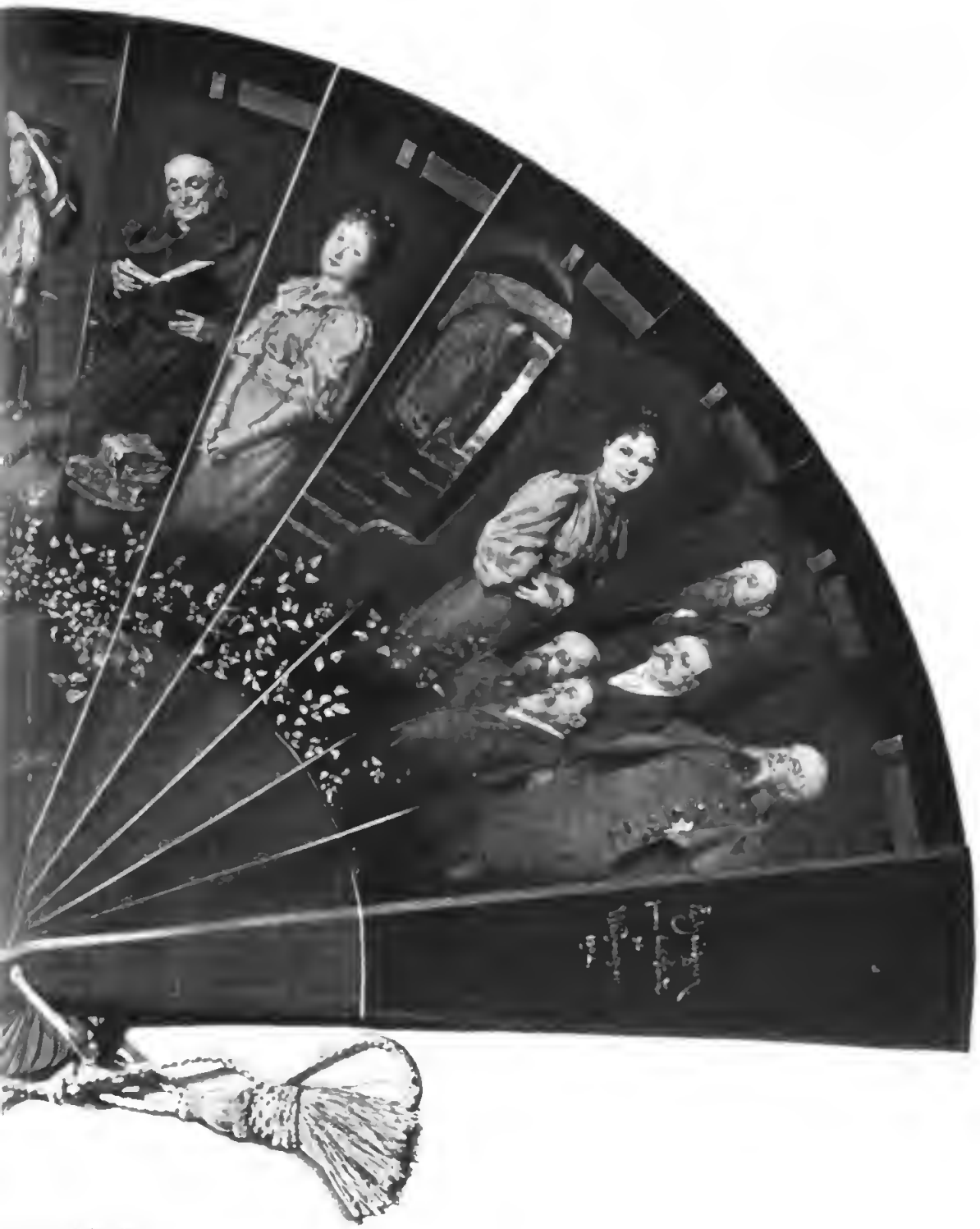
mor gewandete Iſisſtatue und der Fuggerſarkophag mit den lebensvollen Amazonenkämpfen. Der römiſche Saal zeigt mitten im Eſtrich ein koſtbares antikes Moſaikbild eingelaſſen. Der lebensgroße Jüngling vom Kärtner Zollfeld (wohl ein Preisringer), ein Bilderwerk blühendſter Schönheit, iſt der Ruhm der Bronzenſammlung. Naturaliſten haben allen Grund, den hockenden Bronzeneger aus dem V. Jahrhundert zu bewundern. Es folgen dann die berühmten Edelmetallfunde aus Ungarn, Siebenbürgen, Mähren, worunter der Groß-Szent Mikloſer Goldſchatz mit ſeinen 23 Gefäßen die erſte Stelle einnimmt. Im Gemmenſaal iſt das Prachtwerk römiſcher Glyptik die Onyxgemme mit der Auguſtus Apotheoſe, welche der Kunſtkaiſer Rudolf II für 12000 Dukaten erwarb. Die berühmte Renaiſſance-Camee (Leda mit dem Schwan) war einſt Hutagraffe des Gonfaloniere Ceſarini; das Bruſtbild Athenes hat der Auguſteiſche Gemmenſchneider Aspaſios in dunkelroten Jaspis getieft. Unter den an

tiken Gläsern überrascht ein Becher mit Netzglas überspunnen. Der Münzen und Medaillen sind 165 000. Besonders reich sind die italienischen Medailleure vertreten, deren Werk in den Mailändern Valerio Belli und Leone Leoni die höchste Blüte erreichte; die Nürnberger Medaillenkunst des XVI. Jahrhunderts hat in Peter Flötner ihren vornehmsten Repräsentanten, unsere neue Wiener Schule gipfelt in Scharff und Tautenhayn. Großes Interesse verdienen in der Medaillensälen die historischen Bildnisse, welche Erzherzog Ferdinand in Tirol gesammelt hat.

Die Kunstarbeit des Mittelalters und der Renaissance ist in neuen Räumen geborgen. Das strahlende Herz dieser Gruppe ist der „Goldsaal" mit Bergers großem Deckengemälde, welches Habsburgs Mäcene in hellen, jubelnden Tönen verherrlicht. Was die Schatzkammer — die Kroninsignien und Hoheitszeichen ausgenommen — an entzückender Kleinkunst, an erlesensten Werken des Goldschmiedes und Edelsteinfassers, des Schmelzarbeiters und Kunstschnitzers, des Gefäßbildners und Ciselierkünstlers aus den blühendsten Zeiten aufgehäuft, hat sie an diese Goldhalle abgegeben. Jedes einzelne Stück hier hat oder verdiente seine Litteratur. Nennt man das Wort: „Saliera", dann leuchtet vor dem geistigen Auge ein Vollstrahl Cellinischer Goldbildnerei. Neben dem abenteuerlichen italienischen Meister, der ein Liebling der Päpste gewesen, behaupteten sich stolz Nürnberger und Augsburger Edelbildner, ein Jamnitzer, ein Attemstädter. Hier wird man inne, daß der Burgunder Schatz durch jene Erb-Maria in den Habsburger Schatz geflossen. Man denke sich ein gedeckeltes Salbgefäß in einen einzigen 2680 Karat schweren peruanischen Smaragd geschnitten! . . . Der Waffensäle sind zwölf. Für Waffenkundige und solche, die gern als solche gelten mögen, ist der große Saal Karls V. eine Fundgrube. Auf den Prunkharnischen bezeugen die berühmtesten Plattnerzeichen, Nürnberger sind's zumeist: Valentin Siebenbürger und Wilhelm von Worms; auch der Innsbrucker Harnischmeister Seusenhofer führt ein stolzes Zeichen. Eine stille Sammlerfreude endlich hängen im Orientsaale Waffen aus der Türkennot, aus jener Zeit, wo der Halbmond wie ein Raubvogel über den Westen flog und Feuer und Blut aus seinen Fittichen troff. Jener Schein um die Fahnenknäufe der Janitscharen ist verloschen, der Kriegszauber jener Gewaffen aus dem wildstürmenden Osten der Halbmondfahrer verweht . . . Doch wir halten inne. Zwölf hundert Millionen Gulden, so sagt man, sei der Schätzungswert der Kaiserlichen Sammlungen. Und der Kunstwert! Und dann gar der Liebhaberwert! Der verlöre sich wohl in Zifferuträume. Über allem sonstigen Werte aber steht für uns der Eintrachtswert, die Friedenskraft dieses Viribus unitis-Werkes, zu dessen Schaffung, unter Schutz und Schirm des Kaiserswahlspruches, alle, Erbauer wie Schmücker, Künstler wie Kunstlehrer, Kunstarbeiter wie Werkleute, auf idealem Gebiete sich als einig Strebende zusammengefunden und zu einander gestanden haben — ein seltenes Glück in diesem Wien des Haders.

Plastischer Wandschmuck im Treppenhause.

Fächer. Gemalt von (
(Nach einer Aufnahme von Fra



...ouard Grützner.
...Hanfstaengl in München.)

Friedrich Spielhagen in ſeinem Arbeitszimmer.

Friedrich Spielhagen.

Zu ſeinem ſiebzigſten Geburtstage, 24. Februar 1899.

Von

Richard M. Meyer.

(Abdruck verboten.)

Mehr als andere Nationen pflegen wir Deutſche bei berühmten und mächtigen Perſönlichkeiten neben dem Werk, das ſie geleiſtet, auch den Menſchen ſelbſt zu prüfen. Wir bringen uns in ein perſönliches Verhältnis zu der lebendigen Individualität, wo den Romanen der Autor hinter ſeinem Werk verſchwindet. Wir freuen uns der vielen ſympathiſchen Geſtalten, die unſere Kunſt- und Litteraturgeſchichte vorführt; Leſſing, Uhland, E. M. Arndt ſind uns perſönliche Freunde.

Gerade ſolche Kämpfernaturen bevorzugen wir gern: Männer von unermüdlicher

Ausdauer im Kampf für eine ihnen heilige Sache haben von vornherein unsere Sympathie. Als solch ein tapferer und nicht zu ermattender Kämpfer wird auch Friedrich Spielhagen in der deutschen Litteraturgeschichte fortleben; mag er auch nicht immer gesiegt haben, mit Aufbietung aller Kraft hat er stets gefochten und unrühmlich ist er nie unterlegen.

Spielhagen, ein Sohn der alten festen Lutheranerstadt Magdeburg, teilt mit seinem Landsmann Karl Immermann die Charakterfestigkeit und die Neigung zum leicht doktrinären Idealisieren, die Freude am Erzählen und den pädagogischen Hang. Stärker freilich als die Vaterstadt wirkte auf ihn, wie auf den jungen Neuruppiner Fontane, die Ostsee, an deren Strand, in Stralsund, er heranwuchs; Meer und Küste blieben immer der liebste Boden seiner Erzählung. Gern schildert er die Sturmflut und das aufgeregte Meer, sein Herz gleicht ganz dem Meere, hat Sturm und Ebb' und Flut. Die verhältnismäßig große Einfachheit der socialen Gliederung in den alten, von den Wogen der modernsten Entwickelung nur selten umbrandeten Flecken Pommerns und Rügens ward für seine ganze Auffassung des gesellschaftlichen Aufbaus entscheidend; die Abneigung gegen den dort ansässigen Landadel, der einst schon der alte Arndt scharfe Worte geliehen hatte, bestimmte für immer seine politische Stellung. In ihm selbst ist etwas von jenen Lotsen, Kapitänen, Steuerleuten, die er so gern schildert: die Freude am Kampf mit dem bewegten Element, die alle Muskeln zu höchster Anspannung zwingt, und das Gefühl einer hohen Verantwortlichkeit beherrschen auch seine Gestaltung des Romans; energisch steuert er das Schiff zum Ziel und kümmert sich nicht allzu viel um ein kleines Leck dort und eine Sturzwelle hier. — Er studierte dann in Berlin und Bonn, zuerst, wie fast alle Schriftsteller jener Zeit, die Rechte, später Litteratur und verwandte Disciplinen. Er war offenbar ein eifriger Student, und Citate sind ihm aus vielseitiger Lektüre schier zu viele für die künftigen Romane hängen geblieben. Daneben blieb ihm aber auch eine gründliche Kenntnis der Anschauungen unserer klassischen deutschen Ästhetik treu. Vor allem haben W. v. Humboldts „Ästhetische Versuche" stark auf ihn gewirkt; aus dem Büchlein, das der Student in Bonn antiquarisch kaufte, wuchs ihm entgegen, was er brauchte: eine geschlossene, große Lehre von der epischen Kunst. Daneben übten besonders Fr. Schlegels Schriften Einfluß, viel weniger die theoretischen Auseinandersetzungen Goethes und Schillers, so hoch auch Spielhagen die dichterischen Werke vor allem des ersteren verehrte. — In Leipzig (seit 1858) bereitete sich dann der junge Lehrer auf seinen Schriftstellerberuf vor, den er mit „Clara Vere" (1857) und „Auf der Düne" (1858) vor nun vierzig Jahren erfolgreich betrat. Die „Problematischen Naturen" (1861) sicherten ihm mit einemmal eine herrschende Stellung. Der Umschlag des litterarischen Geschmacks hat (etwa seit 1884) auch Spielhagens Namen unter die umfochtenen gestellt; daß er eine bestimmte Epoche unserer litterarischen Entwickelung bedeutungsvoll vertritt, müssen auch die anerkennen, die die Hoffnung unserer Litteratur in einem anderen Lager suchen.

Bedeutend kann eine Individualität in zwiefacher Weise sein: entweder indem sie einen Typus in seltener Reinheit darstellt, oder indem sie die Elemente verschiedener Typen in merkwürdiger Mischung zeigt. Spielhagen gehört zu der zweiten Art. In der Theorie ein Verehrer der klassicistischen Kunstlehre, ist er in der Praxis ein Fortsetzer des Jungen Deutschland. Die leidenschaftliche Energie eines kampflustigen Temperaments zog ihn zu Naturen wie Gutzkow und Laube; das Bedürfnis, über deren künstlerisch unfertige Produkte herauszugelangen, machte ihn zum Schüler eines W. v. Humboldt.

Als Spielhagen in die Litteratur eintrat, hatte sich gerade ein bedeutsamer Frontwechsel vollzogen. Unter der Nachwirkung der Revolution war die politische Tendenz aus der Lyrik in den Roman übergesprungen. Das Jahrzehnt von 1840—1850 zeigt zwar in Auerbachs Dorfgeschichten auch schon etwas Tendenz; aber viel bezeichnender für jene Zeit waren die historischen Romane, die im Überfluß blühten, die ethnologischen Novellen, die Waldeinsamkeitsstudien von Adalbert Stifter. Weltflucht überall: aus der Gegenwart, aus Deutschland, aus dem „großen Leben". Da trat 1850 K. Gutzkow mit seinen „Rittern vom Geist" auf. Aktuelle Probleme wurden aufgegriffen.

Modelle aus der Gegenwart erkenntlich gemacht, eine bestimmte politische Tendenz — die des Liberalismus — durchgeführt. Entschieden stellte sich der junge Demokrat Spielhagen auf die Seite des berühmten und vielgefeierten Autors. Gegen die neuen Vertreter des historischen Romans wie vor allem G. Freytag behält er eine dauernde Abneigung; die Fortsetzer der Weltfluchtsnovelle wie Th. Storm und J. V. Scheffel beachtete er kaum. In dem Zeitroman sah er die moderne Abbildung des großen Epos. Hier fand sein stürmisches Herz ein Gefäß, in das er all seinen Zorn und all sein Hoffen niederlegen konnte. Hier that sich ihm ein Boden auf, der seinen pädagogischen Neigungen raschere Befriedigung versprach als Schule oder Flugschrift. Ideale Figuren nach seinem Herzen im Kampf mit all dem Bösen dieser Welt und schließlich siegreich selbst im Unterliegen — das ist allezeit die Vorzeichnung seiner Erzählungen geblieben.

Nun aber lehrten jene Lehrer Objektivität! Schiller und Goethe sollten Muster sein für eine Kunst, die die Dinge nur einfach hinstellte, sie nur durch die Erscheinung wirken ließ, ohne Zwischenrede, ohne Kommentar. Und Spielhagen zögerte nicht, sich dazu zu bekennen. Er will ja in dieser Epoche der kleinepischen Produktion die Fahne der großen epischen Tradition hoch halten. So entwickelt er sich eine Theorie, die er in zahlreichen anregenden, feurig und kenntnisreich geschriebenen Abhandlungen und ganzen Büchern (insbesondere „Beiträge zur Theorie und Technik des Romans“ 1883 „Neue Beiträge zur Theorie und Technik der Epik und Dramatik“ 1896) verfochten hat. Gegen die „geistreichen Betrachtungen“, die gerade auch seine jungdeutschen Vorgänger einzulegen liebten, gegen die direkte Charakteristik der Figuren durch den Autor, wie namentlich der englische Roman sie übt, gegen die lyrischen Stellen etwa bei George Sand geht er mit großer Heftigkeit vor. Sie gefährden ihm die Aufgabe des Epikers: ein großes Weltbild zu zeichnen. Das ist für Spielhagen die einzig würdige Aufgabe der Epik. Deshalb kein historischer Roman! Denn wir kennen von vergangenen Epochen zu wenig, und statt des umfassenden Weltbilds würde nur eine Vignette in historischem Kostüm herauskommen. Deshalb keine subjektiven Angaben! Denn sie zerstören die Illusion, sie lassen den Maler in das Bild treten. Deshalb am liebsten die Form des Ich-Romans: der Held erzählt seine eignen Erlebnisse, so daß Subjekt und Objekt zusammenfallen, der Erzähler mit dem Helden der Erzählung; aber freilich muß es dann von solcher Bedeutung sein, daß seine Erlebnisse ein Weltbild geben.

Diese Lehre, die Spielhagen mit Feuereifer ausgebaut und verteidigt hat, scheint uns weder theoretisch noch historisch berechtigt. Nicht theoretisch, weil das Weltbild von einem einzelnen Werk doch selten geliefert werden kann, während die Gesamtheit der Erzählungen etwa bei Balzac, bei Flaubert, bei Zola zu einem wirklichen Gemälde der ganzen Gegenwart erwachsen kann; nicht historisch, weil weder Homer gegenüber Achilles und Thersites noch Goethe gegenüber Werther und Albert die natürliche Subjektivität unterdrückt hat. Aber als Reaktion gegen die schrankenlose Subjektivität des Romans, die eben damals herrschte, bedeutete Spielhagens strenge Forderung einen großen Fortschritt; als Abwehr des Portraitierens kleinster Zeit- und Weltabschnitte hat sie dem Roman großen Stils wieder zu seinem Rechte verholfen.

Schritt nun aber Spielhagen dazu, seine Lehre in Thaten umzusetzen, so vermochte alle puritanische Strenge seines Kunstkatechismus die Lebhaftigkeit des eignen Naturells nicht zu bändigen. Er glaubte objektiv zu sein, wenn er alle Zwischenbemerkungen unterdrückt. Aber seine Charakterzeichnung verriet ihn aufs deutlichste. Da ist vor allem in jedem seiner Romane der Held. Spielhagens Lehre hat der Hauptfigur — die bei ihm, bezeichnenderweise, fast ausnahmslos eine männliche ist — eine bedeutsame Rolle zuerteilt. Der Autor soll ihn, „von der individuellen Beschränktheit thunlich befreien, zu einem für die Zeit typischen, für die aktuelle Welt repräsentativen Menschen umbilden und ihn so zum Träger der Idee geeignet machen“. Danach erwartet man eine Centralfigur, die an den Schwächen und Krankheiten der Periode so gut Anteil hat wie an ihren Vorzügen — einen Werther mit seiner zarten Empfindung und Unfähigkeit, sich in der Welt zu behaupten; einen Don Quijote mit seinem Heroismus und seiner fixen Idee; einen Odysseus mit seiner unermüdlichen Kraft

und rücksichtslosen Verschlagenheit. So legt auch Spielhagen die Helden an — aber regelmäßig schaut er sie dann, allzu subjektiv, mit den Augen der zukünftigen Leserinnen an und verliebt sich in sie. Sie werden fleckenlos; kein Vorzug darf ihnen mangeln. Der geistreiche Denker muß zugleich ein ausgezeichneter Fechter sein, der geniale Künstler ein riesenstarker Ringer; bezaubernde Erscheinungen, denen kein weibliches Herz widerstehen kann, sind sie ohne dies. So verlieren diese Helden der „Problematischen Naturen", von „In Reih' und Glied", „Hammer und Ambos", „Sturmflut" nicht nur die „für die Zeit typische, für die aktuelle Welt repräsentative" Bedeutung — denn ach! diese Welt und diese Zeit lassen sich nicht durch vollkommene Charaktere vertreten! — sondern oft auch die psychologische Wahrscheinlichkeit. Sie leiden ferner unter einer zu weit gehenden Familienähnlichkeit, die vielfach nur durch gewisse aus Beruf und sozialer Stellung erwachsene Nuancen der Haltung veringert wird. Weil in dem „Helden" der Konflikt zwischen Spielhagens Theorie und Praxis, zwischen seinen lebendigen Sympathien und seinem instinktiven Bedürfnis nach Überwindung der eigenen Subjektivität am stärksten zum Ausdruck kommt, deshalb bilden seine Hauptgestalten in der Regel den angreifbarsten Punkt seiner Werke.

Schon abgeschwächt wiederholt sich der gleiche Konflikt bei den „Gegenspielern", den Vertretern des dem Helden feindlichen Princips. In der Regel hat der Parteimann von ausgesprochenem Liberalismus sie ebenso entschieden mit der konservativen Grundfärbung ausgestattet wie den Helden mit liberalen Tendenzen: seine Gegner sind Junker, Geistliche, reaktionäre Beamte und deren Zubehör. Wie aber zu derselben Zeit, in der Spielhagen zu schreiben begann, der große Schweizer Realist Jeremias Gotthelf seinem Realismus Schranken setzte, sobald die politische Stellungnahme in Betracht kam, und in dieser Parteilichkeit jeden „liberalen Schreiber" als Esel oder Bösewicht zeichnete, so ist Spielhagen geneigt, aus jedem Junker eine Karikatur zu machen. Wohl wird fast in jedem Roman unter eine Masse beschränkter, habsüchtiger, in den Mitteln skrupelloser Adliger eine Lichtgestalt hingepflanzt — aber die Antipathie der übrigen gegen diese Ausnahme dient nur dazu, den Gesamtcharakter der Darstellung stärker hervortreten zu lassen. Von den „Problematischen Naturen" zur „Sturmflut" — dem hervorragendsten Werke Spielhagens — hat sich diese Manier kaum geändert, wenn sie auch in der Ausdrucksweise etwas diskreter geworden ist. Im ganzen bleibt die Einteilung doch so subjektiv, wie Homer sich nie gegen die Trojaner und Shakespeare kaum in seinen Königsdramen gegen die Franzosen verhalten hat: links liberale Helden, rechts konservative Intriganten; dort gesundes, kräftiges Bürgertum, hier verkommener Adel; dort Schönheit, hier Lächerlichkeit. Als Politiker hat Spielhagen natürlich das Recht dieser Auffassung, daß er aber mit ihrer Durchführung der Pflicht der Objektivität genügt, wird man nicht behaupten können. Was will gegen die unbedingte Parteilichkeit seiner Charakterzeichnung ein unschuldiger lyrischer Ausdruck des Wohlgefallens an einer Figur bedeuten, wie Spielhagen ihn etwa der großen Charakterzeichnerin George Elliot zum Vorwurf macht! Spürt man die Persönlichkeit des Autors in solchen Kontrasten etwa weniger, als wenn Goethe sagt: „Eduard — so nennen wir einen reichen Baron"?

Aber in diesem Verstoß gegen das eigne Evangelium liegt auch wieder eins der Momente, durch die Spielhagens Roman fruchtbar gewirkt hat. Gerade diese Energie, mit der er — ohne es zu wollen — die Erzählung in den Dienst der großen politischen Tagesfragen stellte, mit der er auch ganz direkt Persönlichkeiten wie Lassalle und Bismarck auf seine Bühne brachte, zu Gründertum und Kulturkampf Stellung nahm — gerade diese starke Subjektivität half dem kühnen und akademischen Nachzeichnen „schöner Gegenstände" ein Ende bereiten. Aus solcher subjektiven Kampfstellung wuchs dann einer so großen Begabung wie Gerhard Hauptmann das leidenschaftliche Einfühlen in soziale Notstände, ohne das wir die „Weber" nicht besitzen würden; und diese persönliche Anteilnahme bereitete einem älteren, an Erfolgen aber viel jüngeren Autor erst den Boden seiner Triumphe: Th. Fontanes patriarchalisches Verhältnis zu seinen Figuren hätte man in der Blütezeit der Romantik oder des historischen Romans einfach nicht verstanden.

Wo Spielhagens leidenschaftliches Herz nicht von den großen Streitfragen erregt wird, die ihm den Mittelpunkt alles geistigen Lebens bilden, da vermag er wirklich objektive Darstellung mit menschlich-liebenswürdigem Anteil zu vereinigen; so in der Zeichnung von Nebenfiguren, besonders aber in Landschaftsbildern. Am liebsten schildert er auch die Natur in Erregung; doch auch die stumme Heide und das stille Dorf sprechen zu ihm mehr als die Großstadt, deren Schilderung leicht etwas Konventionelles erhält. Berlin ist noch heute unter allen Weltstädten an „Straßenluxus" die ärmste; dennoch rollen bei Spielhagen schon unter Friedrich Wilhelm IV. mehr „glänzende Equipagen" die Tiergartenstraße herunter, als alle Remisen Berlins bergen. Er idealisiert auch hier, denn er sympathisiert mit der Großstadt, mit ihrem Bürgertum, mit ihrem mächtig aufstrebenden Leben. Sie gehört zu den „Helden"; der Hof als Mittelpunkt der adelig-konservativen Tendenzen, gehört zu den „Gegenspielern", und deshalb wird („In Reih und Glied") die geistreiche, ja übergeistreiche Umgebung Friedrich Wilhelms IV. als öd und langweilig gemalt; der König kommt von Humboldt und Bunsen, Gerlach und Radowitz, Tieck und Cornelius zu einer apokryphen „Tante Sara", um mal ein gescheites Wort zu hören! Noch auf König Wilhelms Hof, unter dem (1866) „In Reih und Glied" entstand, paßte das Bild nicht: Bismarck und Roon, Moltke und Ranke, Curtius und andere Gäste der Hofgesellschaft konnten auch einen verwöhnten Geschmack befriedigen; aber das traditionelle Bild einer langweiligen Mischung unbedeutender Höflinge schob sich vor die Beobachtung des Autors.

In diesen Punkten zwang also sein Naturell den Schriftsteller, der jungdeutschen Subjektivität treu zu bleiben; die objektive Darstellung der verschiedenen socialen Schichten, wie G. Freytag und B. Auerbach sie wenigstens anstrebten, wäre in seinen Augen eine Entstellung des Weltbildes gewesen: so bestimmt ist zwischen den Parteilagern Licht und Schatten verteilt. Von dem „Jungen Deutschland" und insbesondere von K. Gutzkow, den er wiederholt als seinen Lehrer gefeiert hat, übernahm er auch die Grundzüge der Fabel. Die Handlung ist auch bei Spielhagen noch „romanhafter", als die moderne Technik und die moderne Kritik es lieben. Ungewöhnliche Vorgänge, verwickelte Intriguen (besonders Erbschaftsstreitigkeiten), unerwartete Begegnungen fehlen selten; die Beziehungen zwischen den socialen Schichten werden (wie in den „Rittern vom Geist") gern durch ein uneheliches Kind symbolisiert, das adelige und bürgerliche Abstammung in sich vereint und Merkmale des doppelten Ursprungs allzu sichtlich an sich trägt. Indem aber der Autor mit einer gewissen Naivetät immer wieder gleich lebhaft an der Spannung selbst Anteil nimmt, den Fortschritten der Verwickelung so aufgeregt folgt wie ein nervöser Zuschauer den Spielern am Hazardtisch, indem er die Mischung der Bestandteile in seinem Helden mit wahrer Entdeckerfreude vorführt, reißt er den Leser jedesmal in die Spannung und Erregung mit hinein, und sein eigener Anteil wird zum Bürgen für das des Lesers.

Daher erscheint uns, solange wir das Buch in der Hand haben, auch sein Stil in der Regel motiviert, ja der natürliche Stil für diese Dinge; während nachher der kühleren Betrachtung leicht eine zu lang andauernde, kaum je ganz ablassende Aufgeregtheit der Sprache, besonders in den späteren Schriften, störend auffällt. Wie Treitschke verbraucht Spielhagen allzu viel Pathos, in der eignen Rede wie besonders auch in der seiner Figuren. In Toasten, Festreden, Leichenpredigten sprechen sie sich allzu deutlich, in der Unterhaltung allzu animiert aus; aber freilich ist das glänzende Feuerwerk dieser Rhetorik, wie bei Treitschke, an sich immer ein bestrickender Anblick, durch die Kunst der Raketen, Sonnen und — Schwärmer und mehr noch durch unsere Freude an dem Feuerwerker selbst, der so ganz in seinem Werk aufgeht.

Dies Pathos klingt auch in Spielhagens theoretischen Untersuchungen wieder und hilft sie über dem Niveau trockener Principienkämpfe halten. Auch als Kritiker weiß Spielhagen es anzuwenden, wo er Kunstverfälschung trifft oder zu treffen glaubt, wie etwa bei französischen Bühnendichtern unserer Tage. In der Regel aber hält er als Kritiker seine Subjektivität viel stärker als sonst im Zaum. Ein ehrliches Wohlwollen, das zu den Leistungen fremder und besonders auch jüngerer Autoren gern die

Brücke sucht, und das berechtigte Gefühl der Verantwortlichkeit bei einem Urteil aus so autoritativem Munde wirken zusammen. Paul Heyse hat im Kampf gegen die „Jüngsten", in Stachelversen und dem Streitroman „Merlin" seine sonstige Milde nicht zu wahren gewußt. Und selbst unsere verehrte, von Güte und Menschenliebe so durchaus beseelte Frau von Ebner-Eschenbach hat der Versuchung nicht widerstehen können, in „Bertram Vogelweid" oder „Verschollen" die Biederkeit der altmodischen Künstler durch die Zeichnung sittlich verdorbener Parteigänger der „Moderne" zu heben. Spielhagen hat sich von diesen Verfehlungen frei gehalten. Der tapfere Kämpfer möchte so gern die jungen Soldaten um sich sehen; redlich bemüht er sich, ihre Taktik und ihre kleinen Handgriffe, ihre Marschroute und ihre Waffen zu würdigen. Auch steht er ihnen, soviel Angriffe er aus ihren Reihen auch erfahren hat, im Grunde näher als Heyse. Die Objektivität, die er proklamierte, ist ihnen fast selbstverständliche Forderung geworden; direkte Charakteristik, störende Zwischenreden trifft man kaum je in ihren Romanen. Und die innere Anteilnahme, die seine Praxis durchdringt, unterscheidet gerade die Jüngsten von den principiell uninteressierten Naturalisten: Hauptmann, Hirschfeld, Schnitzler dichten wieder mit den Herzen, wo die Holz und Schlaf alles mit dem Kopf abmachen zu können glaubten. Grade die Persönlichkeit Spielhagens ist unserer Sympathien sicher: der unerschrockene Kämpfer, der nie seine Parole verleugnet, nie dem Zeitgeschmack gegen sein Gewissen eine Konzession gemacht hat, der in rastloser Arbeit seine Theorie durch zahlreiche Romane und Novellen und seine Praxis durch vielfältige Studien zu erläutern und zu stärken versuchte; der überzeugte Parteimann, der sich vor keinem „neuen Pharao" beugte und auch nicht vor den Götzen einer ganzen Epoche; der kernfeste Idealist, dem seine Kunst ein Heiligtum und seine pädagogische Thätigkeit eine Ehrenpflicht ist. Wie seine Helden trägt er die Spuren zwiefacher Abstammung an sich, ein Sohn des Klassicismus und des Jungen Deutschlands, der Epoche zeitloser Kunstideale und der Zeit leidenschaftlicher Tageskämpfe angehörig; aber wie seine Helden wird auch er durch diese Mischung uns doppelt interessant. Aus beiden Lagern suchte er sich das Beste anzueignen: das Streben nach reiner Kunstform von den Goethe und Humboldt, das Mitleben in den großen Kämpfen der Nation von den Gutzkow und Börne. Ein drittes Lager haben wir inzwischen aufrichten sehen; auch wessen Herz dort ist, wird sich freuen über jeden Salutschuß zu Ehren des Vorkämpfers Friedrich Spielhagen.

Sturm.

Hinaus, auf den Deich aus dem warmen Nest!
Sturm, Sturm heult aus Südwest!
Drei Rosse stampfen den grünen Streif;
Die Mähne fliegt, es flattert der Schweif.
Wie das dunkele, brausende Wolkenheer,
Wie das weißgemähnte, gierige Meer,
Den schlanken, schwarzen Körper gestreckt,
Die Flanke aus schnaubendem Maule gefleckt,
So jagen sie hin auf flüchtigem Huf,
Und drüber die Möve mit kreischendem Ruf.
Bewegung, Schönheit und schäumende Kraft!
Die wild entfesselte Leidenschaft!
Das ist's, was die Brust von Männern hebt;
Wir beben nicht, wenn der Deich auch bebt!
Roll' an, du Woge, wir stehen fest,
Wir jauchzen entzückt: Sturm aus Südwest!

Johannes Wilda.

Bilder aus dem Botanischen Garten zu Berlin.

Von

Max Hesdörffer.

Mit einem Einschaltbild und elf Textillustrationen nach Originalaufnahmen.

(Abdruck verboten.)

Der im äußersten Westen von Berlin, an der Potsdamerstraße, dicht an der Grenze von Schöneberg gelegene Botanische Garten, aus welchem wir eine Anzahl vorzüglicher Aufnahmen bieten, wird leider nur allzubald der Geschichte angehören. Dieser wissenschaftliche Garten, der weitaus größte seiner Art im Deutschen Reiche, der noch vor zehn Jahren an freie Felder grenzte, wird jetzt völlig von mit hohen Mietshäusern bebauten Straßen umgeben, was manche Kulturen sehr beeinträchtigt; auch bietet er keinen Raum mehr für die neuen Pflanzenschätze, welche durch die immer siegreicher bis in die entferntesten Erdenwinkel vordringenden wissenschaftlichen Reisenden fortgesetzt eingeführt, sowie durch den internationalen Tauschverkehr der Botanischen Gärten erworben werden. Die Verlegung unseres Botanischen Gartens, der Lunge von Berlin W, nach Dahlem bei Steglitz, ist beschlossene Sache; die Pläne für die neue Anlage sind bereits ausgearbeitet, die vorbereitenden Erdarbeiten haben schon vor längerer Zeit begonnen, doch wird die Überführung der Pflanzenschätze mindestens sechs Jahre in Anspruch nehmen. Neuesten Bestimmungen gemäß wird wahrscheinlich auch die Königliche Gärtnerlehranstalt vom Wildpark bei Potsdam nach Dahlem verlegt und in eine „Hochschule für Gartenbau“ umgewandelt.

Mit dem Umzug des Botanischen Gartens muß ein schweres Stück Arbeit geleistet werden, die etwa vierzig Treibhäuser, unter welchen sich neben längst veralteten auch moderne Pracht- und Kolossalbauten befinden, müssen niedergerissen werden, und die meisten Bäume sind ihrer gewaltigen Größe halber nicht überführbar. Jeder Naturfreund wird es gewiß sehr bedauern, selbst wenn ihm nur unsere Bilder die Kenntnis des Gartens vermitteln, daß der herrliche Garten wahrscheinlich auch nicht als Park erhalten bleibt, sondern der Bauspekulation zum Opfer fällt. Der allmächtige preußische Finanzminister möchte einige dreißig Millionen aus dem Grundstück herausschlagen, die Stadt Berlin, die den Garten als öffentlichen Park erhalten sehen will, aber nur wenige Millionen für die Erwerbung auf-

Abb. 1. Denkmal des Direktors Braun.

wenden. So bleiben wahrscheinlich als letzte Zeugen vergangener Herrlichkeiten nur wenige Baumriesen erhalten; sie stehen außerhalb des Gartens mitten auf dem Bürgersteig der Potsdamer Straße, weil Kaiser Wilhelm I., als die Straße reguliert wurde, nicht zugeben wollte, daß dieser Regulierung auch nur ein Baum zum Opfer falle.

Der Königliche Botanische Garten zu Berlin ist einer der ältesten im Deutschen Reiche. Die ersten Gärten dieser Art wurden in Deutschland 1580 zu Leipzig, 1597 zu Heidelberg, 1629 zu Jena und 1669 zu Kiel begründet. Die Geschichte des Berliner Gartens reicht bis zum Jahre 1679 zurück, in welchem der Große Kurfürst aus siegreichem Feldzuge heimkehrte. Als praktischer Herrscher ließ sich der Kurfürst von dem damals berühmten Küchengärtner Michelmann, den er aus Holstein berief, auf dem Terrain des heutigen Botanischen Gartens eine Küchengärtnerei anlegen. In diesem Garten, der damals noch weit entfernt vom Geräusch der Großstadt lag, säte, pflanzte und pfropfte der Kurfürst mit eigner Hand; er ließ sich Samen und Pflanzen aus fremden Ländern kommen, und die brandenburgischen Gesandten an auswärtigen Höfen bemühten sich, seine Gunst durch Zusendung seltener Gewächse zu erringen. König Friedrich I. verwandelte die ganze Anlage in einen Lustgarten, legte eine Orangerie an und ließ Treibhäuser bauen. Unter der Regierung König Friedrich Wilhelms I., der als sparsamer Regent an Lustgärten keinen Gefallen fand, erhielt der Garten wieder ein schlechteres Aussehen, und der König war froh, als der ehemalige Leibarzt Andreas Gundelsheimer die Verwaltung des Gartens

Abb. 2. Teilansicht der Alpenpflanzenpartie.

übernahm und erheblich aus eignen Mitteln zur Erhaltung desselben beisteuerte. Nach Gundelsheimers Tode bewirtschaftete der Gärtner den mehr und mehr verfallenden Garten ohne jede Unterstützung bis zum Jahre 1718 weiter, worauf der König seine Beaufsichtigung der Societät der Wissenschaften übertrug, die zu ihrem großen Entsetzen die erforderlichen Kosten von jährlich etwa 860 Mark beisteuern sollte, ein Betrag, der nach wiederholten Gesuchen um 300 Mark herabgesetzt wurde. Statt der botanisch interessanten wurden jetzt auf Be-

Abb. 3. Blick auf die Sukkulenten-(Fettpflanzen-)Gruppe.

fehl des Königs vorzugsweise nur noch medizinisch wichtige Kräuter für die Hofapotheke angebaut; der botanische Garten hatte sich in einen Apothekergarten verwandelt. Recht bezeichnend für die damaligen Verhältnisse ist es, daß der technische Leiter des Gartens, der Gärtner J. F. Michelmann, der sich auf großen Reisen eine nicht gewöhnliche Bildung angeeignet hatte, und dessen Vater und Großvater schon bis zu ihrem Tode Leiter des Gartens gewesen waren, einen Jahresgehalt von 69 Mark bezog, womit der Mann sich und seine Familie ernährte. Im Jahre 1744 wurde die Societät in eine Königliche Akademie der Wissenschaften umgewandelt, der Garten erhielt jetzt reichlichere Mittel, und Gleditsch, der später „Professor der Kräuterkunde" wurde, erhielt die Leitung, unter welcher die Anstalt einen großen Aufschwung nahm. Mit dem Ausbruch des Krieges wurden indessen weitere Gelder verweigert, und nach dem Kriege war der Garten fast völlig verwüstet. Ein Bericht Gleditschs aus dem Jahre 1763 an seine vorgesetzte Behörde schließt mit den Worten: „Einem hochlöblichen Direktorio muß ich dies nach meinen doppelten Pflichten (als Präfekt und Professor) auf das allerdringlichste nochmals schriftlich anzeigen, wie ich von Jahr zu Jahr davon Erinnerung gethan habe, weil es die höchste Zeit ist, den Königlichen Botanischen Garten von einem gänzlichen Verfall zu retten." Alle Eingaben blieben unbeantwortet, und Gleditsch, der immer noch Gartendirektor (Praefectus horti) war, zog es schließlich vor, sich überhaupt nicht mehr um den Garten zu kümmern. 1786 starb Gleditsch, der Leibarzt Professor Mayer erhielt nun die Leitung, starb aber bereits 1801, worauf Professor Wildenow die Direktion übernahm. Bei der 1809 erfolgten Gründung der Universität wurde die Verwaltung des Gartens der Akademie abgenommen und mit einem festen Etat von 13000 Mark dem Ministerium unterstellt. Gegenwärtig dürfte der Etat des Botanischen

Abb. 4. Farngruppe unter alten Bäumen.

Abb. 5. Chamissolaube.

furchtbar wütete, eine große Zahl stattlicher Baumriesen brach und entwurzelte. Schreiber dieses war zu jener Zeit selbst im Garten thätig, und die kaum glaublichen Verwüstungen, die damals, ich glaube es war im Jahre 1886, angerichtet wurden, sind ihm noch in lebhafter Erinnerung. Große Opfer an schönen Bäumen forderte namentlich der Teil des Gartens, auf

Gartens und Museums wohl mehr als 150 000 Mark betragen. Einer der letzten verdienten Direktoren des Gartens war Professor Braun, dessen im Garten stehendes, von treuen Freunden gestiftetes Denkmal die Abbildung 1 veranschaulicht, ihm folgte Professor Eichler, der leider allzufrüh einem tückischen Leiden erlag, und seit etwa zehn Jahren liegt die Direktion in den Händen des Geheimen Regierungsrates Professor Dr. Engler, der sich große Verdienste um den Garten erworben hat.

Seit der Direktionsführung des im besten Mannesalter verstorbenen Direktors Eichler ist der Königliche Botanische Garten von Jahr zu Jahr nach außen und innen größerer Vollendung entgegengeführt worden. Eichler war namentlich bemüht, das Äußere des großen Parkes in landschaftlicher Vollendung auszugestalten, er wollte den Beweis liefern, daß sich die landschaftlich schöne Anlage des Arboretums sehr wohl mit dem Zwecke eines wissenschaftlichen Gartens vereinigen läßt. Zur Verwirklichung der Ideen Eichlers, welchem in dem gegenwärtig noch amtierenden Garteninspektor Perring auch ein gartenkünstlerisch fähiger technischer Leiter zur Seite stand, war es notwendig, eine größere Anzahl alter Bäume zu fällen, um freien Ausblick, Luft und Licht zu schaffen. Dieses Fällen der Bäume wurde in den achtziger Jahren dem verstorbenen Direktor sehr übel genommen, dazu kam dann noch, daß ein orkanartiger Sturm, der im Garten

welchem sich gegenwärtig die herrlichen Alpenpflanzenanlagen, sowie die Bassins für winterharte Wasserpflanzen befinden. Die große Alpenpflanzenanlage, von welcher wir auf Seite 664 die Abbildung einer Teilansicht bieten, ist eine Schöpfung des gegenwärtigen Direktors Engler, welchem der jetzt in Zürich wirkende Obergärtner Wocke als ein mit Ausführung derartiger Anlagen sehr vertrauter Gehilfe zur Seite stand, der gleichzeitig als tüchtiger Kenner der Alpenflora in gärtnerischen Kreisen geschätzt wird. Diese Alpenpflanzenanlage, die durch ihre romantisch aufgebauten Felsengipfel schon die Aufmerksamkeit des Laien erregt, erforderte einen Kostenaufwand von über 30 000 Mark, sie kann auch in landschaftlicher Hinsicht vorbildlich für die Ausführung von Felsengärten sein, die in England im Auftrage von Geldfürsten sehr häufig in den Parkanlagen ausgeführt werden, in Deutschland aber nur wenig bekannt sind. Erst kleine Anfänge haben wir in dieser Hinsicht in Deutschland zu verzeichnen, zu welchen auch die Felsenanlage des beliebten, in neuerer Zeit entstandenen Viktoriaparks zu Berlin gehört. Das Alpinum des Berliner Botanischen Gartens beherbergt ein selten vollkommenes Alpenpflanzensortiment, welches noch dadurch an Wert gewinnt, daß die Alpenpflanzen genau nach ihrer Heimat angepflanzt sind; jeder Teil der Anlage umfaßt die Pflanzen eines bestimmten Gebiets, und die charakteristische Beschaffenheit dieses

Gebiets hat man auch insofern zur Darstellung zu bringen versucht, als man möglichst zum Aufbau der Felsengruppen für jedes Gebiet diejenigen Steinarten verwendete, welche ihm eigentümlich sind. Das Alpinum bildet einen nicht unwesentlichen Teil der sogenannten „Pflanzengeographischen Anlage" des Botanischen Gartens. Dieser Anlage hat der gegenwärtige Direktor seine besondere Aufmerksamkeit zugewendet; sie umfaßt im Botanischen Garten eine Grundfläche von 100 Ar, auf welchem Raum die Pflanzenwelt der nördlichen gemäßigten Zone in ihren Zusammensetzungen und in ihren charakteristischen Zügen den Besuchern vorgeführt werden soll. Pflanzengeographische Anlagen existieren seit lange in den Botanischen Gärten, aber die Anlagen des Berliner Gartens sind die weitaus bedeutendsten.

Zu den pflanzengeographischen Anlagen im Park des Botanischen Gartens gesellen sich die pflanzengeographischen Gruppen; in ihnen sind diejenigen Gewächse nach ihrem heimatlichen Vorkommen aufgestellt, die in unserem Klima im Freien nicht ausdauern; es handelt sich deshalb bei der Aufstellung der in Betracht kommenden Pflanzenarten vorzugsweise um die Zusammenstellung sogenannter dekorativer Gruppen. Diese Gruppen werden im vorgeschrittenen Frühling, kurz vor Pfingsten, im Freien aufgestellt und vor Eintritt des Winters wieder abgeräumt, weil dann die nicht winterharten Pflanzen in die Treibhäuser zur Überwinterung zurückgebracht werden müssen. Alle Pflanzen dieser geographischen Gruppen stehen in Töpfen oder Kübeln, damit der Transport aus der Winterherberge ins Freie und umgekehrt jedesmal ohne Störung der Wurzeln und andere sonstige Schwierigkeiten stattfinden kann. Besonders bemerkenswert sind die Gruppen, welche die Flora Australiens, des Kaplandes, der das Mittelmeer umgrenzenden Länder und Asiens zur Darstellung bringen. Wir bieten eine dieser geographischen Gruppen in der Abbildung 3, die sogenannte Sukkulentengruppe. Sie steht nahe am Eingang des Gartens und beherbergt fast ausschließlich Fettgewächse, unter welchen Agaven und Echeverien die Hauptrolle spielen. Die meisten Pflanzen dieser Sukkulentengruppe gehören der mexikanischen Flora an, für welche auch die eigentlichen Kakteen, die gleichfalls Fettpflanzen, charakteristisch sind. Diese Kak-

Abb. 6. Inspektor- und Gehilfenwohnungen am Haupteingang des Gartens.

teen findet man auf einer zweiten geographischen Gruppe, welche dicht neben der ersten steht, vereinigt; sie erregen das Interesse des Beschauers durch ihre interessanten Körperformen, die reichliche und mannigfaltige Bestachelung und nicht zum wenigsten auch durch wahrhaft prächtige Blüten, die fast immer die eine oder andere Pflanze auf dieser Gruppe zur Schau trägt, während in der Sukkulentengruppe nur selten auffallende Blüten zu bewundern sind. Es kommt aber auch in dieser Gruppe vor, daß einmal die eine oder andere Agave

Abb. 7. Das große Palmenhaus.

ihren mächtigen Blütenschaft entfaltet, der sich oben kandelaberartig verzweigt und auf den einzelnen Nebenzweigen in reicher Zahl die Blüten trägt, die an und für sich nicht sehr stattlich sind und auf die große Entfernung hin nur wenig auffallen.

Von den Laien unter den Besuchern scheint die systematische Abteilung, die in jedem Botanischen Garten einen größeren Raum des Terrains einnimmt, meist nicht genügend beachtet zu werden, aber trotzdem ist das Studium dieser Abteilung von besonderem Interesse, da sie eine Darstellung von der Verwandtschaft der natürlichen Gruppen des Pflanzenreiches gibt, soweit eine solche Darstellung unter den obwaltenden klimatischen Verhältnissen überhaupt zur Durchführung gebracht werden kann. In den meisten Fällen kann immer nur eine sehr beschränkte Anzahl von Pflanzenarten im System untergebracht werden. Es ist auch die Unterbringung einer großen Artenzahl nicht notwendig. Wie alle Pflanzen des botanischen Gartens, so besitzt auch im System jede einzelne Pflanze ihr Etikett, welches außer dem Gattungs- und Artnamen noch das Vaterland enthält. Ausführlichere Angaben findet man häufig noch bei besonders wichtigen Pflanzen, welche hervorragendes botanisches oder praktisches Interesse bieten. Wir führen aus der systematischen Abteilung eine malerische Gruppe in Abbildung 4 vor, die Farngruppe, für welche, den Lebensbedingungen der Farnkräuter entsprechend, ein schattiger Platz unter alten Buchen gewählt worden ist. Wenn wir diese Gruppe eingehend besichtigen, so sehen wir, daß die Farne nicht nur ausschließlich kleinere Kräuter sind, wie man allgemein annimmt, sondern daß sich unter ihnen auch Arten mit stattlichen Stämmen

Abb. 8. Blick auf das Viktoriahaus.

$3\frac{1}{2}$ Meter. Dieſe Rieſenpflanze, deren Alter man auf 1000 Jahre ſchätzt, wurde vor etwa 10 Jahren aus Auſtralien importiert. Sie gelangte durch die Vermittelung unſeres verſtorbenen Landsmannes Baron von Müller, der in Melburne Regierungsbotaniker war, in den Beſitz des hieſigen Gartens.

Wir können des beſchränkten Raumes halber und der Überſchrift unſerer Abhandlung entſprechend uns in Details nicht verlieren, ſondern müſſen uns darauf beſchränken, die in den Abbildungen zur Darſtellung gelangten Partien und Anlagen des Gartens kurz zu beſprechen. Wir werfen deshalb im Garten nur noch einen flüchtigen Blick auf die hervorragenden maleriſchen Baumgruppen, von welchen die

befinden, die freilich ausſchließlich in den Tropen heimiſch ſind. Neben verſchiedenen Arten mit hohen Stämmen fällt in dieſer Gruppe auch eine Art mit unförmigem, kurzem Stamme auf. Sie führt den Namen Todea barbara, iſt $1\frac{1}{4}$ Meter hoch, und der Stamm beſitzt einen Durchmeſſer von

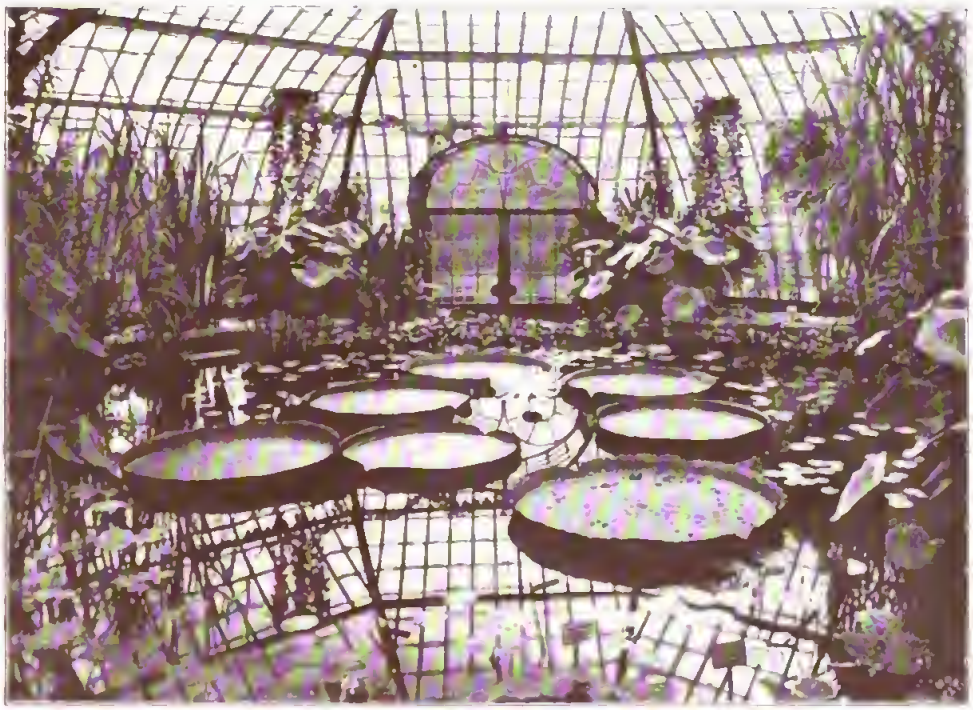


Abb. 9. Das Innere des Viktoriahauſes mit blühender Victoria regia.

Abb. 10. Glashaus mit blühenden Azaleen.

Abbildung zw. Seite 672 und 673 eine der schönsten zur Darstellung bringt, und auf die zwischen den Sommerpflanzen und dem Zwiebelstück gelegene sogenannte Chamissolaube (Abbildung 5), die, wie unser Bild deutlich erkennen läßt, mit alten malerischen Lianen dicht umrankt ist. Diese Laube bildete schon einen bevorzugten Aufenthaltsort des Dichters, dessen Namen sie trägt, und da Chamisso bereits seit sechzig Jahren tot ist, so kann man sich einen Begriff von dem Alter dieser Laube und der sie mit dem denkbar dichtesten Blätterdach umgebenden Lianen machen.

Gleich beim Eintritt in den Garten, von der Potsdamer Straße aus, fallen alte Baulichkeiten auf, die einen für sich abgeschlossenen Vorgarten rechtwinklig einschließen; sie haben ein fast kasernenartiges Aussehen, welches edle Weinreben, die diese Bauten umspinnen und infolge der günstigen sonnigen Lage jährlich reife Früchte tragen, allerdings wesentlich mildern. In diesen Bauten haben wir die Inspektor- und Gehilfenwohnungen vor uns; die Abbildung 6 bietet eine hübsche Ansicht derselben.

Von den Gewächshäusern des Gartens ist das Palmenhaus das hervorragendste; es ist ein gewaltiger Eisenbau mit Doppelglas, an dessen Hinterfront sich noch eine Anzahl Gehilfenwohnungen anschließen. Dieses Palmenhaus dürfte wohl das höchste und größte derartige Gewächshaus in Deutschland sein; es übertrifft an Größe noch das berühmte Palmenhaus des Frankfurter Palmengartens, wenn es auch im Innern nicht den entzückenden Eindruck des letzteren macht, da dies ein Stück Tropenlandschaft mit Rasenplätzen, Baum- und Strauchpartien imitiert, während im Berliner Palmenhaus sämtliche Palmen in Töpfen und Kübeln stehen und bei ihrer Aufstellung auf besondere landschaftliche Wirkung keine Rücksicht genommen werden konnte, da das Haus aus drei Flügeln besteht, von welchen der mittlere erheblich höher als der nördliche und südliche ist. Unsere Abbildung 7 gibt ein schönes Bild von diesem großen Prachtbau, der alle Treibhäuser des Gartens beherrscht und den jeder wahre Naturfreund nur mit Bedauern fallen sehen wird. Eine große Anziehungskraft auf die Besucher des Gartens übt auch das sogenannte Viktoria-

haus (Abbildung 8), aus, ein kuppelartiger Bau, der seitwärts vom Palmenhaus ganz isoliert an kleinem Teiche liegt. Das Innere dieses Hauses besteht aus einem großen Riesenbassin, welches der Kultur der Königin der Wasserpflanzen, der Victoria regia, dient. An dieses Riesenbassin schließen sich eine Anzahl kleinerer Bassins an, die das Haus kreisförmig umgeben. In diesen Bassins werden vorzugsweise die der Victoria nahe verwandten tropischen Seerosen kultiviert, die während des ganzen Sommers unaufhörlich ihre buntfarbigen und teils auch wohlduftenden Blüten zur Entfaltung bringen. Das Hauptgewächs dieses Wasserpflanzenhauses ist und bleibt aber die Victoria regia, deren gewaltige Blätter im Hochsommer den Wasserspiegel völlig decken, wie dies unsere Abbildung 9 deutlich erkennen läßt. Da das Überwintern der Pflanze unsicher und kostspielig, so wird sie jährlich neu aus erbsengroßem Samenkorn gezogen, und die anfangs langsam wachsenden jungen Pflanzen beginnen sich erst im Sommer üppig zu entfalten und zwar in der Weise, daß ihre starkrippigen Blätter schließlich einen Durchmesser von $1\,^1/_2$—2 Meter erreichen und, unterstützt durch ihre aufwärts gebogenen Ränder, fähig sind, je einen Centner auf dem Wasserspiegel zu tragen. Die Pflanze entwickelt in einer Vegetationszeit gegen vierzig Blätter, von denen die alten aber immer absterben, teilweise auch aus Raummangel entfernt werden müssen, so daß stets nur fünf bis acht der völlig entwickelten Blätter zu sehen sind. Die erste Blüte erscheint im Hochsommer, und dann öffnen sich in Zwischenräumen von vier bis sechs Tagen bis zum Spätherbst ständig neue Blüten. Jede einzelne Blüte hat nur eine Dauer von zwei Tagen; sie beginnt nachmittags zwischen vier und fünf Uhr zu erblühen, ist dann reinweiß und öffnet sich nicht völlig, gegen Abend des zweiten Tages öffnet sie sich endlich ganz, zeigt jetzt eine rosenrote Färbung und strömt einen schwachen süßlichen Geruch aus. Nun wird die Blüte künstlich befruchtet, sie schließt sich darauf wieder gegen Morgen, sinkt unter und reift im Wasser ihre Samen. In der Form gleicht die Blüte täuschend derjenigen unserer gewöhnlichen weißen Seerose, nur an Größe übertrifft sie dieselbe bedeutend, und vorzugsweise

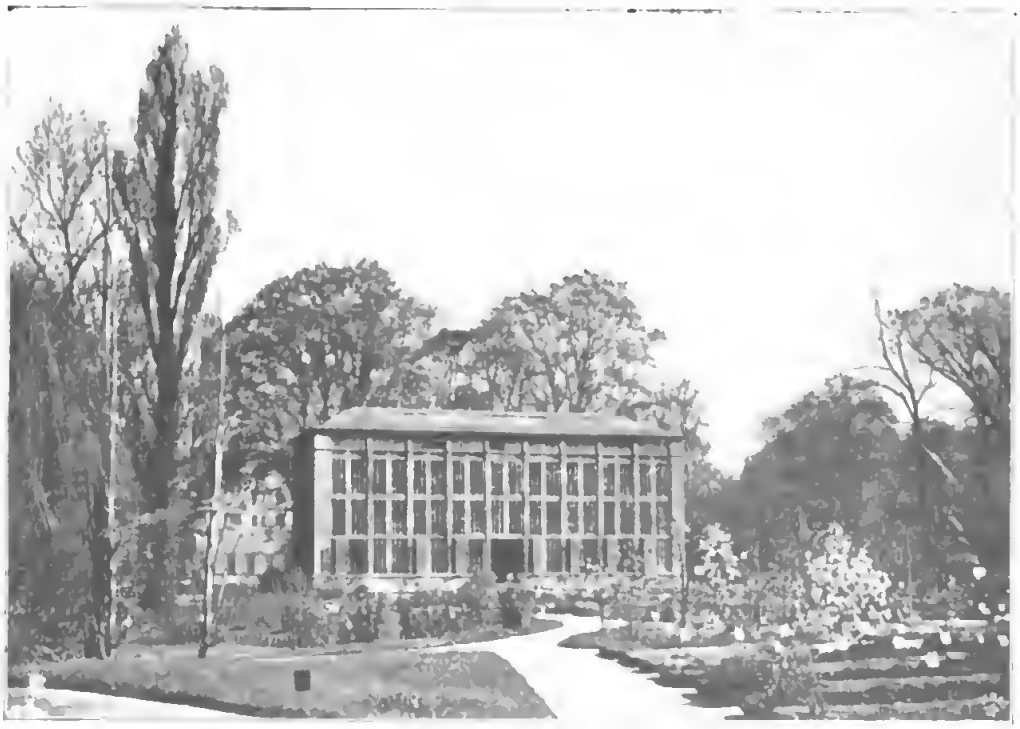


Abb. 11. Das große Überwinterungshaus.

diese Größe ist es, welcher sie ihre Berühmtheit verdankt. In früheren Jahren, als die Victoria regia noch wenig bekannt war, warteten Tausende und Abertausende mit Spannung auf die Entfaltung der ersten Blume, und wenn die Tageszeitungen das Öffnen derselben in Aussicht stellten, so veranlaßte dies eine wahre Völkerwanderung nach dem Botanischen Garten. Tausende strömten dann hinaus, die Blume zu bewundern. Nach solchen Massenbesuchen zeigte der Garten tagelang die Spuren der oft recht rücksichtslosen Besucher, die vielfach unbarmherzig über Rasenflächen und Beete sich ihren Weg bahnten und mit solcher Wucht in das Glashaus stürmten, daß ungehinderter Verkehr und Ordnung nur mit großer Mühe aufrecht erhalten werden konnte. Von den übrigen Häusern des Gartens bietet dem Laien noch das Orchideenhaus mit seinen reichen Schätzen an tropischen Orchideen, das Araceenhaus mit den teils herrlich blühenden, teils durch prächtige große und interessant gezeichnete Blätter ausgezeichneten Arongewächsen ein besonderes Interesse, ebenso wie das weit kleinere Treibhaus, welches der Anzucht tropischer Nutzpflanzen dient. Die Kultur tropischer Nutzgewächse wird seit einigen Jahren im Berliner Botanischen Garten mit besonderem Eifer betrieben; sie werden in größerer Zahl aus Samen für unsere afrikanischen Kolonien angezogen und in treibhausartigen Versandkästen von Berlin nach Afrika geschickt. Diese Kästen sind so konstruiert, daß die zum Teil recht empfindlichen Gewächse die mehrere Wochen dauernde Seefahrt fast schadlos überstehen. Ein sehr interessanter und stattlicher Glasbau ist auch das sogenannte Winterhaus, Abb. 11. Es hat eine bedeutende Höhe, da es dazu bestimmt ist, im Winter die größten Kübelbäume aufzunehmen, für welche die übrigen Treibhäuser viel zu klein sein würden. Im Innern dieses Glashauses sind auch eine Anzahl ausländischer Bäume frei ausgepflanzt, die im Laufe der Jahre einen gewaltigen Umfang erreicht haben. Erwähnenswert sind verschiedene myrtenartige Gewächse, wie Fieberheilbaum und die australische Eugenie, sowie eine weißliche Akazie von den Blauen Bergen in Australien, die sich im Frühling völlig mit ihren gelben Blütenkugeln bedeckt. Auch die interessanteste und älteste Pflanze des Botanischen Gartens steht freiwurzelnd in diesem Winterhause, eine Zwergpalme (Chamaerops humilis), deren Alter etwas über zweihundertundfünfzig Jahre beträgt. Diese Palme gelangte aus Holland durch Erbschaft in den Besitz des Großen Kurfürsten und soll damals bereits eine Höhe von vier Metern besessen haben, trotzdem Palmen dieser Art, die schon in Südeuropa wildwachsend angetroffen werden, in der Regel keine Stämme bilden, sondern strauchartig zu wachsen pflegen.

Der Botanische Garten in Berlin, der bereits gegenwärtig nach den Gärten in Kew bei London und in St. Petersburg der bedeutendste wissenschaftliche Garten Europas ist, wird nach seiner Verlegung nach Dahlem und der mit derselben verbundenen bedeutenden Ausdehnung sowohl in wissenschaftlicher wie in landschaftlicher Hinsicht jedenfalls noch bedeutend gewinnen. Aber auch gegenwärtig ist er schon eine hervorragende Sehenswürdigkeit der Reichshauptstadt, die leider viel zu wenig beachtet und von Fremden nur selten besucht wird. Allerdings besitzt der Garten gegenwärtig eine große Zahl von Stammgästen, die man am liebsten Sommergäste nennen möchte; sie bestehen aus Bewohnern der näheren Umgebung des Gartens, des sogenannten Geheimratsviertels, die im Frühling mit ihren Klappstühlen unter dem Arme mit den ersten warmen Sonnenstrahlen einzuziehen pflegen und dann Tag für Tag im Garten zu finden sind. Nur wenige dieser Gäste beschäftigen sich intimer mit den reichen Pflanzenschätzen des Gartens, die meisten wünschen nur die reine von Blumendüften gewürzte Luft zu genießen, sie pflegen sich deshalb, um nicht von der Langenweile geplagt zu werden, mit Handarbeit, und beim Lesen von Büchern die flüchtige Zeit zu vertreiben. Mit den Zugvögeln, die den schon ziemlich im Innern des weltstädtischen Häusergewirres gelegenen Garten zahlreich bevölkern, verschwinden im Herbste auch die Sommergäste, und dann belebt für lange Monate nur das stattliche Beamtenheer den Garten und die vielen Treibhäuser, deren Besichtigung gerade im Winter und Vorfrühling am lohnendsten sein würde.

Partie aus dem Botanischen Garten zu Berlin.

Lichterfelderstraße Nr. 1.

Eine Berliner Zigeunergeschichte.

Von

Hanns von Zobeltitz.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

Da stand ich nun mit meinem so unendlich prosaischen Napfkuchen wie ein begossener Pudel. Und es war ein spottschlechter Trost, daß Anna mir trotzdem zulächelte, mich ihren „lieben Freund Johannes“ nannte, der „wieder g'rad mal ihren eignen Geschmack getroffen mit dem Napfkuchen da“ — — diesem vermaledeiten Ding mit dem großen runden Loch in der Mitte, wo gerade so gut was hineingepaßt hätte.

Ich meinte, der ganze Tag sei mir verdorben.

Und dabei sah sie wieder so besonders süß aus in ihrem spotteinfachen selbstgemachten Kattunfähnchen, das oben am Hals ein klein bissel Fleisch sehen ließ und an den Händen ein Stückchen des wohlgerundeten Armes. Und das Zimmer so appetitlich, wie das liebe Persönchen selbst, alles ordentlich aufgeräumt, gar nicht wie sonst meist bei Theaterdämchen, wenn es nicht gerade Sterne erster Ordnung sind. Der Lump, der General, schnüffelte mit Nase und Augen herum, und dann hatte er sogar die Frechheit den Mephisto zu eitieren: „Nicht jedes Mädchen hält so rein . . .“

Aber da kam er an die Unrechte: „Hören Sie, Herr Krohn. Sie sind mir gar ein lieber Freund . . . Sie sind mir alle liebe Freunde . . . aber so etwas dürfen's nicht sagen. Denn das ist bloß selbstverständlich.“

Manchmal hatte sie so etwas solid Bürgerliches — und das gefiel mir gerade. Den anderen vielleicht nicht so.

Die Gratulationscour war zu Ende. Aber auf vier Uhr wurden wir zum Mokka befohlen — „und bitt', kommen's nicht später. Denn es ist wegen der Komödie . . . Sie werden doch heut auch in die Komödie kommen, lieben Freunde? Es gibt Preciosa . . . ich hab zwar bloß eine kleine Partie . . . aber für die Plätze sorg' ich natürlich —“

Und da hatte wieder der Kronide eine grenzenlose Unverschämtheit: „Holde Annita —“ sagte er. „Es wird heut ein wundervoller Abend sein. Alle Sterne werden Ihnen zu Ehren in verdoppeltem Glanze strahlen, und ein Dufthauch gehe über die Erde. Holde Annita! Teure, geliebte Freundin! Schenkt uns — nicht Euer Herz, Annita, denn, ach! ich weiß, Sie tragen einen Kiesel unter dem Mieder — aber schenkt uns die Ehre, heut nach dem Theater unser Gast zu einem kleinen frugalen Souper zu sein!“

Was huldvollst angenommen wurde. —

„Na wartet!“ dachte ich, als wir nach einem schweigsamen Marsch durch den Flur in unserem Salon waren, und schloß die Fenster.

Die beiden standen und durchblätterten die eingegangene Tagespost und machten möglichst dämliche Gesichter.

„Ihr seid ja nette Rüben!“ begann ich. „Schämen solltet Ihr Euch, mich so —“

„Macht Euch nicht lächerlich, Johannes!“ Der General zog die Achseln hoch. „Jeder ist eben seines Glückes Schmied.“ Ich wollte losbrausen, aber da reichte er mir den dicken Brief, den er soeben aufgerissen: „Jetzt kommt Ihre Novelle schon zum fünftenmale zurück — aus Stuttgart —“

Das schmetterte mich zu Boden. Diese reizende kleine Geschichte aus der russischen Leibeigenenzeit, mit so viel Liebe drin und so viel Knute und dem feinen Juchtenduft — und ich hätte die fünfzehn Thaler Honorar so gut gebrauchen können, ach, so gut —

Solamen miseris . . . auch Fritzesohn ließ die Unterlippe hängen.

„Diese unverschämte Bande!“ schrie er dann auf. „So hört doch nur: ‚Wien, den . . . ꝛc. Sehr geehrter Herr! Für

das uns am 14. d. M. eingesandte Feuilleton ‚Altes und Neues aus der Welt der Mode' haben wir keine Verwendung. Wir sind in der Redaktion selbst vierundzwanzig Herren, und wenn wir unsere Spalten mit Kohl garnieren wollen, bauen wir diesen persönlich. Hochachtungsvollst . . .' Ah — ah —" er lief zum Sofa und warf sich auf das baufällige Gestell, daß es in allen Fugen krachte.

Zu meiner Schande muß ich gestehen, ich lachte höhnisch. Ja — es gibt eben nur eine reine Freude — die Schadenfreude!

Der General hatte sein Gesicht in ernste Falten gelegt. Er zog sich einen Stuhl in die Mitte des Zimmers, ließ sich gravitätisch nieder und seinen Bart mehrmals durch die Finger der Rechten gleiten, während er mit der Linken unser „Buch" hielt, dessen Führung Fritze als der jüngste zu besorgen hatte, und hub dann an: „Kollegen! Freunde! Man muß allem Ungemach offen ins Auge schauen, sagte mein tapferer Freund Stuart, als wir vor Yellow Taverne hielten, wo er die Todeswunde empfangen sollte. Er ahnte es, aber, by Jove, keine Miene in dem Erzgesicht zuckte, wie er mir vom Sattel herunter die Hand reichte. O mein Held — mein Stuart —"

„Zur Sache!" brummte Fritze.

„Kollegen! Freunde! Unsere Sache steht faul. Wir dürfen uns das nicht verhehlen. Seit drei Wochen, sehe ich hier in diesem mit musterhafter Accuratesse geführten Buch, nahm das Büreau fünf Thaler und acht gute Groschen ein . . ."

„Für mein Feuilleton ‚Berühmte Löwenjäger' —" warf mein Frère großartig hin.

„Sehr richtig bemerkt. Dem stehen zwei Thaler und fünf Groschen an Portis und für Papier gegenüber. Das ist, hol' mich der Geier, das ist böse, meine geliebten Freunde. Und der Erste stehet vor der Thüre."

Ich lachte — gallebitter lachte ich: „Na, Ihr habt ja Mammon: für Rosen und Parfum. Und heute abend werdet ihr ein Souper geben . . ."

„Schämt Euch, Johannes!" klang es verweisend zurück. „Wißt Ihr denn, ob die Rosen oder das Parfum bezahlt sind? Ich erlaube mir, von letzterem das Gegenteil anzunehmen, denn anderenfalls würde mein verehrter Kollege im Apoll dort sicher nicht das teuerste Violet de Parme gewählt haben, sondern eine billigere Marke. Was also hinderte Euch, Johannes, Menschenfreunde zu suchen, die für die Notwendigkeit Verständnis hatten, einer teuren Freundin Opfer darzubringen. Aber gleichviel — sprechen wir von den Geschäften. An mir wahrlich lag es nicht —"

Ich hohnlachte wieder: „Na, na, General! Euer Tintenfaß ist seit vierzehn Tagen eingetrocknet."

„Johannes, was sagt Ihr da? Thut's denn diese elende mechanische Arbeit? Wahrhaftig — ich habe gerade in diesen letzten Wochen viel für Euch gethan: ich habe gedacht — gedacht — gedacht!"

Er machte eine wundervoll wirkungsvolle Kunstpause. Dann aber warf er uns wieder eine Anzahl Schlagworte hin, nach denen wir schließlich doch haschten. Für den großen Feuilletonisten Fritze: mehr Fühlung mit der Gegenwart halten, Zeitungen lesen, aktuell sein — piff, paff, puff — es passiert immer etwas. Da hinten in Indien gibt's jetzt einen kleinen Krawall, schnell ein Artikelchen über die Machtstellung Englands und einen zweiten historischen über Sir Hastings — Material reichlich im Lesezimmer der königlichen Bibliothek. Für mich: „Teurer Johannes! Stoffe suchen — Stoffe — Stoffe! Und Menschen schildern — Menschen! Ich hätte an jedem Finger ein Novellchen, wenn ich nur wollte. Gehirnschweiß hergeben. Aber wissen Sie, Liebster, vielleicht geht's so: lesen Sie mal die alten Spindlerschen Romane. Die kennt heut niemand mehr. Und wenn auch — macht aus 'nem vierbändigen Roman 'ne kleine Novelle von sechshundert Zeilen, verlegt die Handlung von Kottbus nach Ritzebüttel . . ."

So ging es eine ganze Weile fort.

Ach wie oft war es schon so gewesen —

Der General schrieb wie ein junger Gott, wenn er einmal schrieb; seine Feuilletons waren fast immer Treffer. Aber er war so faul, so faul. Der dicke Schoßhund der Pompadour ist gewiß ein bewegliches Ungeheuer ihm gegenüber gewesen.

Fritzesohn war der relativ fleißigste von uns. Aber er kam damals noch nicht aus dem Konventionellen heraus, er trampelte immer noch die große Heerstraße entlang, die Tausende vor ihm gegangen, die Hunderte mit ihm gingen.

Und ich . . .

Das war das Schrecklichste, mir fiel nichts Rechtes ein. Es war ein Jammer. Ich hatte den einen leidlich gelungenen Wurf gethan, und nun saß ich elend auf dem Trockenen, quetschte das Gehirn aus und lutschte die Federhalter kaput.

Daß sich Gott erbarm! Nur wer diese Situation kennt, begreift sie.

Aber ich hatte nicht einmal die Selbsterkenntnis. Ich meinte immer noch, es müßte kommen, ich könnt's erzwingen. Ja Kuchen!

Und so fabrizierte ich feste drauf los — na, Schwamm drüber. —

Als der Kronide endlich mit seinem weisen Sermon zu Ende war, stand er auf, legte die Amtsmiene ab und lachte: „Ehem — und die Hauptsache: wie machen wir das mit dem Souper? Es muß fein werden — hochfein!"

Da sprang Fritze, der schon eine ganze Weile gemaikäfert hatte, auf: „Das übernehme ich!" und riß an der Klingelschnur.

Mir saß immer noch die Galle dicht beim Herzen. „Man nicht so eilig, mein Junge!" rief ich. „Du überschätzt deinen Kredit. Wenn er auch beim ami de la tête, dem armen Kerl, zu 'ner Flasche Violet de Parme langt, Frau Lieper —"

„Bitte, bitte — Ihr werdet sehen! Nur mich nicht unterbrechen . . ."

Es schlurfte draußen, dann pochte es, und Herr Lieper trat ein.

Er sah nicht gerade freundlich aus, unser braver Lieper. Wir erkannten das sofort, denn wir besaßen ein untrügliches Barometer für seine Stimmung: war er ganz tadellos rasiert, so stand es auf „Schön Wetter"; die zunehmenden Stoppeln um das feiste Kinn aber entsprachen genau dem Fallen des Quecksilbers.

Heut glich er einem Schauspieler ohne Engagement zur Sommerszeit.

Fritzefrère war eitel Zucker: „Nein aber, mein lieber Herr Lieper, daß Sie sich selbst bemühen! Wir wollten gern Ihre verehrte Gattin sprechen —"

Der Mann machte ein höchst mißtrauisches Gesicht, wie sieben Tage Regenwetter. „Meine Olle hat keene Zeit nich" brummte er in seiner zarten Ausdrucksweise. „Wat wolln Se denn egentlich? Die Miete kann ick ooch nehmen —"

„Aber ich bitte, wir werden Sie doch nicht inkommodieren. Nein. Es handelt sich nur um einen Rat — um einen journalistischen Rat, sozusagen. Wir brauchen den . . . den Rat einer klugen Frau . . ."

Es grollte.

„Meine Frau is doch keene kluge Frau?! Nee sowas. Wie Sie mir vorkommen —"

Ich lachte und erntete dafür vernichtende Blicke von allen Seiten.

„Wir haben uns mißverstanden, verehrtester Herr Lieper. Man kann doch auch eine kluge Frau sein, ohne — ehem! — ohne mit dem Klapperstorch in Allianz zu stehen," sprach mein Bruder mit großer Würde. „Bitte . . . wir müssen Madame Lieper sprechen . . ."

„Wir müssen . . ." wiederholte der Kronide im Kommandoton.

Worauf Lieperchen 'ne Weile die Stickerei auf seinen Pantoffeln betrachtete, den Zipfel der blauen Schürze in den dicken kurzen Fingern zerquetschte und endlich meinte: „Na denn wer' ick ihr Ihnen man schicken."

Die Introduktion war nicht vielversprechend. Aber Fritzesohn erklärte: „Laßt mich nur machen —" und setzte sich in Denkerdichterpositur an den Fichtenen.

Madame Liepern erschien.

Sie war eigentlich immer vergnügt, mochte der Alte böse thun oder nicht, mochte das Geschäft gut gehen oder schlecht.

„Na, da bin ick!" sagte sie. „Nu bin ick aber mal bloß neugierig. Mein Oller sagt, ick sollte dichten helfen thun —" und sie lachte, daß in den roten Bäckchen zwei Grübchen erschienen, die sie ordentlich verjüngten. „Janz mein Fall, meine Herrns. Feine Reime kann ick machen, z. B. ,Bleibt die Miete man mich schuldig — Mutter Liepern ist jeduldig . . ."

„Madame!" rief der General aus seiner Ecke. „Madame, das ist ein Plagiat —"

Die Grübchen vertieften sich noch. „Wat dat vorn Tier is, en Plakiat, weeß ich nich, Herr Krohn. Aber das is schon richtig, daß Sie der armen Pilken gesagt haben: Madame Pilken seid geduldig — bleib' ick die Miete Euch auch schuldig!"

Fritzesohn wurde ungeduldig. „Meine liebe Frau Lieper," begann er, „ich habe in der That eine große Bitte. Sehen Sie, ich weiß, Sie sind eine ganz perfekte Köchin

Wie war es doch, nicht wahr? — Sie konditionierten zuletzt bei Herrn Geheimrat Scheckemann . . ."

„Steckelmann, zu dienen! Jawoll . . . ja . . . der verstand was von die feine Küche. Wissen Se, wenn so mal 'ne Speise recht gut drin geschmeckt hatte, dann kam er selber raus und tetschelte mich auf die Backen. Natirlich, verstehn Se — in allen Ehren — nur von wegen die Jurkenmendise . . ."

„Nun also, liebe Madame Lieper, ich schreibe hier grade 'ne kleine Erzählung und da kommt solch kleines, einfaches Souper vor. Das will beschrieben, geschildert sein, und dafür möchte ich Ihren Rat. Aber, Johannes, bitte . . . einen Stuhl für Madame Lieper . . ."

Sie lächelte sichtbar geschmeichelt und ließ sich wundervoll nieder: „Mit Permussion . . ."

„Was könnte man denn so in dieser Jahreszeit geben?" begann Fritze, der Racker, hinterlistig. „Spargel natürlich —"

„Natirlich —" echote sie. „Spargel is immer seinsein. Aber nich so die janz dicken, so die Mittelsorte. ‚Un schälen Se reichlich', sagte der Geheimrat immer. ‚Man bloß nicht geizen, Karoline!' sagte er."

„Geiz ist die Wurzel alles Übels," bestätigte Fritze aus innerster Überzeugung, ging zu Kalbskoteletten en Papilotte über und fand innigstes Verständnis.

Aber dann stellte er sich plötzlich mordsdumm. Er machte die thörichtsten Querfragen, bis Madame Lieper ganz ungeduldig wurde. Sie fing an, sich zu ereifern: „So jeht das nich! Ick kann Ihnen das nich so ausnanderkloben, wie das aussieht und wie das jemacht wird und wie das schmeckt. Jemine — — nee — Speck nich — bei leibe nich! Na, da hätte der Herr Jeheime mir scheene uf'n Drab jebracht. Wenn ich Sie das man zeigen kennte. Aber nee — nich doch — zu die Sparjeln holländische Sauce . . . aber die darf nich klunkern . . ."

Fritze seufzte tief und schwer. Wie ein doppeltes Echo klang es aus unseren Sofaecken zurück, und dann stand der General auf, trat an den Fichtenen, legte seine Hand auf Fritzes blonden Schädel und sagte im Tone tiefster Kümmernis: „Gib es auf, mein lieber Sohn! Es nutzt nichts. So etwas darf und kann man nur schildern, wenn man es gesehen und gegessen hat —"

Noch einmal entrang sich ein schmerzlicher Seufzer unseren Männerbrüsten. Keine Salve kann gleichmäßiger herauskommen. Fritze aber meinte resigniert: „Herr Krohn hat recht, Frau Lieper. Man muß das gegessen haben . . ."

Oh du gute arglose Seele, brave Liepern!

Ein kleines Weilchen druckste sie noch. Dann hob sie das würdige Haupt und erklärte: „Jemine — jemine! Na ja! Aber . . . und nu wolln Se also die Jeschichte nich schreiben?" Fritze schüttelte das Haupt, tieftraurig. „Na ja . . . aber . . . nee . . . nu wenn ich nu den Herren heut abend —"

Es war ein großer Moment. Aber während der Kronide und ich bei einem Haar losgejubelt wären, bewährte sich diesmal unser Jüngster als der Überlegenere. Er seufzte noch einmal, er schüttelte wieder resigniert das Haupt: „O ja, Madame Liepern, dann könnte ich wohl die Souperseene dichten. Aber . . . nein . . . wir können das unmöglich annehmen. Unsere augenblickliche Lage . . . wir sind, glaube ich, sogar nach ein wenig im Rückstand bei Ihnen . . . und dann —" nun spielte er den letzten Trumpf aus — „ich fürchte, solch kleines Souper, so ganz tadellos . . . für etwa vier bis sechs Personen, liebe Madame Lieper . . . sollte das nicht am Ende doch über Ihre Kräfte —"

Sie hatte in wachsender Erregung zugehört. Bei den letzten Worten färbten sich ihre immer sanft geröteten Backen in die Purpurglut gerechter Entrüstung. Mit 'nem Ruck sprang sie auf: „Nee aber so was! Das sagen Sie der Liepern?! Na warten Se, die Karoline wird Se zeigen, was se kann! 'N Omlette oh komm vor die Thür solln Se außerdem haben, das sich jewaschen hat — keine Mehlpampe, und schaumig . . . so hoch! Nee sowas! Wenn soll's denn losjehn mit de Futterei? Um halb eilfe. Jemine — jemine — und nachmittags ha'n die Baptisten grade Predigt im Saal — na, die verzehren doch nischt, aber abends tanzt die „blaue Spritze" — die Herrens wissen, der Verein — da jibt's zu thun! Jemine . . . na denn will ick man noch schnell vors Hallsche uffn Wochenmarkt von wejen de Sparjeln . . ."

Und hinaus war sie.

Und wir tanzten einen Indianertanz, der sich auf jedem Brett'l hätte sehen lassen können.

V.

Wir tranken bei Anna — Annita — Annuschka unseren Mokka, zu dem die gute kleine „Lokomotive", vulgo Alma Steglin, die erforderlichen Tassen geliefert hatte, und wir stippten den ganzen Napfkuchen und das Storchnest dazu. Dann goß Annita uns fast die ganze Pulle Violet de Parme auf Rockkragen und Taschentücher — d. h. der General hatte seins „vergessen" und sie pumpte ihm eins — und dann zogen wir mit ihr ins Theater und klatschten frenetisch Beifall, sobald sie auf der Bühne erschien.

Ich traue mir kein rechtes Urteil darüber zu, ob sie wirklich Talent hatte. Nur daß sie — nicht nur als Spanierin, sondern immer — reizend aussah, weiß ich, und daß wir sie damals nicht nur für ein Talent, sondern für ein Genie hielten, weiß ich auch. Heute möchte ich bezweifeln, daß ihr Temperament stark genug war, um große Leidenschaften zu verkörpern. Am besten lag ihr das weiche, sanfte — aber wenn ich mich recht erinnere, spielte sie auch das immer mit einem ganz leisen operettenhaften Anhauch; es haftete ihr wohl noch zu viel von der „Schmiere" an und kämpfte die Seele in ihrem Spiel nieder.

In den Zwischenpausen waren wir natürlich im Garten, dem berühmten Garten des Eldorado-Theaters. Er strahlte damals noch nicht im märchenhaften Schimmer der „Zehntausend farbigen Lampen", er konnte nicht mit dem Krollschen Garten, der zu jener Zeit als das Non plus ultra von Pracht galt, konkurrieren, aber dafür war er urgemütlich. In der helleren Mitte saß der ehrsame Spießer mit seiner Familie bei 'ner Weißen oder 'ner hohen Potsdamer Stange und den mitgebrachten Butterstullen; in den Lauben und Nischen plauderten die Pärchen, meist leidlich solides Volk, junge Kaufleute mit ihren Bräuten, Studenten mit ihren Wirtstöchtern. Am Buffet unter der Glashalle thronte Frau Direktor Lux und regierte über die belegten Brote. Klingelte es, und einer der Stammgäste hatte gerade eine Schinkenstulle beim Wickel, dann sagte sie wohl gemütlich: „Essen Se man erst ruhig uff. Wir warten noch ein bißchen." Und wurde bei ihr ein Kotelett mit Spargel bestellt, so kam's ihr auch nicht darauf an, die Zwischenpause um ganze zehn Minuten verlängern zu lassen.

Wir trafen an jenem Abend im Garten auf einen unserer litterarischen Freunde — Herrn Siegfried Werlenow.

Das kleine dünne Männchen führte eigentlich den uralten Namen Abraham, hatte sich aber schon vor Jahren taufen lassen und prononcierte, trotzdem man damals vom Antisemitismus eigentlich noch wenig wußte, stark den Germanen. Sein größter Schmerz war wohl, daß Paulus Cassel ihn nicht auch äußerlich hatte zum Arier umwandeln können; das wäre freilich ein schweres Stück gewesen, denn er hatte Plattfüße, auch in den weitesten Hosen verräterisch krumme Beine, und seine schwarzen gekräuselten Haare gehorchten der schönsten Stangenpomade nicht; hatte er manchmal gar zu sehr an ihnen herumgekleistert, so sträubten sie sich nach einiger Zeit, und er sah aus wie ein Borstenvieh. Sonst war er aber ein ganz guter Junge.

Uns war er nur zu „ästhetisch". Er schmuggelte sich gern in die litterarischen Thees des Geheimratsviertels ein, schwatzte dort ungeheuer klug von den höchsten Zielen der Kunst und mußte selbst am Biertisch kurz gehalten werden, wenn er nicht vom dritten Seidel an über die „Abwandelung der Freiheitsidee in den Schillerschen Dramen" oder ähnliche Stoffe Kolleg lesen sollte. Auch war er durch die Herausgabe eines dünnen Bändchens Gedichte und einer Broschüre „Die Versumpfung der modernen Litteratur" in den weitesten Kreisen unbekannt geblieben.

„Nanu?" schrie ihn der General an, als wir ihm im Mittelgang begegneten: „Abraham . . ."

„Ich bitte, Herr Krohn . . ."

„Was wollen Sie denn, Werlenow? Unterbrechen Sie mich doch nicht so vorlaut, junger Mann. Ich wollte sagen, Abraham und alle Erzväter mögen mir beistehen! Unser Freund Siegfried muß haben gewonnen das große Los. Hab' ich ihn doch nie noch gesehen so fein —" Der Kronide liebte es, zartsinnig, wie er bisweilen war, in Gegenwart von Werlenow etwas zu mauscheln.

Ich suchte, schnell die böse Spitze abzubrechen: „Aber wirklich, Kollege, Krohn hat recht: wie ein Dandy sehen Sie aus. Und diese wundervolle rote Krawatte! Famos!"

Fritzesohn gab mir einen sanften Rippenstoß: „Hochmodern, pikfein! Donner und Doria, und die Perle! Hören Sie, Kollege — echt?“

„Aber versteht sich, meine Herren. Von Friedländer —“

Wir schlenderten langsam zu viert den Gang herunter. Plötzlich platzte der Kronide heraus: „Sie — Werlenow! Sind Sie heute abend frei?“ Beinahe im Kommandoton, und der verfehlte unserem Freunde gegenüber fast nie seine Wirkung. „Für Sie, meine Herrn Kollegen — immer!“ sagte er mit seiner etwas gezierten Bescheidenheit.

„Das hoffte ich!“ erklärte unser General wohlwollend. „Wir geben heut ein kleines Souper — es ist nämlich der Geburtstag von Fräulein Michaleck — wollen Sie mitthun?“

Wenn der Kronide ‚mitthun‘ sagte, so hatte das immer seine besondere Bedeutung. Er fuhr denn auch gleich fort: „Es gibt alle Delikatessen der Saison, mon ami! Nur unsere Kellereien sind augenblicklich gerade nicht besonders gut assortiert. Der 68er Bordeaux, von dem ich ein Oxhoft liegen habe, ist noch nicht flaschenreif und —“

„Aber mein lieber Kollege, was bedarf's der Worte. Ich schmeiße 'ne Bowle! Punktum —“

„Großartiger Kerl —“ wir sagten es wie aus einem Munde. Aber in Fritzesohn regte sich gleich wieder die häßliche praktische Ader: „Wissen Sie was, Bester? Ich bin für heut nämlich maître de plaisir. Ich werde auch die Bowle besorgen. Her mit's Jeld. Mit fünf Thalern lassen wir Sie raus.“

„Fünf Thaler!“ rief der Kronide entrüstet. „Beleidige unseren Freund Siegfried nicht — es muß eine Sektbowle sein!“

Und da geschah das Unbegreifliche: Abraham-Wernelow holte eine Briefstasche heraus. Mit verschwimmenden Augen sahen wir einen ordentlichen Packen Kassenscheine, und gleich darauf hielt Fritze einen wirklichen Zehn-Thalerschein in der Hand —

Damit verschwand er. Zu meiner Schande sei's gesagt: ich zitterte für ihn. Daß mir der Junge auch nur die zehn Thaler in Mosel und Sekt anlegte!

Der Kronide aber legte mit gütiger Herablassung seine Rechte auf die Schulter des Kollegen und meinte gnädig: „Sie sind ein braver Mensch. Aber nun gestehen Sie: haben Sie einen Juden totgeschlagen? Das wäre gerade von Ihnen doch nicht hübsch.“ Zum Glück klingelte es, und ich nahm den armen Wernelow schnell unter den Arm und schob mit ihm ab. Heut hatte der General wirklich nur Anrecht auf seinen zweiten Spitznamen als „chronisches Übel“.

Auch drin hätt' er bei einem Haar Skandal gehabt.

Wir saßen stolz Loge — der alte Direktor Lux war freigebig mit den Billets für die selten verkauften teuren Plätze und wußte auch, daß wir uns dankbar erzeigten: mit den Handflächen nämlich; zudem liebte er höchstselbst regen Beifall und besonders in seiner Lieblingsrolle, wenn er wie jetzt über die Bühne stelzte und die wundervollen Worte sprach: „Auf der großen Retirade, hab ich mir den Fuß verstaucht —“ oder so ähnlich heißt's ja wohl.

Na also, wir brüsteten uns in der kleinen Loge, wo's so schön schummrig war. Heut aber war merkwürdigerweise noch ein Platz drin verkauft; es saß da ein Herr, elegant angezogen, schwarzer Gehrock, Cylinder neben sich; etwa Mitte der dreißig, vielleicht auch jünger, mit 'nem eigen scharfgeschnittenen, interessanten, aber, ich kann's nicht leugnen, wirklich niederträchtigen Gesicht. So 'ne Art Raubvogelvisage mit Hakennase, Glutaugen, pechrabenschwarzem Schnurrbart und Henriquatre. Blasiert und verlebt sah der Kerl dazu aus. Ich dachte zuerst, es sei irgend ein Ober- oder Unterschreiber von irgend einer ausländischen Gesandtschaft, Moskowiter, Spaniole oder vielleicht auch Kümmeltürke.

Geachtet hab' ich aber nicht weiter groß auf den Menschen, bis mein Krönchen anfängt, unruhig zu werden. Er rückt hin und her, fängt an, sich seinen Bart bedenklich zu streichen, gibt mir schließlich 'nen Rippenstoß, verbunden mit Augenblinzeln nach links. Und wie ich nu hingucke, da fällt mir doch auch auf, daß der Mensch sich ganz auffallend vorbeugt und unsere — unsere Annita — Annuschka in einer höchst unverschämten Weise, wie ich wenigstens lebhaft empfand, aufs Korn nimmt; bald mit, bald ohne Glas.

'ne gute ruhige Seele, wie ich aber

immer gewesen bin, denk' ich: „mein Himmel! frech ist der Dachs ja! Aber erklärlich ist's schon, er find't sie eben auch so bildhübsch." Der Kronide jedoch, der heut nu mal in Kriegsstimmung war, mußte den Fremden ankrakelen. Zuerst ging's noch. Er drehte sich nämlich nur zu ihm hin und sagte mit scharfer Stimme: „Ich bitte denn doch, sich nicht so weit vorzulegen. Wir wollen auch sehen, mein Herr!"

Worauf der Mann ihn ein wenig erstaunt anguckte, aber leidlich ruhig meinte: „Pardon, m'sieur!" und sich etwas zurücklehnte.

Das Glas lies er aber nun erst recht nicht von den Augen, denn Annita war auf der Scene.

Und da geschah es, daß sich plötzlich, gerade als sie zu unserer Loge hinübersah, der Ausdruck ihrer Züge zu verändern schien. Ja, sie stockte einen Moment und mußte sich augenscheinlich gewaltig zusammennehmen, um weiterspielen zu können. Zum Glück sank gleich darauf der Vorhang.

Das war für den Kroniden zu viel. Er stand auf, maß den Fremden mit einem wahrhaft vernichtenden Blick und raunte ihm zu: „Mein Herr, ich verbitte mir, daß Sie die junge Dame in so auffallender, ungehöriger Weise anstarren —"

Unser Nachbar war zuerst wie aus den Wolken gefallen. Dann erhob auch er sich langsam, trat einen halben Schritt zurück und entgegnete heftig: „Und ich verbitt' mir, daß Sie mir Vorschriften machen wollen, mein Herr. Ich darf meine Augen und mein Glas gebrauchen, wie ich will." Er sprach ein gutes Deutsch, nur die rollenden R's verrieten den Ausländer.

„Sie haben sich gar nichts zu verbitten —" grobte der Kronide.

„Mein Herr!"

„Mein Herr!"

Beim Zeus, ich dachte nicht anders, als: Nu geht's los.

Aber es kam anders.

Unser ausgezeichneter General war eben eine imponierende Persönlichkeit — für kleinere Geister. Er warf sich mächtig in die Brust, ließ den langen Bart ganz langsam und bedächtig durch die Finger lausen, blitzte mit den Augen, neigte ein wenig, ganz wenig das edle Haupt und sprach, sich vorstellend: „Oberst Krohn —"

Und siehe da: der Fremdling kroch, zum Lachen war's, förmlich in sich zusammen. Auch er verneigte sich und murmelte einen kauderwelschen Namen, der ungefähr wie „von Prwlzezik" klang.

Der Kronide wuchs sichtbar. „Ich wiederhole meine Bitte, Herr von Prwlzezik, — die Dame steht unter meinem besonderen Schutz —"

„Aber ich weiß wirklich nicht —?" entgegnete der andere. Ich sah deutlich den tückischen Blick seiner Augen und ein krampfhaftes Zucken um seinen Mund und war doppelt erstaunt, als er dann doch wieder fast kleinlaut fortfuhr, mit einem leisen Versuch, die Sache ins Lächerliche zu ziehen: „Es lohnt mir nicht, Herr Oberst. Ich wollte sowieso jetzt gehen. Beaucoup de plaisir..."

Damit war er auch schon aus der Loge.

Und der Kronide stand wie ein Triumphator, bis ich ihm sagte: „Sie sind doch ein ganz unverschämter Kerl, mein lieber Krohn!" Da lächelte er sichtlich geschmeichelt: „Ich werde mir doch nicht von solch einem Polacken imponieren lassen! Ich — der Kronide! Zerschmettert hätt' ich diesen Menschen, wenn er nicht zu Kreuze gekrochen wäre. Mir unsere Anna Annuschka aus dem Kontext zu bringen, der Kerl der —, heut' an ihrem Geburtstag. Na warte!"

Und stolz erhobenen Hauptes schritt er in den Garten und trank zwei Kognaks, die der Kollege Werlenow bezahlen durfte.

VII.

Wenn Fritze etwas managte, was ihm nix kostete, machte er seine Sache grandios.

Unseren Tisch hatte er wirklich reizend arrangiert. Tischtuch und Damastservietten — von Mutter Pilken; Porzellan und Glas — von Lokomotivführers; zwei statiöse Lampen — von Frau Kamerad Stern; Blumen in der Mitte — wahrscheinlich im allerhöchsten Auftrage durch den Korbflechterprinzen irgendwo an einem Gartenzaun stibitzt. Das Genialste aber war das Bowlenarrangement: neben dem Tisch standen zwei Küchenschemel, mit schneeigen Servietten überdeckt; darauf je ein brauner Reibenapf aus der Lieperschen Küche gefüllt mit kleingeschlagenem Eis und in diesem — unsere beiden prosaischen Waschkrüge als Bowlenkannen, aber vollständig unkenntlich gemacht durch dicke grüne Laubkränze.

Und Mama Liepern hatte sich selbst übertroffen, und die Erdbeerbowle war großartig, und die Rede, in der unser General das Geburtstagskind feierte, pyramidal.

Trotzdem — gerade das Geburtstagskind wollte gar nicht recht in Stimmung kommen.

Sie gab sich sichtbar Mühe, heiter, ja ausgelassen zu sein. Sie, die sonst immer nur wie ein kleines Vögelchen nippte, trank sogar hastig zwei — drei Glas Wein. Aber die Augen nahmen immer wieder den ernsten tiefen seelenvollen Ausdruck an, und dann und wann bebten die feinen Nasenflügel wie in verhaltenem Weh.

Es schnitt mir ordentlich durchs Herz, wenn ich sie so sah. Ich hatte die Empfindung, daß das liebe arme Wesen mit irgend einer schmerzlichen Erinnerung kämpfte, und einmal faßte ich leise ihre Hand. Sie ließ sie mir ruhig, sie sah mich an, als ob sie sagen wollte: „Verstehst du mich, Johannes?“ Aber als ich dann flüsterte: „Liebe Annita, was ist Ihnen nur?“, da schüttelte sie den Kopf. Auch so wie: „Du kannst mir ja doch nicht helfen, du guter großer Junge.“

Plötzlich fiel mir der Kümmeltürke aus der Loge ein. Ich fing an, von ihm zu erzählen und wie ihm unser glorreicher General heimgeleuchtet. Denn nun war's mir ja klar: sie hatte sich über den Menschen geärgert und vielleicht noch mehr darüber, daß sie fast stecken geblieben wäre. Vielleicht hatte sie der alte Lux auch 'n bissel gerüffelt deswegen.

Kaum hab' ich aber ein paar Sätze gesprochen, so reißt natürlich der Kronide das Wort an sich. Und mit dem ungeheuerlichsten Bombast spinnt der nun sein Garn, so daß wir dazwischen immer laut aufkreischen müssen: „Dieser Mensch da, ich sah ihm den Vaurien natürlich sofort an, wagte es, sich mir gegenüber mausig zu machen ... mir ... mir! Aber als ich mich erhob und ihn anblitzte — wie ... jawohl wie damals in der Schlacht am Red River den elenden Yankee, der mich gefangen nehmen wollte und den ich kurzer Hand dafür als meinen Gefangenen erklärte — es war der General Tonlyatabout — also wie ich ihn anblitzte, so mit meinen großen Feueraugen ... da überlief ihn ein förmliches Zittern. Fragt unseren Johannes! Fragt ihn nur, er wird es bestätigen. ‚Wie können Sie sich unterstehen?!‘ raunte ich ihm zu, leise, aber mit des Basses Grundgewalt, die Ihr an mir kennt, wie rollender Donner klingt es. Er wollte noch irgend etwas sagen, der Wicht. Aber da machte ich so —“ (mit einer großartigen Geste) — „es ist das eine Bewegung, die ich meinem teuren Freunde, dem General Lee, abgesehen habe — und dieser Mensch beugte sich wie ein Strohhalm! Ja, meine Teuren, das sichere Auftreten! Wie ein Mann, wie ein Held muß man dastehen, wenn man imponieren will —“

„Wenn auch nischt dahinter ist!“ brüllte Fritze.

Ein vernichtender Blick traf den Verwegenen, aber nach einer kleinen Pause ergänzte der General schmunzelnd: „Dann erst recht — natürlich, du Naseweis.“

Anna stieß mich leise unter dem Tisch an, und dann sagte sie halblaut: „Was war das wohl für ein Landsmann?!

„Ein Pole schien's zu sein!“ gab ich unbefangen zurück. Aber ich erschrak gleich darauf, denn unsere kleine Freundin zuckte zusammen. Zum erstenmale kam mir der Gedanke, daß zwischen ihr und dem Manne doch noch ein anderer Zusammenhang existieren müsse. „Glaubten Sie in dem Menschen einen Bekannten zu erkennen, Annita?“ fragte ich hastig. Doch nun schüttelte sie lachend das Köpfchen: „O nein! Nicht doch ...“ und dann wurde unsere Aufmerksamkeit durch eine Auseinandersetzung zwischen Fritze und dem teuren Kollegen und Bowlenspender Wernelow abgelenkt.

Fritze, der immer ein Grundtoffel gewesen war, hatte ihn nämlich mit zartsinniger Offenheit gefragt, ob die vielen Kassenscheine in seiner Brieftasche ausnahmslos echt seien oder ob er nur ein paar echte „Renommier“-Fünfthalerscheine mit 'ner Handvoll „Blüten“ garniert hätte? Da war der gute Wernelow so böse geworden, daß der Kronide ihn darauf aufmerksam machen mußte, wie es einem Christen nicht wohl anstünde, heftig zu werden, und einem Gentleman auch nicht. Und mit ernstem Kopfschütteln hatte unser General hinzugefügt: „Wernelowchen — Wernelowchen! Ganz richtig ist mir der Mammon auch nicht vorgekommen. Es dürfte gut sein, Ihr weist im Interesse der öffentlichen Moral die Art seines Erwerbes nach.“

Worauf sich Wernelow mit dem Zeige-

Studienzeichnung von Francesco Salviati in der Sammlung des Herzogs von Devonshire.
Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

finger an seiner langen Nase rieb, augenscheinlich überlegend, ob es nicht das Klügste sei, wieder einmal kleinbei zu geben, und schließlich herausplatzte: „Ich schreibe nämlich jetzt immerfort Romane —“

Wiehérndes Gelächter auf der ganzen Linie.

„Mann!“ rief der Kronide. „Mann, die Sache wird immer verdächtiger! Wenn Sie uns gesagt hätten, daß Sie ein Dutzend Totschläge und einige hübsche Einbrüche die Zeile zum Groschen fruktifiziert hätten, wir würden Ihnen vielleicht geglaubt haben — vielleicht! Aber beim großen Brahma: wenn Sie ‚immerfort‘ Romane schreiben, dann ist Ihr plötzlicher Wohlstand sehr bedenklich. Qui s'excuse, s'accuse, Wernelow ...“

„Aber ich bitte denn doch recht sehr! Ich schreibe nicht nur Romane, ich verkaufe sie auch glänzend — was freilich nicht jeder von sich sagen kann!“ Wernelow wurde ganz trotzig, und ich bestätigte ihm aus vollster Überzeugung: „Letzteres stimmt!“

Unser werter Kollege war nun aber einmal an seiner schriftstellerischen Eitelkeit gefaßt, und so beichtete er denn von selbst weiter in dem etwas salbungsvollen Tone, den er liebte, wenn er einmal zu einer großen Rede gezwungen wurde: „Schaut, liebe Herrn Kollegen, ihr habt ja so unrecht nicht. Es ging mir wirklich mau. Aber nun bin ich über den Berg. Man hat mich nämlich für ein großes Unternehmen gewonnen. Der Doktor Paolo Cunrath — Ihr kennt ihn wohl, nicht? — nun der ist schwer erkrankt und hatte gerade einen langen Roman unter der Feder. Seht ihr: da der schon bis zur neunundzwanzigsten Lieferung gediehen war, so suchten die Verleger jemand, der fähig wäre, ihn zu beenden — natürlich ganz in des Verfassers Geiste ...“

„Mag ein netter Geist sein!“

„Aber ich bitte! Der Roman erscheint in einer Auflage von über Hunderttausend —“

„Donnerwetter! Na ... wie heißt das Wunderwerk denn?“

Eine kleine etwas verlegene Pause. Endlich kam's, mit verhaltener Stimme, heraus: „Die eingemauerte Nonne —“

„Oder was beißt mich da!“ Fritze sprang auf den Stuhl. „Hurra ... die eingemauerte Nonne soll leben! Unser berühmter Ästhetiker schreibt 'ne eingemauerte Nonne!“

„Silentium!“ rief der Kronide. „Die Geschichte ist sehr interessant. Weiter, Wernelowchen ... bitte genieren Sie sich nicht. Wir können nur lernen von Eurer Wohlweisheit. Denken Sie sich doch, Annita, der eingemauerte Nonnerich ... großartig ...“

„Sie brauchen gar nicht zu spotten, Herr Krohn. Ich habe auch jahrelang Verse gemacht und trocken Brot gegessen ... aber nun schäme ich mich nicht, mit ehrlicher Arbeit so viel zu verdienen, daß ich auch einmal ein paar gute Freunde zur Bowle einladen darf ...“ Schämen that er sich doch, wenn er auch leugnete. Er war krebsrot geworden, der kleine Wernelow.

„Puh ... Sie werden ja ordentlich stolz, mein Sohn! Na, also das Geschäft nährt seinen Mann, was? Kolportageromänchen — ich kenne das? Wieviel Lieferungen erhält Ihr Roman denn, Meister?“

„Es sollen gegen Hundert werden, und das ist die Schwierigkeit ...“

„Aber ich bitt' Sie: Gummi dehnt sich doch! Wenn Sie mal nicht weiter können, kommen Sie nur zu mir. Ich habe immer Ideen. Brauchen Sie Kapitelüberschriften? Bitte: ‚Die bleiche Gräfin und der erwachende Vampyr;‘ ‚der schleichende Mönch vom Berge Prasso und das Stelldichein unter der mondbeschienenen Dachtraufe‘ oder ‚die Folterkammer im Klosterkeller und Rosaura, die standhafte Heldin, auf der Marterbank.‘“

Wernelow drehte nachdenklich ein Brotkügelchen zwischen den dicken Fingern, deren Nägel trotz aller Mühen immer ein wenig unsauber aussahen. Endlich meinte er, wieder mit seinem scheu verhaltenen Stimmchen: „Wissen Sie, meine Herren Kollegen, ich möchte mir wohl einen Vorschlag erlauben. Ich kann's nämlich gar nicht mehr zwingen mit der Arbeit, und ich würde ja gern teilen — anständig teilen. Wenn Sie mitthun wollen, ich bin dabei. So etwas wie ein roter Faden und ein Personenverzeichnis ist ja vorhanden, den könnte ich Ihnen in zehn Minuten erzählen, und das übrige muß eben die freischaffende Phantasie von Kapitel zu Kapitel erfinden —“

„Freischaffende Phantasie ist ausgezeichnet, mein Sohn! Aber nur weiter — weiter —“

„Ich habe mir, zur Erleichterung der Arbeit und weil ja so unendlich viel Personen vorkommen, kleine Papierpüppchen

gemacht. Die stehen vor mir auf meinem Schreibtisch, und auf jeder ist kurz aufgeschrieben: Name, wie die Gestalt ungefähr aussieht und was sie bisher gethan hat — nämlich, sonst verwechselt man das leicht. Es ist mir zuerst auch passiert, daß eine der zehn Heldinnen erst Elisabeth und dann Laura hieß, und daß eine andere anfangs blond und dann schwarz war; das kann nun nicht mehr vorkommen. Und stirbt eine Person, so kriegt die Puppe ein dickes Kreuz über das Gesicht . . ."

„Memento mori —" brummte der Kronide feierlichst.

„Ja also . . . es ist schließlich gar nicht so schwer, man muß nur recht viel Handlung, Spannung, recht kunstvolle Kapitelschlüsse erfinden. Gleich mit meiner dritten Lieferung hatte ich einen Boubenerfolg. Sie schilderte nämlich, wie die Äbtissin die arme Nonne einmauern läßt, wie sich allmählich Stein an Stein um deren Körper fügt, bis nur noch ein kleines Löchelchen in der Wand bleibt, gerade groß genug für einen einzigen Ziegelstein. Und da schloß ich etwa: ‚So nahm denn die Entsetzliche diesen letzten . . . allerletzten . . . Stein, grinste teuflisch zu dem wachsbleichen Antlitz der stöhnenden Gequälten hinüber, hob den Schlußstein empor. Da fiel ihr Auge auf ein geheimnisvolles Kreuz in dem Ziegel. Sie zögerte . . . sie schwankte! Noch eine letzte gewaltige Willensanstrengung . . . ein grauser Fluch . . . und dann . . . dann . . .' So brach' ich ab —"

„Pyramidal, einfach bewundernswert —"

Wernelow zog bescheiden die Achseln hoch: „Im Grunde brauchten die Herren sich nicht einmal so sehr an die schon vorhandene Handlung zu halten. Man kann ja jeder Zeit mit einem neuen Kapitel andere Personen einführen, und ich würde nachher — später — den Faden schon wieder aneinander zu knüpfen wissen. Die Geschichte spielt bei Krakau, und ich dachte schon daran, jetzt etwas polnische Revolution einzumischen . . . so mit einem mysteriösen Verschwörerkomitee, das sich in einer alten Ruine versammelt. Es ist das auch ästhetisch richtig" — ganz konnte sich Wernelow doch nicht verleugnen — „man muß einen historischen Hintergrund schaffen, um die ja, wie ich zugeben muß, etwas wilde Romantik rechtfertigen zu können . . ."

„Und was bringt die Lieferung?" unterbrach Fritzesohn, der immer jede Chose gern von der praktischen Seite aus betrachtete.

„Fünfundzwanzig Thälerchen . . . man kann sie aber bequem in 'ner halben Woche schreiben."

„Alle Wetter, Wernelow! Ich bin Ihr Mann!" Das ganze rosige Gesicht meines geliebten Brüderchens glühte. „Die Revolutionsgeschichte mache ich Ihnen hochfein. Wissen Sie: die Eulen sollen nur so um die grusliche Ruine krächzen, und ein Streifen Mondlicht huscht durch das Gemäuer in die Kellerluke, hinter der die Verschwörer beraten. Eine feurige Polin ist dabei; sie wird soeben vereidet, den Großfürsten Statthalter mit ihren Reizen zu umgarnen . . . ihn dann zu töten . . . Moderduft dringt aus dem Gemäuer . . . mischt sich mit dem Duft ihrer Haare . . . auf dem Altar flackern die Kerzen . . . Da schallt der Hufstritt galoppierender Rosse durch den Wald . . . Verrat . . . Die Polin aber weiß Rettung . . . wie, weiß ich noch nicht, aber ich werde es finden. Halt . . . ich hab's! Ein Pulvertönnchen ist da . . . die anderen fliehen . . . Annuschka aber setzt sich auf die Pulvertonne mit einem brennenden Span in der Hand, und wie die Schergen in das Gewölbe eindringen, da hebt Annuschka den Span und steckt ihn . . ."

„Aber nein! Pfui, Freund Fritz!" mischte sich Annita schmollend ein. „Meinen Namen lassen's gefälligst aus dem Spiel. Ich will mich nicht in die Luft sprengen. Pfui . . . so mit zerrissenen Gliedern!"

„Aber, süße Annita! Sie sollen ja gar nicht. Denn natürlich verlöscht der Kienspan gerade im richtigen Moment durch die Zugluft —"

Der Kronide hatte inzwischen sein Glas ein paarmal hintereinander geleert, nachdem er sich raschen Blicks überzeugt, daß die Bowle rapide abnahm. Nun aber räusperte er sich zu einem energischen: „Nein!"

Wir sahen ganz erstaunt auf. Er jedoch erhob sich, die Arme wie Napoleon I. vor der Brust zusammenschlagend, und wiederholte: „Nein! So wahr die Wiege meines Geschlechts am Olymp stand, dritte Höhle links, nimmer werde ich dulden, daß einer von uns dreien sich mit solch einer Hintertreppengeschichte abgibt. Nichts für ungut, Herr Wernelow — Ihr Talent und Ihre

Bowle in Ehren! Aber wir ... wir ſtreben nach dem Höchſten, nach den göttlichen Sphären der reinen Poeſie. Annita ... Freunde im Apoll! Gönnt mir ein Wort..."

„Aber Sie ſprechen ja halt immerzu, Herr Krohn!" Anna lachte jetzt wieder über das ganze Geſicht und zeigte dabei ihre weißen ſchönen Zähnchen.

„Ja, meine teure Annuſchka, wes das Herz voll iſt, quillt der Mund über. Wochenlang ſchon trag' ich es in verſchwiegener Bruſt, und immer wieder hab' ich es zurückgeſchoben, bis auf den heutigen Tag ... Ihnen zu Ehren, Anna-Annita! Ich habe eine geniale Idee, meine Freunde, eine erhabene, eine unſterbliche Idee! Was ſag' ich: nicht wochenlang trag' ich ſie mit mir herum — nein, ſeit Jahren keimt ſie in mir und ſproßt und wächſt. An den lodernden Wachtfeuern des Susquehanna, unter den Palmen Floridas, am Strande des brauſenden Oceans, im Brüllen der Schlacht und in tiefer Urwaldsnacht —"

„Auf den Koralleninſeln des Weltmeers, an dem Buſen meines Indianerweibes, im Palaſt Montezumas, im Krater des Veſuv..."

„Du ſollteſt dich ſchämen, Fritz: man perſifliert nicht einen Mann wie mich! Freunde, jetzt iſt die Frucht herangereift, und großen Herzens, wie ich bin, bringe ich ſie euch dar: dir, holdes Mädchen, dir, mein biederer Johannes, auch dir, Friedrich mit dem Sprudelkopf. Freunde, Genoſſen; wir werden zuſammen mein großes Drama ſchreiben... „Die wandernde Seele!"

VIII.

Na ja ... ich hab' ja in meinem Leben ſo die verſchiedenſten Kater gehabt vom ganz kleinen Miſekätzchen bis zum ausgewachſenſten Puma, den ſelbſt Hagenbeck mit dem ſchönſten ſauren Hering nicht zahm kriegen könnte. Aber eines tolleren Katers, als am Morgen nach Annitas Geburtstag, erinnere ich mich doch nicht. Es war wie ein Ungeheuer aus der Triaszeit.

Nämlich, als unſere Bowle faſt zu Ende war, hatte der unerſättliche Fritze den Kameraden Stern abgefangen, der gerade heimkam. Der Bowlenreſt war noch ſchnell mit etwas Waſſer vermehrt worden, und als das Sternlein, großartig dazu eingeladen, koſtete, meinte er, ſich verächtlich den Schnurrbart abwiſchend: „Pfui Geier! Wo iſt denn das labrige Zeug her? Da ſollten Sie mal die Weine meiner Häuſer dagegen halten!"

„Nu, nu!" machte Fritze. „Man ſagt ..."

„Wie, was ſagt man? Meine Häuſer ſind allererſte Häuſer! Na warten Sie mal, ich hab' da geſtern Proben bekommen ..."

Kamerad Stern war, was man ſo ſagt, auf den Leim gekrochen, und Fritze lachte hinter ihm her. Aber wie lachten wir alle erſt, als er dann zurückkam, unter dem rechten Arm drei Flaſchen, unter dem linken Arm drei Flaſchen — in jeder Hand aber einen Stiefel. „Es iſt nur, ich wollte mein Franchen nicht ſtören ... Pardon, gnädiges Fräulein ..."

Wir hatten dann gezecht, nicht bis der Morgen graute, ſondern bis in den hellen lichten Tag hinein. Das heißt, wir Männer. Denn Annita hatte ſich, als wir anfingen überlaut zu werden, ganz leiſe entfernt. Nur mir hatte ſie zum Abſchied heimlich die Hand gedrückt ... ich war ſtolz darauf, wie ein Paſcha von ſieben Roßſchweifen, wenn der Padiſchah ihm den achten verleiht.

Dann hatte es noch eine Mordsſcene gegeben, deren ich mich aber nur undeutlich erinnere: das weibliche Geſtirn war über eine dritte Flaſchenexpedition aufgewacht, und ſo ſchnell unſer Sternchen ſich auch aus dem Bereich ſeiner beſſeren Hälfte entfernt hatte, ſie kam ihm nachgeſetzt, in fliegender Gewandung, und erwiſchte den Kometen gerade noch vor unſerer, zu allem Unheil weitgeöffneten Thür ...

Und dann hatte der brave Stenglein, der zum Frühzug auf den Bahnhof mußte, noch bei uns vorgeſprochen, mit vergnügtem Grinſen: „Die Herrens ſehen ja aus wie angeheizte Lokomotiven ..."

Na kurz und gut, als ich aufwachte, ſchien die Sonne. Fritze lag mir gegenüber auf ſeinem Bett, aber mit dem Kopfe dort, wo ſonſt die Füßchen liegen. Und als ich blinzelnd aus dem Alkoven blickte, ſah ich den General auf dem Sofa und zu ſeinen Füßen, ein Bild des Jammers, den Kollegen Wernelow. Der Kronide hatte ihm gnädig ein paar Bücher unter den Kopf geſchoben, aber ihm dafür den Rock ausgezogen und ſich mit dieſem zugedeckt.

Und der Schädel brannte mir wie hölliſches Feuer. Allen Reſpekt vor den „Häuſern" des Kameraden Stern!

Ich that das relativ Klügste, was man in solcher Lage thun kann. Ich zog den Kopf unter die Bettdecke, wobei mir freilich jedes einzelne Haar schmerzte, und druselte weiter, das Knurren Fritzesohns, das majestätische Schnarchen des Kroniden, das leise Wimmern vom Teppich her ignorierend.

Bis ich dann endlich, auf den Tod erschrocken, emporfuhr. Denn ich hatte draußen auf dem Flur eine Stimme gehört ... eine Stimme ...

So konnte auf der ganzen Welt nur Onkel Eberhard poltern! Er, den ich fern von Berlin auf seiner Klitsche meinte, den Bruder meiner Mutter —

Ich dachte, ich hoffte zuerst noch, daß ich träumte. Aber nein! Da war ja auch Frau Liepers Stimme, und dann sein Machtwort: „Schockschwerebrett, ich werd' die dummen Jungs doch wohl sprechen können!"

Heraus aus dem Bett! Fritze einen Rippenstoß geben! Den General aufrütteln! Den Kopf in die Waschschüssel! Mit der Bürste über den Schädel! Dazwischen die drei Unglückswürmer, die mich zuerst wie toll anglotzten, halblaut instruierend ... es ist 'ne erstaunliche Sache, was man manchmal in zwei Minuten leisten kann. Und gut war's nun wenigstens, daß ich mich nicht erst anzuziehen brauchte, weil ich mich — nicht ausgezogen hatte.

Na also: ich den Bibi auf, hast nicht, kannst du nicht, zum Fenster hinaus und vor den Onkel hingetreten, als käme ich eben schon von einem Morgenspaziergang zurück.

„Aber Onkel ... Onkelchen! Welche Freude!"

Der Mann mit der Hünengestalt drückte mir die Hand; daß ich mit Mühe ein Aufquietschen unterdrückte. Und dabei sah er mich so verd— mißtrauisch durch das Einglas an, das er als einziges Erinnerungszeichen von seiner Dienstzeit bei den Königsberger Kürassieren in sein Agrarierleben mit hinübergenommen hatte.

„Morjen, Junge! So, Du gehst früh spazieren? Doch mal was Verständiges. Aber du gehst wohl immerzu spazieren — he! Und der Fritze? Die Madame da meinte, Ihr dächtet noch ... um Mittag. Schockschwerebrett! Wo ist sie denn geblieben? (Frau Liepern hatte sich dünne gemacht.) Na — is och ejal. Der Fritz drinnen?"

Ich überlegte einen Augenblick, ob sie die Bude und sich selbst inzwischen einigermaßen in Ordnung gebracht haben könnten. Und um ihnen noch etwas Zeit zu verschaffen, redete ich allerlei dummes Zeug von großer Freude und so.

„Ach was — Unsinn! Ich wollt' bloß mal sehen, was ihr für Unfug treibt. Bin nämlich mit der Mieze auf der Durchreise nach Karlsbad. Die verd— Leber! Sie könn'n dann nachher bei mir zu Hause och wieder sagen: ‚Leberleidend ging der Olle nach Karlsbad, leider lebend kam der Olle zurück.' Du übrigens, Bengel, von 'nem Spaziergang kommst du? Dann mußt du doch die Mieze in der Droschke vor der Thür gesehen haben ..." Da war schon wieder der mißtrauische Blick.

„Nein, lieber Onkel, ich bin dahinten herumgekommen ... wir haben einen zweiten Eingang." Und indem ich log, daß sich die Balken bogen, stieg vor meinen geistigen Augen das Bild der kleinen Marie herauf, wie ich sie vor drei Jahren gesehen hatte: ein kleines rundliches Backfischlein, mit Bäckchen wie ein Borsdorfer und blanken Augen. Hastig fuhr ich fort: „Ich will aber mal gleich ..."

„Unsinn! Mieze soll warten, bis ich euch mal 'n bischen revidiert hab'. So also —" und damit drückte er die Thür auf: „Morjen ..."

Viel fehlte nicht, und ich hätte laut aufgelacht. Diese Schlingels! Diese durchtriebenen Komödianten!

Das Zimmer aufgeräumt. Wernelow verschwunden — durchs Fenster natürlich. Fritze am Schreibtisch, rechts und links ein Packen Bücher. Der Kronide über einen Folianten gebeugt, in der Hand einen Bleistift, gerade laut einen Satz vollendend: „... also für die Kölnische, mein Freund..."

„Morjen!" wiederholte Onkel, und beide schossen empor. Tableau —

Na, es ging wirklich hochfein. Onkelchen wurde ganz gemütlich. Er nahm die Vorstellung des Generals, der diesmal ohne alle Titel produziert wurde, gnädig auf; er erkundigte sich nach dem und jenem, brummte zwar mancherlei über dumme Federfuchsereien, aber interessierte sich doch auch sichtlich für unsere Arbeiten, über die wir ihm

freilich den Buckel vollllogen. Schließlich saß er breitbeinig auf dem Sofa, Monocle eingeklemmt, auf jedem Knie eine seiner Riesentatzen, und meinte: „Na, ich seh' schon, ihr freßt euch, sozusagen, gerade durch mit der Schmiererei ... so so ... lala! Ja —!" Er hob erst die linke Riesenhand und strich sich unten von der Gurgel anfangend den graumelierten Vollbart; er hob die rechte Tatze und wiederholte dasselbe Manöver von oben an der Unterlippe aufsaugend und dann den ganzen Bart zusammenwirbelnd: „... Ja —! Eigentlich geht's euch also über Gebühr gut, denn verdient hättet ihr schon, daß ihr mal ordentlich Hungerpoten saugen müßtet — hm! —"

Als er nun eine Pause machte und wir beide doch so einigermaßen wie die begossenen Pudel dastanden, zugleich in unserem Männerstolz verwundet, im Schädel die brüllendsten Katerschmerzen und noch keinen Schluck Frühstück im Magen, da hielt es unser Kronide für an der Zeit, sich einzumengen; auch er strich sich den Bart und äußerte im Ton gnädigen Wohlwollens: „Es sind das eben junge Herren, verehrtester Herr Graf — das müssen Sie gütigst bedenken — Ihre Herren Neffen! In der Jugend hapert's immer hier und dort. Auch ich habe das erfahren, auch bei mir hat es seine Zeit gewährt, bis aus dem brausenden Most Wein geworden, bis ich über den Berg war. So wird es auch bei ihnen sein — und, wahrhaftig, ich darf von mir sagen, ich stehe ihnen zur Seite mit Rat und That, in der ehrlichen selbstlosen Freundschaft des Älteren!"

Alles, was wahr ist: der Kronide hatte nu mal so'ne Manier, solche ganz eigne Gabe, seine Violine auf den rechten Ton zu stimmen. Es glückte ihm ja nicht immer, weil er sich nicht selten selbst übertrumpfte, aber doch oft. Und jedenfalls diesmal. Die Miene des Wohlstandes, der selbstsicheren Behäbigkeit, der ernste freundlich-milde Tonfall ... das war so natürlich gemacht, daß es Onkel Eberhard ganz präoccupierte. Er ließ das Einglas fallen und meinte, ein bissel gerührt: „Das ist aber mal nett von Ihnen ... wirklich nett!" Und dann winkte er mir zu: „Du, Johannes, du kannst jetzt mal die Mieze reinholen."

Wie der Wind war ich draußen — als wüchsen meiner Seele Flügel.

Du gute liebe Marie! Wie du mir die Hand entgegenstrecktest, mit deinem reinen süßen Lächeln, ganz wenig befangen und doch wieder so verwandtschaftlich zärtlich — und wie ich mit einem erstaunten Blick sah, daß aus dem kleinen rundlichen Backfisch eine so bildhübsche schlanke junge Dame geworden war — und wie du dann, mit 'ner gewissen anteilsvollen Besorgnis fragtest: „War er sehr böse, Vetter? Er meint's nicht so, Hanns, er meint's sogar sehr gut!" — und was du dann für Augen machtest, als du mit deinen zierlichen Schuhchen über unseren Palasthof gehen mußtest — und was erst für Augen, als du unsere elende Bude sahst ... ach du gutes Mariechen, ich hab's ja nie, niemals vergessen! Was mochten sie dir zu Hause alles über die beiden verlorenen Schäflein der Familie vorgepredigt haben! Und wie lieb warst du trotzdem!

Komteßchens hatten sicher auf unserem Sofa noch nicht gesessen. Das alte Ding ließ sich aber auch seine Freude merken über die ungewohnte Ehre, als Marie sich neben den Vater setzte: es knarrte vor Vergnügen. Und alles war eitel Wohlwollen und Friede. Dies und jenes wurde erzählt, aus alten und neuen Tagen; als der Kronide sich in zarter Anerkennung des Familienkongresses empfehlen wollte, bat ihn der Onkel zu bleiben, und dann meinte er plötzlich, immer vergnügter werdend: „Sagt mal, Kinder, ich hab bloß den labbrigen Hotelkaffee im Leibe. Habt Ihr hier nicht 'nen Zippel Wurst und — na vielleicht 'n Maison du Nord oder 'n Gilka oder 'was Ähnliches?"

Fritze und ich schnitten wohl etwas verlegene Gesichter; Fritze meinte sogar heuchlerisch: „Ach nein, Onkelchen — Nordhäuser und Gilka — nein! Und die gute Schlackwurst, wo sind die Zeiten!", aber unser braver General erhob sich: „Einen Augenblick, Herr Graf, ich bin reichlich versehen!" und verließ das Zimmer.

„Ein netter Mensch!" schmunzelte der Onkel hinter ihm her. „Freut mich, daß ihr ihn gefunden habt. Hat so 'was Gesetztes, Solides ..."

„Ein genialer Schriftsteller!" fühlte Fritz sich veranlaßt, unvorsichtig zu ergänzen.

„So — so! Ich hab' eigentlich den Namen noch nie gehört! Na, aber ich les' ja auch nicht so sehr viel gerade."

„Er war lange in Amerika und ist dort sehr bekannt. Übrigens ... Herr Krohn war auch Offizier und hat sich im Secessionskrieg sehr ausgezeichnet."

„Bei den verflixten Yankees —" brummte Onkelchen.

„Nein, bei den Konföderierten!"

Damit hatte der eben wieder eintretende Kronide, der ein ganz artiges Tablett mit zwei Nordhäusern und einer Schinkenstulle brachte, nun gar ein Stein im Brett gewonnen. Denn Onkel sah in den Konföderierten, den Südstaatlern, natürlich das aristokratische Element und hatte nun allerlei Fragen nach seinem alten Regimentskameraden Heros von Borcke, der ja auch unter Stuart gekämpft und den der General „selbstverständlich" ganz intim kannte. Er geriet schon wieder etwas bedenklich ins Aufschneiden, und „die lodernden Wachtfeuer" begannen ihre Rolle zu spielen, aber Onkel hörte doch noch höchst gemütlich zu, genehmigte sich den Maison du Nord und kaute die Stulle, ja schob sogar Mariechen ein Stück in das Mäulchen ...

Und Mariechen flüsterte mit mir von der Heimat — so lieb, so lieb — und daß sie neulich in Spelbergen gewesen, Muttchens Grab zu bekränzen, und daß Onkel oft von uns gesprochen hätte, und ob es uns denn wirklich gar so schlecht ginge ... und sie glaube, wir würden wohl heut mit ihnen im Hotel d'Angleterre essen sollen ...

Na — es gibt eben Verhängnisse!

Hat da der Kerl, der Kronide, die Thür ein wenig aufgelassen und plötzlich, wie alles im schönsten Gange und eitel Sonnenschein ist, geht sie ganz auf und Annita steht drinnen im Morgenröckchen und mit solch einem recht lustigen: „Morgen, Freundchen! Halt sehr bös' verkatert?"

Es war ja nur ein einziger Moment. Denn Anna war gleich wieder, auf den Tod erschrocken, hinaus —

Aber den Geier auch, es war eben der Moment!

Onkel Eberhard, gerade die letzte Scheibe Butterstulle vertilgend, mit dem Monocle äugend, dann ein seltsames Geräusch von sich gebend, so zwischen Hüsteln, Lachen und 'nem Fluch —

Das Cousinchen wie mit Blut überströmt, den Kopf senkend, mit scheuem Blick —

Wir edlen Brüder einfach paff —

Sogar der gewaltige Kronide im ersten Augenblick auf den Mund geschlagen —

Dann erhob sich Onkel Eberhard ziemlich plötzlich zu seiner ganzen Höhe, räusperte sich nun wirklich und sagte mit profundem Ernst, so profund, daß doch ein ganz klein bissel Schalkhaftigkeit daraus klang: „Na, Mieze, komm! Es ist doch besser — —"

Sie war schon aufgestanden.

Da versuchte der Kronide noch einen Sturmlauf; er flüsterte Onkel zu: „Herr Graf, die junge Dame wollte zu mir!"

Aber er erreichte damit nur ein etwas spöttisches: „So — so! Gratuliere übrigens, bildsaubere Person ..." Dann bekamen wir beide noch je einen recht kühlen Händedruck, auf eine Sekunde ruhte wohl auch Maries kleine Hand in der meinen, aber wie ein lebloser Gegenstand.

„Nee — nee! Braucht uns nicht 'rauszubringen. Ich will das nicht. Na und im übrigen: Gott befohlen, Jungens! Adjees ..."

Und da saßen wir nun wie die Ölgötzen, sprachlos, mit wieder allgewaltig hervorbrechendem Schädelweh, physisch und moralisch verkatert.

Und dann kriegten wir uns in die Haare und zankten uns mordsmäßig. Bis wir uns endlich wieder vertrugen und den Onkel für einen Philister erklärten. Fritze brummte sogar etwas von 'uer „Landpomeranze", aber da grobte ich ihn an, daß er beinah auf den Rücken fiel.

Übrigens die Sache hatte noch ein Nachspiel oder deren eigentlich zweie.

Nämlich erstens schickte der Onkel jedem von uns von Karlsbad aus fünfundzwanzig Thaler ohne ein begleitendes Wort. Wir wollten den schnöden Mammon selbstverständlich stolz wie die Spanier zurückschicken; aber ehe es so weit kam, hatte jeder seinen Schein schon angeknabbert.

Dann aber kam vier Wochen später von da oben aus der Heimat eine Kiste; auf der Adresse war kein Absender genannt, aber sie war von einer festen und doch sehr zierlichen Damenhandschrift geschrieben. Drinnen lag eine riesige Schlackwurst und eine Butterbüchse mit herrlicher frischer Landbutter.

Komisch — mir kommt da so ordentlich was Nasses in die Augen, wenn ich an die Butterbüchse denke. War eigentlich ein greulich häßliches Ding, nach heutigem Geschmack, weiß und grün, oben mit 'nem Kohl-

blatt und irgend 'ner Blume als Griff. Aber ich hab' die Dose immer so lieb gehabt, all die Jahre hindurch; sie ist von einer Junggesellenwohnung in die andere mitgewandert — ich habe sie noch in die Ehe mit hinübergerettet, bis sie uns dann ein dummer Dorfdeubel von Bursche mal zertöpperte . . .

Komisch — was? — daß man doch an solch 'nem Dinge, wie 'ner Butterbüchse, so hängen kann — — —

IX.

„Die wandernde Seele" — ach so! Ja aber natürlich: feste dichteten wir an dem Meisterwerk. Trotzdem der alte Lux, der Direktor vom Eldoradotheater, der wohl auch mal in seinem bewegten Leben ein Stück Pflasterkasten gewesen war, immer spöttisch nach dem Gedeihen der „Wanderniere" fragte.

Was an dem Drama eigentlich dran war?

Blödsinn war's sicher. Aber mit der Konstatierung ist die Sache doch nicht ganz abgethan. Denn wie aller Blödsinn, den des Kronideu reger Sinn ausheckte, hatte auch dieser mindestens — Methode. Und wenn ich so all das Zeug bedenke, was ich seitdem auf den Brettern, so die Welt bedeuten, geschaut habe, dann kommen mir manchmal ganz freventliche Gedanken. Der vor allem, daß Mister Krohn am Ende ein dramatisches Licht und ein gewaltiger Tantiemenschlucker geworden wäre, wenn er seine „wandernde Seele" ein kleines Vierteljahrhundert später vom Stapel gelassen hätte.

Es war nämlich wirklich von fast all den Richtuugeu, die wir seitdem erlebten, so'n bissel was drin: Realismus und Naturalismus und Mystieismus und Symbolismus und gewiß auch noch von allen anderen Ismussen ein Teil.

Genau erinnere ich mich ja der Geschichte selber nicht mehr. Fritzefrère und ich haben sie vor Jahren mal auch am Biertisch rekonstruieren wollen, aber es langte nicht hier, nicht da. Und der Lux ist tot, und seine Theaterbibliothek samt den ausgeschriebenen Rollen ꝛc. ist dem Schicksal aller Makulatur verfallen.

Die Sache hub im alten Indien aus, unter Buddahs guädiger Ägide, spielte dann nach Rom zur Zeit Julian Apostatas hinüber und setzte sich am Hofe Karls des Großen fort; wenn mich mein Gedächtnis nicht betrügt, kam dann ein Akt in dem Spanien Ferdinands des Katholischen und endlich einer aus der Reformationsepoche. Im Mittelpunkt stand natürlich die Wanderniere — pardon! — die wandernde Seele, die, immer die gleiche, erst in der Person einer indischen Prinzessin, dann einer griechischen Sklavin, einer Sachsenjungfrau, einer nach Spanien geschleppten Indianerdonna, schließlich in einer Nonne verkörpert war, die dann dem Kloster Valet sagte. Nebenher lief eine zweite Wanderseele untergeordneter Rangstufe, minderer Kaste und männlichen Geschlechts, und in jedem Akt kam so heraus, was man heute Vorderhaus und Hinterhaus heißt, der Gegensatz zwischen Pracht und Elend. Das Ganze war in meist reimlosen Versen geschrieben, bei denen es uns — auch ganz modern — auf ein paar Füßchen mehr oder weniger nicht ankam.

„Wucht! Mehr Wucht!" donnerte der Kronide immer, wenn wir bei der Arbeit hockten und Fritze, der mehr fürs Liebliche war, einige sentimentale Strophen fabriziert hatte. „Knallen muß es! Kraft muß drin sein — Mumm!" Na so wird denn wohl ein nettes Phrasengebimmel und Gewimmel zustande gekommen sein. Ich besinn' mich nur noch eines Ausschreis Julians:

„Goldne Götter! Meiner Ahnen Stärke, ihr
von des Olympos Höhen . . .
Beugt das Kreuz! Das falsche Kreuz der
Sklavenseelen beugt
Und in den Staub mit ihm! Herab das Kreuz
und nieder!
Auf den Altären loh'n die Opferflammen wieder
Und eure Priester singen Lobeslieder . . ."

Großartig, nicht wahr? Besonders die ‚Lobeslieder'! Überhaupt in der Alliteration waren wir sehr stark — lange vor Richard Wagners höchstem Ruhm!

Wir waren so eifrig bei der Chose, daß fast alle andere Arbeit liegen blieb. Wir waren ja auch immens reich, dank den beiden fünfundzwanzig Thalerscheinen. Und dann kam noch 'was anderes hinzu, das den General mit Unerbittlichkeit ans Haus fesselte, fast zwei Wochen lang. Das war nämlich, im Vertrauen gesagt, eine Toilettenfrage.

Der arme Kerl war bös gefallen und hatte sich das ganze Schienbein aufgeschlagen. Aber was schlimmer war, er hatte sich auch „die" Hose unheilbar zerrissen — so unheilbar, daß kein Chirurge der

Napoleon, während des Feldzuges 1813 Erkundigu

gen einziehend. Nach dem Gemälde von Louis Gardette

Schneiderwelt sie hätte zusammenflicken können. Und da meine zweite Unaussprechliche ihm um 'nen halben Meter zu lang war und Fritze keinen zweiten Pfeil zu versenden besaß, und er mit stolzem Lächeln zwei Thaler zurückwies, die wir ihm als Opfergabe darbringen wollten, damit er in aktive Geschäftsverbindung mit Herrn Scholim nomine Brühl treten könne ... „Was? Ich! Ich — eine alte Hose kaufen! Pfui Geier — schämt ihr euch nicht! —" so ging er überhaupt nicht aus. Nur bis zu uns schlich er hinüber, seine Blöße unter einem langen alten Mantel von mir bergend, der ihm glücklicherweise bis auf die Schuhsohlen reichte. Dabei heuchelte er wunderschön ein Hinkebein, und wir hatten ihm einen körperlichen Eid ablegen müssen, das Geheimnis zu wahren — besonders auch vor Anna — Annita — Annuschka.

„Ja mein süßes Kind!" vertraute er ihr dafür an. „So geht es nun einem alten Krieger! Die verfl— Yankeekugel, in jedem Frühjahr revoltiert sie wieder. Ach, Annita ... diese Schmerzen! Sie müssen wissen, die Yankees vergifteten ihre Kugeln. Sie hatten das von den Indianern gelernt, die ja auch immer mit vergifteten Pfeilen schießen. Hier, dicht überm Knie sitzt's. Und ich wäre ja damals sicher draufgegangen, wenn nicht Lady Stivelson, eine der schönsten und reichsten Erbinnen Virginias, der Engel des Lazaretts, mit ihren Wunderlippen das Gift aus der Wunde gesogen hätte. Ah — welche Wonne war das ... dies himmlische Weib mit seinen blonden Locken! Ich sehe sie noch vor mir knieen ... und der Doktor Herringtley wies ihr die Wunde, und da ... da unten am Knöchel ..."

„Aber eben sprachen Sie doch vom Kniee —"

„Ja, das war's ja eben. Da unten am Knöchel hatte ich auch einen Schuß. Aber das war nur solch Streifer! Gott, was machten wir uns aus solch 'nem Streifschuß. Dem Stuart ging mal eine ganze Mitrailleusenladung dicht am rechten Arm vorbei, da hatte er sechzehn Streifer auf einmal. Nicht mit der Wimper gezuckt hat der Held. Er rief nur der vordersten Schwadron zu: „Da seht — sie treffen, aber sie töten nicht ... die Mitrailleusen ..."

„Hören Sie mal, Kronide, Sie werden trotz Ihres Namens unchronologisch —" erlaubte ich mir einzuwerfen. „Ich hab' immer gehört, daß erst der Kaiser Napoleon und erst vor 'nem Jahre die Mitrailleusen eingeführt hat!"

„Dummes Zeug! Was ihr da immer alles besser wissen wollt! Ich hab den Mister Mitrail persönlich ganz gut gekannt. Es war ein Irländer aus Hoboken, so'n breiter Mann mit 'ner Habichtsnase. Der hat die Biester erfunden — die Yankees hatten sie zu Tausenden. Aber nun quasselt nicht weiter, sondern lest der süßen Annita mal die Scene vor, wo Aztepulca vor den spanischen Thron tritt! Das werden Sie wunderbar machen, Annuschka ... so mit 'nem ganz eignen Gemisch von Lieblichkeit, Demut und Stolz ... ‚Vor deinem Thron, o Herrscher aller Weißen ...'"

„Will ich mich itzo in den Staub jetzt schmeißen —" parodierte ich lachend.

„Pfui, Johannes! ‚Vor deinem Thron, o Herrscher aller Weißen ... beug' ich mein Haupt in schmerzlich wehem Klagen ... du großer König, in der Sonne Gleißen ..."

Ich weiß nicht mehr, wie's weiter ging. Aber ich sehe den Kroniden vor mir, wie er Annita die rührende Scene vormimte und sich plötzlich höchstselbst lang auf dem Boden hinwarf und wie dabei der Mantel hochrutschte und die Geheimnisse der Unterbuxe schonungslos enthüllte. Wir wieherten natürlich, Fritze improvisierte:

„Kronide, deiner Wunden Schwären klaffen —
Kannst du die Hüllen denn nicht besser raffen ..."

und Annita wandte lachend das liebe Gesichtel —

Wir sahen sie jetzt so selten, ach so selten lachen.

Es war seit einiger Zeit mit dem Mädchen eine merkwürdige Veränderung vorgegangen.

Vielleicht bemerkten es die anderen nicht so wie ich. Aber ich fühlte, es lag wie ein Druck auf unserer kleinen Freundin.

Übermütig lustig war sie ja eigentlich nie gewesen, gerade das seltene Gemisch harmloser Heiterkeit und ihrer immer wieder emportauchenden leisen Schwermut hatte ihrem Wesen wohl einen besonderen Reiz verliehen. Nun aber überwog doch die Schwermut mehr und mehr. Und wenn Anna unser Kleeblatt auch nicht geradezu mied, uns nicht aus dem Wege ging — sie suchte uns doch nicht mehr wie früher

auf, sie holte sich nicht mehr Rat bei uns, teilte nicht mit uns die kleinen Freuden und Leiden des Tags.

Einmal hatte ich sie direkt gefragt. Da sah sie mich groß an — mit solch 'nem eignen, leeren Blick — sagte aber dann, achselzuckend: „Lassen's mich aus! Nix hab' ich, rein gar nix. Man kann doch nicht immer tanzen, 's ist halt schon ganz, wenn man's abends muß in der Komödie."

Und dann hatte mich mal der alte Lux beiseite genommen: „Was ist's denn mit der Michaleck? Das Mädel verhaut jetzt jede Rolle. Ich glaube, sie hat Raupen im Schädel. Wissen Sie: ich glaube, die kleine Kröte ist verliebt — unglücklich, sozusagen, ernstlich. Schad, so was kann man schlecht brauchen, so was Ernstes . . ."

Na — ich will's nur gestehen! Mir stieg's manchmal siedend heiß auf. Wenn ich so dachte nämlich, daß die Anna am Ende mich . . . mich . . . Aber dann mußte ich wieder über die eigne Dummheit lachen. Die Anna war gegen uns drei immer von einer geradezu stupenden Gerechtigkeit gewesen. Nee — von uns konnte sich keiner rühmen, auch nur das kleinste Zeichen einer mehr als kameradschaftlichen Zuneigung von ihr erhalten zu haben.

Ein anderer also?!

Ich ließ ihre Kollegen Revue passieren. Unmöglich! Das waren fast ausnahmslos arge Philister oder ungebildete Patrone.

Im Anfang hatte es ihr ja nicht an Bewerbern gefehlt. Ein paar Offiziere hatten allabendlich die Logen unsicher gemacht und ihr Blumen geworfen; ein paar junge Commis hatten ihr glühende, sehr schlechte Verse geschickt. Aber sie hatte, das wußte ich positiv, alle abgewiesen, und die Korona war zerstoben. Und dann: das Mädel war so häuslich! Wir wußten am besten, sie ging zu den Proben und kam sofort nach deren Beendigung zurück; sie ging in die Vorstellung, und nach dem Schluß direkt nach Hause — einen Abend wie den anderen. War sie aber mal nicht beschäftigt, so war sie oben bei Stengleins oder hockte mit uns zusammen oder, wenn's hoch kam, führten wir sie in irgend ein kleines Gartenlokal, wo das Wiener Schnitzel — o ihr seligen Zeiten! — sechs Silbergroschen kostete und so groß war wie meine ganze Hand.

Und nun kommt das Komische . . .

Ich lieg' eines Abends im Bette und wundere mich, daß sich drüben an der anderen Wand Bruder Fritz, der sonst immer schlief wie ein Murmeltier, herumwirft und herumwirft und ächzt, als ob er unmenschliches Leid trüge. Bis ich dann schließlich schreie: „Nu sei aber so gut, Fritze, und liege still oder aber sage wenigstens, was dir ist. Dies Gedudle und Gemiaue kann ich nun nicht mehr aushalten." Worauf er sich aufrichtet, die hoch gezogenen Kniee mit beiden Pfoten umklammert und 'ne Weile starr vor sich hinschaut.

Ich: „Na bitte — schieß los!"

Er: „'ne Schande ist's! 'ne Gemeinheit!"

Ich: „Schön! Aber was denn eigentlich?"

Er: „Du bist wohl blind?"

Ich: „Daß ich nicht wüßte . . ."

Er: „Ha — ha!"

Darauf warf er sich wieder in die Posen zurück. Weiß Knöppchen, die Geschichte wurde mir zu toll, und ich ergriff das sicherste Mittel, ihn zum Reden zu bringen — ich schwieg. Nicht lange, so langte er denn auch hinüber, zupfte an meiner Bettdecke und fragte: „Johannes, hast du wahrhaftig noch nichts bemerkt?"

„Nee!" brummte ich. „Es sei denn, daß unsere Kröten bald zu Ende sind."

„Ach — das!! Ich meine etwas viel Wichtigeres —" Und nun kam es heraus wie eine Bombe: „Die Anna hält's mit dem Krohn!"

Zuerst lachte ich laut auf. Es war ja zu unsinnig. Aber der Stachel saß doch, und Fritze zeigte eine ganz eigne Begabung, ihn tiefer in die Wunde zu bohren. Er hatte allerlei Anhaltspunkte: Der Kronide spielte sich jetzt gewaltig als Dichter auf, Annita freute sich auf ihre Rolle — gestern hatte er ihr heimlich die Hand geküßt, und sie war rot geworden —

Kurz und gut, wir hatten eine schlaflose Nacht, und unsere Unterredung endete damit, daß wir uns feierlichst gelobten, die Augen offen zu halten und den General, wenn's not that, ordentlich seiner Wege zu weisen! Dieser Mensch — ein Mann, der nicht einmal Hosen besaß!

Am nächsten Vormittag mußte Fritze nach der Stadt, ich und der Kronide feilten an den letzten Scenen der Wandernden Seele herum. Aber Krohn war sehr unauf-

merksam. Schließlich schob er die Arbeit beiseite, sagte stöhnend: „Freund, ich kann nicht mehr. Es drückt mir das Herz ab. Ich muß mit Ihnen sprechen —“

„Aha!“ dachte ich. „Nun kommt's. Na warte!“ und setzte mich in Positur, indem ich unser langes Lineal in die la main nahm und mir so gewappnet vorkam wie ein Racheengel. Und niemals vorher war mir das Groteske in der Erscheinung unseres Generals so aufgefallen, wie jetzt: die hagere Gestalt in dem langen Mantel, mit den zerrissenen Pantoffeln an den Füßen, auf dem Riesenkopf den Fez, die Hände in dem wallenden Vollbart.

Gleich schlug er nun auch die höchsten Töne an. „Johannes, ich hab' Euch immer geliebt. Seit mein Held, mein Stuart, dahinging, liebt' ich keinen Mann wie Euch! Und, beim Kronos, dem Uroater, meinem gewaltigen Ahn, ich lieb' Euch nicht nur, ich vertraute Euch immer — alles, alles — mein heiligstes Empfinden!“

„Zur Sache!“ Ich klappte energisch mit dem Lineal auf den Tisch.

Er sah mich erstaunt an. „Ich bin bei der Sache, Freund! Teurer Johannes, seit den goldenen Tagen meiner Kindheit trag' ich das Idealbild eines Weibes im Herzen —“

„Aha!“ machte ich.

„Ihr müßt mich nicht immer unterbrechen, Johannes! Es ist mir zu ernst, was ich Euch zu sagen habe. Wahrhaftig, ich kann von mir behaupten: der Frauen Huld ward mir überreich. Aber mein Herz blieb doch leer. Und nun, mein Johannes, nun ich in Anna — Annita — mein Ideal verkörpert zu finden glaubte, ach Johannes — nun —“ Er warf sich in theatralischer Pose auf das in allen Fugen knackende Sofa, stützte das Gesicht in beide Hände, daß der Fez sich weit auf den Hinterkopf schob, und stöhnte: „O mein Johannes! Ich weiß, auch Ihr liebt sie! Aber Eure Liebe ist blind, glücklicher Johannes ... mir jedoch riß sie den Schleier von den Augen: Johannes, Annita und Euer Bruder hintergehen uns — sie betrügen uns! O, es gibt nichts Gleiches auf diesem Jammerthale ...“ Der Rest wurde von einem ungeheuren Aufschluchzen verschlungen, und ich saß da und machte ohne allen Zweifel das dämlichste Gesicht meines Lebens.

Plötzlich sprang der Kronide auf. Er riß den Überzieher auf, als ersticke er. In Hemd und Unterhöschen stand er, von den dunklen Falten des Mantels umwallt, und streckte beide Hände gen Himmel. „Johannes! Auch Ihr müßt die Veränderung längst bemerkt haben, die mit ihr vorgegangen ist! Er ist ein Heuchler, ihm merkt man es so leicht nicht an. Aber sie vermag's nicht zu verbergen — die gemeinsame Schuld! Ich habe gesehen, wie sie sich gestern die Hände gedrückt haben ... im geheimen Einverständnis! O und ich weiß: mit seinem ewigen Lächeln, mit seinen rosigen Wangen, mit den faden Schmeichelworten des unreifen Jünglings hat er sie umgarnt! O Johannes, bei den lodernden Wachtfeuern am Red River —“

Nun ward's mir doch zu arg. Ich platzte ihm mit einem großen Lachen in die Phrase, und als er entrüstet herumfuhr, erzählte ich ihm, welch bösen Verdacht gestern abend Fritzesohn in mein Herz gesenkt. Aber während ich das that, wurde mir ganz merkwürdig ums Herz. Denn ich empfand plötzlich klar: im Grunde hatten wir alle drei nur die gleiche Beobachtung gemacht, und es wurde mir zur Gewißheit, daß unsere angebetete Anna eine Liebe im Herzen trug — und daß diese Liebe keinem von uns dreien galt.

X.

Anna, unsere vergötterte Anna, war auf abschüssigen Wegen. —

Das war das niederschmetternde Facit, das wir leider wenige Tage später konstatieren mußten, in Schmerz und Zorn ... wir armen Jungen!

Der Kronide tobte, Fritze heulte und schimpfte abwechselnd. Ich saß mit geballten Fäusten in der Sofaecke, und ich dachte wohl, das Herz ginge mir in Stücke.

Von einer ganz unerwarteten Seite kam uns die traurige Gewißheit.

Wir verkehrten nämlich manchmal, wenn es uns unsere Verhältnisse gestatteten, bei Janson in der Mittelstraße. Es gab da einen gewaltigen Magneten für uns, und das war George Belly.

Na, natürlich — von euch kennt kaum einer den Namen! Aber vielleicht dämmert's, wenn ich hinzufüge, daß Belly der Verfasser des reizenden Einakters „Monsieur Herkules“ war — wohl so ziemlich das einzige, was

von seinen vielen und oft so erfolgreichen Stücken übrig geblieben ist, ihn überlebt hat.

Damals war George Belly schon nicht mehr ganz auf der Höhe seines Ruhmes, und die „goldenen" Tage, von denen er so gern mit wehmütigem Lächeln erzählte — die Tage, wo der Theaterdiener von Wallner ihm die vollen Brieftaschen mit Kassenscheinen gebracht, waren vorüber. Auch sein hübsches kleines Vermögen war längst den Weg alles Fleisches gegangen. Aber er war doch immerhin noch ein ganzer Kerl, der gute liebe George, — immer bei gutem Humor, immer gut bei Durste, mit einem Herzen von Gold in der Brust. Unpraktisch in den Dingen dieser Welt, sicher vielfach gemißbraucht, die Vorzeichen seiner schweren Krankheit, die ihn ein paar Jahre später daniederwarf, schon an sich tragend — wochenlang keine Feder anrührend, dann wieder mitten im Kneipengewühl viele Stunden hintereinander arbeitend — heute angepumpt, morgen anpumpend — heute mit einem berühmten Philosophen, der ihn in seiner Höhle aufsuchte, über die ernstesten Dinge sich geistvoll unterhaltend, morgen den einzigen Genuß im fadesten Geschwätz eines Renzschen Clowns findend — so erschien uns George Belly wie ein König der Berliner Boheme. Und ganz unrecht hatten wir nicht.

Was für köstliche Stücklein wurden nicht über ihn erzählt!

Er wohnte im kleinen Hotel Janson selbst, oben im zweiten Stock. Kommt da eines Tags der Exekutor und fragt den Portier: „Ist der Herr Doktor zu Hause?" Der Portier bejaht. Der Mann des Gesetzes zieht ein ominöses Papier aus der Tasche, druckst und druckst und will sich zur Verwunderung des Hotelcerberus nicht bequemen, die Treppe hinaufzuspazieren. Endlich gibt er sich doch einen moralischen Ruck, setzt die Dienstmiene auf und klimmt bergan. Es vergeht eine Viertelstunde und noch eine. Da erscheint der Exekutor endlich wieder, im Gesicht die Falten der Kümmernis. Der Portier fragt lachend: „Er hat wohl wieder nicht bezahlt, unser Doktor?" Der Exekutor aber schüttelt das Haupt: „Bezahlt hat er natürlich nicht. Aber ... ich hatt' schon so'ne heimliche Ahnung — er hat mir angepumpt!"

Ein andermal passierte dem armen Belly ein tragisches Unglück. Irgend ein niederträchtiger Freund lancierte in die Tante Voß die Notiz: „Der bekannte Theaterdichter George Belly hat in der gestrigen Ziehung ein Viertel vom großen Lose gewonnen." Darauf gab es selbstverständlich eine wahre Völkerwanderung nach dem Hotel Janson, bis Belly eine öffentliche Erklärung erließ, in der er ungefähr sagte, daß er in seinem vielbewegten Leben noch niemals so von seinen Freunden und — von seinen Gläubigern bestürmt worden wäre; er habe leider nix gewonnen und bäte die einen wie die anderen feierlichst deshalb um Entschuldigung. —

Aber zur Sache ... immer hübsch bei der Stange bleiben!

Also ich komme eines Nachmittags zu Janson. In der niedrigen räucherigen Restauration sitzt Belly mit dem ungeheuer dicken Professor Perniee, dem berühmten weiland Göttinger Staatsrechtslehrer, der damals in Hietzig bei Wien unter der Ägide König Georgs von Hannover lebte, aber dann und wann meteorgleich in Berlin auftauchte — auch eine denkwürdige, heut schon halbvergessene Gestalt, von der ich viel erzählen könnte. Der Professor hatte natürlich eine Erdbeerbowle gebraut, mit jener Kunst, in der er unerreichter Meister war. Ich wurde eingeladen, ein Glas mitzutrinken. Und wie ich so den Schaum vom ersten Glase abgenippt habe, sagte der Belly in seiner leicht väterlichen Weise, die er uns Jüngeren gegenüber hatte: „Sie, lieber Johannes, die kleine niedliche Krabbe, mit der Sie 'n paarmal hier waren ... die Kleine vom Eldoradotheater draußen, die war ja vorhin auch hier ... oben ... ich bin ihr auf der Treppe begegnet ..."

Ich glaube, ich bin wohl blaß wie der Tod geworden und hab' gezittert, wie Espenlaub. Der George hat mich ganz mitleidig angeguckt, und Perniee hat gelacht, daß seine drei Centner — die hatte er unter Brüdern, und die Sage ging, er müsse auf der Bahn immer zwei Plätze nehmen — bedenklich ins Schwanken kamen.

Dann haben sie mich beide in ihrer Art zu trösten gesucht. Wie eben erfahrene Männer einen dummen Jungen trösten. —

Aber ich bin hinausgestürzt zum Portier und hab' mir an dessen Tafel die Namen der Fremden angeschaut. Die Augen standen

wohl in Thränen, aber ich las doch: „von Przwalschik“ — — und da wußte ich alles ... Oder meinte doch, alles zu wissen. Ich Thor!

Und dann hab' ich mir den nächsten Klapperkasten von Droschke genommen — Droschken erster Güte gab's damals so wenig wie Pferdebahnen — und bin hinausgerüttelt zu uns, und bei jedem der viel tausend Rucke, die's auf dem holprigen Pflaster gab, klang's in mir: sie soll mir Rede stehen, sie muß mir Rede stehen...

Na — und dann war ich endlich in ihrem kleinen Zimmerchen und stand vor ihr und rang nach Atem. Kein Wort brachte ich heraus. Aber es war wohl auch nicht nötig. Denn sie mochte in meinem Gesicht lesen, was in meiner Seele vorging. Sie war erschrocken aufgestanden, als ich ins Zimmer stürmte, die Nähterei, die sie vorgehabt hatte, lag auf dem Boden. Und sie schaute mich an mit solch eignem, versteintem Blick, und ihre Lippen waren ganz fest aufeinander gepreßt.

Wie eine, die glücklich liebt, sah sie wahrhaftig nicht aus, und noch weniger wie eine, die leichtsinnig ist, die sich fortwirft.

Ich weiß nicht, wie lange wir uns so stumm gegenüber gestanden haben. Es mag wohl eine ganze Weile gewesen sein.

Dann brachte ich es endlich über die Lippen — ruckweise — die paar Worte: „Ich komme von Janson!“ Mehr nicht. Es sagte ja auch alles.

Und da senkte sie die Augen. Aber nur auf eine Sekunde. Dann sah sie mich wieder an und sagte ganz langsam: „Das ist doch halt meine Sach' allein, denk' ich...“

Wie das nun so geht — ich hab' nichts als Trotz, schamlosen Trotz in meiner Wut daraus gehört. Und so bin ich denn losgesprudelt, wie toll und verrückt, und habe sie geschmäht und beschimpft, als ob sie eine Verworfene wäre. Sie aber hat alles ganz stumm und still über sich ergehen lassen. Nur angestarrt hat sie mich immerzu und die Hände vor sich zusammengepreßt. Und wie ich dann endlich so halbwegs zu Ende war, weil ich nichts mehr zu schmähen wußte und mir doch auch die Thränen die Stimme fast erstickten, hat sie noch einmal wie mechanisch gesagt: „Aber das ist doch halt ganz allein meine Sach' ... denk ich!“

Da hab' ich aufgelacht, mit verzweifeltem Hohn: „Versteht sich, mein Fräulein — das ist freilich ganz Ihre Sache! Geht uns gar nichts an — rein gar nichts — solch ein Schmutz! Pfui Geier! Nur das möcht' ich noch sagen: zwischen uns ist's aus, mein Fräulein! Und Adieu, mein Fräulein, und recht viel Glück, mein Fräulein, auf dem neuen Wege... Brillanten und Perlen ... jawohl ... vom Herrn Polacken, mein Fräulein!“

Fein war ich nicht. Und sie hatte ganz recht, wenn sie nun, wie mit 'ner großen Willensanspornung, an mir vorüberschritt und die Thür aufmachte.

Fein war ich nicht. Aber ehrlich war meine Entrüstung ... ehrlich wie meine Liebe.

Liebe?

Ich weiß nicht, ob man das auch Liebe nennen darf? s' ist ne eigne Sache mit dem Rubrizieren solcher Empfindungen. Die echte Liebe, die ist bei mir ja erst später gekommen, wie bei den meisten Männern. Aber es war auch mehr wie Zuneigung — weit mehr! Und es war noch viel weniger bloß sinnliche Leidenschaft. Manchmal, wenn ich später an Anna zurückdachte, ist es mir wohl vorgekommen, als sei ich — und merkwürdigerweise die beiden anderen auch — wie von einer Art verspäteter Primanerliebe besessen gewesen. Die pflegt ja auch ehrlich zu sein und bringt Freud und Leid, macht himmelaufjauchzend und zu Tode betrübt ... und ist doch keine echte Liebe.

Himmelaufjauchzend waren wir gewesen, und zu Tode betrübt waren wir jetzt. Alles, was wahr ist: wir trugen's schwer, alle drei Brüder Leichtfüße. Und wenn der Kronide in spöttisch sein sollenden Phrasen von „unserer elenden Narretei, unser Herz an eine Komödiantin zu hängen“ phraselte, waren ihm dabei die Augen feucht, und wenn Fritzefrère von „Madame Annita“ sprach, bebten ihm die Lippen.

Von mir will ich nicht sprechen. Es gibt da nichts zu sprechen, als von einer großen Leere und Öde in mir.

Nur in einem waren wir uns einig: es sollte aus sein, ganz aus zwischen uns und ihr. Alle Brücken wurden abgebrochen, und wenn wir ihr begegneten, grüßten wir, wie man eine oberflächliche Bekannte grüßt.

Und sie ging nicht hocherhobenen Hauptes

an uns vorüber. Sondern mit scheu gesenkten Augen — ganz wie es sich für eine Schuldbewußte geziemte. Nur merkwürdig: die Brillanten und Perlen blieben aus, und sie trug dieselben selbstgemachten Fähnchen wie früher und wohnte nach wie vor im gleichen armseligen Zimmerchen.

Zuerst — na! — da waren wir eben blind in unserem Ärger, unserer Wut, bei der wohl auch ein gut Teilchen gekränkter Eitelkeit mitsprach, wie bei jeder Art von Eifersucht. Wir hatten ja außerdem die felsenfeste Absicht, Fräulein Michalek so weit links liegen zu lassen, wie möglich, was ging uns die „Ungetreue", die „Verlorene" denn noch an?

Aber allmählich fiel es uns doch auf, daß sich in ihrer bescheidenen Lebensführung so gar nichts änderte. Es fiel uns auf, wie es denn mit dem Linksliegenlassen überhaupt seine Schwierigkeiten hatte, sintemalen inzwischen die Proben zur Wanderniere begonnen hatten.

Da sagte denn Fritzesohn einmal mit einem verknifffenen Lächeln: „Grade sehr generös scheint ... der ihrer auch nicht zu sein! Der polnische Lump!" Der General warf sich in die Brust: „By Jove ... sie hätte es besser haben können. Wenn ich mir eine Maitresse leistete, sie müßte in Luxus schwimmen. Das gehört nun einmal zur Sünde ..." und dabei streckte er seine hosenlosen Beinchen stolz von sich.

Ich aber sagte nichts.

In mir dämmerte ganz leise die Erkenntnis auf, daß wir der Polin am Ende ein bitteres Unrecht zugefügt hätten.

Und es änderte daran auch nichts, daß ich Anna ein paarmal flüchtig im Theatergarten mit dem Herrn von Przwalschik sah.

Sie schaute auch dann jedesmal so gar nicht aus, wie eine Glückliche. Und als mich einmal ihr Blick streifte, da fiel mir plötzlich der wunderliche Vergleich ein, den Krohn vor Wochen gezogen hatte: die schönen Augen Annas hatten jetzt wirklich Ähnlichkeit mit denen eines armen geprügelten Hundes. — —

XI.

„Habemus papam!" triumphierte der Kronide, und kein Kardinal hätte nach glorreicher Papstwahl stolzer ausschauen können.

Dabei schlug er sich mit der flachen Linken auf seine funkelnagelneuen grau-karrierten Buxen und schwang in der Linken drei Fünfthalerscheine. Den Rest eines Vorschusses, den er mit staunenswerter Energie dem alten Direktor abgerungen hatte.

„Ist sie nicht schön? Ja Kinder ... mein Geschmack! Und ich verstehe eben solch eine Sache zu tragen ... mit dem nötigen Applomb! Und beim greisen Kronos, meinem Urahn, ich hab Applomb. Hab ich ihn etwa nicht, ihr Erdenklöße?!"

Er war in der letzten Zeit etwas leicht aufgeregt, unser großer General. Nicht etwa nur wegen Anna Michaleck. Die Premiere saß ihm in den Knochen. Er schwankte zwischen stolzer Siegesgewißheit und komischem Kleinmut, und Fritze schwankte mit. Sie tuschelten miteinander, sie zankten sich und versöhnten sich unaufhörlich wegen aller möglichen die Vorstellung betreffenden Kleinigkeiten. Und wenn sie sich unbeobachtet glaubten, standen sie vor unserem kleinen Spiegel und übten Verbeugungen ein, wobei zwei Stühle die Rampe markieren mußten.

Es war gewiß zum Bersten drollig. Nur ich — ich hatte jetzt so gar keinen Sinn dafür. Ich hatte überhaupt kein rechtes Interesse mehr an der „Wandernden Seele". Ja, es hatte mich sogar ganz kalt gelassen, als sie mir heute morgen den Zettel angeschleppt brachten, wo dem geneigten Publikum kund und zu wissen gegeben ward:

Etdorado-Theater.
Direktion: Friedrich Lux.
Zum ersten Male.
Die wandernde Seele.
Romantisches Schauspiet von Gotthilf Krohn.

Notabene: auf dem „romantisch" hatte Frau Lux bestanden, zum Entsetzen des Kroniden. Sie kannte ihr Publikum.

Wie gesagt: mich ließ die ganze Geschichte kalt.

Nun denkt ihr natürlich: aha — von wegen der Michaleck! Da seid ihr aber schief gewickelt. Auch die arme Anna war — mehr oder minder — verblaßt.

Aber wir schrieben den 14. Juli 1870...

Was galt mir diese elende Premiere in dem Schmierentheater jetzt — jetzt, wo jede Stunde die Entscheidung bringen konnte — den Krieg!

Man muß jene kurzen Tage höchster Spannung miterlebt haben, um diese ganz verstehen zu können. Man muß, wie ich, das frische Zeitungsblatt vom 13. Juli in

der Hand gehabt haben mit den bedeutungsvollen Worten: „Seine Majestät haben es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen!“

Heute haben ja — schockschwerebrett, ich muß sagen: leider! — berufene und unberufene Historiker über die Emser Depesche und ihre Vorgeschichte so viel kluges Zeug geschwatzt, daß der erste, der unmittelbare, der gewaltige Eindruck allgemach sich zu verwischen anfängt. Wir aber, die die Tage mit erlebten, wir werden diesen Eindruck nimmer vergessen, für uns bleibt die Schmach, die man unserem guten greisen Heldenkönig anthun wollte!

Und, der Himmel weiß es! wir wuchsen in diesen Tagen. —

Und da quacksalberten und quasselten sie draußen im Eldoradotheater um ein elendes Komödienspiel, während die Weltgeschichte einen Schritt vorwärts that.

Und sie thaten, als ob ihnen Erfolg oder Nichterfolg, ein bißchen mehr oder weniger Bravobrüllen oder irgend ein böswilliger Pfiff was ganz Besonderes bedeuten könne, während die Zeitungen schon meldeten, daß die Pariser großen und kleinen Gamins die Straßen der Lichtstadt von ihren Rufen: „à Berlin — à Berlin!“ wiederhallen machten.

Ich war während des ganzen Tages auf den Beinen gewesen, in fieberhafter Erregung. Ich hatte mittags die Wache aufziehen sehen, mit klingendem Spiel ... und ich, der ich seit Monaten allem, was mich an meine Militärzeit erinnerte, weit, weit aus dem Wege gegangen war, ich schlich mich rund um meine alte liebe Kaserne herum, und es war mir wie ein ganz merkwürdiges Heimatsgefühl, als ich hinter der hohen Backsteinmauer einen Trommelwirbel und ein paar Kommandos hörte.

Und da war doch auch noch was ganz Anderes, Neues ... Persönliches ...

All die Zeit über, ob's mir gut ging oder schlecht, hatte ich eigentlich nie bedauert oder gar bereut, meinen Abschied genommen zu haben. Ich muß's auch noch einmal sagen: das ganze Leben in der Bohème, unter uns litterarischen Zigeunern, hatte doch zu viel Reiz gehabt, als daß ich nicht seine Unbehaglichkeit und noch mancherlei Schlimmeres darüber vergessen sollen. In der Ungebundenheit steckt eben 'mal ein eigner Zauber und — im Bummeln auch. Nur 'n Heuchler kann das leugnen.

Aber wie ich so die Maikäfer im Gleichtritt auf die Wache ziehen sah, mit der Regimentsmusik voraus, und wie ich mir dann die alte Kaserne anschaute und drinnen die paar Kommandos hörte, da zuckten mir die Nerven. Und dann überkam mich mit 'nem Male so was, wie ein leichter Ekel vor dem Johannes aus der Lichterfelderstraße Nr. 1, dem Dichter des Leutnantspudels und von einem Dutzend anderer sogenannter Novellen. Der gute Kerl, der Johannes, kam mir mit 'nem Male doch wie ein recht jämmerliches Kerlchen vor.

Wahrhaftig, ich hatt' den ganzen langen Tag nicht an mich gedacht. Immer nur an unser Vaterland und unseren alten König! Aber jetzt stieg in mir doch plötzlich der Gedanke auf: „Wenn die Stunde kommt, und der König ruft ... und du könntest wieder vor deinem Zuge marschieren ... mit an die Grenze ... mitthun mit all den anderen, deine Pflicht erfüllen gegen das Vaterland ... endlich einmal wieder eine ganze, eine ernste, große Pflicht! ... wie glücklich würdest du sein!“

Und es braunte in meiner Seele ... aber die Glut war schon wie ein Vorgefühl des Glücks! — —

Na, trotz alledem saß ich bei Beginn der Aufführung im Hintergrund der Parkettloge draußen im Eldoradotheater.

Ich war freilich erst in letzter Minute gekommen, und der Logenschließer hatte mir zugeflüstert: „Die Herren sind auf der Bühne.“ Er meinte natürlich Fritzesohn und den Kroniden.

Das Haus war nur mäßig besetzt. Was wunder? Wer hatte heut Lust, ins Theater zu gehen? Als ich, mit etwas zerstreuten Blicken, das Publikum 'n bissel musterte, sah ich wenig bekannte Gesichter. Auch nur ein paar Vertreter der Presse. Erklärlich war's, daß sie heut nicht kamen. Auf den Redaktionen hockte ja überall das ganze Personal bis zum jüngsten Laufburschen in der Erwartung von Nachrichten, begierig, ein Extrablatt ins Volk zu werfen.

Nur den kleinen Wernelow sah ich vorn im Parkett und selbstverständlich die ganze Lichterfelderstraße Nr. 1 im schönsten Sonntagsschmuck. Mutter Liepern hatte sogar

Handschuhe an. — Und nun rauschte der Vorhang empor.

Aber von der Vorstellung weiß ich blutwenig zu erzählen. Nicht bloß, weil's doch immerhin beinah dreißig Jahre her sind seit des Kroniden Premiere. Ich hab' ja für manch' Kleineres das festeste Gedächtnis bewahrt. Nein — ich hätte wohl schon am nächsten Morgen höllisch wenig von der Aufführung zu sagen vermocht, denn meine Gedanken waren überhaupt gar nicht dort oben auf der kleinen Bühne, oder sie gaben da höchstens minutenlange Gastrollen. Das Stück selbst kam mir so unsagbar fremd vor, als wenn ich auch nicht den geringsten Anteil an ihm gehabt hätte. Nur ganz selten schlug irgend eine Phrase in meinem Hirn auf einen bestimmten Nervenstrang, und dann klang's leise: „Hast du das geschrieben? Komisch! Das stammt wirklich von dir!"

Ganz dunkel erinnere ich mich, als ob die indische Welt des ersten Aktes die naiven Zuschauer recht kalt gelassen habe und daß Fräulein Anna Michaleck wunderhübsch aussah in den duftigen, flatternden Gewändern. Aber auch letzteres ließ mich heut gleichgültig. Als der Vorhang fiel, klatschte wohl nur die Lichterfelderstraße getreulich ihrem Hauspoeten Beifall; aber das freilich tüchtig. Dann strömte alles in den Garten.

Das Eldoradotheater war berühmt oder berüchtigt wegen einer Specialität — die der endlosen Zwischenpausen. Frau Direktor sah mit Recht in ihnen die bessere Geschäftshälfte der Abende. Heut vergingen mir die fünfzehn Minuten wie im Fluge.

Ich wurde von allen Seiten angesprochen. Aber nicht etwa über das Stück oder meine Mitarbeiterschaft an ihm. Nur der kleine Wernelow sagte mal beiläufig: „Scheint ja ganz nett zu sein —" um dann auch gleich vom alten teuren König und von Benedetti und Bismarck und Moltke zu sprechen. „Wenn's losgeht, ich muß mit," erklärte er und wurde puterrot, als ich wohl etwas häßlich mißachtend seine winzige Gestalt maß. „Sie brauchen mich gar nicht so anzusehen, Herr Kollege, ich steh' schon meinen Mann . . . und wenn's in irgend 'nem Lazarett ist." Es lag etwas Rührendes darin, wie er das sagte. Und dann kam der Leutnant Stern, schleppte mich ans Büffett und sprach hochaufatmend, daß er sofort eintreten werde, und es war so gar nichts von Renommage in seinen Worten, sondern echte, schlichte Empfindung. Und der alte Stenglein trat zu uns heran und jammerte: „Mich werden sie ja nicht loslassen bei der Bahn. Aber unsereiner kann auch da seine Pflicht fürs Vaterland thun, wenn ich auch hundertmal lieber wieder 'ne Korporalschaft führte, als die alte Maschine —." Und die Frauen und Mädchen standen mit ernsten Mienen dabei und lauschten.

Als ich wieder ins Theater trat, bestellte mir der Logenschließer einen Gruß von meinem Bruder, und ich möchte doch 'mal hinter die Scene kommen. Ich fand ihn ziemlich verstimmt und sehr zerstreut. Auch bei ihm begann sich schon das Interesse am Stück mit dem an den politischen Vorgängen stark zu Ungunsten des ersteren zu vermischen. Aber er schimpfte doch auch wieder, daß die Schauspieler ganz aus dem Häuschen seien; von der Michaleck nun schon gar nicht zu reden; bei der sei's aber was anders, sie spiele absichtlich schlecht, um uns zu schaden. Dann führte er mich zum Kroniden. Der lehnte ganz hinten an der Brandmauer und sah zum Erbarmen aus. Der tapfere General hatte das schrecklichste Premierenfieber. Er war blaß wie eine Leiche und krabbelte fortwährend in seinem Vollbart herum. Direktor Lux stand daneben und grinste über das ganze gelbgraue alte Komödiantentengesicht. Zu reden vermochte unser Kronide nicht; er stöhnte bisweilen nur leise auf — der große Held.

Ich sah mir den zweiten Akt hinter der Coulisse an, und es kam doch so etwas wie Mitleid mit Mister Krohn über mich. Der Tag war wirklich der denkbar ungünstigste für diese Premiere. Zudem war es erdrückend heiß; auf der winkligen Bühne, in dem seltsamen Moderdunst der Coulissen, geradezu zum Ersticken. Die Schauspieler, an sich weniger als mittelmäßige Kräfte, hasteten ihre Rollen herunter; die gefeierten Verse klangen noch hohler und tiradenhafter, als sie waren; manchmal zuckte Fritze, der neben mir stand, nervös zusammen. Am merkwürdigsten war die Anna: sie spielte geradezu wie eine geistig Abwesende — als sie dann einmal bei einem Abgang an mir vorüberschritt, stutzte sie einen Augenblick, sah mich mit einem wie verzweifelten Blick an, lächelte dann wieder starr, nickte mir mechanisch zu und eilte, ehe ich noch ein

Aus unserer Studienmappe:

Studienkopf von A. Kampf zu dem Gemälde „Der Choral von Leuthen."

Wort an sie richten konnte, den engen Gang zu den Garderoben hinunter.

Der nächste Akt erweckte etwas stärkeres Interesse bei den Zuschauern. Aber es waren, wenn ich mich recht erinnere, hauptsächlich ein paar volltönende Phrasen, welche den Beifall hervorriefen: das Publikum witterte in ihnen unwillkürlich Anspielungen auf die Ereignisse der letzten Tage. Als der Vorhang fallen wollte, zerrte Lux den Kroniden schnell noch an die Rampe — und er verbeugte sich wieder und wieder mit schlotternden Gebeinen. Die Gemeinde aus der Lichterfelderstraße klatschte und brüllte. Aber dann klang plötzlich hinten aus dem Parkett ein greller Pfiff dazwischen — ein paar Leute im Parkett lachten — und mit einemmale rannte der General sporenstreichs hinter die nächste Coulisse, daß die Rockschöße nur so flogen. Es muß sehr komisch ausgesehen haben, wenigstens brach im ganzen Hause ein schallendes Gelächter aus.

Damit war wohl das Schicksal des Abends so ziemlich besiegelt. Wenigstens erwärmte sich das Publikum für keine der folgenden Scenen. Es bereitete sich, gutmütig, wie es im allgemeinen war, kein Schlachtfest, es trug das Stück mit leidlicher Würde zu Grabe, und nur als Mutter Pilken beim letzten Fallen des Vorhangs den vom Kroniden bestellten Kranz von der Galerie aus herabschleuderte, gab es noch einmal eine wiehernde Lachsalve.

Wunderlich — ich muß es noch 'mal sagen — wie gleichgültig mich das im Grunde alles ließ. Ich ging wohl noch einmal auf die Bühne, ich drückte dem zerschmetterten Kroniden die Hand, ich sprach einige Worte zu Fritz, aber ich war im Geiste schon längst wieder ganz wo anders —

Als ich durch die kleine Bühnenthür hinaus in den Garten trat, sah ich gegenüber die Kapelle ihre Sitze einnehmen.

In den Gängen wogte das Publikum durcheinander, nicht nur die Theatergäste, auch die zahlreicheren Besucher des Gartens. Der wundervolle Abend hatte die ganze Nachbarschaft ins Freie gelockt. Es schwirrte unter den Promenierenden von Krieg und Frieden, und auch wo eine Familie oder ein paar Bekannte beim Weißbierglase zusammensaßen, sprachen sie von nichts anderem.

Wie ich so in das Gewühl trete, sehe ich plötzlich den alten Stenglein zum Kapellmeister herantreten und ihm was zuraunen. Der nickt und gibt's unter den Seinen weiter. Und gleich darauf klangen die Töne der „Wacht am Rhein" durch den Garten.

Ich hab' an jenem Abend merkwürdigerweise das Lied zum erstenmale gehört. Aber viele kounten es doch — und es elektrisierte alle, auch die, denen, wie mir, der Text unbekannt war. Erst drängte ein Dutzend Männer sich nach dem Podium zu, dann waren's schnell gewiß hundert. Ein paar kräftige Kehlen stimmten an, sofort fielen andere ein — und dröhnend klang es in die Seelen:

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall —"

Jawohl — in die Seelen drang es!

Heut schüttelt vielleicht manch superkluges Herrlein den Kopf und denkt: ... das alte abgeleierte Lied! Aber wer jene Tage miterlebt hat, der weiß, welche Macht in dem Liede war, wie es zündete und aufrüttelte und begeisterte. Man kann das gar nicht in Worte fassen. Es war eben doch der gewaltige Kriegsgesang von 1870!

Und wie nun die letzte Strophe verhallt war, da wandte sich der Kapellmeister, und sie intonierten unser „Heil dir im Siegerkranz ..."

Das war wieder ganz anders. Es war kein großes Toben und Mitsingen. Aber von den fernsten Tischen im Garten, aus den kleinen Ecken und Lauben kamen sie heran, und schließlich umstanden sie dichtgedrängt die Kapelle, Schulter an Schulter, die Männer alle mit dem Hute in der Hand, barhäuptig — wie in Ehrfurcht — bis zum Schlusse.

Dann ging es wie ein erzitterndes Aufatmen durch die Masse ...

Und mit einemmale sah ich unseren alten bescheidenen Stenglein neben dem Kapellmeister auftauchen, und es leuchtete förmlich über sein verwettertes Gesicht, und er rief: „Unser allergnädigster König und Kriegsherr, Wilhelm der Erste — er lebe hoch!"

Und da brach es los —

Ich bin wohl viel hundert Male dabei gewesen, wenn man unseren alten Herrn leben ließ — und manchmal waren es große Tage und Stunden voller Weihe. Aber so tief ins Herz gegriffen hat mir's nie, wie damals. Woher das kam, mag ergründen, wer da will. Richtig verstehen kann's schließlich doch nur einer, der die Zeit miterlebte. Es war eben noch nicht der zum Himmel jauchzende Jubel wie nach den großen Schlachten und Siegen. Der Jubel jener Tage hatte etwas Rührendes. Es lag so unendlich viel Vertrauen und Liebe und Verehrung, es lag etwas vom Gebet darin... und die Augen gingen einem über dabei —

XII.

Eine halbe Stunde später war ich unter den Linden.

Unser Berlin war ja damals noch nicht so'n Riese, wie heute. Aber wenn's lebendig wurde, dann kamen doch schnell Zehntausende auf die Beine. Und heut war's lebendig geworden. Aber dabei war es so eigen ruhig und ernst, fast heilig still unter der wogenden Menschenmasse, die am Palais vorbeiflutete. Man hörte nur rings um sich flüstern, halblautes Zuraunen von neuen Nachrichten und Vermutungen, daß der Krieg schon erklärt sei, daß der König morgen aus Ems abreisen werde, daß Napoleon schon nach Metz gegangen sei. Wie es mit Bayern stünde? fragte der eine; von einer Allianz zwischen Österreich und Frankreich wollte ein anderer gehört haben. Überall standen kleine Gruppen bei einander, nicht immer nur persönlich Bekannte; auch ganz Fremde traten hervor, hörten und erzählten. Und es war, als ob plötzlich der Unterschied zwischen vornehm und gering und arm und reich ganz ausgelöscht sei.

Mir passierte noch was Besonderes. Es gehört ja eigentlich nicht zu meiner Geschichte, aber ich will's doch einflechten, weil's so bezeichnend ist.

An der Ecke der Charlottenstraße überholten mich zwei Offiziere. Es waren mein

alter Regimentskommandeur und der Adjutant. Ich zog meinen Hut —

Ein paarmal war ich ja schon dem alten Schnauzbart seit meinem Abschied begegnet. Er hatte dann immer sehr korrekt meinen Gruß erwidert, aber so mit 'nem Gesicht, als ob es ihm lieber gewesen wäre, er hätte an mir vorübersehen können.

Auch heut grüßte er zuerst ganz kühl, wie es mir schien. Er ging sogar noch ein paar Schritte weiter. Aber dann drehte er sich plötzlich um und trat wieder auf mich zu und — — er streckte mir die Hand entgegen und sagte, mit 'nem Ton, wie ein Vater, der seinen Sohn wieder in Gnaden aufnehmen will: „Ich freue mich, Sie zu treffen. Wenn Sie wollen — und ich denke, Sie werden wollen! — kommen Sie morgen um ein Uhr aufs Regimentsbüreau! Addio!"

Ich hab' gedacht, das Herz steht mir stille. Es war ein gar zu unermeßliches Glücksgefühl. Und ich stand wie zu Stein erstarrt. Als ich danken wollte, war der Oberst schon im Gedränge verschwunden — —

Es mochte gegen ein Uhr sein, als ich mich durch die Wilhelmsstraße auf den Heimweg machte. Immer noch halb im Traum, wie im Rausch. Und als ich am Palais des Prinzen Karl vorbeiging, faßte ich unwillkürlich an den Hut, als hätte ich schon wieder Uniform an und müßte den Doppelposten auf der Rampe grüßen.

Der Wilhelmsplatz war damals ziemlich wüst. Wo jetzt der Kaiserhof prunkt, standen alte Baracken von Häusern, und anstatt der Flut von elektrischem Licht, die heut von der großen Karawanserai herüberströmt, herrschte unter den Bäumen und zwischen dem Gesträuch ein, von ein paar kümmerlichen Laternen genährtes Halbdunkel. Sonst fand man hier auf den Bänken wohl manches Liebespärchen — heut schien's ganz öde.

Wie ich aber so quer über den Platz gehe, um die Mauerstraße zu gewinnen, da höre ich plötzlich hinter einem der Bosketts halblaute Laute — Laute polnischer Sprache, dann eine heftige Wechselrede von zwei Stimmen. Und ich denke, der Schlag soll mich rühren: ich erkannte das weiche Organ von Anna Michaleck. Die andere Stimme war schärfer, ein wenig knarrend, die Worte überstürzend. Was sie sprachen, davon verstand ich nur wenige Brocken. Ich hatte als Kind auf der Klitsche wohl ein paar polnische Worte und Wendungen aufgeschnappt und sie dann gelegentlich mit meinen Rekruten aus der Provinz Posen aufgefrischt, aber es langte doch nicht, um diesem hastigen Wechsel von Rede und Gegenrede zu folgen. Nur das Drängen des Mannes, einen greulichen Fluch dann — etwas wie eine widerstrebende flehende Bitte des Mädchens, halb im Schluchzen erstickt — das verstand ich.

Ehrlich gestanden: viel mehr als Neugier war's in dem Augenblick nicht, was mich dazu trieb, näher herauzutreten und die Fliederbüsche auseinander zu biegen. Der „große, unstillbare" Schmerz um die Verlorene war in den letzten Tagen, unter der übermächtigen Einwirkung von außen ziemlich klein geworden. Und daß ich die Anne hier mitten in der Nacht traf mit ihrem Galan, wie 'ne Dirne — na, es that gerad darum wohl nicht mehr so besonders weh.

Aber wie ich sie nun so im Halbdunkel vor mir sah, und sah, wie der Mensch mit rohem Griff ihre Handgelenke umspannte und auf sie einredete, barsch, im Kommandoton, sie dabei mit seinen schwarzen, selbst im Dunkel funkelnden Augen anstarrend — und wie ich sah, daß sie sich wand unter seinen Händen, und hörte, daß sie schluchzte — und als sie dann mit 'nem Male, wie in 'ner flehenden Bitte, niederkniete auf der Erde, da kam's über mich. Nicht die alte Liebe, aber Mitleid mit dem Mädel, die so lange unser lieber kleiner Kamerad gewesen war, und Grimm auf den Kerl. So'n fester strammer Grimm, in dem man wohl mal 'nem Schuft eine runterlangen kann, ohne an die Folgen zu denken.

Vielleicht war heut sowieso in mir der furor teutonicus schon ein bissel locker geworden.

Also — kurz und gut — ich trete hinter dem Fliederbusch hervor und grobe den Menschen schlankweg an: „Lassen Sie mal auf der Stelle das Fräulein los!"

Die beiden schraken zusammen. Er gab die Anna unwillkürlich sofort frei, und kaum fühlte sie das und erkannte mich, so stand sie auch schon, hochaufatmend, zitternd am ganzen Körper, an meiner Seite, wie . . . so recht wie ein geängstigtes Vögelchen.

Der edle Pole war auch 'nen Moment

sprachlos. Er starrte mich an, und ich hatte das Gefühl, daß auch er mich erkannte.

Aber dann warf er den Kopf hoch und trat 'nen Schritt näher an mich heran, so mit 'nem giftigen Blick, halb für sie, halb für mich, und machte 'ne Gebärde, als ob er zuschlagen wollte — ich weiß nicht recht, wem's gegolten hätte —

Ich war nu damals schon 'n strammer Bursche, hatte meine sechs Fuß preußisch und 'nen ordentlichen Thorax. So um anderthalb Kopflängen überragte ich das Menschenkind sicher. Und weiß der Geier, es kam mir in dem Augenblick so komisch vor, wie er auf mich zutrat, daß ich ihm geradezu ins Gesicht lachte.

Es blieb denn auch seinerseits bei der drohenden Gebärde. Er zischte nur etwas Unverständliches und rief dann: „Was wollen Sie, Herr? Das Frauenzimmer gehört zu mir! Ich verbitt' mir Ihre Einmischung!"

Na — 'ne Einmischung war's ja, und daß die Anna sozusagen zu ihm gehörte, schoß mir wohl auch blitzartig durch den Schädel. Sie hatte sich ja wohl die Chose selbst eingebrockt —

Aber der freche Ton verdroß mich gewaltig. Und daß er die Anna, mochte sie sein, wie sie wollte, 'n Frauenzimmer nannte, empörte mich. Und dann fühlte ich ihren bebenden Körper an meiner Schulter und ihre zitternde Hand auf dem Arm. Und es war wohl wirklich auch so was wie unbändige Lust in mir, zu raufen.

Ich hielt nur mit Mühe an mich. „Fräulein Michaleck hat sich selbst unter meinen Schutz gestellt. Das erledigt die Sache, denk' ich!"

Da fing er noch mal an, auf die Anna loszureden. Erst mit Bitten, dann mit Drohungen — und sie schmiegte sich immer fester an mich, ohne ein Wort zu sprechen. Nur daß sie weinte, fühlte ich — und dann fiel plötzlich was Nasses auf meine linke Tatze, die sie umklammert hatte.

Vielleicht gab das den Ausschlag, vielleicht ein greulicher Fluch des Menschen — vielleicht seine giftigen Blicke, ich weiß es nicht. Ich sagte nur noch: „Nun machen Sie sich aber gefälligst dünn — aber 'n bissel dalli!" Komisch, ich hatte gar nicht die Empfindung, daß dieser Herr von Przwalschik wirklich ein „Herr" sein könne.

Und mit der Vermutung wenigstens traf ich sicher das Rechte. Denn er benahm sich noch unwürdiger als damals, wo er in der Theaterloge vor dem Kroniden zu Kreuze gekrochen war. Er schleuderte dem Mädel noch ein Schimpfwort zu und einen Satz, der etwas Furchtbares zu enthalten schien, denn sie zuckte zusammen, wie unter einem Schlage, und dann — dann war's, als ob er noch mal mit 'nem Blick meine respektable Körperlänge maß — und dann lachte er auf — und befolgte meine Weisung. Er drückte sich.

Daß ich mir sehr erhaben vorkam, wegen meines leichten Sieges, kann ich grade nicht behaupten. Und wie er nun fort war und ich dastand mit dem schluchzenden Mädchen, das sich zuerst wie eine ganz Verzweifelte gebärdete, kam ich mir sogar ein bissel thöricht vor. Ganz dunkel dämmerte es in mir: ein Glück noch, daß der Mensch freiwillig gegangen ist. Das hätte noch gefehlt, daß du heut Skandal gehabt hättest — heut, wo du um Mittag beim Oberst sein solltest . . .

So mag es wohl recht kühl geklungen haben, als ich endlich sagte: „Aber bitte, Fräulein, so beruhigen Sie sich doch." Und nach 'ner Weile: „Es ist wohl am besten, wir gehen zusammen nach Hause."

Da wurde sie plötzlich bumsstille. Sie schluchzte nicht mehr, sie weinte nur noch ganz leise. Aber unter den Thränen sah sie mich an, wieder mit dem Blick des geprügelten Hundes, so todesunglücklich. Es griff mir doch ins Herz. Und so sagte ich noch einmal, viel sanfter gewiß: „Kommen Sie, Anna —"

Sie nickte wortlos. Und wir gingen langsam, nebeneinander, die Mauerstraße hinunter und dann die lange Friedrichsstraße. Ohne ein Wort zu reden und ohne uns anzusehen.

Es war eine schöne, aber etwas schwüle Nacht. Sternenklar und blau der Himmel. Auf den Straßen nur noch wenige Menschen — damals gab's in Berlin ja noch kein Nachtleben wie heute.

Meine Gedanken wanderten schon wieder. Kaum daß ich noch daran dachte, daß sie neben mir her ging. Das Regiment, und was der Oberst mir morgen sagen würde, und der Krieg, und ob ich auch nicht zum Ersatzbataillon — zum „Schwamm",

wie es damals hieß — verdonnert werden würde, das alles ging mir im Kopfe herum. Und dann auch, was Onkel Eberhard dazu sagen würde, wenn ich wieder eintrat, und — Mariechen —

Aber plötzlich, es war wohl kurz vor dem Belleallianceplatz, merkte ich doch, daß der Schritt des Mädchens neben mir schwerer und mühsamer wurde. Und wie ich bei der nächsten Laterne die Anna ansah, daß sie totenblaß war, mit dicken Rändern unter den Augen, und sich nur noch so fortschleppte, da that sie mir wieder leid, und ich fragte: „Wollen Sie nicht meinen Arm nehmen? Sie sind gewiß sehr müde?“

Sie nickte, sie schob ihre Hand gleich unter; ich fühlte, wie sie, die sonst immer leicht wie 'ne Feder ausgeschritten war, sich stützen mußte. Mit 'nem Male aber, im Gehen, beugte sie sich und — — ich fühlte plötzlich ihre Lippen brennend heiß auf meiner Hand. Ich glaube, ich bin rot geworden. „Aber nein, Anna! Was soll das? Nicht doch!“ wehrte ich heftig ab.

Sie sah mich groß an, und diesmal lag etwas wie ein ganz leichtes Lächeln auf dem bekümmerten Gesicht, und sie sagte mit dem alten lieben weichen Stimmchen: „Sie sind doch aber immer so gut zu mir gewesen! So sehr gut ... heut und immer!“

Dann gingen wir wieder ein Stückchen schweigend weiter, bis zur Viktoriasäule auf dem Platz. Da bat sie: „Darf ich mich nicht einen Moment auf der Bank ausruhen? Ich kann gar nicht mehr ...“ Wie ein Kind bat sie.

Als sie dann saß, das Köpfchen gesenkt, die Hände im Schoß verschränkt, und ich dicht neben ihr stand, da sah ich sie mir eigentlich zum erstenmale heute abend genauer an.

Der Sommermorgen dämmerte schon herauf, ich konnte deutlich das feine Profil erkennen. Im Ausdruck, der so unsagbar traurig war, lag etwas von verklärter Reinheit.

Und vor 'ner halben Stunde hatt' ich sie mit dem Menschen getroffen!

Aber es half nichts, daß ich mir das vergegenwärtigte. Ganz sacht wurde mir doch so eigen warm ums Herz von innigem Mitleid, und wohl auch wieder von mehr —

Einmal hob sie das Köpfchen, sah mich wie fragend an, ließ das Kinn wieder sinken und seufzte ganz leise. Wie mit 'nem schweren Entschluß richtete sie sich dann aber zum zweitenmale auf, und es klang wieder wie eine Kinderbitte: „Darf ich etwas sagen? Ich ... ich möchte ... ich möcht' halt so sehr gern Ihnen was beichten ... beichten, Herr ... lieber guter Johannes. Darf ich?“

Da saß ich auch schon neben ihr und hatte ihre Hand in den meinen —

Aber sie fing nicht gleich an. Es war, als müsse sie erst ihre Gedanken sammeln und als würde ihr das Sprechen sehr, sehr schwer.

Ganz langsam und mühsam kamen endlich die ersten Sätze heraus. Rührend und herzzerreißend in seiner Einfachheit, das Bekenntnis von Schuld und Unglück...

„Vor zwei Jahren begann's, Johannes. Ich schäme mich so, es zu sagen ... aber ich hätt's wohl längst thun gemußt. Vielleicht ... vielleicht hätt' ihr die Anna dann weniger veracht trotz alledem! Ich war ja so jung damals, kaum achtzehn, und so ein thörichtes Mädel ... Jesus Maria ... und das Blut war so heiß in mir. Und keiner hat mich gewarnt, keiner ein gut Wort gehabt. Aber ich will mich nicht entschuldigen ... nein! nein!... Nur gebüßt hab' ich halt — so schwer ... zu schwer, mein' ich fast.

„Die gute Frau Mutter war tot, ich hätt' auf der Straß' gelegen, wenn mich nicht der Vormund untergebracht hätt' auf Schloß Starnitza. Er ist Holzhändler gewesen in Lemberg, der Herr Vormund, und hat mit dem gnädigen Herrn Grafen zu thun gehabt. Ich hatt' was gelernt, Dank der Mutter, die fast gehungert hat bei der kleinen Pension, daß ich die Schule durchmachen konnt bis zur ersten Klass'! So bin ich also auf Starnitza gekommen ... so als Bonne für die kleinste Komteß, und mit der älteren hab ich 'n bissel französisch parlieren müssen. Und die Herrschaften sind sehr gut zu mir gewesen ...

„Aber nicht lang, und da kam er. Als Hauslehrer für den jungen Grafen. Ich hab' ihn nicht ausstehen gekonnt ... vom ersten Tage an. Gefürchtet hab' ich mich vor ihm wie vor der Sünd'. Als ob ich gewußt hätt', daß die mit ihm gekommen ist. Zuerst hat er gar nicht mit mir

geredt, kein Sterbenswort, Johannes ... als ob ich Luft wär, Johannes ... aber angeschaut hat er mich immerzu mit seinen Augen. Und wenn er mich so anschaute, ist's mir immer siedend heiß und dann eiskalt geworden ...

„Aus dem Weg bin ich ihm gegangen — ich lüg' nicht, Johannes — wo ich nur gekonnt. Aber hat nix genutzt. Die Augen sind immer mit mir gegangen, bei Tag und bei Nacht. Ganz verdreht bin ich geworden dabei ... wie verhext, Johannes ... und solche Angst hab' ich gehabt ...

„Dann hat er plötzlich angefangen, mit mir zu reden. Ganz hochmütig, wie ein großer Herr. Und ich hab' mich gesträubt und kein Wort hören wollen. Aber wenn ich ihn nicht gehört hab', ist doch wieder ein großes Verlangen in mir gewesen ..."

„Ach, Johannes, gebetet hab' ich auf den Knieen zum Schutzengel und die Hände gerungen ... bis ..."

Sie schwieg einen Augenblick. Das Köpfchen sank wieder tief auf die Brust herab. Ihr Atem ging fliegend.

Ich meinte ja nun, zu wissen, was kommen mußte.

Aber wie wenig wußte ich, als ich zu ihr sagte: „Armes ... armes Kind!"

Es war tiefe Stille um uns her in den Büschen. Bis dann plötzlich polternd und keuchend ein Lastzug die alte Verbindungsbahn am Kanal entlang rollte. Man sah die Laternen durch das Frühlicht herüberschimmern wie huschende Glühwürmer.

Nun hob sie den Kopf. Ganz leise fuhr sie fort mit zitternder Stimme: „Johannes, er bat nicht. Kaum daß er ein Wort von Liebe sprach. Er sagte nur, ‚Du mußt!' und sah mich an ...

„Und ... da nahm er mich ..."

In der Ferne verscholl das Rasseln des Zuges. Es war wieder ganz stille, und auch sie schwieg. Aber plötzlich fiel ihr Kopf schwer auf meine Schulter, und nun, als könne sie mir das, was nun kommen sollte, nur ins Ohr flüstern, raunte sie — schnell und hastend: „Das, das ist noch nicht alles, Johannes ... ach Johannes, wie sag' ich's doch nur, das schreckliche ... das?! Ich mußt ja thun, was er wollte ... und da befahl er mir ... ich bring's nicht heraus, Johannes ... da befahl er mir, als die gnädigste Gräfin krank war und ich sie pflegen sollte ... ihren Schmuck ... Auf den Knieen hab ich ihn gefleht ... aber er ... und ich hab's doch thun müssen ... und dann ist er mit mir über die Grenze gegangen ... nach Warschau ... und ... als er mich dann wohl über hatte oder ... er hat gespielt ... als das Geld zur Neige ging ... da war er fort ... endlich — —"

Sie stockte wieder. Aber ihre Augen suchten die meinen wie mit einer großen stummen Frage. Und ich verstand die Frage. Unser lieber Hergott, meine ich, hat sicher schwerere Sünden verziehen — wenn er nur ein reuiges Herz sieht —

Ich antwortete nichts. Ich legte meinen Arm um sie und zog sie sacht an mich. So mochte sie sich ausweinen.

Aber nach einer Weile löste sie sich leise. Sie hatte das innerste Bedürfnis, noch mehr zu sagen — alles —

Ruhiger, weit ruhiger als vorher, doch sichtbar erleichtert, fuhr sie fort: „Nichts als eine große, frohe Erlösung hab' ich damals gefühlt. Und mein erstes ist gewesen, daß ich mir gesagt hab': jetzt gehst Du, und wenn du dir die Füß' wund läufst, nach Starnitza, und wirfst dich der Frau Gräfin zu Füßen. Bis Ostelnika bin ich gekommen, 2 Meilen davon. Da hab' ich aber gehört, die Herrschaften sind fort ... in Paris. Und jetzt, Johannes, lieber Johannes, jetzt ... ich weiß wohl ... jetzt hätt' ich mich sollen dem Kaiserlichen Gericht stellen. Ich hab' auch gerungen, aber ich bin doch in den Sünden geblieben, Johannes ... ich hab's nicht über mich gebracht. Zu arg hab' ich mich gefürchtet vor der Schmach und dem Kerker ...

Und dann hat mich ein Direktor von solch einer kleinen Wandertrupp' aufgelesen — fast am Wegrand. Die Schmierenleut' sind halt gut gegen mich gewesen, wenn schon vielleicht auch, weil sie meinten, ich sei so unübel nicht. An dreiviertel Jahr bin ich mit ihnen herumgezogen von Ort zu Ort, über die böhmische Grenze und nach Schlesien hinein. Manchmal hat's hungern geheißen, manchmal ging's besser. Sogar 'ne kleine Gag' hab' ich schließlich bekommen — war das ein' Freud'! Dann haben wir mal in Johannisbad den „Störenfried" gespielt, und da ist grad der Herr Roeder gewesen, aus Berlin. Wissen's halt,

der Agent. Der hat mich fortengagiert vom Fleck weg. So bin ich herkommen, und das ist dann die glücklichste Zeit gewesen ... da draußen ... mit Euch ... fast vergessen hab' ich, was ich gethan, und nur manchmal still gebetet, daß die Allerheiligste Jungfrau für mich bitten thät ... Und ich hab' mich redlich gemüht, und solid bin ich gewesen, so solid ... und mannichmal hab' ich gedacht: bist erst eine große Künstlerin, sparst Dir viel Geld und dann schickst der Frau Gräfin es wieder, und alles kann noch ganz gut werden ..."

Es flog wie ein kleines verschüchtertes Glückslächeln über ihr Gesicht. „Und ich war ordentlich stolz darauf, daß ihr alle so gut zu mir wart' ... und mich geachtet habt ... die Leut' all im Hause und der Herr Krohn und der Herr Bruder ... und ... ja daß ich's nur sag' ... der Herr Johannes. Der am allermeisten! Denn das hab ich wohl gefühlt, der hat sie so ein bisserl ... so ein klein bisserl gern gehabt ... die Anna ... Annita ..."

Aber da erstarb das Lächeln schon wieder. Und mit ängstlichem Ton sagte sie: „Wollen wir nun gehen ... Johannes?"

Während wir dann die öde Belleallianceſtraße heraufgingen, an der Dragonerkaserne vorbei und am Theater, erzählte sie weiter, vielfach stockend und oft nach meiner Hand haschend, als müßte sie sich ein wenig anklammern. „Das war schon eine schöne Zeit — das! Aber für mich kount's ja keine Dauer haben. Denn das ist ja unsre Straf' schon auf Erden, ich weiß wohl, daß die eine Sünd' einen nimmer losläßt. Man soll nicht freikommen — man soll nicht verwinden köun'n! Also nun: lieber Johannes — da war er mit 'nem Male wieder da. Damals im Theater, die Preciosa haben wir gegeben, zum erstenmal. Ich war aber meiner Sach' doch nicht ganz sicher. Man sieht halt so schlecht von der Bühne aus. Und als ich von euch hörte, daß er sich Preſschick genannt, bin ich aufgeatmet. Denn er heißt Dobrowski ... und ich hab' in meiner Dummheit nicht gedacht, daß er sich einen falschen Namen zulegen konnte. Aber er hat mich gleich erkannt, und er ist hinter mir hergewesen wie der Teufel hinter 'nem armen Seelchen. Hinter mir armen, armen Seelchen! Jesus Maria ... und da war's wieder wie ehedem. Bloß angeschaut hat er mich und gesagt: Du mußt! Da mußt ich, wie ... so wie ein elendes Tier ohne Willen, Johannes — ganz ohne Widerstand, Johannes. So kreuzunglücklich bin ich gewesen, wie eine Sklavin. Seine Sklavin, Johannes ...

„Ich hatt' mir ein paar Thaler erspart, die hab' ich ihm bringen müssen. Denn bald hatt' er Geld, bald hatt' er keines. Ich hab' Vorschüß nehmen müssen ... ach, ... wenn's doch nur das gewesen wär ... wenn ich mich nur hätt' freikaufen können! Aber er ließ mich nit locker, nicht atmen sollt' ich ohne seinen Willen. Und sehen dabei, wie ihr mich veracht' habt — die arme Sklavin — das obendrein!

„Gestern nun, Johannes, Lieber ... da hat er mir gesagt, daß er fort müßt, nach Paris, und ich müßt' mit. Er hat wieder viel Geld gehabt, aber ich glaube, die Polizei ist hinter ihm her, denn er hat die Wohnung ein paar male gewechselt. Weshalb ich mitsollt? hab ich gefragt. Denn er ... aus mir gemacht hat er sich nix. ‚Ich brauch dich!' hat er gesagt ... so höhnisch! Gegraust hat mir ... als ob er mich verkaufen wollt', wie ein Stück Vieh ...

„Die ganze Nacht hab' ich gebetet, Johannes. Zu euch hab' ich kommen wollen, euch um Schutz bitten. Aber da ist wieder die große Angst gewesen, daß ich Euch alles sagen müßt' .. das böse Gewissen!

„Komödie hab' ich heut' gespielt — gelt ... wie 'ne Marionette, Johannes?! Wie 'ne Puppe, die sprechen kann. Und wie ich dann Sie gesehen hab' hinter der Scen' ... da ist's ganz ausgewesen, Herr ... lieber Johannes!

„Aber nein! Denn ich hab mir's auch so recht gelobt, ich müßt' ... ich müßt' freikommen. Ich hab halt gedacht: wenn ich nur einmal fest sein kann, und er ist dann erst weg, dann ... du mein Gott, auch solche Sklavin mag wohl immer noch hoffen, Johannes. ..

„Draußen — nach der Komödie — hat er mir aufgelauert. Und da bin ich doch wieder zitternd mit ihm gegangen. Immer durch die Straßen ... ich weiß nicht wie ... immer mit der Verzweiflung im Herzen ... und immer an ... an den Herrn Johannes hab' ich gedacht. ..

„Wie er dann gemerkt hat, daß ich doch

nicht recht gehorchen wollt', da ist er in Rag' gekommen. Gedroht hat er mir, wenn ich nicht Ordre parierte, wird er der Polizei heimlich Meldung schicken, daß die Anna Michaleck ... eine ... Diebin sei. Und geflucht hat er ... morden wollt' er mich. Und er hätt' nun mal ein Paß für Mann und Frau, und sonst könne er nicht über die Grenze ... und...

„Und da hat denn der liebe Gott endlich eine Gnade gehabt und hat mir den Johannes geschickt..."

Wir waren dicht am Kreuzberg, ganz nahe bei unserer Wohnung.

Ich habe versucht, das liebe Dingelchen zu beruhigen und zu trösten. Jetzt sei ja nun alles gut. Der Mensch sei morgen sicher über alle Berge, und sie sei frei ... und für das Schlimmste seien wir ja da. Was ich so sagen konnte, was mir mein bißl Verstand ... ja und auch, was mir das Herz eingab. Denn sie that mir so unsagbar leid, das arme Geschöpf.

Es hat wohl auch gefruchtet. Sie ist ruhiger geworden. Bis wir dann über die Kreuzbergstraße gingen. Da schrie sie mit einem Male laut auf und schmiegte sich wie hilfeheischend an mich. Ich wußte zuerst gar nicht, was los sei. Aber sie behauptete, er sei drüben an dem Zaun entlang gestrichen, sie hätte ihn deutlich erkannt. Sie zitterte am ganzen Leibe vor Schrecken.

Nun, ich sah nichts. Ich war fest überzeugt, sie bildete es sich ein. Und ich lachte sie ein wenig aus. Und wenn er nun schon dagewesen wäre, sie hätte doch gesehen, wie feig das Bürschchen sei.

Darauf schwieg sie. Erst als wir über unseren Hof gingen, sagte sie noch einmal: „Feig ... ja! Das mag er wohl sein. Aber ... Sie ... Sie kennen ihn doch nicht recht ... lieber, guter Johannes... Er ist — furchtbar ist er!"

Ich schloß die Thür auf und ließ sie vorangehen. Doch drinnen wartete sie gleich auf mich und hing sich fest an mich. Ich fühlte ihren heißen Atem auf meinem Gesicht.

In dem langen Korridor, von dem ich erzählt habe, war es pechschwarze Nacht. Tastend schritt ich langsam vorwärts, sie hielt sich an mir und schluchzte leise.

Als wir dann endlich so ungefähr an ihrer Thür waren, stand sie plötzlich still und flüsterte mit ihrem süßen, herzbrechenden Stimmchen: „Gelt, Johannes, und nun gehen Sie auch fort ... in den Krieg ... nicht wahr? Ich weiß schon, nimmer werden wir uns wiedersehen, Johannes ... lieber Johannes..."

Es war, als könne sie nicht weiter. Aber plötzlich umschlang sie meinen Hals und küßte mich ... wie eine Rasende ... leidenschaftlich...

Oder auch wie eine, die Abschied nimmt fürs Leben.

Und dazwischen ... es war, als ob sie endlich ihrem gequälten Herzen Luft mache ... dazwischen klang's unter Seufzern und doch wie im heimlichen Jubel an mein Ohr, daß sie mich immer lieb gehabt habe ... lange schon, lange. Und daß es ihr einzigstes Glück gewesen sei ... und niemand habe sie lieb gehabt ... nur mich! Nur mich ...

Der Geier auch! Da red' einer klug, den solch ein Mädel küßt — ein Stein müßt' man ja sein, wenn man nicht glühend heiß würde und erzitterte bis in die letzten Nervenstränge...

Na ... so hatt' ich denn ihr Gesichtel in meinen beiden Händen und küßte zurück — mit hundertfältigen Zinsen. Wie in 'nem tollen, tollen Rausch. —

Wie lang das gedauert hat, ich weiß es nicht. Bis sie dann die Thür aufdrückte. Und bis ich dann, nach einem letzten Kuß und einem letzten Abschiedsworte durch den dunklen Korridor nach unserem Zimmer schlich — —

Wie öde, wie wüst es hier aussah im unbarmherzig bleichen Morgenlicht.

Auf dem Fußboden lagen 'n paar Röcke, Stiefeln, Kragen, Manschetten, nicht eben malerisch geordnet. Auf dem Tische stand 'ne Pulle Sekt — leer natürlich — mit zwei Wassergläsern. Zwei andere leere Flaschen kullerten auf dem Teppich herum. Es roch nach Tabak, so der richtige kalte Hecht, und hinter dem Alkovenvorhang hervor klang ein ungeheures Schnarchen.

Als ich hineinguckte, sah ich Fritze in seinem Bett, halbangekleidet, mit dem Rücken nach oben, und aus meinem Bett guckten die Beinchen des Kroniden.

Sie hatten ihren Premierenschmerz gründlich fortzuspülen versucht. Mit irdischer Lethe...

Na, dachte ich, bloß jetzt nicht reden

Eingeschneit. Nach dem Gemälde von Chr. Mali.

müssen! Laß sie ihrem Jammer entgegenruhen. Und so setzte ich mich in die Sofaecke. Ich meinte, schlafen könnte ich doch keine Minute. Wie sollte ich denn? Nach all' dem!

Aber die Ermüdung mußte doch zu gewaltig sein — körperlich und geistig. Und solch ein junger Körper schafft sich eben immer noch von selber sein Allheilmittel.

Ein paar Minuten mochten wohl noch die Gedanken Fangeball in meinem Kopfe spielen. Dann war ich eingeschlafen. Nicht 'ne Kanone hätte mich aufwecken können, glaub' ich.

XIII.

Wie ich endlich aufwache, ist's, weil mich jemand mit aller Kraft an beiden Schultern rüttelt. Und wie ich blinzelnd die Augen öffne, steht der Fritzefrère vor mir, in Hemd und Hosen, ganz verstört im Gesicht. Und drüben im Alkoven seh ich eben den Kroniden in die Stiefel schlüpfen, und dabei heult der General, daß ihm die dicken Thränen in den Bart kullern.

Ich spring' also auf. Gleich in der Empfindung, es muß irgend ein großes Unglück passiert sein. Da hat mich mein Bruder auch schon am Arm gepackt: „Komm nur, komm! Die Anna. . .!" Weiter kommt er nicht, denn ein großes Schluchzen erstickt ihm die Stimme.

Gefragt hab' ich auch nicht. Das Herz stand mir stille. —

Gleich drauf war ich in Annas Zimmerchen, das voll Menschen war. Das ganze Haus schien zusammengelaufen.

Nur an dem kleinen Sofa war der Platz frei.

Und dort auf dem Teppich lag sie, wie sie die Liepern vor zehn Minuten gefunden.

Tod — um den Hals die blaue Strangulationsmarke — die Augen noch offen — der Körper schon starr. . .

Und mir war's, als seien die gebrochenen Augen nur auf mich gerichtet. Und ich las was drinnen wie einen einzigen Hilfeschrei.

Hin bin ich gestürzt neben sie und hab' das Gesicht geküßt und die kalten Hände. Was kümmerten mich die Menschen umher? Kam ich mir doch vor, wie einer, der Mitschuld trug an dem, was geschehen. Der es hätte verhindern können, der es hätte verhindern müssen! Unter meinen Schutz hatte ich sie genommen, und dann war ich von ihr gegangen . . .

Und nun lag sie tot und starr. —

Wie ein Traum war mir dann alles weitere. Daß ein junger Arzt aus der Nachbarschaft kam und der Polizeiwachtmeister. Daß sie mich fast mit Gewalt fortzerrten und daß der Doktor feststellte, der Mord müsse zwischen vier und fünf nachts, vor drei Stunden etwa, erfolgt sein, und der Polizeimann konstatierte, daß ein Fenster eingedrückt wäre und etwas wie ein kurzes schwaches Ringen stattgefunden habe. Und daß ich dann zu Protokoll gab, was ich wußte, und der Wachtmeister sich gewichtig in die Brust warf: „Das Vögelchen woll'n mer schon schnell fangen — der ist uns sicher!"

Ja — die Polizei ist klug und weise. . .

Wie im Traum war ich noch, als ich dann um Mittag vor meinem Oberst stand. Ich hörte, was er zu mir sprach, Worte voll Milde und väterlicher Ermahnung und daß ich den Rock des Königs wieder anziehen solle und in Ehren tragen! Aber meine Gedanken wollten sich gar nicht recht auf seine Rede konzentrieren, und ich muß wohl so verzweifelt elend ausgesehen haben, daß der alte Herr mich schließlich ganz mitleidig fragte, ob ich krank sei?

Nein — nein! Körperlich krank, das war ich nicht! Aber seelisch. —

Nachmittags hab' ich sie dann noch mal gesehen.

Die Frauen hatten sie aufgebahrt, die guten braven Seelen. Das Bettchen war in die Mitte des Zimmers gerückt. Da lag sie, nun mit geschlossenen Augen, im weißen Kleide. Und das ganze Haus in all seiner Armut hatte das Lager mit Kränzen und Blumen geschmückt.

Fast wie eine Schlafende lag sie da. Die Todesstarre mochte die Spuren des verzweifelten Ringens wieder aus ihrem Gesicht verlöscht haben. Um den feinen Hals hatten sie ihr ein kleines Spitzentuch gebunden. So lieblich sah sie aus — so rein. —

Wir standen alle um sie herum, und wir weinten still in uns hinein.

Nun war sie uns allen wieder die liebe, kleine Kameradin. . .

Gesprochen hat keiner von uns. Selbst der Kronide nicht.

Bis dann der Wagen mit dem Sarg kam, und wir heraus sollten aus der Stube. Da sind wir drei nach einander noch einmal an sie herangetreten und haben ihre über die Brust zusammengelegten Hände geküßt.

Dann sind wir stille gegangen und haben uns auf unser Zimmer gesetzt. — — —

Ich hab' ihr nicht einmal die letzte Ehre erweisen können, als sie drei Tage später zu Grabe getragen wurde auf dem alten katholischen Friedhof in der Liesenstraße.

Grad zur selben Stunde mußt' ich für das Regiment die Augmentationsgewehre aus dem Zeughause holen.

Die Weltgeschichte hatte ja inzwischen einen gewaltigen Ruck vorwärts gethan. Und in dem großen Strom der Zeit verschwand das Schicksal des einzelnen. Ich denke, auch die kluge, weise Polizei wird sich in jenen Tagen nicht allzu sehr um den Mörder der kleinen Vorstadtschauspielerin gekümmert haben, trotz der Versicherung des gestrengen Herrn Wachtmeisters. Wenigstens hab' ich nicht gehört, daß sie ihn gefunden hat.

Aber mir selbst ist Monate später noch eine merkwürdige Geschichte passiert.

Die großen Schlachten waren längst geschlagen, und wir lagen im Norden von Paris, ein Gliedchen in der riesigen Cernierungskette.

Es war Mitte November. Da kam von Margenzy, aus dem Hauptquartier des Kronprinzen von Sachsen, eine Mitteilung, daß man wieder einmal einem heimlichen Verständigungsmittel zwischen Paris und der Außenwelt auf der Spur zu sein glaube. Es handelte sich um Lichtzeichen, die von den bewaldeten Höhen hinter Montmorency aus den französischen Vorposten gegeben und von diesen erwidert worden sein sollten. „Die pp. Truppenteile werden ersucht, in geeigneter Weise, durch Offizierpatrouillen ꝛc., die Angelegenheit weiter zu verfolgen. —"

Ich war inzwischen Bataillonsadjutant geworden und hätte als solcher eigentlich keine Veranlassung gehabt, aus unserer ganz behaglichen Villa in Groslay in die schon höllisch kühlen Nächte hinauszukriechen, außer wenn das Bataillon auf Vorposten zog. Aber die Sache reizte mich, und mein guter dicker Major konnte mich wohl ein paarmal beim Abendskat entbehren. An anderen dritten Männern fehlte es ja nicht.

Einige halbe Nächte kraxelte ich denn auch mit meinen vier Füsilieren wacker zwischen den Hängen herum, legte mich hier auf die Lauer und dort und guckte mit dem Kieker abwechselnd die Sterne und die Waldlisieren an. Ich hatte die Geschichte freilich bald ziemlich über, denn es war absolut nix zu bemerken. Und der Reiz, der in den stillen Nächten lag und in dem Blick auf die leichten Lichtwolken oberhalb der Riesenstadt und den feurigen Streifen am dunklen Horizont, die ab und an eine Granate von den Forts aus zog — den Reiz hatten wir alle schon zur Genüge genossen. Ich dachte, die „Angelegenheit" demnächst in andere Hände zu legen und lieber meinem Major beim Skat und Glühwein Gesellschaft zu leisten. Er schimpfte so wie so, denn der Stabsarzt, der für mich als dritter Mann eingetreten war, spielte besser als ich und nahm ihm regelmäßig das Geld ab.

Das waren so ungefähr meine Gedanken, als ich mich am 22. November um Mitternacht mit meinen Kerlchens auf den Heimweg machte. Wir waren schon ein Stück bergab geklettert, da guckt sich der Unteroffizier Hellwig so rein zufällig noch mal um, und plötzlich raunt er mir ganz erregt zu: „Herr Leutnant — bitte —" und zeigt mit der Hand nach oben. „Da ... es muß bei der Forsthütte sein —"

Wie ich nun stehen bleibe und hinsehe, kommt es mir auch vor, als blitze da oben ein kleiner, ganz schwacher Lichtschein auf. Und dann nochmal — ein bissel länger, und wieder zweimal hinter'nander ganz kurz. Es war wie in 'nem gewissen Rhythmus. Man konnt's allenfalls für Zeichen halten, so in der Art des Morsealphabets beim Telegraphen: kurz — lang — kurz — kurz — lang — und so weiter.

Na — mir fing doch das Herz an schneller zu schlagen.

Den Ort da oben kannt' ich. Der Unteroffizier hatte ganz recht: es mußte bei oder in der Forsthütte sein. So nannten wir die kleine verlassene Baracke oben am Rande der Lichtung, weil sie wohl in Friedenszeiten einem Waldhüter als Wohnung gedient hatte.

Die anderen waren auch stehen geblieben und flüsterten mit'nander. Wie so unsere wackeren Jungens sind, sie brannten schon lichterloh.

Also ich gab kurz meine Befehle. Hellwig und ich kletterten den einen Weg hinauf, der Gefreite mit seinen zwei Mann drüben — auf 'nen Pfiff von mir wollten wir dann von beiden Seiten auf das Haus losgehen. Weiter groß 'ne Gefahr war ja nicht dabei, und 'ne Heldenthat war's ja wahrhaftig auch nicht, selbst wenn die Geschichte glückte und wir wirklich den Telegraphenmenschen abfingen.

Aber wie das so ist: aufregend ist solch 'ne nächtliche Patrouille, wenn sie ein ungewisses Ziel vor Augen hat, immer. Die Nerven fangen an zu prickeln, ähnlich wie auf dem Pürschgang, nur in weit stärkerem Maße. Die Stille, die Vorsicht, mit der man jedes Geräusch vermeidet, die große Spannung, was der nächste Augenblick bringen kann, das kommt alles zusammen. Einer meiner Regimentskameraden, der 'ne große Feuratze war, bezeichnete mir das Gefühl mal so: „Es ist, wie wenn man 'n großen coup caché gesetzt hat, und wartet nu, wie der Bankier schlägt —"

Kurz und gut, einigermaßen aufgeregt war ich doch auch.

Übrigens ging alles zunächst so normal wie nur möglich. Unterwegs sahen wir die Lichtzeichen noch ein paarmal sich wiederholen und wurden unserer Sache noch sicherer. Endlich sind wir oben — dicht bei dem Häuschen. Eine Minute warte ich noch ... dann der Pfiff ... ich höre von drüben auch meine drei Männerchens und stürze selbst auf die Thür der Baracke zu —

Sie ist nur angelehnt — Hellwig stößt sie auf — wir stürmen hinein.

Gesehen hab' ich im ersten Augenblick gar nichts. Nur einen Fluch gehört, der mir in den Ohren nachgellte wochenlang, und dann blitzte ein Revolverschuß, die Kugel pfiff an meiner Mütze vorüber. Es drängt sich so'ne dunkle Gestalt an mir vorüber — ich will rufen „Halt' ihn!" — aber da dröhnt schon von hinten ein zweiter Schuß. Ein Aufschrei — noch ein Fluch ... und diesmal meinte ich ganz deutlich russische oder polnische Laute verstanden zu haben ... dann auf 'nen Moment tiefe Stille. Bis ich meinen Hellwig schimpfen höre: „Was hat das Kamel denn zu schießen? Himmelsdonnerwetter! Herr Leutnant, er hat Ihnen doch nicht gar getroffen?"

Er hatte schon recht, der gute Hellwig. Der Gefreite hatte in der Erregung den Zeigefinger nicht still halten können; er hätte mich ebenso gut treffen können, wie den Mann, der nun da neben mir in den letzten Zügen am Boden lag.

Das hab' ich mir freilich damals nicht gleich überlegt. Ich rief nur: „So mach' doch einer Licht!" Es war nämlich stockdunkel in dem Loch.

Feuerzeug hatten unsere Leute ja immer bei sich. Gleich glimmte denn auch ein Schwefelhölzchen auf. Gerade lang genug, daß ich erkennen konnte, der Mann war geliefert. Der aus nächster Nähe abgegebene Schuß hatte ihn in den Schädel getroffen, das ganze Gesicht war entstellt, zerrissen, verbrannt — ein schrecklicher Anblick.

Na, es ist nun mal nicht anders: man wird hart im Kriege. Meine Leute blickten ziemlich gleichmütig auf den Toten. Einer meinte gelassen: „Der hätt' genug, die Karnaille telegraphiert nich mehr!" Ein anderer tastete auf dem Boden herum, langte eine Laterne auf und erklärte als gebildeter Mann: „So, da hätten wir ja auch das corpum delictorum. Ich werd' ihn mal gleich wieder anfunzeln."

Beim Schein der Laterne untersuchten wir dann den Toten.

Es *kann* ja Einbildung gewesen sein, Selbsttäuschung. Aber mir klang der Fluch zu deutlich in den Ohren nach, und ich meinte, in den entstellten Zügen eine Ähnlichkeit mit dem Manne zu sehen, der das Leben der armen Anna Michaleck schon vernichtet hatte, ehe er sie mordete. Jeder *Beweis* fehlt mir. Der Tote steckte in einem Bauernanzug, aber schon die wohlgepflegten Hände verrieten, daß dies eine Verkleidung war. An seiner Wäsche war kein Namenszeichen, er trug kein Blatt Papier bei sich, keine Börse, keinen Sou Geld.

Jawohl: jeder Beweis fehlt mir also.

Aber meine Überzeugung, daß der Mörder meiner lieben kleinen Kameradin in jener Nacht, unter meinen Augen, von seinem Schicksal ereilt wurde, *will* ich festhalten. Immer — immer.

Im übrigen: der Herr Leutnant bekamen anstatt einer erwarteten Anerkennung so etwas wie einen sanften Rüffel für die Leitung seiner strategischen Operationen. Man hätte den Telegraphenmenschen doch

auch lebendig fangen können, wenn man etwas geſchickter zu Werke gegangen wäre . . .

Dixi.

Meine Geſchichte iſt zu Ende. Wunderlich genug iſt's mir ſelber: wollt' ich da ſo etwas recht übermütig Luſtiges aus meiner Bohèmezeit erzählen, und nun iſt es wie eine Tragödie ausgeklungen. Ich hätte euch wohl lieber das Ende erſparen ſollen! Aber es iſt ja nun einmal ſo im Leben, wie meine alte Mutter zu ſagen pflegte: Weinen und Lachen ſtecken in einem Sack.

Was aus den anderen geworden iſt?! Herrjemineh — muß man denn alle Menſchen einer Geſchichte vor deren Ende ſein ſäuberlich noch mal ſortieren und vortanzen laſſen? Das könnten wir doch eigentlich meinem weiland Kollegen Wernelow überlaſſen, der, ſoviel ich weiß, immer noch Kolportageromänchen fabriziert, aber ganz heimlich, und dabei Villenbeſitzer in Loſchwitz geworden iſt.

Alſo doch! Na — meinetwegen —

Der Kronide, unſer großer General, hat die Wanderniere nicht überwunden. Er kehrte dem undankbaren alten morſchen Europa den Rücken und wurde drüben eine ganz „prominente Perſon", wie ſie im Lande der Dollars ſagen. In irgend 'nem Neſt weſtlich von den Felſengebirgen gab er eine ausgezeichnete Zeitung heraus. Ein paarmal hat er uns durch Überſendung einer Nummer ein Lebenszeichen gegeben; es muß ſo'n Blatt im Genre des weltberühmten Arizona Kicker geweſen ſein. Seit etlichen Jahren hab' ich nichts mehr von ihm gehört.

Übrigens druckte der Große drüben aus alter Anhänglichkeit jeden Roman meines geliebten Fritzeſrères nach — ſelbſtverſtändlich ohne Honorar. Daß Fritze, der den Feldzug auch mitgemacht hat und es bis zum Vice brachte, inzwiſchen ein bedeutendes Tintentier geworden iſt, iſt männiglich bekannt. Er ſteht ſchon in einigen Litteraturgeſchichten. Mit Bild ſogar. Aber er gibt dazu ſtets eine Photographie aus jungen Jahren. Das iſt auch ganz hübſch von ihm, denn die Backfiſche freuen ſich ſo immer aufs neue über den friſchen jugendlichen Dichter. Was brauchen ſie zu wiſſen, daß er ſeine zweihundert Pfund netto wiegt und 'ne Glatze hat, wie 'n Teller ſo groß?

Die Butterbüchſe mit dem grünen Kohlblatt auf dem Deckel?!

Das hab' ich ja doch ſchon erzählt: die hat uns 'n ungeſchickter Dorfdeubel von Burſche zerſchlagen. Freilich, dem Himmel ſei's gedankt, erſt nachdem mir Mariechen höchſtſelbſt noch viele, viele Frühſtücksbrötchen daraus geſchmiert hatte.

Aber natürlich! Mieze kennt die ganze Geſchichte. Solch 'ne liebe kleine verſtändige Frau — und ſo klug — da verheimlicht man doch nichts. Und überhaupt: es iſt ja auch gar nichts zu verheimlichen. Oft genug haben wir beide von meiner Zigeunerepiſode geplauſcht und herzlich gelacht darüber und ſind dann auch wieder 'n biſſel gerührt geweſen. Ganz wie ſich das gehört. Und ſeit den drei Jahren, ſeit ſie mich zum alten Eiſen geworfen haben und wir in Berlin leben — nun, da fahren wir eben zu Allerſeelen hinaus nach dem Katholiſchen Friedhof in der Lieſenſtraße. Wir ſind ja beide ſtramme Proteſtanten: aber die arme kleine Anna Michaleck ſoll doch zu Allerſeelen nicht ohne Blumen und ohne ihr Lichtchen ſein —

Das will meine Marie nun mal ſo.

Meine Geige.

Meine Geige, deine irren Töne
Sind wie Klagen, ſchluchzend um ein Grab.
O, du ſuchſt nach jenes Liedes Schöne,
Das ich längſt, ach längſt vergeſſen hab'.

Suchſt und ſuchſt nach jenen alten Klängen,
Die mein Sehnen einſt ſo ſüß gebannt,
Als noch nicht der Leute laute Mengen
Unſrer Träume jungen Bund gekannt . . .

Als noch rings des Heimatgartens Zweige
Jauchzen hörten dich und mich allein —
O mein Liebling, meine fromme Geige,
Komm, wir wollen wieder einſam ſein.

Karl Vanſelow.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Aus meinen Kinderjahren. III.*)

Von

Th. H. Pantenius.

(Abdruck verboten.)

Der erste Unterricht, den ich erhielt, war ebenso unterhaltend wie belehrend. Meine fünf Jahre ältere Schwester unterwies meine zweite Schwester und mich in der Erdkunde. Sie bediente sich dazu eines runden Nähsteins, den sie, so gut es ging, in einen Globus verwandelt und auf dem sie in erster Reihe eine Anzahl Inseln eingetragen hatte. Diese Inseln schenkte sie uns. Meine jüngere Schwester bekam Hainan, Formosa und die Alandsinseln, ich Gotland, Ceylon und Malta, Gozzo und Camina. Wadurch die Inseln meiner Schwester besonders wertvoll erschienen, kann ich nicht mehr angeben. Gotland aber war mir ein wünschenswerter Besitz wegen seiner kleinen Pannys, Ceylon um der Elefanten willen, Malta, Gozzo und Camina schätzte ich vermutlich nur wegen des Wohllautes ihrer Namen. Wie nun mit Würde immer auch Bürde verbunden ist, so verursachten auch uns unsere Herrschaften mancherlei Aufregung, denn unsere Lehrherrin nahm sie uns, sobald sie irgend mit uns unzufrieden war, und es bedurfte der rückhaltlosesten Unterwerfung, um wieder in ihren Besitz zu gelangen. Dieser erwies sich insofern auch für meine Kinder als wertvoll, als jedes von ihnen einmal Gelegenheit gefunden hat, in der Geographiestunde durch die Kenntnis der Namen von Malta, Gozzo und Camina Lehrer und Mitschüler in gerechtfertigtes Staunen zu versetzen.

Das Lesen erlernte ich bei meiner Mutter nach der Buchstabiermethode. Es war das eine entsetzliche Prozedur, bei der wir viele Thränen vergossen und für unsere Leiden in unzähligen Küssen und Umarmungen Stärkung suchten und fanden. In meinem achten Lebensjahre kam ich dann in eine Elementarschule, die eine weibliche und eine männliche Abteilung hatte. Hier wurde der Elementarunterricht fortgesetzt, natürlich in der unsäglich langweiligen Weise jener Zeit. Das Rechnen erlernten wir z. B. so, daß wir erst ein Vierteljahr lang immer mehr in die Breite und in die Länge gehende Zahlenreihen zusammenzählten, dann ebenso lange abzogen, dann vervielfältigen, endlich teilten. Darauf begann das alles mit benannten Zahlen von neuem. Wie glücklich ist die heutige Jugend, die sich diese Kenntnisse so unvergleichlich leichter aneignen kann wie wir. Im übrigen ging es in der Schule sehr vergnügt her, denn wir Kinder kannten uns meist schon aus dem Elternhause, und die Vorsteherin verstand es vorzüglich, mit uns umzugehen. Wir erhielten täglich als Quittung über unsere Leistungen eine kleine Karte: rosa = gut, grün = sehr gut, blau = ziemlich gut, grau = schlecht. Drei grüne Tage hintereinander brachten am vierten eine silberne Karte, drei graue ebenso eine schwarze. Ich glaube, daß diese Methode ganz geeignet war, die Eltern in Bezug auf die Leistungen ihrer Kinder auf dem Laufenden zu erhalten.

Meine zweite Schwester, die ein ganz ungewöhnlich tugendhaftes Kind war, brachte es nicht selten zu silbernen Karten; ich habe aber, soviel ich mich erinnere, diese Auszeichnung nie erhalten.

Auf dieser Schule erlebte ich mein erstes Liebesabenteuer, das einen kläglichen Verlauf nahm. Ich habe es in meinem Roman: „Allein und Frei“ ausführlich beschrieben. Ich hatte einer sehr niedlichen kleinen Mitschülerin auf offener Straße einen Kuß geraubt und wurde dafür dadurch bestraft, daß ich drei Tage lang an dem Unterricht der Mädchen teilnehmen mußte, „weil ich die doch so liebte“. Dieses Heilverfahren nach homöopathischem System erwies sich in der That als ganz probat, und keine meiner Mitschülerinnen hat wieder einen unfreiwilligen Kuß von mir bekommen.

Musikalischen Unterricht erhielt ich nicht. Diesen erteilte damals in Mitau nur eine Familie, die einen heiteren und einen verdrießlichen Zweig getrieben hatte. Wir waren an ein Glied des letzteren geraten, ein älteres Mädchen, das immer aussah wie acht Tage Regenwetter. Sie ließ mich ein paar Augenblicke auf dem Klavier klimpern und erklärte mich dann für hoffnungslos unmusikalisch. Ich bedauerte das nicht, denn ich versprach mir wenig Vergnügen davon, ihr Schüler zu sein. Mein Vetter Bernewitz, der ebenfalls von ihr unterrichtet wurde, war einmal nach der Klavierstunde von seinem Vater gefragt worden: „Nun, wie ging es denn, Alexander?“ und hatte darauf erwidert: „Sehr gut, Papa. Sie hat nur ein einziges Mal ‚Du Schwein‘ zu mir gesagt.“ Diese Anekdote war mir bekannt.

Sobald ich das Lesen erlernt hatte, war kein Buch vor mir sicher. Wir hielten das Pfennigmagazin, das, glaube ich, die erste illustrierte deutsche Zeitschrift war, und ich las es immer wieder. Ein Bild, das die Hinrichtung der Maria Stuart darstellte, machte einen unauslöschlichen Eindruck auf mich, und ich sehe den graden Holzschnitt noch heute deutlich vor mir. Die Hevschen Fabeln kannte ich fast alle auswendig, ebenso einen großen Teil der Grimmschen Volksmärchen. Was sich von diesen irgend dramatisch gestalten ließ, wurde aufgeführt. Besonders beliebt war aber in dieser Beziehung der aus einer anderen Quelle stammende Ritter Blaubart. Wir wurden nicht müde, die arme Eleanore ihre furchtbare Entdeckung machen zu lassen, und die sieben erhängten früheren Frauen des Unmenschen wurden durch die in Laken gehüllten, auf Stühlen stehenden Freundinnen meiner Schwestern höchst

*) Vgl. Jahrgang XII S. 271 und 426 unserer Zeitschrift.

lebenswahr dargestellt. Nicht immer zu deren Freude, denn eine von ihnen beklagte sich einmal bitterlich weinend bei meiner Mutter darüber, daß sie stets hängen müsse. Das höchste Entzücken erregten die Erzählungen von Franz Hoffmann, die Eltern waren aber, zum größten Schmerz ihrer Kinder, der Meinung, daß sie die Phantasie zu sehr anregten. Wir wurden deshalb meist auf Gustav Nieritz und später gar auf Horn verwiesen, Erzähler, die uns auch nicht annähernd so zu fesseln wußten wie Franz Hoffmann.

Um jene Zeit erschien auch „Onkel Toms Hütte", und ich erinnere mich noch sehr gut des beispiellosen Erfolges, den das Buch hatte. Man sprach lange Zeit von nichts anderem, und wer, wie meine Mutter, früh in den Besitz eines Exemplars gelangt war, der wurde von allen Seiten um dasselbe gebeten und mußte, um niemand zu verletzen, ein Verzeichnis der Bittsteller anlegen.

Ich erinnere mich, daß Elisa meine lebhafteste Teilnahme gewann, während Onkel Tom selbst sich durch seine Geduld meine Abneigung zuzog.

Sehr früh erwachte in mir der Wunsch, die Geschichte Kurlands kennen zu lernen; das einzige Buch, das es damals über sie gab, konnte ich aber nicht verstehen. Dagegen verschlang ich einen in Kurland spielenden historischen Roman von Heinrich Laube: „Die Bandomire", in dem zwei ritterliche Brüder in einem Konflikt mit dem Adel elendiglich umgebracht wurden. Da es, wie ich glaube mit Recht, hieß, daß diese Schilderung auf einem wirklichen Ereignis beruhte, das sich zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zugetragen hatte, so rief sie in mir eine lebhafte Erbitterung gegen den Adel wach. Wie denn meine Sympathien in meiner Jugend immer — und oft mit einer starken Übertreibung — den Unterlegenen und überhaupt den Geringen gehörten.

Die ersten Sommer nach meines Vaters Tode verbrachten wir in einem kleinen Städtchen Doblen. Neben ihm erhebt sich die gewaltige Ruine einer alten Ordensburg, und ihr gegenüber lagen damals in einem großen Garten ein paar kleine Häuser, die der Witwe eines Landwirtes gehörten und von ihr vermietet wurden. In dem kleineren wohnte eine höchst eigenartige alte Pastorin. Diese Dame hatte sich nach nur neuntägiger Ehe von ihrem Manne scheiden lassen, weil er mehrfach ihre Handtücher benutzt hatte. Obgleich zu der Zeit, in der wir sie kennen lernten, seit dieser Schandthat schon ein halbes Jahrhundert verflossen war, war ihr Haß gegen alles Männliche doch noch so groß, daß nicht nur keines Mannes Fuß ihre Schwelle überschreiten, sondern auch kein Hahn auf dem Hofe gehalten werden durfte. Die Alte wäre sonst sofort ausgezogen. Ich durfte ihr natürlich auch nicht in die Nähe kommen, gegen meine Mutter und meine Schwestern aber war die alte Dame sehr freundlich; wie sie denn auch, bis auf diesen Tollpunkt, ganz verständig war. An diesem aber hielt sie bis an ihr Ende unverbrüchlich fest. Als meine Mutter viel später mehrere Jahre lang in dem Städtchen lebte, kam sie während meiner Ferien nie zu uns, ohne sich vorher vergewissert zu haben, daß ich nicht zu Hause war. Die Verlobungen meiner Schwestern waren ihr ein großer Schmerz.

Das Leben in dieser kleinen Stadt bot mir jetzt und mehr noch später mancherlei lustige Eindrücke, die zum Teil in meinem Roman „Wilhelm Wolfschild" wiedergegeben sind

So gab es dort in jeder Johannisnacht eine regelrechte Schlacht. Es war althergebracht, daß schon am Nachmittag die wohlhabenden Mitauer Handwerker mit ihren Frauen und Töchtern in zahlreichen Wagen eintrafen und in der Ruine ein Picknick abhielten, bei dem kräftig getrunken wurde. Brach dann die Dämmerung herein und waren die Johannisfeuer in Brand gesetzt, so ging der männliche Teil der Festgenossen auf Händel aus. Auf einer Brücke, die über einen kleinen Fluß führt, oder vor der hoch gelegenen Poststation pflegten sie auf die Doblener zu stoßen. Ein an einer Cigarre angesteckter und unter die Feinde geschleuderter Schwärmer gab dann das Signal zum Kampf. Eine zahlreiche Corona sah diesem zu und feuerte die Kämpfenden durch Zurufe: „Hurra für Mitau!" „Hurra für Doblen!" an. Es war ein ganz wunderlicher Anblick, der aber für den Knaben nicht ohne Reiz war. Mein alter Freund Anton Dreher — der Mann war im Kopf nicht ganz normal und fand seinen Unterhalt dadurch, daß er in den Kneipen für Geld lachte — pflegte zu sagen: „Die Johannisnacht, Jungherrchen, ist doch die schönste im ganzen Jahr. So starke Leute wie die, sich ordentlich prügeln zu sehen, ist doch ein wahres Vergnügen."

Auf einem so alt überkommenen Kriegsschauplatz nahmen naturgemäß auch schon die Spiele der Knaben einen kriegerischen Charakter an. Und das um so mehr, da ein leibhaftiger Offizier — einer der liebenswürdigsten und amüsantesten Menschen, die mir begegnet sind, — sich unserer annahm und uns in die Geheimnisse der Strategie einweihte.

Er war damals, wie so oft in seinem Leben, wieder einmal Offizier a. D., denn sein unglaublich leicht verletztes Ehrgefühl verwickelte ihn stets von neuem in die ärgerlichsten Händel. Auffallend klein von Wuchs, war der Kapitän einer der ritterlichsten und tapfersten Männer, die es je gegeben hat. Als er später als General wieder einmal, und nun zum letztenmal, seinen Abschied erhielt, bekam er zugleich einen Ehrensäbel für Tapferkeit, bewiesen in 48 Schlachten. Er war sehr jung in die Armee eingetreten und war kaum Leutnant geworden, als er eines Duelles wegen, wie das damals das Gesetz verlangte, zur Degradation verurteilt wurde. Er wurde begnadigt, aber er hatte sich kaum auf dem Schlachtfelde den Premierleutnant errungen, als er wieder ein Duell hatte und wieder degradiert wurde. Da man ihm aber wohlwollte, wurde er in den Kaukasus geschickt, wo die Kämpfe mit den Tscherkessen nie aufhörten und er hoffen konnte, sich die Offiziersepauletten zurückzuerkämpfen. Höchstkommandierender war dort damals der Kurländer Baron Saß. „Herr Landsmann," sagte dieser zu dem Gemeinen, als dieser sich ihm vorstellte, „Sie werden begreifen, daß ich Sie in dieser Uniform nicht wiedersehen kann. Ich werde Sie noch heute mit einem Brief in das und das Außenfort schicken. Es ist im höchsten Grade wahrscheinlich, daß die Tscherkessen Sie unterwegs

erschießen werden. Geschieht das aber nicht, so kann ich Sie sofort zum Offizier vorschlagen. Ich hoffe, in Ihrem Sinn zu handeln."

„Selbstverständlich, Excellenz."

Er kam glücklich davon und war nach drei Monaten wieder Leutnant.

Warum er als Kapitän seinen Abschied nehmen mußte, weiß ich nicht. Er war dann ein paar Jahre lang Polizeimeister in einer baltischen am Meer liegenden Stadt, konnte sich aber in dieser Stellung nicht halten. Wie ich vermute, weil seine Großherzigkeit jetzt, wie später in seinem Leben so oft, mißbraucht wurde. Wie er eigentlich nach Doblen kam, kann ich nicht mehr ermitteln, jedenfalls bewohnte er mit seiner zahlreichen Familie die eine Hälfte des von uns gemieteten Hauses. Seine unbeschreiblich liebenswürdige Frau, die er auf Händen trug, stammte aus einer sehr vornehmen Familie und hatte die Haltung einer großen Dame, fand sich aber trotzdem meisterhaft in die Misere einer russischen Offiziersehe jener Tage. Es wurde erzählt, daß er sie ihrer Familie entführt habe. Ob das wahr war, weiß ich nicht, das wäre aber jedenfalls etwas für ihn gewesen, denn er war voll Romantik. Da er nun seiner Anlage nach ein Dichter war, ohne doch zu dichten, so machte seine allezeit rege Phantasie seine Vergangenheit mitunter noch bunter, als sie ohnehin war. Ihm dann zuzuhören, war ein unbeschreiblicher Genuß, zu dem die innere Heiterkeit des Hörers allerdings das Ihrige beitrug. „Sehen Sie, Theobor," erzählte er wohl, „als ich noch Polizeimeister in . . . war, verbreitete ein Deserteur, der Räuber geworben war, in der ganzen Umgegend Furcht und Schrecken. Er war ein Riese, sieben Fuß hoch oder noch größer. Ich hatte erfahren, daß er sich in einem Hause am Meeresstrand aufhielt. Sie kennen die Stadt nicht? Wohl. Dieser Teil liegt hart an dem hier 60 Fuß hoch steil abfallenden Ufer. Von dem Hause, in dem ich den Verbrecher wußte, ging nur ein Fenster auf diesen Abgrund. In einer dunklen Nacht ließ ich es durch meine Leute von drei Seiten umstellen, ich selbst nahm unter dem Fenster auf dem schmalen Landstreifen zwischen Fels und Wasser Aufstellung. In dem Augenblick, in dem, wie ich wußte, meine Leute in das Haus drangen, höre ich oben das Fenster klirren und der verwegene Mensch springt, wie ich erwartete, herab. Aber ehe er noch den Boden erreicht hat, schwebt er in meiner Rechten zwischen Himmel und Erde. Er gab jeden Widerstand auf und war sanft wie ein Lamm geworden."

Später machte er, wieder aktiv geworden, einen der russischen Feldzüge in Centralasien mit. Von dem erzählte er unter anderem so: „Sie glauben gar nicht, wie feig die Perser sind. Einmal reite ich mit unserem Arzt und nur drei Kosaken durch die turanische Wüste. Da sehen wir, wie eine große Schar Reiter sich uns nähert. Nun, wir empfehlen unsere Seelen Gott und beschließen, unser Leben so teuer wie möglich zu verkaufen. Da löst sich ein Reiter von der Schar, nähert sich uns und bittet für sie um die Erlaubnis, unter unserem Schutz reiten zu dürfen. Wir zählten sie, es waren 500 bis an die Zähne bewaffnete Perser. Wir gestatten ihnen, sich uns anzuschließen. Nach ein paar Stunden stoßen wir auf 20 Turkmennen. Sie sehen und nach allen Richtungen der Windrose auseinanderstieben, war für die Perser gleichbedeutend. Wir fünf setzten natürlich unseren Ritt ruhig fort, und die Turkmenen ergriffen die Flucht, noch ehe wir das Weiß in ihrem Auge sehen konnten."

Wenn er so erzählte, und seine lieben blauen Augen blitzten dabei vor innerer Freude, war der Kapitän einfach entzückend. Und das um so mehr, als es in Bezug auf ernste Dinge keinen wahrheitsliebenderen Mann gab als ihn und keinen, der weniger von seinen wirklichen Heldenthaten sprach und bescheidener von ihnen dachte.

Unter der Leitung des Kapitäns nahmen wir Knaben damals immer wieder die Ruine mit stürmender Hand. An stillen Mondscheinabenden aber lud sie die Phantasie unwillkürlich ein, sie wieder in altem Glanze erstehen zu lassen und in die Zeit zurückzukehren, in der sie der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen dem Orden und den sich verzweifelt zur Wehr setzenden Letten war.

Später pflegten wir die Sommer im Seebade zuzubringen. Ich habe das Badeleben am Rigaschen Strande in meinem Roman: „Das rote Gold" zum Teil geschildert. Die Semgaller Aa, an der Mitau liegt, läuft, ehe sie in die Düna mündet, eine Strecke lang parallel mit der Meeresküste. Auf dem schmalen Landrücken zwischen ihnen liegen eine Anzahl Badeorte, die heute aneinander stoßen, damals aber durch zwei bis drei Kilometer weite Waldstrecken voneinander getrennt waren. Den Mittelpunkt für alle diese Orte bildete Dubbeln, das zum größten Teil von den reichen Kaufleuten Rigas bewohnt wurde und schon damals ein elegantes Badeleben gezeitigt hatte. Wir wohnten während des Krimkrieges dort, in einem Hause, dessen Grund und Boden schon längst von der Aa verschlungen ist. Gesellschaftlich aber gravitierten wir nach dem drei Kilometer westlich liegenden Karlsbad, in dem die Mitauer den Sommer zu verbringen pflegten. Hier ging es sehr munter her. Es wurde fast täglich im Aktienhause — so wurde das Kurhaus hier wie in Dubbeln genannt — getanzt, und oft vereinigten auch schon am Nachmittage gemeinsame Ausflüge zu Wagen und zu Pferde die Badegäste.

Den Mittelpunkt dieser Geselligkeit bildete eine in ihrer Art höchst eigenartige Persönlichkeit, die viele Jahre lang das Amt des Tanzvorstehers bekleidete. Der Herr hatte seinen Wohnsitz in einer kurländischen Stadt. Während zehn Monaten lebte er, der ledig war, nur seinem Beruf und beteiligte sich an keinerlei Art Geselligkeit. Begann aber die Badezeit, so mietete er ein Haus in Karlsbad, ließ sein Reitpferd, das bis dahin bei einem Bauer in Pension war, kommen und entwickelte die größte Gastfreundschaft; zumal gegen die Studenten und andere junge Leute. Er zeigte im Ballsaal eine bewunderungswürdige Eleganz, und es gab keine stattlichere Erscheinung als ihn, wenn er bei Ausflügen auf seinem Roß, das, je nach seinem Geschlecht, Liese oder Hans hieß, vor der langen Wagenreihe hertänzelte. Der damalige Generalgouverneur Fürst Suworow war in seiner Jugend

in Göttingen Corpsstudent gewesen und stand sich mit dem baltischen Adel vortrefflich. Der schöne alte Herr hatte eine besondere Vorliebe für die Kurländer und kam deshalb oft nach Karlsbad. Er war ein großer Damenfreund, und man sah ihn kaum je anders als mit einem schönen Mädchen aus der Gesellschaft am Arm. Sobald er den Ballsaal betrat, blies die Musik einen Tusch, und der Tanzvorsteher machte ihm in der musterhaftesten Weise die Honneurs.

Dieser letztere, ein nicht nur eleganter, sondern, wie ich glaube, auch gutmütiger Mann hatte eine sehr bedenkliche Marotte. Er hielt jede Badesaison für nicht ganz gelungen, wenn sie ihm nicht wenigstens ein Pistolenduell eingebracht hatte. Da er ein vorzüglicher Schütze war, huldigte er, soviel ich weiß, diesem Sport immer ungestraft.

Diese Duelle resp. die zu ihnen führenden Händel bildeten eine ständig wiederkehrende Würze des Badelebens. In einem Sommer verlief die Sache so. Ein durch sein excentrisches Wesen sehr bekannter junger Kavalier hatte einen Freund, einen preußischen jungen Edelmann, mit ins Land gebracht. Der Fremdling war sehr schön, sehr elegant und galt für einen großen Freund von Ehrenhändeln. Wir konnten, sobald er eine Woche am Strande war, nicht in Zweifel sein, daß das fällige Duell in diesem Sommer mit ihm ausgefochten werden würde. Die elektrische Spannung, die in der Luft lag, teilte sich der ganzen Badegesellschaft mit, die Tanzabende waren überfüllt, denn jedermann wollte dem Konflikt beiwohnen. Endlich verkündete das Gerücht, daß der Zusammenstoß an einem Sonnabend stattfinden würde. Niemand, der Zutritt zur Gesellschaft hatte, fehlte an diesem Abend, wir Knaben belagerten die Fenster des Saales. Während des Kotillons zählte der Tanzvorsteher die Paare ab. Der Fremdling blieb, als er tanzen sollte, ruhig sitzen. Auch als er zum zweitenmal aufgefordert wurde. Da konnten denn die Sekundanten gleich zusammentreten. Am folgenden Morgen bildete die Badegesellschaft Spalier. Der Fremdling und seine Genossen fuhren, der Tanzvorsteher aber tänzelte auf seiner Liese in den Wald. In atemloser Spannung wartete alles auf die Rückkehr, und als sich Liese und ihr Reiter zeigten, jubelten die Studenten ihm zu. Den arg zerschossenen Gegner brachte nach einiger Zeit der Wagen. Ein privates Telegramm berichtete dem Generalgouverneur, der gespannt auf dasselbe wartete, über den Ausgang des Duells, der Sieger aber gab ein vergnügtes Champagnerfrühstück.

Ich habe diese Dinge erzählt, weil sie für das Leben jener Zeit in meiner Heimat charakteristisch sind. Die Interessen waren rein gesellschaftliche. Im übrigen fühlten sich auch die Deutschen während der Regierung des Kaisers Nikolaus als Russen. Während des Krimkrieges trat der Patriotismus stark hervor, und viele junge Leute eilten auch freiwillig zu den Fahnen.

Obgleich der Kaiser Nikolaus ein leidenschaftlicher Soldatenfreund war, waren die Zustände in der Armee doch sehr wenig erfreuliche. Da der Gemeine 25 Jahre lang diente, so galt jeder für verloren, der ihr durch das Los verfiel und sich keinen Stellvertreter kaufen konnte. Die Gutsbesitzer und die Gemeinden hatten das Recht, übeldeleumundete Individuen, sofern sie nur körperlich kräftig waren, „unter die Soldaten abzugeben.“ Eine so gebildete Armee konnte natürlich nur durch eine eiserne Disziplin zusammengehalten werden, körperliche Mißhandlungen durch die Unteroffiziere und Offiziere waren daher an der Tagesordnung, und für größere Vergehen oder gar für Verbrechen bestand noch die furchtbare Strafe des Spießrutenlaufens. Trotzdem wurden die meisten Verbrechen von Soldaten verübt, und wer im Walde oder in einer dunklen Straße einem solchen begegnete, sah sich wohl vor. Furchtbar war das Schicksal der zu Gemeinen degradierten Offiziere. Ich habe als Knabe mehrfach einen Soldaten von seinen Offizieren vor der Front ins Gesicht schlagen sehen, von dem erzählt wurde, er sei ein wegen Unterschlagungen degradierter früherer Oberst, der sich in Verzweiflung dem Trunk er geben habe.

Die Justiz war übrigens auch für die Civilbevölkerung noch eine durchaus barbarische. Räuber und Mörder wurden auf einem schwarz bezogenen Wagen durch die Stadt geführt, mit einem Brett vor der Brust, auf dem ihr Verbrechen und die Strafe, die ihrer harrte, verzeichnet war. Am Richtort wurden sie an einen Pfahl — die Kaak — gebunden, öffentlich ausgepeitscht und dann an Stirn und Wangen mit glühenden Eisen gebrandmarkt. Ich bin auf dem Wege zur Schule mehrfach solchen Zügen und dem sie begleitenden Pöbel begegnet. Der Anblick war unbeschreiblich abstoßend und mußte auf das Volk höchst verrohend wirken.

Während des Krimkrieges befand sich die Armee in der Krim oder an der Landgrenze. Unsere Küsten wurden von dem Landsturm und irregulärer Reiterei bewacht. Der erstere — die Druschina — bestand aus großrussischen Bauern, die von ihren Gutsbesitzern als Offizieren geführt wurden. Es waren schöne, stattliche Leute, aber sie waren mit Gewehren bewaffnet, die, wenn sie abgeschossen wurden, den Mann umwarfen oder doch wenigstens seine rechte Backe auf lange anschwellen ließen. Unter den in Mitau stehenden Offizieren befanden sich fünf Brüder des berüchtigten Anarchisten Bakunin, der damals in Sibirien gefangen gehalten wurde. Es waren feine, vornehme Leute, und einer von ihnen heiratete eine Kurländerin. Es hieß, daß sie in der Absicht dienten, um dadurch ein Gnadengesuch ihrer Mutter für den Bruder zu unterstützen.

Die Reiterei bestand zum größten Teil aus Baschkiren und Kosaken. Die Baschkiren führten zwar nicht mehr wie in den Freiheitskriegen Pfeil und Bogen, ihre Gewehre aber waren nicht besser als die des Landsturms, und sie machten auf ihren kleinen zottigen Pferden doch einen sehr exotischen Eindruck. Eigentümlich war ihnen eine Vorliebe für Katzenfleisch. So mancher miauende Liebling verschwand in ihren Kochtöpfen. Die Kosaken waren dagegen sehr manierlich und bewährten auch in Kurland ihren Ruf als ausgesprochene Kinderfreunde. Sie ließen uns Knaben gern auf ihren Pferden, zu denen sie eine ganz

persönliches Verhältnis hatten, reiten und erwiesen sich auch sonst bei jeder Gelegenheit als gefällige Leute.

Es war immerhin gut, daß die Engländer keinen Landungsversuch machten und wir auf den Schutz unserer Kriegsleute nicht angewiesen waren. Zwei englische Linienschiffe bombardierten eines Nachmittags ein Paar Stunden lang Dünamünde — wir sahen die in Rauch gehüllten Schiffe und hörten die Kanonenschüsse — sie richteten aber nicht viel Schaden an und wagten sich nicht in die Düna. Einmal gab es freilich einen großen Allarm. Man hatte für den Fall eines Landungsversuches die ganze Küste entlang Fanale errichtet, hohe Stangen, an deren Spitze eine Rakete angebracht war, die mit einer Lunte in Verbindung stand. Zwischen ihnen ritten Kosakenpatrouillen hin und her. Sobald eine Rakete aufging, mußten alle anderen auch losgelassen werden, um dadurch die weiter im Binnenlande einquartierten Vaterlandsverteidiger herbeizurufen. Nun war es alte Sitte, daß in der Johannisnacht in der Festung Dünamünde ein Feuerwerk abgebrannt wurde, und die Offiziere hatten auch jetzt, ohne an die Fanale zu denken, ein solches vorbereitet. Sobald nun die erste Rakete zum Himmel stieg, wurden auch die der Fanale losgelassen. Es flammte den ganzen Meerbusen entlang auf, und nach ein paar Stunden wimmelte es überall von Baschkiren und Kosaken, denen bald auch der Landsturm folgte. Die Badegesellschaft hielt sich für verpflichtet, solchen Eifer geziemend zu belohnen, und eine schnell veranstaltete Sammlung ergab die Mittel, um ganze Zuber voll Branntwein zu beschaffen. Die muhammedanischen Baschkiren weigerten sich anfangs, von ihm zu trinken, es gelang aber bald, ihre Bedenken durch den Hinweis zu beschwichtigen, daß Muhammed nur den Wein, nicht aber den Branntwein verboten habe. Bald darauf bot der große Platz an der Aa bei hellem Sonnenschein den Anblick eines Nachtlagers.

Ich war, als sich mir diese kriegerischen Bilder boten, nicht mehr in der Elementarschule in Mitau, sondern schon bei meinem Onkel in Sallgallen. Ich wurde dort durch drei aufeinander folgende Hauslehrer, die alle drei Kandidaten der Theologie waren, so weit gefördert, daß ich nach fünf Jahren das Examen für die Tertia des Gymnasiums bestehen konnte.

Wir genossen in Sallgallen außerhalb des Unterrichts große Freiheit. Wie mir das dazu verhalf, Land und Leute kennen zu lernen, habe ich schon geschildert. Heute soll nur von der geistigen Anregung die Rede sein. In der Bibliothek meines Onkels befand sich noch eine Übersetzung der sämtlichen Romane von Walter Scott, und ich habe sie immer und immer wieder gelesen. Ich bin diesem Erzähler zum größten Dank verpflichtet, denn er verhalf mir nicht nur zu unvergleichlich schönen Stunden, sondern gab mir auch eine Anregung, die durch mein ganzes Leben gewährt hat. Er war es, der mich historisch empfinden lehrte und die Freude an jeder Art Geschichte in mir weckte. Er war es auch, der den Schaffenstrieb in mir weckte. Ich trug mich zunächst mit einem Trauerspiel: „Kanpo der Live". Kanpo war einer der wenigen Liven, die freiwillig das Christentum annahmen, und er ging sogar selbst nach Rom. Er fiel dann im Kampf mit seinen Volksgenossen. Der tragische Vorwurf ergab sich aus dem Zwiespalt zwischen religiöser Überzeugung und nationalem Empfinden. Ein paar Akte wurden, glaube ich, fertig. Außerdem entstanden in tiefstem Geheimnis viele lyrische Gedichte und eine große Anzahl Märchen in der Weise Andersens. Diese, die damals in aller Leute Hände waren, richteten insofern Unheil an, als sie sich scheinbar leicht nachahmen ließen. Infolgedessen schrieb alles, was schöngeistig angehaucht war, rastlos Märchen, in denen die Stiefel vor der Schlafzimmerthüre oder die Handtücher auf dem Halter die geistreichsten Gespräche miteinander führten.

Ich fand für alle diese Versuche das dankbarste Publikum bei den Töchtern einer uns befreundeten Familie von Denffer, die auf einem benachbarten, fünf Kilometer entfernten Gute Grafenthal lebte. Es war ein Haus von echt kurischer d. h. ganz unbeschränkter Gastfreiheit, und ich verdanke ihm viele schöne Stunden. Alle Hausgenossen waren höchst liebenswert, eine der Töchter ein sehr bedeutendes Mädchen. Auf dem Gute waren zwei Wohnhäuser, von denen eins, als meine Schwestern erwachsen waren, von meiner Mutter gemietet wurde. Beide Familien vertrugen sich vortrefflich, und meiner harrten, wenn ich am Sonnabend hinüberging, die angeregtesten Stunden.

Bei meiner Mutter erwarteten mich außer den Schwestern, unsere Hunde, Tauben und Hühner, im eigentlichen Herrenhause lasen wir zusammen, spielten Theater oder ergingen uns in dem großen Garten. Es wurde viel musiziert, man malte und dichtete dilettantisch und infolgedessen mit besonderer Lust.

In geistiger Beziehung führten wir Balten damals, ohne uns dessen bewußt zu werden, ein eigenartig unwirkliches Leben. Die Litteratur, nach der wir unterrichtet wurden, kam, ebenso wie die Unterhaltungslitteratur, aus Deutschland. Wir erhielten weder Unterricht in der Heimatskunde noch in der Geschichte der Heimat. So geschah es denn, daß ich z. B. in der Geographie nach dem sogenannten „großen Roon" unterrichtet wurde, einem Buch, das, wie ich glaube, eigentlich für den königl. preußischen großen Generalstab verfaßt wurde. Ich verdanke es zwar diesem Umstande, daß ich noch jetzt meinen Freunden durch meine geographischen Kenntnisse imponieren kann, es war aber doch unsinnig, einen kurländischen Knaben Bode, Ilm und ähnliche Gewässer, die wir uns natürlich im Stil von Aa und Düna vorstellten, lernen zu lassen. Ich werde nie die Enttäuschung vergessen, mit der ich als Student auf einer Fußwanderung durch den Harz die Bode kennen lernte. Um von der meinem Gedächtnis gleichfalls einverleibten Selke ganz zu schweigen. Ähnlich verhielt es sich mit der Geschichte. Während des Mittelalters und der sogenannten neueren Geschichte zerfiel Europa in zwei große Völkergruppen, eine westliche und eine östliche, die sich zwar an der Peripherie vielfach berührten, aber doch ihr ausgesprochenes Sonderleben führten. Es ist ganz in der Ordnung, daß in Lehrbüchern,

die für deutsche Kinder in Deutschland bestimmt sind, fast nur die westliche Gruppe behandelt wird; da aber unsere Heimat der östlichen angehörte, so verrückten sie uns ganz den historischen Sehwinkel. Wir wurden unterrichtet, als ob wir einmal in Neuwied oder Köln, nicht aber in Mitau oder Riga unseren Wirkungskreis finden sollten. Damit war verbunden, daß immer wieder Begriffe an uns herantraten, die mit keinerlei Anschauung verbunden waren. Auf jedem für Kinder bestimmten Bilde pflügte der Ackersmann auf eine uns ganz fremde Weise; daß man Säcke auf einem Esel zur Mühle brachte, mußte uns Flachlandbewohnern unbegreiflich erscheinen; ein Bergmann war eine uns so fremdartige Person wie ein Siouxindianer. Bei uns gab es keine in einem kühlen Grunde rauschenden Wassermühlen, keine hochragenden Giebelhäuser, keine stolzen Dome. Alle Werke der Romantiker führten uns daher direkt in eine Märchenwelt. Nicht anders war es mit den Menschen der Gegenwart. Schon ihre Eigenart mußte uns vielfach ganz fremd berühren. Wir kannten uns in „Soll und Haben" wohl an Fink und Eleonore Rothsattel erfreuen, aber was sollten wir trotzigen Kurländer mit Gestalten wie Anton oder Sabine anfangen? Sie erschienen uns, obgleich sie höchst lebenswahr gezeichnet sind, wie Karikaturen. Die Zustände, die uns geschildert wurden, waren uns eigentlich fremd, die Kämpfe, an denen wir teilnahmen, konnten wir nach ihren Motiven gar nicht recht verstehen. Das verhinderte nicht, daß wir an ihnen das lebhafteste Interesse nahmen, obgleich ihr Ausgang gar keine Wirkung auf unser reales Leben ausüben konnte. Diese Einwirkung kam uns ausschließlich von Rußland, von dem wir so gut wie nichts wußten. In socialer Beziehung aber hatte es für uns eine ähnliche Bedeutung, wie eine Weile die Vereinigten Staaten für Westeuropa. Wer zu Hause entgleiste, wer die Examina nicht bestehen konnte oder Werg am Zeug hatte, ging, wie wir sagten, „nach Rußland". Fand er sich dort wieder zurecht, was nicht selten geschah, so kehrte der vielleicht viele Jahre für die Seinigen ganz verschollen Gewesene plötzlich zurück als Kaiserl. Staatsrat und Direktor einer höheren Mädchenschule etwa oder als General oder als Bergwerkbesitzer im Ural. Viele weniger Glückliche ließen nie wieder etwas von sich hören und starben einsam und verlassen in irgend einem russischen Hospital. Wer im Lande blieb, kannte die Russen nur aus einigen Exemplaren, die als russische Sprachlehrer, Eisenhändler oder Säger ein wenig beachtetes Dasein führten.

Ich erwähnte schon, daß „Soll und Haben" mit dem lebhaftesten Interesse gelesen wurde; ebenso „Die Fabier" desselben Autors. „Amaranth" von Redwitz und die Gedichte von Geibel besaß jedes junge Mädchen. Von Romanen standen die Gutzkowschen „Ritter vom Geist" und „Der Zauberer von Rom" eine Zeitlang im Vordergrunde des Interesses. Von den ersteren weiß ich gar nichts mehr, während ich mich des letzteren, soweit er in Westfalen spielt, noch ganz wohl entsinne. Freudig begrüßt wurden neue Romane von Galen und von Hackländer. Zumal das „Europäische Sklavenleben" erregte lebhaftes Interesse. Viel gelesen wurden außerdem die Romane von Bulwer. Das Erscheinen eines neuen Romans von Dickens (Boz) war nicht nur ein litterarisches, sondern auch ein Familienereignis, denn es gab kaum einen Menschen, dem nicht von guten Freunden und getreuen Nachbarn der Name einer Dickensschen Figur als Spottname verliehen worden war. Neben denen von Bulwer und Dickens war noch eine ganz eigenartige Art von englischen Romanen damals bei den Frauen sehr beliebt. Für sie war es charakteristisch, daß in ihnen ein Backfisch reise Männer zum Christentum bekehrte und dafür durch die Vermählung mit einem Duc oder Marquis schon hier auf Erden belohnt wurde. Der Held eines dieser Romane, der „Dunallan" hieß, wurde uns Jünglingen und Knaben von Schwestern und Cousinen immer wieder als Muster vorgehalten und von uns geziemend gehaßt.

Auf mich persönlich machte übrigens das alles keinen tieferen Eindruck, und ich war immer erst recht froh, wenn ich wieder zu den Werken meines Sir Walther zurückkehren konnte.

Während wir in litterarischer Hinsicht den lebhaftesten, wenn auch ganz einseitigen Verkehr mit Deutschland pflogen, hatten die persönlichen Beziehungen fast ganz aufgehört, denn das Reisen war in der letzten Zeit des Kaisers Nikolaus so erschwert worden, daß nur die reichsten Leute es sich erlauben konnten. Während im vorigen Jahrhundert fast alle baltischen jungen Leute in Deutschland studierten und es heute wieder wohl kaum eine deutsche Hochschule gibt, an der nicht ein Balte als Professor wirkt, war der persönliche Zusammenhang mit Deutschland in jenen Tagen fast ganz unterbrochen. Nur der reiche Adel verbrachte wohl hin und wieder einmal den Winter in Dresden. Nach Kurland kamen Deutsche aus dem Reich wohl nur als Hauslehrer. Unter diesen befanden sich neben fein gebildeten jungen Leuten auch höchst wunderliche Menschenkinder, die zwar Hebräisch und Griechisch verstanden, aber von Europas übertünchter Höflichkeit ganz unangekränkelt waren. Von ihnen wußte man viele Anekdoten zu erzählen.

Die älteren Densserschen Söhne waren — nach dem Beispiel ihres damals schon lange toten Vaters — früher Kavallerieoffiziere gewesen und brachten, wenn sie in Grasenthal waren, in unserem geselligen Kancert neben der Hirtenflöte auch die Trompete zur Geltung. Einer von ihnen pflegte, wenn ihm ein Zahn wehthat, in den Stall zu gehen und ein Haar aus einer Pferdemähne um den Sünder zu schlingen. Er gab dann dem Pferde einen tüchtigen Hieb und war Zahn und Schmerzen los.

Ich habe den Weg von Sallgallen nach Grasenthal in jeder Jahres- und Tageszeit, bei jedem Wetter und in jeder Stimmung, zu Wasser und zu Lande zurückgelegt, und die dabei gewonnenen Eindrücke haben sich mir unvergeßlich eingeprägt. Dieses Stückchen Erde und die Ufer der Aa stromabwärts bis Mitau bilden den Schauplatz, auf dem sich meine Romane und Erzählungen zum größten Teil abspielen.

Anfang August 1858 nahm ich von Sallgallen und Grasenthal Abschied, um in Mitau in das Gymnasium einzutreten.

Abb. 1. Monte Cristallo und Piz Popena von Tre Croci aus gesehen.
(Nach einer Aufnahme der Photoglob Co. in Zürich.)

Tiroler Berge.

Von

Georg Freiherrn von Ompteda.

Mit sechzehn Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.

(Abdruck verboten.)

I.

Jeden Sommer treibt es mich in die Berge, wo die Luft reiner weht, Stadtlärm und Stadttreiben schweigt, wo man allein sein kann mit der Natur und mit sich. Dort stärkt und kräftigt man Leib und Seele. Man empfängt neue, größere Eindrücke. Man läuft und steigt sich das „Winterfett“ herunter. Man stählt Nerven und Charakter im Kampfe — im Kampfe gegen sich selbst. Denn man muß die eigne Faulheit und Bequemlichkeit überwinden: ohne Schweiß kein Preis. Gerade für den Bergsteiger gilt dies besonders.

Es gibt ja viele Leute, die es nicht begreifen können, wie man nur alle die Anstrengungen und Unbequemlichkeiten, Entbehrungen und vielleicht auch Gefahren auf sich nehmen kann, die nun einmal nicht zu umgehen sind, wenn man den Fuß auf einen der höheren Gipfel der Alpen setzen will. Ich bin schon gefragt worden: „Was suchen Sie eigentlich dort oben? Ist die Aussicht wirklich so schön?“ — Ach Gott ja — Aussicht! Aber wenn nun keine ist? Ich war schon auf Bergen in dichtem Nebel und Wolken und fühlte mich ebenso erhoben und glücklich wie bei schönstem Wetter. Manchmal ist Nebel sogar noch schöner als klare Luft!

Wir suchen dort oben: eine große, ernste, gewaltige Natur, heiliges Schweigen, erschütternde Einsamkeit, wir suchen: reine Luft für unsere Lungen, ewig wechselnde und doch ruhende Bilder für unser Auge,

Abb. 2. Rast auf dem „langen Bande."

erquickende Stille für unser Ohr, einen ehrlich verdienten Schluck und Bissen für die schwer arbeitenden Organe. Wir wollen uns körperlicher Anstrengung freuen, wollen auch der Gefahr einmal ins Auge blicken, um in wenigen Sekunden Tage zu leben. Aber soweit es uns Menschen gegeben ist, wollen wir auch unsere Fähigkeiten dahin stählen, daß wir den Fährnissen der Berge gewachsen sind. Deswegen bleiben wir uns, gerade im Kampfe mit der Natur, unserer menschlichen Kleinheit bewußt. Das ethische Moment ist schließlich das stärkste und auch das beste, das uns hinaustreibt auf die gewaltigen Gipfel. Dort fühlen wir uns den Wolken, dem Himmel, dem Ewigen, der Gottheit näher.

Monte Cristallo 3199 m.

Die Gruppe des Monte Cristallo vom Ampezzothale aus, wie sie sich im Dürrensee spiegelt, ist eines der sogenannten „Schaustücke der Alpen". Wer sie einmal gesehen hat von der Strada d'Allemagna aus, eine Viertelstunde hinter Landro, wird wohl den Anblick nie vergessen. In der Mitte liegt der Cristallpaß, von dem aus sich der Gletscher steil herabsenkt. Rechts erhebt sich jäh und gewaltig, auf seinen Bändern, in seinen Eisrinnen vom Schnee bestäubt, der höchste Cristallkopf. Links von ihm, durch die breite Scharte des Passes getrennt, ragt ein ganz kühnes Gebilde auf: der Piz Popena. Er sieht aus wie ein Kegel oder wie ein schief stehender Turm mit rundem Dach, aber allseits gerade abstürzenden Mauern. Auf den ersten Blick vom Ampezzothal aus zweifelt der gewöhnliche Thalwanderer beim Cristallo an der Möglichkeit, ihn zu besteigen. Vom Popena meint er bestimmt, ihm sei nicht beizukommen.

Cristallo wie Popena sollten unsere ersten Hochtouren in diesem Jahre sein.

Der Freund, mit dem ich mich verabredet, brachte einen Stubaier Führer mit: Michel Egger aus Neustift, der ihn schon in früheren Jahren geführt hatte. Ich ging wie immer mit Anton Bergmann junior aus Innichen, den ich als einen der kühnsten und besten Dolomitenkletterer kannte.

Ja, die Dolomiten! Die besten Schweizer Führer haben schon beinahe ratlos vor diesem oder jenem der Felstürme gestanden — so anders ist diese Felskletterei als alles, was den Gletschermännern je an Felsen vorgekommen ist.

So war denn auch ausgemacht worden, daß Bergmann mit mir vorausgehen sollte.

„Im Stubai z'Haus zeig' ich den Weg!" meinte Egger.

Wir hatten große Pläne vor: in steigender Folge sollte die Schwierigkeit unserer Gipfel wachsen. Für den dritten August hatten wir uns, „um in Training zu kommen", den Cristallo vorgenommen. Er ist so die normale Dolomittour. Bei dem, der so etwas noch nicht gemacht hat, das heißt, wer von den Eis- und Schneetouren kommt, wird er immerhin nicht ohne Eindruck bleiben. Unter den großen Hochtouren der Ampezzaner und Sextener Dolomiten gilt er als eine der weniger schwierigen.

Allerdings muß man dazu bemerken, daß im Zauberlande der Dolomiten fast alle Gipfel „schwierig", „sehr schwierig", „außerordentlich schwierig und exponiert", „bedenklich" oder „gefährlich" sind. Kraft und Ausdauer, Schwindelfreiheit sind selbstverständlich ebenso nötig wie (— wenigstens für den, der nicht selbst Führerfähigkeiten besitzt —) Führer und Seil.

Wir beschlossen den Cristallo von hinten anzugreifen vom Passe Tre Croci, wo ein Berggasthaus steht, das mit 1808 Meter Seehöhe etwa 350 Meter höher liegt als Schluderbach, der etwaige Aufstiegspunkt aus dem Ampezzothale. Das sprach bei der ersten Tour des Jahres mit, um so mehr als wir den Höhenverlust am folgenden Tage für den Piz Popena, der anstrengend ist, noch einmal gehabt hätten.

Durch das wundervolle Ampezzo fuhren wir mit den Führern am zweiten August nachmittags nach Cortina. Als wir uns Schluderbach näherten, zeigte ich natürlich Michel Egger die mir schon von früher bekannte Spalte am Gletscher oben unter dem Paß, in der einst Michel Innerkofler, einer der besten und verwegensten Führer der Dolomiten, seinen Tod gefunden.

Dann ging es weiter im Wagen: links die Cristallogruppe von Westen, rechts die gewaltige, schwierige und durch Steinfall gefährliche Croda Rossa mit ihren roten morschen Felsenwänden. Gerade vor uns erschien hoch oben der gewundene Schneegrat der Tofana.

In Cortina hielten wir uns nicht auf; schnell nahmen wir die Rucksäcke auf den Rücken, die Eispickel in die Hand und stiegen langsam den Weg nach Tre Croci hinan. Bergmann eilte voraus, um Quartier zu machen für die Nacht.

Jetzt erschien der Cristallo von der Südseite, und je mehr wir uns Tre Croci näherten, desto mehr ward auch vom Piz Popena sichtbar (Abb. 1). Beide haben hier ihre Gestalt dermaßen verändert, daß sie nicht wiederzuerkennen sind. Der breitrückige Cristallo ward zur kühnen Pyramide, der Kegel des Popena zur scharfen Gratwand. Ehe wir unser Zimmer in der „Dependance" aufsuchten, betrachteten wir mit den Führern die beiden Riesen, auf deren Scheitel wir an den beiden folgenden Tagen den Fuß setzen wollten. Sie starrten in ihrer ewigen Ruhe kalt vom wolkenlosen Himmel herab. Die Dunkelheit brach herein, und wir traten ins Haus.

Abb. 3. Bergmann im zweiten Kamin.

Am andern Morgen weckten uns die Führer um drei Uhr. Das Aufstehen war, wie immer, sauer, noch sauerer aber der Aufstieg über die Knieholzzone zum Geröll. Das aber ist in den Dolomiten das Bitterste. Von den Felsen herab ziehen sich meist rund um die Berge endlose Schutthalden, das heißt, sehr steile Karrenfelder, aus all den abgesplitterten vermorschten Trümmern gebildet, die einst fester Fels in großer Höhe gewesen, aber im Laufe der Jahrtausende verwittert herabgestürzt sind. Man möchte auf solchem Geröll wirklich oft meinen: ein Schritt vorwärts — bringt drei Schritte zurück.

Aber auch das geht vorüber, und bald begann der Schnee, der sich in breiter Rinne immer steiler, immer steiler zum Cristallpasse hinanzieht. Rechts hatten wir stets die furchtbaren Wände des Popena, links den Cristallo. Hier war der Firn beinhart und ging bald in blankes Eis über, sodaß Stufen geschlagen werden mußten, eine Arbeit, die Bergmann übernahm. Langsam, schon hart unter dem Passe, querten wir den Schneehang, dem Einstieg in die Felsen zu, die sich über uns in jähen mauergleichen Absätzen erhoben.

Nun ging's auf den Fels selbst. Das sogenannte „lange Band" führt an der Wand hin um die Ecke an die Südseite. Es ist einmal anfangs unterbrochen, aber man tritt hinüber, der Pickel dient als Stütze. Rutschen dürfte man freilich schon hier nicht mehr, man käme schnell zur Tiefe. „Etwas zu schnell", wie Toni Bergmann sagt.

Es ist schon halb sieben, und wir dürfen rasten (Abb. 2). Eine zweite Partie, die mit uns kam, thut desgleichen. Die Pickel werden in den Schnee gestoßen, das Band ist breit, wir haben Platz zum Sitzen. Aber bald geht es weiter, nachdem das Seil angelegt ist. Hinter dem Raſtplatze wird das Band schmäler und steiler, bald verlassen wir es und die Felskletterei beginnt. Jetzt fühle ich mich wohl, ich bin förmlich erwacht. Jetzt heißt's die Hände mit brauchen, der eigentliche Berg fängt an: nun sind Krummholz und Geröll vorüber — nun kommt die Freude.

Sie beginnt mit einigen Wandeln. Steil sind sie schon — wenigstens scheinen sie uns so heute, wo wir aus der Ebene kommen — dann folgt eine Steilklamm, ein sogenannter Kamin, und wir gelangen auf ein zweites, höheres Band. Rechts von uns türmen sich gewaltige, schreckhaft steile Wände empor. Da ist nichts zu wollen: sie zeigen gelbrote

Abb. 4. Am „Köpfl."

Abb. 5. Kletterei am Grat.

Abbruchstellen, dort hängen sie wohl über, Risse oder Kamine fehlen, also wird der Cristallo dort jedenfalls vor den Hochtouristen sicher sein.

Das Band bringt uns zum zweiten Kamin (Abb. 3). Ich habe versucht, ihn im Bilde festzuhalten. Bergmann klettert voran, das Seil, durch das ich mit ihm verbunden bin, hängt zu mir herab. Rechts und links stemmt er die Füße ein, wo sich ihm ein sicherer Tritt bietet. Mit den Händen hält er sich an den vorher auf ihre Festigkeit geprüften Griffen. Das dunkle auf seinem Rücken ist der Rucksack. Langsam schiebt er sich so empor.

Nun kommen steile Wände und eine kleine Schuttterrasse, bis man am „Köpfl" (Abb. 4) plötzlich den ersten Niederblick auf Cortina hat, dessen Häuser dort unten liegen, lächerlich klein, wie aus der Spielwarenschachtel. Jetzt haben wir den Grat erreicht, auf und an dem weiter geklettert wird (Abb. 5). Er zieht zum Gipfel wie jener Grat hinten im Bilde, mit dem er sich weiter oben trifft. Ein Absatz nach dem anderen wird überwunden, bis wir endlich an die berühmteste Stelle, „Grohmanns böse Platte", gelangen (Abb. 6). Sie ist steil, glatt, und unter ihr sind „tiefe Tiefen". Erstaunlich ist der Blick von der Stelle, wo sie den Grat oben trifft, auf der anderen Seite hinab. Man erwartet nichts Sonderliches, wenn man aber oben den Kopf hinübersteckt, blickt man plötzlich in schwindelnde Abgründe . . . nein, pardon, denn absolute Schwindelfreiheit ist conditio sine qua non. Die Platte hat ihren Namen nach dem „Dolomitenkönig" Paul Grohmann, der am 14. September 1865 nach mehrfachen Versuchen, wie so viele Gipfel, auch den Cristallo zuerst überwand.

Die Gratkletterei geht immer so fort, links ist der Absturz der Wände ganz schroff, rechts etwas geringer. „Es genügt auch!" sagt der Freund. Aber endlich, endlich winkt der Gipfel, und um halb neun stehen wir am Steinmann.

Der Gipfel ist geräumig wie sonst selten in den Dolomiten, ein geröllbedeckter kleiner nur wenig geneigter Plan (Abb. 7). Ich bin ein Stück nach der Nordostseite hinabgeklettert, nachdem ich das Seil abgelegt. Auf dem Bilde sitzt Michel Egger auf der Spitze und raucht wie immer seine Pfeife. Bergmann zieht eben den Rock aus, und dort etwa ist der Steinmann (von den ersten Ersteigern aus losen Steinen gebaute kleine Pyramide, in welcher gewöhnlich in einer Flasche oder dergleichen die Karten mit den

Daten der Ersteigung niedergelegt werden). Rechts der Schneegrat bildet eine sogenannte Wächte — das heißt, er hängt über. — „Achtung, nicht draufstreten", natürlich!

Nun müssen noch schnell die Führer vors Objektiv (Abb. 8). Sie setzen sich nebeneinander: die „Dolomiten" vorn, in der Mitte Bergmann, von zwei Welschtirolern eingefaßt, nämlich Ghedina links und der berühmte Antonio Dimai, einer der besten Felskletterer — rechts. Michel Egger, der Gletschermann, hat hinter den dreien Platz genommen. Links träumt der Freund im Sonnenschein.

Abb. 6. Grohmanns böse Platte.

Die Arbeit ist gethan, jetzt legen sich die Führer der Länge nach auf den Rücken, den ausgezogenen Rock als Kopfkissen benutzend, wir holen den Proviant aus dem Rucksack: Butterbrot, Schinken, Obst und — Wasser. Auch das Wasser muß man mitschleppen — die Dolomiten sind oben im nackten Fels, wo es nicht gerade eine Eisrinne gibt, ganz wasserarm. Wir haben's schon oft schmerzlich bemerkt. Nach der Mahlzeit schieben die anderen den Hut übers Gesicht und träumen, strecken sich wohlig auf dem harten Felsbett und schlafen. Ich klettere währenddessen mit dem Apparat herum, den Popena, von dem uns tief unter den Wänden der Cristallpaß trennt, und das Panorama auf die Platte zu bringen. Dann gebe ich mich dem Gipfelzauber hin.

Ja davon hat eben der Thalmensch keine Ahnung, was das heißt, was man da fühlt, wie glücklich man dort oben ist, wohin kein Laut dringt vom Ärger, Neid, Streit der Tiefe. Ein blauer Himmel spannte sich über mir auf. Ich lag auf dem Rücken und blickte in das Firmament hinauf, und mir war es, als stiege unter mir der Fels höher und höher hinan, ein Gefühl, als lernte ich fliegen.

Piz Popena 3143 m.

Wir waren langsam über die Felsen des Cristallo abgestiegen, denn unterwegs wurde noch photographiert. Jedes Jahr gebe ich mir innerlich das Versprechen, es das nächste Jahr sein zu lassen, aber jedes Jahr nehme ich wieder einen Apparat auf meinen Touren mit. Eine Quälerei bleibt es doch, denn wenn die anderen rasten, muß man an die Arbeit gehen. Und was es heißt, auf anstrengenden Hochtouren zu photographieren, kann sich jeder denken, den schon im Thal Plattenwechsel, Entfernungeinstellen, Bestimmung der Blende und der Geschwindigkeit des Verschlusses nervös machen. Dazu heißt es alles selbst schleppen, denn in den Felsen oder an unbequemen Stellen darf man die anderen nicht lange quälen. — „Bitte recht freundlich" ist hier nicht angebracht. — Man kann nicht den Führer alles tragen lassen, man muß es bei sich haben, damit man unnützen Zeitverlust durch Ein- und Auspacken des Apparates ꝛc., durch Hin- und Zurückklettern vermeidet.

Und dann die Aufstellung: da wachsen die Schwierigkeiten ins ungeheure. Um eine Kletterstelle festzuhalten, darf man nicht darunter sein. Die Camera soll immer senk-

recht ſtehen, ſonſt gibt's ein nicht zu enträtſelndes, verzerrtes Bild. Da heißt es alſo, ſich in gleicher Höhe aufſtellen! Aber wo? An geraden Wänden gibt es kein Fleckchen gegenüber, wo man Platz fände, als in der Luft — einen Luftballon hat man aber eben nicht immer „zufällig“ gerade bei ſich. Man muß alſo in der Nähe einen vorſpringenden Zacken erklettern, ein ſchmales Geſimſe, die Wand hinaus traverſieren oder dergleichen.

So habe ich am Criſtallo oft Bilder in unmittelbarſter Nähe machen müſſen: und da ließ ſich z. B. an der einen Wand des oben kletternden Freundes Kopf nicht mehr auf die Platte zwingen (Abb. 9). Dafür ſieht man die Köpfe der Nägel an den Bergſchuhen deſto deutlicher. Unten ſteht Bergmann und drückt ſich möglichſt nahe an die Wand, um keine Steine abzubekommen.

Dieſe kleine photographiſche Exkurſion war nötig aus zwei Gründen, einmal um das oft Mangelhafte der Bilder zu erklären, dann aber, weil am Criſtallo beinahe ein Unglück geſchehen wäre, aber — keine Angſt — ein photographiſches. Wir waren nämlich vom Paß herab die Schneerinne ſitzend abgefahren, alle vier hintereinander etwa wie im Salzbergwerke auf der „Rutſche“. Es ging in ſauſender Fahrt, und beim Steuern ſchlug mein Vordermann mit dem Pickel gegen den Apparat, den ich umgehängt ſeitwärts vor dem Rucſacke trug.

Als wir nun in Tre Croci nachmittags ankamen und die anderen ſich zur Ruhe legten wegen des Aufſtehens am nächſten Morgen um drei Uhr, merkte ich, daß der Verſchluß nicht mehr ging. „Er blitzt nicht mehr,“ wie Bergmann es nannte. Ich hatte alſo das Vergnügen, die Camera auseinander

Abb. 7. Der Gipfel des Criſtallo.

zu nehmen und zu reparieren. Es gelang nach ſtundenlanger Arbeit, bei der das Taſchenmeſſer als Univerſalinſtrument diente. Er blitzte — aber mit dem Schlaf war es Eſſig geweſen.

Und abends kam noch eine Unglücksbotſchaft dazu: Michel Egger war unwohl. Das ungewohnte Obſt unterwegs! Wir wußten es gleich. Er bekam zwar aus meiner kleinen Apotheke im Rucſack ein Mittel, aber ſo auf den Popena? Nein, geſund muß man ſein bei Hochtouren. Es fand ſich Erſatz: Ghedina, den wir am Criſtallo getroffen hatten, war frei.

Am anderen Morgen ging es auf der Straße zum Misurinasee ein Stück hinab, schweigend wie immer am Morgen. Der Frühnebel war tief herabgesunken und lag wie Ballen dichter Watte über der Landschaft. Es war sehr frisch. Wir wandten uns bald von der Straße ab; es ging durch den Wald, dann durch Krummholz auf den Schutt hinauf. Gerade vor uns tauchten die nun fast nebelfreien Türme der Croda di pausa marza auf (Abb. 10), die ganz verschwanden gegen das gewaltige wilde Felsenriff des Popena zur Linken.

Durch eine stellenweise sehr steile Schneerinne, die Stufenschlagen erforderte, oben jedoch, wo sie noch steiler wurde, aber (schneefrei) war und unangenehm plattig wurde, gelangten wir auf einen Sattel zwischen Pausa marza und Popena, der den Abschluß des Val Popena alta bildet. Hier gönnten wir unserem „elenden Leichnam" eine kleine Rast und etwas Frühstück.

Bald aber brachen wir auf, unser Weg war noch weit. Über drei Stunden waren wir schon unterwegs und standen noch nicht einmal am eigentlichen Berge.

Unter den Felswänden querten wir das Geröll, um nichts an Höhe zu verlieren, dann lag die Schutthalde vor uns, die wir als erste Freundlichkeit unseres Gipfels vor uns hatten. Die Wände, die rechts von uns hinaufzogen, zeige ich im Bilde (Abb. 11), um einen Begriff von solchen Dolomitgebilden in nächster Nähe zu geben. Auf den einen Seitengrat kletterte ich hinaus und schickte Bergmann noch ein Stück weiter auf die Felsklippen (Abb. 12). Er ruft mir eben zu, wie ich zum Schuß den Apparat hebe: „Blitzt er noch?"

Dann ging es weiter zur Ostwand des Popena hinan. Die Felsschlucht, in der das Geröll niederzieht, wurde enger und steiler, und wo der Schnee begann, stiegen wir nach links hinaus auf ein Band, das sich in wechselnder Breite, aber immer ganz bequem nach Süden zu hinaufzog. Über uns türmten sich die riesigen Wände des Berges unnahbar auf, unter uns ganz tief lag das Val bona mit den Monti Marmarole darüber.

Hier wurde Halt gemacht. Es waren wieder zwei Stunden vergangen. Eine Lücke, ein Einriß that sich an dieser Stelle in den Wänden auf: eine Schneerinne zog hoch hinauf. Ausgleiten darf man in solcher Rinne (auch couloir genannt) natürlich überhaupt nicht, aber hier war doppelte Veranlassung zur Vorsicht, denn wo die Eisrinne am Bande

Abb. 8. Führer auf dem Gipfel des Cristallo.

Abb. 9. Im ersten Kamin des Cristallo.

mündet, ist dieses nur schmal und wer von dort oben heruntergefahren käme, schösse über die Wand in die schöne blaue Luft hinaus, um einen „langen Fall" zu thun.

„Der lernt 's Fliegen!" meint Bergmann.

Also: Seil heraus und umgebunden (Abb. 13). Man sieht's auf dem Bilde. Der Freund sagt eben zu Ghedina, der es ihm umlegt: „Nicht zu fest." Am Atmen darf's natürlich nicht hindern, aber zu locker ist gefährlich, dann rutscht es herauf und schnürt den Brustkasten zusammen. Man muß eben frei hängen können im Seil, für den Fall, daß man Griff oder Tritt verliert, oder daß eine trügerische Schneebrücke bricht oder eine Eisstufe, sei es unter der zu großen Last des Körpers, sei es bei ungeschicktem Hineintreten.

Aus der steilen Schnee-, oben Eisrinne stiegen wir in Stufen wieder links hinaus auf ein Band, über eine Klamm und plattiges Gestein. Das Band wurde breiter, an der Wand führte es aufwärts, aber wir verließen es vorher und stiegen in die Wände ein. Meist konnten wir nebeneinander her klettern, nur ab und zu kam einmal eine Wand, ein Absatz von einer oder zwei Seillängen (à zwanzig Meter), der uns zwang, aufeinander zu warten, weil kein anderer „Weg nach Küßnacht" ging.

Aber bald hingen rechts und links die Wände über, nur in der Mitte konnte man hinauf, aber auch nur vermittelst eines sogenannten weiten Trittes, weil sich nirgends anders eine Stelle fand, wo der Fuß hätte ruhen können. Da heißt es dann genau aufpassen, daß man den richtigen Fuß an die rechte Stelle setzt, anders kommt man einfach nicht hinauf, denn der Führer, der irgendwo über einem steht, wo er gerade einen „guten Stand" hat, sieht den Touristen nicht, sondern hält nur immer das

Abb. 10. Croda di Pausa marza.

Seil straff, es anziehend beim Aufwärtsklettern, es nachlassend, wenn es hinuntergeht.

Die Felsen wurden steiler und steiler, endlich kam, nachdem wir etwa so einundeinehalbe Stunden in den Wänden geklettert, die Schlußwand. Ich habe sie photographiert (Abb. 14), wozu ich eine Traverse seitwärts hinaus machen mußte, von Bergmann am Seil gehalten. Obwohl das Halten bei der Traverse (Seitengang mehr oder weniger horizontal an der Wand hin) meist so ein eigen Ding ist. Den Ruck am Seil, von unten nach oben, kann der Führer aushalten — das Seil soll eben immer möglichst gespannt sein, damit der Ruck nicht unerwartet kommt, und weniger kräftig ist — aber von der Seite ist doch wohl in den meisten Fällen die Linie des Sturzes zu lang. Man fällt dann zwar am Seil, wie das Pendel an der Uhr, aber wenn der Führer nicht das Seil versichert, reißt man ihn wohl meistens mit.

Nach der Schlußwand, die allerdings Vorsicht erfordert, weil der Fels brüchig ist, traversierten wir links zu einem Felskopfe hinaus, wo man auf schmaler luftiger Platte stand, dann ging es über einen Riß tretend wieder zur Ostwand des Popena zurück, und da ragte auch schon der Gipfelgrat gen Himmel.

Über leichte Schroffen, Absätze, Schutt und Geröll, kamen wir an die Spitze, die dem sich nur wenig noch emporhebenden Grate aufgesetzt ist. Und in dem Augenblick, wo wir die letzten Schritte thaten, tauchte auch plötzlich drüben ganz nahe, wie es schien, der Cristallo auf, wo wir gestern gestanden.

Er ist nur sechsundfünfzig Meter höher, aber das genügt eben doch, daß er diesen Teil der Aussicht versperrt. Sonst glaube ich, ist sie wohl auf beiden Bergen ziemlich gleich.

Auf dem Grat sind die zwei höchsten Stellen mit Steinmann verziert, und im Steinmann der südlichen höchsten Spitze fanden wir die Karten der Ersteiger. Nicht viele für die achtundzwanzig Jahre, seit der englische Alpinist E. R. Whitwell, mit den beiden Führern Santo Siorpaes und Christian Lauener, am 16. Juni 1870 die Spitze eroberte. Nachdem er den Popena bestiegen, vergingen sieben Jahre, bis wieder eine Partie den Gipfel erreichte, und auch dann scheint der Besuch wenig Fortschritte gemacht zu haben. Und wunderbar ist es nicht: der nahe Cristallo schadet dem Popena. Der Cristallo hat den bekannteren Namen, ist etwas höher, nach ihm benennt sich das Massiv, er ist weniger anstrengend, besser zugänglich, der Anstieg ist interessanter, und die Felsen sind nicht so steil aufgebaut. Die meisten Hochtouristen werden es sich am Ehrgeiz genügen lassen, den Hauptberg in der Gruppe gemacht zu haben, und es mag auch mitsprechen, daß der Popena eben nicht sehr vertrauenerweckend aussieht, obwohl er entschieden besser ist als sein Ruf. Vom Am-

pezzothale aus sieht man ziemlich genau die Richtung der Anstiegslinie, nämlich die Wand des Kegels links.

Aber auch von rechts, vom Cristallpasse aus, ist man dem Popena beigekommen, über die furchtbar jäh zur Schneerinne niedersetzenden Wände, wie man sie vom Cristalloanstiege aus sieht. Die Partie ist von den besten Felskletterern unter den Hochtouristen, von Friedmann (erster Ersteiger), Schmitt, Winkler ꝛc. unternommen worden, aber sie ist eben hart an der Grenze des Menschenmöglichen. Eine Wand unterwegs bezeichnete der später am Cristallo verunglückte Michel Innerkofler als das Schwerste, das er je in seiner Führerlaufbahn gemacht hat. Die Hauptgefahr besteht in der außerordentlichen Brüchigkeit des Gesteins.

Nachdem wir einen Bissen gegessen, nahm ich meinen treuen Führer in einer Art von Triumphatorstellung am Steinmann auf (Abb. 15), wofür er aus Rache auch mich sofort „auschoß", nachdem ich ihm die Waffe eingestellt hatte (Abb. 16). Die Bilder zeigen, wie es auf so einer Spitze aussieht: wenig Raum, viel Steine, viel Lust und darinnen ein stolzer, froher, sich seines Sieges freuender Mensch. Von Bergen ist nichts zu sehen als rechts unten weit, nur knapp zu erkennen, die drei Zinnen — einer unserer nächsten Besuche, wie wir hofften.

Nun blickte ich mich um: Gipfel an Gipfel, Firnrücken wie Felsnadeln, Eisgrate und Gletscher, Thäler und Straßen, die ausschauten wie feine helle Schnitte im Grün der Wiesen und Wälder. Drüben die Croda rossa; bei den Zinnen: Zwölfer, Elfer und Dreischusterspitze. Ihr sollte unsere nächste

Abb. 11. Wände an der Schutthalde.

Abb. 12. Bergmann auf dem Seitengrat.

Tour gelten. Weiter draußen, wo der Glockner seinen stolzen, kühnen, scharfen Doppelgipfel hätte in die Luft recken müssen, lagen Nebel. Auch Venediger, Zillerthal, Stubai, Oetzthal lagen in Dunst gehüllt.

Drüben auf dem Cristallo war kein Mensch zu sehen, aber plötzlich entdeckten wir unten etwas oberhalb des Gletschers, an einer der sich im Massive des höchsten Cristallkopfes verlierenden Eisrinnen ein paar

Abb. 13. Das Seil wird angelegt.

schwarze Punkte — Menschen. Auch von dieser Seite ist der Cristallo schon gemacht worden, vielleicht war es eine Partie, die ihn von hier erreichen wollte?

Wir riefen sie an, das heißt wir begannen eine Art von Indianergeheul — aber ohne Erfolg. Die unten verschwanden hinter einer Felsecke. Obgleich es nichts half, brüllten wir mit vollen Lungen weiter. Wer's nicht erlebt hat, glaubt ja gar nicht, was oft in den Bergen geschrieen wird! Es ist, als wollte man sich ab und zu von dem großen Schweigen der Höhen entlasten, als hätte man in der riesigen Einsamkeit förmlich das Bedürfnis, sich zu bestätigen, daß man ein lebendes Wesen ist.

Ich habe einmal in der Berninagruppe einen Berliner Geheimrat getroffen, der johlte und schrie, als wäre er plötzlich übergeschnappt, während er ohne Zweifel auf der Potsdamer Straße einen sehr gesetzten, zurückhaltenden, vernünftigen Eindruck machen wird.

Wir brachen auf, schweigend kletterten wir nun die Wände hinab, der Steingefahr wegen alle vier möglichst dicht aneinander. Stundenlang ging es fort: erst die Felsen hinab, dann auf dem obersten Bande hin, endlich in die Schneerinne.

Der Schnee war erreicht, und man konnte Stufen treten. Ich ging voraus, die Absätze in die Rinne taktmäßig einen um den anderen bohrend, hinter mir Bergmann, dann der Freund, zum Schluß Ghedina. Es folgte das zweite Band, und das ward beinahe im Laufschritt zurückgelegt, denn ein Gewitter zog auf. Die Wolken, die uns schon seit dem Morgen hier und da begleitet hatten, hingen sich als Schleier um die Felsspitzen, ballten sich schwarz und drohend zusammen.

In der Schneerinne hatten wir uns wegen etwaigen Steinfalles, dem größten Feinde des Hochtouristen, beeilt, jetzt rasteten wir am Ende des Bandes, ehe wir auf die große Geröllhalde abstiegen, einen Augenblick — um so mehr, als es Wasser gab. Hier war ja kein Steinfall zu befürchten. Aber als wir eben aufbrachen, spritzte ein paar Meter von uns der Schnee auf: patsch, war ein etwa kindskopfgroßer Stein von der Wand, die sich unmittelbar neben uns mauerartig erhob, heruntergesaust. — „Achtung, Stoan!" klang es. Davor haben auch die Führer heiligen Respekt!

Abb. 14. Schlußwand des Popena.

Wir rasten das Geröll halb springend, halb kletternd, halb rutschend hinab, daß es, wie Bergmann behauptete, mindestens für einen Gulden Schuhsohlen kostete. Ghedina nahm Abschied: er kehrte über den Sattel an der Pausa marza und die Rinne allein nach Cortina zurück. Wir anderen drei aber eilten das Val Popena alta hinab ins Val Popena bassa. Dort erwischte uns der Regen. Unter einer Föhre, in den Latschen, warteten wir den Hauptguß ab. Dann ging's aber weiter, wir wurden zwar naß, doch — man wird auch wieder trocken, und nach einer Hochtour, durchschwitzt, durchnäßt, die Hände von den Felsen zerschunden, wie

Abb. 15. Bergmann auf der Spitze des Popena.

oft auch Kniee und Hoſen, kann man überhaupt nicht gleich in Geſellſchaft gehen. — Gott ſei Dank, denn das ſuchen wir ja dort oben: ein Naturmenſchleben, ein Jäger-, ein Trapperdaſein.

Was uns hinauftreibt in die Einſamkeiten des Hochgebirges, was uns das Hüttenlager auf der Matratze, im Heu, oder gar das Biwak in den Felſen aufſuchen läßt, was uns die kärglichſte Nahrung beſſer munden macht als das opulenteſte Diner, iſt das Gefühl, daß wir Kultur ſatt und müde geworden ſind. Wir wollen Lehnſtuhl und Schreibtiſch, Divan, Ball, Soiréen, Straßendunſt, Stadtklatſch, kurz die Tretmühle vergeſſen, in der die meiſten von uns ihre Tage verbringen.

Vor Schluderbach, wo die Table d'hote-Hyänen die Gegend unſicher machen, wurde ein Augenblick gehalten, um den äußeren Menſchen in Schuß zu ſetzen. Eine Dame, die ſich dort im Anblick des Criſtallo und Popena erging, fragte uns, ob es regnen würde. Wir machten ein ernſtes Geſicht und ſagten: „Es hat ſchon geregnet, entweder regnet's noch einmal, oder es hört auf!" Sie dankte und ſchien ſehr befriedigt zu ſein. Es iſt immer angenehm, eine Gewißheit zu haben.

Kurz vor dem Hotel kamen uns Michel Egger, der auf der Straße Schluderbach gewonnen, entgegen. Er meinte, morgen würde er ſchon wieder geſund ſein. Dabei machte er ein betrübtes Geſicht, weil er heute nicht mitgeweſen war. Meine Frau, die mit ihm kam, ſchien auch traurig zu ſein, da ſie mich dieſes Jahr nicht wie ſonſt begleitet, aber doch freute ſie ſich wieder, daß es vorbei wäre, weil ſie eben ſelbſt die Tücken der Höhen kennt.

Wir aber blickten zu dem ſchroffen, jähen

Abb. 16. Verfaſſer auf der Spitze des Popena.

Turme dort oben hinauf und ſagten wie immer, wenn wir wieder im Thale ſtehen: „Das wäre alſo der Popena geweſen!"

Sieſta.

Hier lieg' ich in Gras und duft'gem Gekräute,
Das Schlummerlied ſummt mir im Brummbaß die Hummel,
Zur Seite der Glockenblume Geläute,
Zu Füßen der See, der Schwan und die Mummel;
Die edle Havanna, die dritte ſchon heute,
Haucht zierliche Ringel aus duftendem Stummel,
Viel dumme Gedanken, gar keine geſcheute:
O du glückſeliger Ferienbummel!

St. v. Goßlar.

Conrad Ferdinand Meyer †.

Nun ruhſt du aus von bunten Wanderflügen.
Dein Genius ſenkt die ſtarken Adlerſchwingen,
Und legt, ein Friedeleuchten in den Zügen,
Dein Harfenſpiel aufs Grab. Die Saiten klingen —

Sie werden rauſchen, wenn des Frühlings Winde
Durch deiner Heimat Berggeklüfte toſen,
Ihr helles Tönen grüßt das Blüh'n der Linde
Und hoch am Firnegrat die Alpenroſen.

Und winters, wenn der See im Eisgewande
Tief drunten grollt durch blaue Dämmerungen:
Dann tragen ſie in alle deutſchen Lande
Die Heldenlieder, die dein Mund geſungen.

Du gingſt. Dein Dichterwort kann nicht verhallen:
Es grüßt von jenſeits, aus des Todes Thoren.
Dein großes, warmes Herz ſpricht zu uns allen,
Jetzt und für immer. Du biſt unverloren!

Alice Freiin von Gaudy.

Neues vom Büchertiſch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Nur ein Roman! .. Das iſt ſo eine Redensart, wie ſie „ernſthaften“ Leuten leicht vom Munde geht. Leuten, die tags über mit brennenden Fragen oder verſtaubten Urkunden, Gründungen oder Emiſſionen, kurzum, die beſtändig mit dem „Wohl“ der anderen zu thun haben, für ihr eignes Wohl aber nur ein paar Stunden im Klub erübrigen. Und im Klub iſt für die Litteratur keine Heimſtatt, Erholung gewährt nur das Jeu, und jede andere Lektüre als die des Leibblatts wäre eine neue Anſtrengung, kein Genuß. Es iſt mithin natürlich, daß die armen Sklaven der Arbeit, des Dienſtes, des Alltags für den Roman ein ähnliches Achſelzucken haben, wie der ackernde Bauer für die Sportliebhabereien des gnädigen Fräuleins oder der trunkfeſte Zecher für Sahnentörtchen und Mandelmilch. Wie in dieſen Dingen, ſieht ein ledenserniſter Mann auch in dem Roman weiter nichts als eine Leckerei für die „Weiber“, die von den „Nöten der Zeit“, von der ungeheuren Bedeutung der Parlamentsverhandlungen und der Flottendemonſtrationen keine Ahnung haben. Und ſicherlich artet die Romanlektüre vielfach zu einer Art Narkoſe aus, ſicherlich ſind zahlloſe Romane nur als Einſchläferungsmittel für die Verdauungsſtunde brauchbar. Aber dieſe zahlloſen bilden nicht die Geſamtheit. Und um der übrigen willen iſt es gut, den Roman einmal auch von einem weiteren Geſichtspunkt aus zu betrachten. Der Roman iſt unbedingt eine Macht, mit der ein jeder, der in Sachen der allgemeinen Wohlfahrt mitzuraten, mitzuthaten hat, rechnen muß oder doch rechnen ſollte. Eine Macht im guten, eine Macht im ſchlechten Sinne. Es iſt eine durchaus erwägenswerte Frage, ob ein vielgeleſener Roman es nicht an Kulturwert mit dem Durchſchnitt aller Staatsaktionen und Finanzoperationen aufnehmen kann. Das iſt ja freilich nicht zu leugnen, daß der Roman heutzutage im großen Ganzen nur für die Frauen und die Jugend vorhanden iſt. Aber ſein Einfluß auf die Allgemeinheit iſt darum nicht minder groß; aus der Häuslichkeit, in der die Frau regiert, ſpinnen ſich tauſend Fäden in die Öffentlichkeit hinüber, und es geſchieht nichts auf dem großen Markt des Lebens, das nicht von der Häuslichkeit ausliefe, ſich dahin zurückwendete. Daß das Theater in gewiſſen Epochen die Sitten und die Denkungsart eines Volkes in demſelben Grade beeinflußt, wie es ſeinerſeits von den Volksanſchauungen beſtimmt wird, das wird auch von den beſagten „ernſthaften“ Leuten meiſt zugegeben. Aber der Roman wirkt in der Stille vielleicht noch eindringlicher. Wenn das Theaterſtück ſich nach der Weiſe eines Redners in öffentlicher Verſammlung geltend macht und weſentlich die Maſſenempfindungen der Zuhörer auslöſt, ſo hat der Roman etwas von der Zuſprache eines Freundes. Er reizt zum Nachſinnen, und der Leſer hat Zeit, die Anregungen in ruhiger Sammlung ausreifen zu laſſen, während das Bühnenwerk mehr einen Rauſch erzeugt, ſo überwältigend, aber auch ſo vergänglich, wie ein Rauſch zu ſein pflegt. Und da ein zartes Wäſſerlein im Laufe der Zeiten Gebirge unterhöhlt, ſo iſt es gewiß, daß unſere heutigen Ideen und Empfindungen in ihrem Wachstum durch die jahrhundertlange Romanlektüre weſentlich mitbeſtimmt ſind. Die materialiſtiſche Weltanſchauung, die lange wie ein Alp auf großen Teilen des Volkes laſtete, iſt fraglos durch die unabläſſige Arbeit des von Skepſis durchſetzten modernen Romans außerordentlich gekräftigt und bekeckt worden. Ebenſo hat aber auch der Roman von jeher idealiſtiſche Strömungen gefördert und verbreitert. So wurde die Eheſchließung von unſeren Vorfahren faſt durchweg als eine Art Tauſchgeſchäft betrachtet; daß Vermögen zu Vermögen kam, war die Hauptſache, wie ſich die Empfindungen zu einander ſtellten, Nebenſache. Heute verhält ſich die Sache im allgemeinen umgekehrt; was damals Regel war, iſt jetzt Ausnahme. Mehr als je in früherer Zeit hat gegenwärtig die perſönliche Neigung mitzuſprechen. Und wenn es ſich auch nicht ſtatiſtiſch nachweiſen läßt, ſo zeugt doch die einfache Erwägung dafür, daß der Roman, der von jeher die Tendenz hatte, die Wirklichkeit mit Romantik aufzuputzen, ſtark mitgeholfen hat, alle Ehegebräuche von Generation zu Generation umzuwandeln und zu modifizieren. Durch ihn ſind die tyranniſchen Väter, die entführten Töchter, die ausgeſtoßenen Söhne derart dezimiert worden, daß heutzutage kaum noch ein Erzähler wagt, mit ſolchen Figuren aufzuwarten, weil er fürchten muß, eher komiſch als tragiſch zu wirken. So förderlich aber der Roman der Idealität der Eheſchließungen geweſen iſt, ſo nachteilig hat er zweifellos auf die Zuſtände in der Ehe ſelbſt eingewirkt; ſeit längerem ſchon überwiegt an Zahl der Eheroman den Liebesroman, und es wäre merkwürdig, wenn durch die ſtändigen Schilderungen moriſcher Ehen die Ehemoral im ungefeſtigten Leſer nicht allmählich laxer und lockerer würde. Nach welcher Richtung aber auch der

Einfluß des Romans sich vollzieht, so viel wird schon aus diesen dürftigen Andeutungen klar, daß der Roman einen sehr beträchtlichen Kulturwert besitzt, der auch von ernsthaften Leuten ernst genommen zu werden verdient.

Die erziehliche und ebenso die verbildende Wirkung des Romans erklärt sich um so leichter, als er von jeher, und gerade in seinen besten Erscheinungen am offenkundigsten, das Bestreben zeigt, sich zum Erziehungsroman auszugestalten. Nur in den schwächeren Erzeugnissen spielt das blaße Fabulieren, die Aufhäufung von grellen Effekten, das rein Stoffliche die Hauptrolle. Die bedeutenderen Schöpfungen — vom Don Quixote bis zum Copperfield, von Wilhelm Meister bis zu Soll und Haben — tragen fast durchweg ein pädagogisches Gepräge; es wird in ihnen beständig erzogen; durch Irrungen aller Art lernen der Held und die Heldin die wahren und höchsten Werte des Lebens erkennen, durch lange Prüfungen werden sie endlich reif und Meister ihres Schicksals.

In diesem Sinne ist auch das jüngste Werk Ernst Müllenbachs „Waisenheim" (Dresden, Carl Reißner) ein Erziehungsroman. Das Vorbild einer hochgesinnten Frau wirkt veredelnd auf einen ganzen Kreis verschiedenartigster Naturen. Frau zur Heiden hat in kurzer Frist hintereinander den Gatten und zwei blühende Kinder durch den Tod verloren. Sie ergibt sich aber, sobald der erste betäubende Schmerz überwunden, keiner verdumpfenden egoistischen Trauer, sondern sucht den Reichtum ihrer Liebe, für den sie im engsten Heim keine Verwendung mehr hat, einem weiteren Kreise dienstbar zu machen. Sie begründet das „Waisenheim", eine Anstalt, die ihren Pfleglingen in jeder Hinsicht ein Elternhaus zu ersetzen sucht, von der aber auch weit in die Landschaft hinaus ein Strom von Segen ausgeht. Wer irgend von leiblichen oder seelischen Kümmernissen bedrückt wird, der geht zu der „guten Frau", um Rat oder Hilfe zu finden; und jeder kann gewiß sein, daß sein Vertrauen sich lohnt. So gelingt es ihr, hochstrebende Geister durch ihr Beispiel vor materialistischer Verflachung zu bewahren, zwischen Liebesleuten das zerrissene Band neu anzuknüpfen und werdenden Ehen ein dauerhaftes Fundament zu beschaffen. Nur auf jene Menschen, die in beständiger Selbstzufriedenheit, voll unzerstörbaren Hochmuts, ohne Wahrheits- und Sehnsuchtsdrang durch die Welt hinwandern, jene Menschen, die Müllenbach mit dem Wort Mussets kennzeichnet: „Sie starb und hatte nie gelebt," — nur auf sie vermag auch der weibliche Paul von Vincenz keinen Einfluß auszuüben. Ethisch und geistig geht der Roman über die früheren Schöpfungen Müllenbachs nach um ein Beträchtliches hinaus; ästhetisch ist er hier und da weniger frisch und bestrickend, als die kleineren Erzählungen des Dichters. Es steckt in einzelnen Teilen zu viel Absichtlichkeit, zu viel Predigt. Auch sind einzelne der idealen Gestalten des Romans etwas schattenhaft gehalten; sie bedürften einer reicheren Fülle kleiner Lebenszüge, um plastischer, körperlicher hervorzutreten. Das ist freilich ein Mangel, an dem die meisten Dichtungen leiden; die vollendete Menschlichkeit erscheint fast überall weniger scharf geprägt und lebenssaftig, als die rohere und gemeinere. Immerhin ist bei Müllenbach auch unter den Edelnaturen der und jener, wie der Professor Christen, der aufs lebendigste gezeichnet erscheint. Am köstlichsten jedoch offenbart sich seine Gestaltungskunst an den Typen aus dem Kleinbürgertum, z. B. an der Klatschbase Dorchen Wehrhahn aber an Ernst Sellmann, dem Präsidenten des Handwerkerklubs „Dichterdämmerung". Die Erziehungserfolge, von denen der Roman zu berichten weiß, werden besonders an dem Brautpaar Dr. Merck und Käthchen Braun sichtbar; ihm, dem weltabgewandten Stubenhocker, wird durch bittere Erfahrungen der Wert einer tüchtigen Weltkenntnis klar gemacht; sie, die zu früh den Verführungen des Lebens ausgesetzt war, erhebt sich aus Tändelei und Verlegenheit zu echter Liebesfähigkeit und Herzensfestigkeit. Die Poesie der Erzählung — und es sprudelt in ihr ein reicher Quell, wenn auch an einzelnen Stellen das Ästhetische durch das Lehrhafte, die künstlerische Gestaltung durch zu viel Rede überwuchert wird —, ist eine wesentlich innerliche. Die Poesie menschlicher Güte, reiner Herzen, die gewiß ebenso des Anbaus würdig ist, wie die Poesie der Naturschilderungen oder der Sinnlichkeit. Nach dieser Richtung hin, zugleich aber auch in seinem Humor und in seiner Darstellung der Kleinstädterei erinnert Müllenbach an Wilhelm Raabe, ohne daß er jedoch in seiner Eigenart irgendwie beschränkt erschiene. In gleichem Maße, wie die Dichtungen Raabes, wirkt auch das „Waisenheim" erhebend und erquickend; aber Müllenbach ist nicht so schwerfällig, er hat mehr Grazie als der Dichter des „Hungerpastors"; man merkt seinem Stil, seinem Aufbau immer wieder die Schulung durch französische Muster an.

Eine noch entschiedenere Rolle als in Müllenbachs Erzählung spielt das pädagogische Element in Adalf Wilbrandts Roman „Vater Robinson" (Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.). Die Erziehung eines jugendlichen Sturm- und Dranggeistes macht den Kern der Handlung aus. Zwei menschliche Typen stellt Wilbrandt einander gegenüber. Hier den Weltbeglücker Friedeberg, der bei all seinen philanthropischen Unternehmungen immer nur die Allgemeinheit, die Menschheit, im Auge hat und um den einzelnen sich blutwenig kümmert, dort den „Vater Robinson", der gerade umgekehrt mit der „Welt" nichts zu thun haben will und seine Liebe, seine Weisheit allein ein paar menschlichen Einzelwesen zu gute kommen läßt. Friedeberg ist für Tausende ein Wohlthäter, er macht von seinen Millionen den dankenswertesten Gebrauch; aber für seine nächste Umgebung ist er ein Tyrann, er findet zu seinem eignen Sohne kein Herzensverhältnis, weil er es nicht erträgt, daß der Junge seine eignen Wege wandeln will, statt nach den Anschauungen und Vorschriften des Vaters zu leben. Robinson aber erkennt sofort, daß der Junge nur aus Trotz in Nichtigkeiten und Lastern sein Glück sucht, daß ein vortrefflicher Kern in ihm steckt, der aber nicht durch Gewalt und Maßregelung, sondern durch hingebende Liebe gefördert sein will. Er geht zunächst widerspruchslos auf die Wünsche und Ideen des Verirrten ein, weckt aber allmählich

seinen Ehrgeiz und sein Feingefühl, bis der Junge von selbst erkennt, daß das Lebensglück nicht in einem ewigen Genußtaumel, sondern in fruchtbringender Arbeit zu finden ist. Wie man sieht, trägt der Roman ein stark schematisches Gepräge, und er leidet überdies an der Schwäche, daß die Ereignisse allzu oft vom Zufall bestimmt werden. Die Einzelheiten aber umspinnen eine Fülle von launigen und ergreifenden Bildern, von reifer Lebensweisheit und sonnigem Behagen. Im übrigen bezeugt das Werk, wie übermächtig der Dramatiker und Theatraliker in Wilbrandt ist, auch wenn er die Form der Erzählung wählt. Der Roman ist ganz theatralisch gedacht und ausgeführt; seine vier Bücher sind genau wie vier Akte aufgebaut und ließen sich ohne sonderliche Umänderungen in dramatische Scenen auseinander legen. Theatralisch ist die Zeichnung der Gestalten und der Örtlichkeiten, theatratisch die Sinnfälligkeit, mit der jede Bewegung vorgeführt wird, theatralisch die Gedrungenheit der Handlung, die eine weit ausgedehntere und vollere Darstellung vertragen würde, theatralisch auch die Katastrophe mit Gift- und Bekehrungsscene am Totenbett. Es sollte mich wundern, wenn „Vater Robinson" nicht demnächst auf der Bühne auftauchte.

Das Werden einer tüchtigen, begabten Natur vom Jüngling zum Manne bildet auch den Inhalt des dreibändigen Romans „Vom alten Schlage", den Ernst Wichert bei Carl Reißner in Dresden veröffentlicht hat. Aber hier handelt es sich auch nur fast einzig um das äußerliche Werden, nicht um Erziehung, nicht um innerliche Entwickelung. Der brave Bernhard Weber ist im Beginn der Erzählung ebenso fertig, so in sich abgeschlossen, wie am Schluß; er erlebt viel und erleidet viel, er erringt sich zu guterletzt ein Glück, das er in früheren Jahren verschmäht hat, aber sein Wesen hat keine Wandlung, kaum eine Biegung erfahren. Ein gesetzter Charakter, der alles durch eigne Kraft erreichen will und von niemandem eine Gunst begehrt, ist schon der Jüngling; eine solche Natur kann immer erfahrener, aber im Grunde nicht innerlich reifer werden. Zu den Persönlichkeiten, deren Laufbahn man mit liebevoller Teilnahme verfolgt, gehört der Held der Erzählung nicht; seine nüchterne spartanische Art hat wenig Erquickliches, sie macht ihren Weg, ohne viel nach Sympathie und Antipathie zu fragen, und so drängt ihr auch der Leser seine Gunst nicht auf. Um so gewinnender erscheint die weibliche Hauptgestalt, die den braven Bernhard von Kindheit an liebt, für all ihre Freundschaft aber, die sie ihm erweist, zunächst nur Mißverständnis und Enttäuschung erntet, bis der Geliebte endlich, nachdem ihn ein anderes Weib unglücklich gemacht, doch noch den Weg zu ihr findet. Der Titel des Romans enthält etwas wie einen Vorwurf gegen unsere Zeit; hoffentlich aber ist es bei Wichert nur eine vorübergehende Verstimmung, daß er in anständiger Gesinnung, in Ehrenhaftigkeit und selbstbewußter Männlichkeit Tugenden „vom alten Schlage" sieht, sie also zu den Wesenseigentümlichkeiten der heutigen Generation nicht rechnet. Streberthum, Protektionssucht und Charakterlosigkeit hat es gestern wie heute gegeben, und es fragt sich noch sehr, ob die patriarchalischen, autoritären Zustände von dereinst nicht ein besserer Nährboden für jene Eigenschaften waren, als die Verhältnisse der Gegenwart. Zu allen Zeiten hat das Alter die aufstrebende Jugend für idealloser gehalten, als die Genossen der eignen Lebensfrühzeit. Vielleicht aber will Wichert mit dem Titel noch etwas anderes andeuten, vielleicht will er den Roman selbst den modernen Erzeugnissen gegenüber als ein Wert vom alten Schlage bezeichnen. Und in der That, dem Aufbau, dem Stil, der Charakteristik nach erinnert die Erzählung mehr an die Litteratur von gestern als an die moderne Schaffensweise. Ihren Hauptreiz bildet die bunte Fülle der Geschehnisse; Gestalt drängt an Gestalt, und eine spannende Scene folgt der anderen. Es steckt in dem einzelnen viel vortreffliche Lebensbeobachtung, und manche der Figuren brauchte nur psychologisch tiefer gefaßt, nur weiter ausgestaltet zu werden, um mit ihrem Schicksal und ihrer Eigenart den Stoff zu einem eignen Roman zu geben. Andere Einzelheiten sind freilich altes Gemeingut des Romans; man glaubt den Personen und den Vorgängen als Leser schon wer weiß wievielemal begegnet zu sein. So dem unglücklichen Subalternbeamten, der durch den Aufwand, den seine Familie treibt, zu Unterschlagungen veranlaßt wird, um sich schließlich allen Verlegenheiten mit Hilfe einer Revolverkugel zu entziehen. Oder dem geborenen Schmarotzer, dem vornehmen Lebemann, der jede Arbeit für ein Privileg der plebs misera hält und sein Lebensheil in einer Millionenheirat sucht. Ebenso den „korrekten" Assessor, der mehr Standeswesen als Individuum ist. Wichert versteht es jedoch, das in gewissem Sinne Überlieferte mit allerlei feinen Nebenzügen auszustatten, so daß es hier und da überraschend wie etwas Ungewohntes wirkt. Auch fehlt es nicht an Charakteren von interessanter Eigenart; hierhin gehört vor allem die erste Frau des Helden, ein Wesen aus Phlegma und Sehnsucht, aus Gold und Talmi seltsam zusammengesetzt; vom ästhetischen Gesichtspunkt aus würde diese Frau sich weit eher zur Trägerin eines Romans eignen, als der tadellose, aber auch im allgemeinen ziemlich langweilige Ritter Bernhard. Seine alte Erzählungskunst aber bewährt Wichert in diesem Werke, wie nur in irgend einer früheren Arbeit; die Sprache, besonders im Dialog, hat einen gefälligen, reizvollen Fluß, und überall finden sich Stellen eingestreut, in denen ein gereifter Lebenskenner auf angenehme Weise belehrt.

Vom allerjüngsten Schlage, modern in des Wortes schauerndster Bedeutung, sind die Gestalten, mit denen Ilse Frapan in ihrem Roman „Die Betrogenen" (Berlin, Gebr. Paetel) das deutsche Publikum bekannt macht. Leserinnen, denen es nur wohl ist im Umgang mit der hausmütterlichen Sabine Gustav Freytags oder den zarten Agnesnaturen, die Dickens ihren Vater nennen, denen eine radelnde, cigarrettenrauchende, Nietzsche lesende Dame ein unerträglicher Greuel ist, gebe ich von vornherein den Rat, sich in keiner Weise mit dem Roman einzulassen. Zartbesaitete Gemüter trifft sicherlich jede Schilderung des Buches wie ein

nächtlicher Spuk. Wer aber eine Dichtung nicht nach dem sympathischen oder antipathischen Zügen ihrer Gestalten beurteilt, wer in erster Reihe die Gestaltungskraft des Dichters prüft, der wird in dem Roman eine Fülle von Anregung finden und der psychologischen Kunst Ilse Frapans seine Bewunderung nicht versagen. Freilich eine Bewunderung, an der weniger das Herz, als Geist und Kunstverstand teilhaben. Die Charaktere des Romans wie ihr „Milieu“ sind in gleich vollendeter Weise gezeichnet. Es ist allerdings manches in dem Buch, was, wie mir scheint, aus modernen Schriftstellern angelesen ist, aber es bleibt genug an bezwingender Eigenart, und auch das Angelesene hat die Dichterin mit ihrer Besonderheit durchsetzt. Von Handlung und Entwickelung kann nur in beschränktem Sinne die Rede sein; die Dichterin schlägt eigentlich nur einen Accord an, den sie in immer neuen Variationen durchführt. Das Buch zerfällt in lauter Einzelscenen, die sich immer wieder um denselben Punkt drehen, um das Thema von allen Seiten zu beleuchten und bis an die Wurzeln bloßzulegen. Den Untergrund des Romans bildet Zürich mit seinem Universitätstreiben, mit seiner studierenden Jugend, die aus ganz Europa zusammengeweht ist, Männlein und Fräulein in fürchterlichem Gemisch, alle voll frühreifen Selbstbewußtseins und thörichter Anmaßung, in Wahrheit so unreif wie möglich, die einen von Tolstoi, die anderen von Nietzsche beeinflußt. Ein einzelnes Paar hebt sich aus dem Gewühl heraus; er, der echte und rechte Jugendtypus des fin de siècle, halb blasiert, halb Zukunftsträumer, einerseits weichlich, nervös, blasiert, andererseits voll wilden Lebensdranges, tyrannisch, selbstbewußt, in jeder Weise begabt, aber vorläufig doch mit all seiner angelesenen Weisheit ein dummer Junge; sie, die deutsche Studentin, die gern eine neue Species Weib, das Zukunftsweib, spielen möchte, im Grunde aber noch mit allen Wurzelfasern das Gretchen von gestern ist. Wie diese beiden zu einander kommen, miteinander den alten Kampf zwischen Mann und Frau kämpfen, sich entzweien und versöhnen, ihr Liebesleben ganz nach individuellem Gelüst zu gestalten suchen, um schließlich einzusehen, daß auch für sie die geschmähte Philisterordnung, auch für sie die Ehe den sichersten Glückshafen bedeutet, — das ist das Thema des Romans, das die Dichterin psychologisch und künstlerisch gleich meisterlich bewältigt hat. Ein innerliches Verhältnis zu den Gestalten läßt sich natürlich nicht gewinnen, dazu sind sie in gewissem Sinne zu abgeschmackt, aber ästhetisches Interesse erregen sie in jedem Zuge. Wie die Charakteristik, so erscheint auch die Naturscenerie und das studentische Leben und Treiben voll Farbe und Wirklichkeitstreue. Die Empfindungen steigern sich hier und da zu wildem Rausche, und aus den Stimmungen atmet berückende Poesie. Was der Titel bedeuten soll, ist mir nicht ganz klar geworden. Soll er weiter nichts besagen, als was die Verfasserin an einer Stelle andeutet, daß nämlich die Liebenden einander getäuscht haben, daß jeder vom anderen mehr erwartet hat, als er schließlich findet? Oder will die Verfasserin das Pärchen als die Betrogenen, die Opfer moderner Afterweisheit hinstellen? In letzterem Falle würde der Ausgang des Romans ethisch und geistig keine sonderliche Bedeutung haben, denn die Umkehr zweier ganz unreifer Naturen beweist so gut wie nichts, weder für die Thorheit der fin de siècle-Anschauungen noch für den Wert des Überkommenen. Überzeugend würde nur die „Bekehrung“ ernst zu nehmender Persönlichkeiten sein.

In eine ganz andere Welt führt das Geschichtenbuch „Im Winkel der Großstadt“ von Fritz Schott (Leipzig, G. H. Meyer). Die Menschen, deren Leid und Freud er in lichten und düsteren Scenen vorüberführt, haben weder am „Übermenschen“, noch an den modernen Verzweiflungen schwer zu tragen, ihr Schmerz und ihre Lust ruht in dem, was zu allen Zeiten das Menschenherz durchsonnt und durchnachtet hat. Mit neuen Weltanschauungen, mit großen Zukunftsträumen bemühen sie sich nicht, den Leser zu fesseln, aber sie gewinnen sein Herz, es geht von ihnen wie Licht und Wärme aus, sie wollen geliebt sein, und man muß sie lieben. Fritz Schott ist ein ebenso feinfühlender wie aufmerksamer Beobachter, die Bilder, die er zeichnet, sind so realistisch treu, so lebensfrisch, so bis ins kleinste ausgeführt, wie nur irgend ein niederländisches Genrebild von Dow und Mieris. Nur selten kommt die Schilderung über das bloß Photographische hinaus; an der Mehrzahl der Bilder aber hat nicht nur der beobachtende Künstler, sondern vor allem auch das Herz geschaffen. Schotts Realismus ist mit Empfindung, die freilich hier und da ins Empfind- und Rührsame schlägt, gesättigt; es fehlt dem Dichter nicht an fröhlicher Laune, fast überall jedoch klingt in seine Geschichten ein Ton leiser Wehmut hinein. An der Art übrigens, wie Schott mit Kindern und Kranken sich beschäftigt, wird auch der Laie unschwer erkennen, daß der Dichter eigentlich eine Dichterin ist, daß hinter dem Fritz ein weiblicher Vorname sich verbirgt. Der Großstadtwinkel, den Schott zeichnet, liegt irgendwo im Norden Berlins; er umspannt nur ein winziges Gebiet, aber auf diesem engen Raum ist die Dichterin „zu Hause“, jede Einzelheit ist ihr aufs innigste vertraut. Von dem, was sich da abspielt, entgeht ihrem scharfen Auge, ihrer liebevollen Teilnahme nichts. Unter den Skizzen, die das Buch umfaßt, möchte ich an erster Stelle „Auf der Recherche“ nennen. Die kleine Geschichte erzählt von einem Geschwisterpaar, das aus behaglich vornehmen Verhältnissen nach und nach zu hoffnungsloser Ärmlichkeit herabgesunken ist. Die Jüngere leidet an schwerem Siechtum, die Ältere muß in harter Arbeit für beide den Unterhalt gewinnen. Eines Tages aber entdeckt eine freundliche Samariterin, wie es um die Verlassenen steht; sie ruft den Arzt, und dieser verlangt, daß die Leidende sofort ins Krankenhaus geschafft werde. Marie, die Ältere, setzt jedoch der Forderung einen dumpfen, hartnäckigen Widerstand entgegen; sie will sich nicht von der Schwester trennen und ihre Sorge mit keinem Fremden teilen. Schließlich aber muß sie nachgeben; nur geschieht das zu spät, denn trotz aller Pflege ist die Kranke jetzt nicht mehr zu retten. Fast dramatisch wirkt die Schlußwendung, sie erhellt blitzartig das Dunkel

der seelischen Vorgänge; es ergibt sich, daß Marie nicht die Schwester, sondern die Mutter der Heimgegangenen war. Aus der Großstadt hinaus führt die ausgedehnteste der Geschichten „In der Trennung". Sie bedeutet künstlerisch und psychologisch ein keckes Wagnis, denn nur die behutsamste Feinfühligkeit kann das Thema durchführen, ohne zu verstimmen. Es zeugt für das Talent der Verfasserin, daß ihr das Wagnis im großen Ganzen gelungen ist. Nur ein Mädchen, wie sie es zeichnet, kann mit ahnungsloser Naivetät das Gefährliche unternehmen, dem eignen Bräutigam in Briefen zu berichten, wie sie sich unwiderstehlich zu einem Anderen hingezogen fühlt und endlich das alte Verhältnis dem neuen opfern muß. Ein launiges Phantasiebild im Stile Wilhelm Hauffs beschließt das Buch, das ein herzliches Verlangen nach — mehr erweckt.

Es ist nicht so stillos, wie es auf den ersten Blick scheint, wenn ich dieser Bücherschau, die sich bis hierhin mit lauter Romanen und Phantasieerfindungen beschäftigt hat, die Anzeige eines Werks einreihe, das von einem echten Wirklichkeitshelden, von dem Leben und Schaffen Theodor Körners handelt. Man braucht dieses Werk — sein Titel lautet „Theodor Körner und die Seinen" (Leipzig, E. A. Seemann), seine Verfasser sind E. Peschel und E. Wildenow — nur flüchtig zu durchblättern, und man wird gleich mir den Eindruck erhalten, daß nicht oft ein Wirklichkeitsleben so ganz in der Art eines Romans, einer Dichtung sich abspielte, wie das Leben des Sängers von Leier und Schwert. Allerdings ein Roman im großen Stil, von machtvollen Persönlichkeiten getragen, durchströmt von Ideen und Empfindungen, denen der Stempel höchster Weihe aufgedrückt ist, reich an geschichtlichen Ausblicken und philosophischen Fernsichten. Nur ein Alter von einundzwanzig Jahren hat der Dichter erreicht, aber er hat so intensiv gelebt, es drängt sich in den wenigen Jahren ein so gehäuftes Maß von Blüten und Früchten zusammen, daß wenige Greise auf ein Dasein von solchem inneren Reichtum zurückblicken können. Und doch bildet das Leben Körners gleichsam nur eine Episode in der Geschichte seiner Eltern. Beide, Vater und Mutter, waren Menschen ersten Ranges, mit Herz und Geist an allem Großen, was die Zeit gebar, beteiligt. Ihr Haus in Dresden war ein Sammelplatz der ersten Geister; man braucht nur die Namen der Freunde dieses Hauses zu nennen, unter ihnen Schiller und Goethe, Schleiermacher und Dorothea von Kurland, die Generale von Pfuel und Thielmann, die Humboldts und die Schlegels, und man deutet unendliche Beziehungen zum geistigen und nationalen Leben unsers Volkes an. In diesem Hause wuchs Theodor Körner auf, von der Natur aufs reichste begabt, mit Anregungen aller Art überschüttet, vielgeliebt und vielverwöhnt. Auf mannigfachen Reisen lernt er früh ins Weite schauen und seine Welt- und Menschenkenntnis vertiefen. Als er 1808 nach Freiberg als Bergstudent geht, überragt er geistig bereits alle seine Altersgenossen, aber an jugendlicher Frische hat er nichts eingebüßt; seine Lust an tollen Streichen, der Überschwang seines Empfindens und Genießens läßt kaum etwas zu wünschen übrig. Dann und wann, besonders in der Zeit, als Körner seine Studien in Leipzig fortsetzte, blieben die Streiche, in denen er sich austobte, nicht ohne bedrohliche Folgen. Schließlich wurde er in der Pleißestadt relegiert. Nachdem er kurze Zeit darauf eine schwere Krankheit durchgemacht, wandte er sich nach Wien, mit der Absicht, hier seine Studien zu vollenden. Bald aber zieht ihn das Theater in seinen Bann; die Stücke, die er schreibt, werden von der Hofbühne angenommen, und der Student erhebt sich in kurzer Frist zum erfolggekrönten Dichter. Um sein Glück vollkommen zu machen, gewinnt er die Liebe eines hochgesinnten Mädchens. In eben dieser Zeit bringt die Kunde von der Vernichtung der Großen Armee, der entscheidenden That Yorks, den Aufruf Friedrich Wilhelms III. nach Wien. Und Körner ist einer der ersten, der den Entschluß faßt, in den Kampf für die Freiheit seines Volkes miteinzutreten. Ihn hält nicht die Liebe, nicht die Aussicht auf weitere Erfolge, nicht die Erwägung, daß seine sächsischen Landsleute weiterhin unter den Fahnen Napoleons kämpfen werden; er eilt nach Breslau und wird in die schwarze Schar Lützows eingereiht. Und in flammendem Rot geht dann sein kurzer Tag zu Ende; bei Gadebusch trifft ihn die tödliche Kugel. Ganz Deutschland aber betrauert den Dahingeschiedenen, der „zugleich ein Sänger und ein Held" war, und für immer gehört er zu den erkorenen Lieblingen seines Volkes. War je ein Leben herrlicher als dies? ein sonniges Idyll in seinem Beginn, dann ins Heroische erhöht und schließlich vom Schicksal als heiliges Volks- und Vaterlandsopfer angenommen. Kein Dichter konnte diese neue Achilleis würdiger ersinnen. An der Zeit aber war es, daß endlich einmal dies Leben eine Darstellung erfuhr, die seiner wert, die es in seiner ganzen Fülle und Größe erfaßte. Mit dem vorliegenden Werke wird diese Erwartung aufs beste erfüllt, in der Anlage wie in der Ausführung leistet es alles, was irgendwie verlangt werden kann. Wo das Wort nicht ausreicht, ergänzen Hunderte von Abbildungen, Autographen und Karten die ebenso gewissenhafte wie gewandte Darstellung. In beidem aber, in Wort und Bild, geht das Werk über den Rahmen einer bloßen Biographie weit hinaus; es umspannt im Grunde die ganze Kulturgeschichte der großen Epoche, deren Beginn die französische Revolution bildet und die etwa mit Goethes Tode endet.

Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Das letzte, nicht vollständig vollendete Gemälde Heinrich Lossows, das wir als erstes ganzseitiges Bild des Heftes zwischen Seite 624 und 625 bringen, während unser farbiges Titelbild einen Ausschnitt aus ihm wiedergibt, ruft die Erinnerung an den Weg wach, auf dem der verstorbene Meister zum Maler der Rokokozeit wurde. Er kam, nachdem er kurze Zeit gleich seinem Vater als Bildhauer thätig gewesen war, in das Atelier Pilotys. Hier sollte er, wie Dr. Adolf Rosenberg in seiner Geschichte der modernen Kunst lustig erzählt, die „übliche schauderhafte Begebenheit" malen, und es wurde als Motiv eine Stelle aus dem Einführungsgedicht zu Heines Buch der Lieder gewählt, in der der junge Dichter die Sphinx umarmt: „Derweilen des Mundes Kuß mich beglückt, verwunden die Tatzen mich gräßlich." Lossow wußte den seltsamen Vorwurf in sehr glücklicher Weise mit dem süßen Schauer der Romantik zu umgeben und — er stellte den jungen Dichter in Rokokotracht dar. Das führte ihn auf das Studium der Zeit überhaupt; er eignete sich die genaueste Kenntnis der Kostüme, des Geräts, der Architektur des Rokoko an und vertiefte seine Kenntnisse noch besonders, als er 1870 mit vor Paris zog und in Versailles den glänzendsten Centralpunkt der Rokokokunst kennen lernte. Watteau und Lancret wurden seine Vorbilder, die er an duftiger Leichtigkeit freilich nicht erreichte, an Klarheit und in der Charakteristik sicher übertrgf. Die glänzenden Kavaliere, die pikanten Dämchen, die zierlichen Zofen jener Periode sind von keinem deutschen, aber auch kaum von einem französischen Maler der neueren Zeit so echt, mit so feinem Humor zugleich dargestellt worden, wie von Lossow. —

An die fröhliche Karnevalszeit mahnt unser zweites Vollbild (zwischen S. 640 und 641), ein lustiger, mit Verve gemalter Pierrot von Eugenie Munk, der in der letzten Ausstellung im Münchener Glaspalast durch seine frische Lebendigkeit und sein prächtiges Kolorit sehr gefiel. — Zwischen S. 656 und 657 schalten wir die Reproduktion des vielleicht wertvollsten Fächers ein, der in jüngster Zeit geschaffen wurde. Professor Eduard Grützner, der ihn seiner Gattin verehrte, schmückte nämlich in höchst origineller Weise die einzelnen Blätter des großen schwarzen Ebenholzfächers mit kleinen Ölgemälden. Wir sehen auf zwei der mittleren Blätter als charakteristisch für den Schaffenskreis des Künstlers den köstlichen Falstaff und den behäbigen Klosterherrn, (zwischen beiden des Künstlers Sohn), weiter ein Stillleben, ein Klosterinterieur mit stattlichem Weinfaß, einen Ausschnitt aus der Bibliothek Grützners; es folgen nach beiden Seiten die Familienmitglieder und Freunde des gastlichen Künstlerhauses: vom Falstaff aus nach links die Schwägerin Maria, der Meister selbst mit der Palette in der Hand, auf einem Blatte vereint Direktor Baumgärtel, Ludwig von Bürkel, den früheren Kabinettssekretär König Ludwigs II., Museumskonservator Mayer, Hofschauspieler Häußer — von dem Mönch aus rechts die anmutige Tochter des Hauses, die Schwägerin Katharina, auf einem Blatte Architekt Lahne, Justizrat Wimmer, Oberintendanturrat Lenz, Hofkapellmeister O. Rüber, und endlich den verstorbenen Schwiegervater Grützners, General von Wirthmann. Klematisranken, in Goldbronce gemalt, verbinden die einzelnen Blätter. Das Ganze ist mit erstaunlichem Geschick komponiert und wirkt überaus reizvoll. —

Mancherlei Anzeichen scheinen darauf hinzuweisen, daß die Historienmalerei, auf welche die moderne Kunst eine Weile mit kaum verhohlener Mißachtung blickte, wieder zum Ansehen gelangen und kräftigere Blüten treiben wird. Die Reaktion konnte auch gar nicht ausbleiben; es kam nur darauf an, ob sich Künstler finden würden, die anstatt säuberlich etikettierter historischer Seenen ohne tieferen Gehalt solche Gemälde zu schaffen vermochten, aus denen uns der Geist eines Zeitalters entgegenschaut, wie aus den Bildern Adolf von Menzels, dem soeben kaiserliche Huld den höchsten preußischen Orden verlieh, die Zeit Friedrichs des Einzigen, aus den Gemälden Charlets, Raffets und vor allem Meissoniers die Zeit Napoleons I. Ich will nicht behaupten, daß das voll auf das Bild von Louis Gardette, „Napoleon während des Feldzuges 1813 Erkundigungen einziehend" (zwischen S. 688 und 689), zutrifft; der Vorwurf packt nicht recht, und es gehört eine gewisse Reflexion und eine intimere kriegsgeschichtliche Kenntnis dazu, die Intentionen des Künstlers richtig zu würdigen: man muß wissen, daß es in der That eine besondere Eigentümlichkeit Napoleons war, vor jeder Schlacht persönlich zu rekognoscieren, und daß die Bedeutung dieser persönlichen Erkundung von allen Kennern Napoleonischer Kriegsführung stets scharf betont wurde. — In Deutschland aber ist uns ein Künstler erstanden, der das Zeug zu einem Historienmaler großen Stils zu haben scheint: Arthur Kampf, der bisher in Düsseldorf wirkte und jüngst einem

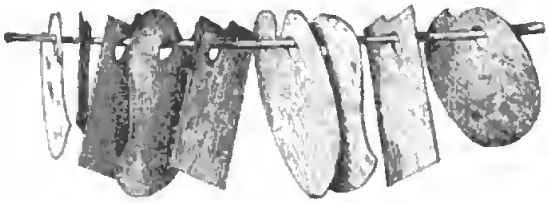
Ruf nach Berlin folgte, wo er hoffentlich die seinem künstlerischen Naturell entsprechende kräftig wirkende Lehrthätigkeit frei zu entfalten Gelegenheit finden wird. Das erste große historische Gemälde des 1864 geborenen Künstlers war der „Choral von Leuthen“ (Wandgemälde im Hause des Fabrikbesitzers Peill in Düsseldorf) — wir geben einen höchst charakteristischen Studienkopf zu dem Bilde auf S. 697; es folgten dann u. a. „Die Aufbahrung Kaiser Wilhelms I. in der Nacht vom 13.—14. März 1888“ (jetzt in der Münchener Pinakothek), „Bon soir, Messieurs!“ (Friedrich der Große begrüßt nach der Schlacht von Leuthen die österreichischen Offiziere im Schlosse zu Lissa), „Einsegnung von Freiwilligen 1813“, „Rede Friedrichs des Großen an seine Generäle nach der Schlacht bei Kunersdorf“ (jetzt in der Düsseldorfer Galerie) und „Professor Steffeck begeistert 1813 zur Volkserhebung“ (jetzt in der Berliner Nationalgalerie), „Mit Mann und Roß und Wagen —“. Arthur Kampf ist ein sehr fleißiger, schaffensfroher Künstler. So sind denn neben den Historienbildern, in denen sich mir freilich der Kern seiner künstlerischen Eigenart am deutlichsten auszuprägen scheint, auf seiner Staffelei auch viele nicht geschichtliche Gemälde verschiedenartigsten Inhalts entstanden, darunter manche höchst charakteristische Genrescenen aus dem modernsten Leben. Von der Frische und Leichtigkeit, mit der er diese auffaßt, gibt vielleicht auch das kleine Blatt „Aschermittwoch“ auf S. 620 eine Anschauung. —

Neben Zügel, dem ausgezeichneten Münchener Tiermaler, behauptet immer noch auch der ältere Christian Mali (geboren 1832) seinen Platz. Auch er, übrigens von Geburt ein Niederländer, aber seit langen Jahrzehnten an der Isar heimisch, hat wie Zügel als Specialität die Schafe erkoren, und die meisten größeren deutschen Galerien enthalten wohl Werke seiner Hand. Unsere Leser dürfte es interessieren, sein „Eingeschneit“ (zwischen S. 704 und 705) etwa mit dem Zügelschen „Halt!“ zu vergleichen, das wir im Maiheft vorigen Jahrgangs veröffentlichten. —

Auf S. 613 bringen wir von Francesco Barzaghi, einem jüngeren italienischen Bildhauer, die originelle Büste einer Ägypterin, der hier gleich eine zweite plastische Arbeit, der „Aristoteles“ von C. Kundmann (S. 636) angereiht sein mag; dort die flotte, einschmeichelnde italienische Arbeit, hier das ernste, vielleicht etwas schwere Werk des Wiener Professors. — Der Komponist Georg Schumann, dessen Porträt nach einer trefflichen Pastellstudie von Fr. Heyser S. 617 gibt, ist nicht etwa mit seinem großen Namensvetter Robert zu verwechseln; aber er ist ein sehr tüchtiger reifer Künstler, der in weiteren Kreisen durch sein Chorwerk „Amor und Psyche“ und zahlreiche Klavierstücke bekannt geworden ist und zur Zeit als Dirigent der philharmonischen Konzerte in Bremen wirkt. —

Einen charakteristischen hessischen Bauersmann gab uns Wilh. Thielmann von der Kunstschule in Cassel (S. 629), eine schöne Ölstudie „Giebelhaus auf der Düne von Ostende“ Ludwig Dill, der im letzten Jahre als der Führer der sogenannten Dachauer Gruppe (Dill, Langhammer, Flad, Strobentz, Herterich ꝛc.) auf der Münchener Secession im Vordergrund des Interesses stand. Schon diese Studie zeigt etwas von der eigenartigen duftigen Art der Dachauer, deren Bilder wie hinter einem ganz, ganz dünnen Nebelvorhang zu liegen scheinen. Es geht unstreitbar ein eigentümlicher Zauber von dieser Art der Auffassung aus, nur — schade — daß sie zu leicht Manier wird. In München spöttelte man ein wenig, die Dachauer setzten sich zum Malen stets eine graue Brille auf, um die Nebelstimmung herauszubekommen. —

Francesco Salviati — er hieß eigentlich Francesco de' Rossi und erhielt nur nach seinem Gönner, einem Kardinal, den Beinamen Salviati — war einer der fruchtbarsten römischen Künstler des XVI. Jahrhunderts, ein seiner Zeit sehr gefeierter Maler, vor allem ein außerordentlich tüchtiger Zeichner, der mit einer gewissen einseitigen manierierten Vorliebe Michelangelo nachahmte; alles in allem ein trefflicher, oft überraschend interessanter Künstler, aber doch schon ein Epigone. Der Studienkopf, den wir auf S. 681 bringen, stammt aus der schönen Sammlung des Herzogs von Devonshire; von den größeren Werken Salviatis, der auch unter dem Namen Cecchino (Fränzchen) bekannt ist, sind wohl die „Psyche“ (Venedig — Palast Grimani), „Adam und Eva“ (Paris — Louvre), „Triumph des Camillus“ (Florenz) die bekanntesten. H. v. S.



Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 58.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

YD 26450